

Monatsschrift

für

Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

IX Jahrgang. 1894. Achtzehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Printed in Germany



Inhalts-Uebersicht

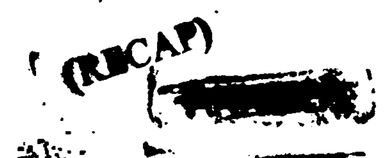
des

Achtzehnten Bandes.

Neunter Jahrgang.

1894.

Aufsätze und Berichte.



Novellen und Erzählungen.

Gedichte.

Aphorismen.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Anregungen und Antworten.

Bemerkungen und Besprechungen.

Theosophische Vereinigung.

Abbildungen.

Kunstbeilagen.



Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVIII, 95. Januar 1894.

Wie der Jünger seinen Meister findet.

Von

Annie Besant.

Das Verhältnis zwischen dem Lehrer und seinem Schüler ist keineswegs das gleiche bei den sehr verschiedenen Schulen im fernen Osten. Im Abendlande herrschen hierüber meist irrtümliche Ansichten. Es giebt in Indien viele Arten von okkulten Schulungen, und die Verschiedenheit ihrer Grundsätze ist fast so groß wie die Zahl der Lehrer.

Wenn nun Jemand in seinem Streben nach Weisheit und nach Erlösung aus den Banden des immer wiederkehrenden leiblichen Daseins einen Führer unter denen, die ihm zugänglich sind, sucht und wählt, so wird er sich dabei vernünftigerweise durch besonnene Erwägung der Vertrauenswürdigkeit des Lehrers leiten lassen. Dies ist aber ein durchaus anderer Vorgang als derjenige, den man mit dem Ausdrucke bezeichnet, daß „ein Jünger seinen Meister findet"; denn dies heißt in Wirklichkeit nur, daß der Jünger ein, ihm unbewußt bereits bestehendes, Verhältnis zu seinem Meister erkennt.

Wenn „Jüngerschaft" nichts weiter heißen soll, als daß ein Schüler einen Lehrer hat, der ihm an Verstand und Wissen überlegen ist und dessen Fähigkeiten und Kenntnisse er zu untersuchen und annähernd zu beurteilen imstande ist, einen Meister, von dem er nur intellektuelle Unterweisung wünscht, wie sie der Europäer von seinem Professor erhält, dann ist es höchst verständig und vorsichtig, wenn beiderseits die gehörige Prüfung stattfindet. Der Schüler sieht sich seinen Lehrer und der Lehrer seinen Schüler auf dessen Tauglichkeit an; und wenn von beiden Seiten das Ergebnis befriedigend ist, dann wird die beabsichtigte Verbindung angeknüpft. Ein solches Band gehört ganz der Verstandesebene an; das sinnliche Bewußtsein ist der einzige maßgebende Richter; und in dieser Welt der Täuschungen thut man sehr wohl jede ordentliche Vorsichtsmaßregel gegen Täuschungen und Enttäuschungen zu treffen.

Oktober 15, „Lucifer" Vol. XIII, Nro. 74, London 1893.

Aber ist dies das, was man unter dem Verhältnisse eines „Jüngers“ zu seinem „Meister“ versteht, — ist dies heiligste, erhabenste, rein geistige Verbundensein nichts anders als eine solche verständige Geschäftsverbindung, welche man mit Fragen einleitet und die sich von vornherein auf Argwohn baut, auf Zweifel, die erst nach und nach durch nähere persönliche Bekanntschaft im Umgange des bürgerlichen Lebens schwindet?!

Ich mag wenig genug von dem wissen, was und wie das Verhältnis zwischen einem Jünger und seinem Meister ist. Was ich aber davon weiß, ist ganz das Gegenteil von solcher Verstandesverbindung; und die Schule des Meisters, in die ich eingeführt worden bin, beruht auf durchaus gegenteiligen Grundsätzen. Dort ist unsere Beziehung zu dem Meister nur eine geistige und zwar lange, ehe sie uns ins Bewußtsein des Verstandes eintritt. Dieses Band knüpft sich schon ehe unser niederes Bewußtsein irgend etwas davon weiß, so fest und stark, daß, wenn nun endlich unser äußeres Bewußtsein diese vorliegende Thatsache gewahr wird, alles Fragen oder Prüfen eine lächerliche Unmöglichkeit sein würde.

Meister und Jünger haben dann schon lange mit einander auf der geistigen Bewußtseinsebene verkehrt, der Meister leitend, führend, helfend und der Jünger strebend, lernend, willig folgend. Auf dieser Ebene kommt auch die räumliche Entfernung garnicht in Betracht. Des Jüngers Körper mag in irgend einem Lande leben, fern von dem Orte, wo sich der Meister aufhält. Auf dieser Ebene bedarf es auch keiner Erwägungsgründe; in dem Maße, wie die Geisteskraft des Jüngers zunimmt, wächst auch seine Einsicht. Er wird seines Meisters Wissen, Reinheit und Selbstlosigkeit so wenig in Frage stellen, wie das Licht der Sonne; sein Leben auf der Geistesebene ist völlige Hingabe an den Meister, der für ihn eine Verkörperung des geistigen Gesetzes und der Gottheit selbst ist.

Manche langen Jahre hindurch mag seine Schulung voranschreiten, ohne daß selbst eine Ahnung davon in sein tägliches Bewußtsein fällt. Während dieser Zeit ist er bestrebt auf dieser niederen Bewußtseinsebene ein reines, mäßiges, dem Guten gewidmetes Leben zu führen und sehnt sich beständig nach dem ihm noch unbekannten Meister, den er einst zu finden hofft. Dann endlich nach und nach kommt, in seinen Augenblicken höchster innerer Sammlung, über ihn das Gefühl von etwas Gegenwärtigem, das unendlich erhaben und mächtig, ernst und ruhevoll, gerecht und liebevoll ist. Dies dunkle Fühlen eines solchen Etwas, das hoch über ihm steht, belebt sein Sehnen und bestärkt sein Streben. Sein niederes Bewußtsein, das nun lange Zeit hindurch geläutert worden, wird dann immer leichter, immer williger empfänglich für die Einflüsse der höheren Ebene. Der Schleier zwischen dem höheren und niederen Bewußtsein wird immer dünner, immer durchsichtiger, und das dunkle Gefühl wird schließlich zu noch unvollkommenem Sehen und Hören mit seinen geistigen Sinnen. Mehr und mehr durchdringt das geistige Bewußtsein dasjenige des Verstandes; aber, als der Meister kommt es, nicht als Diener; es herrscht, es unterwirft sich nicht verstandesmäßiger Untersuchung. Und es erfüllt

die niedern Geisteskräfte mit seinem eigenen Wissen, bringt ihnen die Gewißheit seiner eigenen Erfahrung, überflutet sie mit dem Glanze seines eignen Lichtes.

Was daher das niedere Bewußtsein ganz besonders braucht, um es für den Empfang dieses geistigen Gastes zu bereiten, ist Hingabe, das Sehnen nach Erhebung und das innigste Verlangen, sich vollständig diesem Einflusse zu öffnen. Hat es das gethan, so that es alles, was es konnte; es hat alle seine Fenster geöffnet, und das Licht strömt nun herein. — Wo in dieser ganzen Kette des allmähligen Werdens sollte wohl die Frage sich einstellen: „Hat der Meister wirklich höheres Wissen? Hat er es und nutzt er es auch selbstlos, kann ich ihm wohl trauen?" Mag der Jünger an sich selber zweifeln, nie aber an seinem Meister; an sich selbst mag er sogar verzweifeln, aber nie an seinem „Herrn"!

„Also, halten Sie wohl garnichts von der menschlichen Vernunft?", so höre ich jemanden fragen. „Dann öffnen Sie ja der Unwissenheit, der Täuschung und dem Aberglauben Thor und Thür".

Doch nicht; auch der Verstand hat seinen Platz im Leben eines Jüngers; aber der Verstand kann ebenso wenig beanspruchen, den Geist zu beherrschen oder ihm die Gesetze seines Wachsens vorzuschreiben, wie der Körper den Verstand beherrschen sollte. Möge der Jünger seinen Verstand ausnutzen, um sich die Kenntnisse anzueignen, welche ihn befähigen, der Wahrheit in der Außenwelt zu dienen, die von ihm erkannten Grundlehren der Theosophie zu verbreiten, die seiner Erkenntnis sich bietenden Schwierigkeiten zu überwinden, die Probleme der sich ihm aufdrängenden Fragen zu lösen und die Finsternis des Nichtwissens zu besiegen. Er sei stark im Kampfe gegen intellektuelle Hindernisse, ein geübter Streiter für die Selbständigkeit und das Freiwerden der Seele, rastlos, klar, männlich und fest.

Wann immer aber er das innere Heiligtum betritt, das Licht des Geistes sucht, dann zieht er die Stahlrüstung seines Verstandes aus, dann legt er seine Waffen beiseite, dann kleidet er sich in Vertrauen und Hingebung, dann wird er ganz Sanftmut, ganz Ergebung wie ein kleines Kind.

So haben uns die Weisen aller Zeitalter gelehrt; so haben ihre Jünger es zu jeder Zeit gelernt, erlebt. Und so habe auch ich's, obwohl ich einer der geringsten ihrer Jünger in dem äußersten Vorhofe der Heiden bin, so habe ich's gesehen mit meinen eigenen, noch von Unweisheit getrübten Augen.





Das Suchen des Meisters.

Gespräch eines Kirchenchristen und eines Mystikers.

Von

Hübbe-Schleiden.

K. Besteht der Unterschied des Theosophen von dem Kirchenchristen nur in dem größeren Umfange seiner Kenntnis religiöser Thatsachen, seines Ueberblickes über die Entwickelung des Geistes in der Menschheit?

M. Der Unterschied vom Theosophen, ja! abgesehen davon, ob er Mystiker ist. — Der Kirchenchrist erkennt und übersieht allein den jüdisch-christlichen Ueberlieferungskreis und kennt als Gottmenschen nur den einen Meister, seinen Meister, Christus Jesus, der für ihn die Fülle der Gottheit in menschlicher Gestalt darstellt. Diesen anerkennt als solchen auch jeder rechte Theosoph; er überblickt aber dabei zugleich den ganzen Weltkreis menschlicher Entwickelung auch bei den andern Rassen und Völkern in deren Ueberlieferungen. Er weiß, daß andere Geisteskreise ihre eigenen Meister haben, in denen sie mit gleichem Fug und Recht die Fülle der Gottheit in menschlicher Gestalt erkennen.

K. „Mit gleichem Fug und Recht"? Das ist doch ganz unmöglich!

M. Im Gegenteil, es ist vielmehr schwer begreiflich, daß die Kirchenchristen sich so schwer zu solcher Erweiterung ihres Gesichtskreises entschließen? Hat nicht auch ihr Meister Allen geboten: „Ihr sollt vollkommen sein" wie Gott! (Matth. 5, 48) und gesagt: „Ich in ihnen und du (Gott) in mir, auf daß sie vollkommen seien in eines, gleichwie wir eins sind (Joh. 17, 22—23); und weiter: „Die Zeichen, welche ihnen folgen werden, sind die: in meinem (d. i. Gottes) Namen werden sie Teufel austreiben, mit fremden Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, und es wird besser mit ihnen werden" (Mark. 16, 17—18). Ist nicht damit von jedem Christen gefordert, daß er selbst sich bis zur vollkommenen Darstellung der Göttlichkeit in ihm selbst erheben soll? Der Masse der heute lebenden Menschen

wird dies freilich in dem gegenwärtigen Leben nicht gelingen; von den meisten wird dies nicht einmal bewußt erstrebt. Das schließt aber doch nicht die Thatsache aus, legt vielmehr die Vermutung nahe, daß dies Ziel bereits von einzelnen seltenen Menschensöhnen zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern erreicht wurde, und daß eben dadurch einige von diesen zu Religionsstiftern und zu göttlichen Meistern für alle die geworden sind, die ihnen nachfolgen?!

K. Unglaublich! Davon weiß ja Niemand etwas!

M. Begreiflich ist allerdings soche Beschränktheit des Gesichtskreises der Kirchenchristen nur, wenn man weiß, wie wenig irgend welche intellektuelle Erkenntnis für die wahre Religiosität und selbst für die Anfänge der mystischen Entwickelung bedeutet. Zwar ist das theosophische Verständnis für die Daseinsrätsel und für deren allseitige Lösung bei der heutigen zum selbständigen Bewußtsein erwachten Kulturwelt eine unerläßliche Vorbedingung für ihre Religiosität und Mystik; aber damit hat der Kirchenchrist als solcher nichts zu thun. Wie ja die mehr als tausendjährige Erfahrung lehrt, ist mystische Entwickelung bis zu hohen Stufen auf dem Boden eines geistig aufgefaßten Kirchentums sehr wohl möglich. Und die Stufen-Unterschiede dieser „geistigen" Entwickelung sind zunächst nicht mit dem Maße der vernunftklaren Erkenntnis zu messen.

K. Womit denn?

M. Nun, sagen wir: nach dem Grade innerer Gotteserkenntnis!

K. Gott? Glauben Sie denn an „Gott"?

M. An Gott? Wie kann man nur so unverständig fragen? Es giebt keinen einzigen Menschen, der nicht an Gott glaubte.

K. Aber die Atheisten?!

M. Glauben selbstverständlich an Gott, nur nicht an den „Gott" (Theos) des Kirchentums.

K. An welchen Gott glauben die denn?

M. Sie nennen ihn „Naturgesetz". Gar mancher sogenannte „Atheist" hat wahrlich eine sehr viel höhere und innerlichere Gotterkenntnis, als so mancher Kirchenchrist, der seinen Gott nur außer sich, über den Wolken oder in der Kirche oder sonst irgendwo wähnt, ihn aber nicht empfindet. Ist nicht das Naturgesetz nur eine Offenbarung „Gottes"? Fühlt nicht jeder, der das ewige Gesetz der Urkraft in sich wirken fühlt, die Gottheit in sich? Fühlt der Atheist sie nicht auch in seinem Gewissen und in jeder guten Regung, jedem Streben nach der Wahrheit, jeder innigen Begeisterung für das Schöne, Hohe, Edle, Reine?

K. Das fühlt doch auch der Christ der Kirche! Sollte denn der „Atheist" mehr Gotterkenntnis haben als der Kirchenchrist?

M. Sicherlich hindert die Kirche Niemanden, „Gott" in sich zu fühlen, zu erkennen, wenn auch freilich jeder Mystker sich in dem Maße seines inneren Fortschrittes von den äußeren Formen, Dogmen, Riten u. s. w. seiner Kirche immer mehr befreien und mit deren innerem Verständnisse deren äußere Bedeutung geringer schätzen wird. Das Maß der Gott-

erkenntnis eines Menschen ist durchaus individuell, und hat mit seiner Stellungnahme zu der Kirche nichts zu thun. Der sogenannte „Atheismus“ ist eine Durchgangsstufe, die zu reinerer Gotterkenntnis führen kann, als sie der Kirchenchrist erreicht, solange er noch unbewußt und träge an den ihm blos angelehrten Formen festhält.

K. Aber durch wissenschaftliches Studium, durch sein Gewissen und durch sein Gefühl wird doch ein Atheist nie zum Bewußtsein „Gottes“ kommen?

M. Warum denn nicht? Er muß es sogar; es ist das für ihn nur eine Frage der Zeit, vielleicht einer Zeit von vielen Jahrtausenden. Doch der Weg ist sicher, wie langsam er auch gegangen wird. Es handelt sich ja überhaupt nur um die immer bessere Lösung der Frage: Was ist Gott? Was ist die Kraft, die alles schafft, trägt und erhält, durch die alles sein Dasein hat und von der alles Werden abhängt? Wenn der Kirchenchrist noch überhaupt die Frage stellt, ob man an „Gott“ glaubt, zeugt dies nur von einem sehr geringen Verständnisse des Gottwesens.

K. Wieso denn? Man kann Gott doch nur erkennen in der Gestalt des Mensch-gewordenen Gottes, unseres Meisters Jesus Christus, der da sagte: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, d. i. Gott (Joh. 14, 9).

M. Ob man einen vollendeten Meister Mensch-gewordenen Gott oder einen Gott-gewordenen Menschen nennen will, hängt ganz davon ab, ob man ihn von dem Standpunkte seiner göttlichen Individualität (dem „Christus“) oder von dem seiner menschlichen Persönlichkeit (dem „Jesus von Nazareth“) aus betrachtet. Der Sache nach ist es ganz dasselbe. — In einem Meister sieht man Gott um so völliger dargestellt, je näher er seine Vollendung schon erreicht hat. Eben das aber, was in ihm zur Vollendung reift (der „Gott“), das ist dem Wesen nach genau dasselbe, was im Keim schon in jedem Menschen liegt, das „Ebenbild“ Gottes, mit dessen Wachstum und zunehmender Verwirklichung jeder mehr und mehr zum „Kinde Gottes“ wird. So nach Ihrer kirchlichen Ausdrucksweise.

K. Ich verstehe Sie wohl nicht ganz. Wollen Sie sagen, daß man Gott noch besser als durch seine Offenbarung in seiner Menschwerdung erkennen könne?

M. Ganz gewiß! Es ist auch schon ein großer Unterschied in dem, wie man die Erkenntnis Gottes in der Offenbarung durch den Meister findet.

K. Nun, ich meine, diese ist nur in den Evangelien zu finden, die uns unzweifelhafte Kunde von der Gottheit unseres Meisters geben.

M. Die Unzweifelhaftigkeit dieser Kunde kritisch zu beleuchten, überlasse ich der wissenschaftlichen Theologie, der Bibelforschung. Auch ziehe ich die „Göttlichkeit“ des in den Evangelien verherrlichten Meisters nicht in Frage, obwohl man sich dabei erst wieder darüber klar werden sollte, was man unter „Göttlichkeit“ verstehen will und wie man sich

dieselbe denkt. — Soviel aber ist gewiß, daß dies die erste, die unterste Stufe der Gotterkenntnis ist. Wenn Sie von Ihrem Meister nicht mehr wissen, als das, was Sie über ihn geschrieben oder gedruckt lesen, dann ist ihr Gottesbewußtsein doch wohl kaum lebendiger, als wenn Sie Ihren Gott über den Wolken oder in der Kirche suchen.

K. Welche andere Gotterkenntnis sollte es wohl sonst noch geben? Woher wollen Sie denn wohl andere Erkenntnis nehmen? Und wonach wollen Sie solche ermessen?

M. Ermessen will ich sie wie jede andere Erkenntnis nach ihrer Lebendigkeit und Klarheit. Und aus welcher Quelle sie zu entnehmen ist, das sollte Ihnen schon vorher mein Hinweis auf das „Ebenbild" im „Kinde Gottes" andeuten. Indessen ist dies schon eine viel höhere Erkenntnisstufe, auf die wohl die kirchliche Belehrung hinzielt, die aber nur selten, sehr selten auf diesem Wege durch plötzliche Erleuchtung sprungweise erreicht wird.

K. Nun, was halten Sie denn für den richtigen, naturgemäßen Weg?

M. „Naturgemäß" ist hier eine sehr treffende Bezeichnung. Denn thatsächlich führt der Weg zur Göttlichkeit durch die Natürlichkeit, und die lebendige Erkenntnis Gottes fängt erst in der Regel damit an, daß man den Blick von jenen alten Ueberlieferungen über das Leben und die Lehren der Meister auf die rings umher lebendige Natur lenkt und in ihr die Offenbarung Gottes findet. Das ist freilich auch noch eine niedere Stufe der Gotterkenntnis. Ist sie freilich wohl lebendiger als die blos durch Hören und Lesen angenommene, so ist sie immer doch noch eine äußere und äußerliche.

K. Wird sie wohl mehr Befriedigung gewähren?

M. Insofern dabei der Erkennende mehr selbstthätig ist, wohl. Vor allem aber hat sie den Vorzug, den Menschen leichter darauf hinzuführen, daß er weiter die Erkenntnis Gottes auch in seinem eigenen Innern sucht, da doch sein eigenes Wesen zu dem Wesen der Natur gehört.

K. Sie legen offenbar das größere Gewicht stets auf das Innerliche. Wie entwickelt sich die Gotterkenntnis, Ihrer Meinung nach, denn weiter?

M. Ganz so, wie Sie jetzt und vorhin sagten. Sie besteht in der Erkenntnis Gottes als des Meisters und sie wächst im Maße der Verinnerlichung dieser Erkenntnis. Man kann seinen Meister in den Evangelien finden. Man kann ihn auch in der äußeren Natur empfinden. Um so höher aber ist der Mensch gestiegen in der Gotterkenntnis, je lebendiger und innerlicher er den Meister in sich selber findet und mit ihm verkehrt.

K. Ich habe allerdings auch in den Briefen des Apostels Paulus an verschiedenen Stellen gelesen, daß er sagt: „Christus lebet in mir" (Gal. 2. 20) oder: „Ziehet an den Herrn Jesum Christum" (Röm. 13, 14) und: „Ziehet an den neuen Menschen, der da ist alles und in allen

Christus“ (Colosser 3, 11). Aber ich muß gestehen, daß das Worte sind, bei denen ich mir eigentlich nichts Rechtes denken kann. Wie kann denn „Christus in uns“ sein?

M. Daß Ihnen dies Verständnis schwer wird, liegt wohl daran, daß Sie das Wort „Christus“ für einen Eigennamen halten. In der einen der von Ihnen angeführten Stellen ist dies nicht einmal der Name Jesus. Aber wissen Sie denn wirklich nicht, was „Christus“ heißt?

K. Nein. Was soll das anders heißen, als „Jesus von Nazareth“?

M. Dieser war ein „Christus“. Christus aber ist nichts anders als die griechische Uebersetzung des hebräischen Wortes „Messias“; und beide Worte heißen nichts anderes als: „Der Gesalbte“. Christus ist nur die Bezeichnung für einen Zustand oder für die höchste Stufe der Vergeistigung eines Menschen, der in sich die Gottheit, der sein innerstes Wesen entstammt, wieder verwirklicht hat und der zugleich durch solche Vollendung seiner eigensten Bestimmung seinen Mitmenschen zum Meister und zum Vorbild wird. Dadurch erscheint er ihnen als der „Gesalbte Gottes“.

K. Das mag wohl sein. Aber das erklärt mir immer noch nicht, wie ein solcher Meister, ein „Gesalbter Gottes“, der bereits gestorben ist, noch wieder in uns leben kann.

M. Freilich ist es nicht die Person jenes vorzeiten gekreuzigten Christus oder irgend eines gestorbenen Meisters, der in uns lebendig wird, sondern vielmehr der „Christus“, der wir selbst werden, indem wir dieselbe Gottheit — und es giebt nur Eine Gottheit — in uns selbst zur Offenbarung bringen.

K. Davon hat man mir niemals etwas gesagt. Ich habe immer nur von einer „Nachfolge Christi“ oder von einer „Nachahmung Jesu“ gehört. Sollte das Christentum denn gar in etwas ganz anderem bestehen, als was überall und von jeher gelehrt wurde und wird?

M. Gelehrt kann Jedermann nur das werden, was er verstehen kann. Will man ihm anderes lehren, so entnimmt er daraus doch nur immer soviel, als er eben selbst versteht. Daß aber jenes „Christus in uns selbst Verwirklichen“ der Sinn und Geist des Christentums ist, das muß Ihnen doch verständlich sein. Was denken Sie sich denn wohl sonst dabei, wenn Sie in der Apostelgeschichte (10, 38) lesen: „Jesus war gesalbet mit dem heiligen Geiste“, und wenn der Apostel Paulus sagt (2 Kor. 13, 13): „Die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen!“ oder wenn er an Titus (3, 5) schreibt von der „Freundlichkeit Gottes durch das Bad der Wiedergeburt und die Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er über uns ausgegossen hat reichlich“?

K. Nun, dabei denkt sich Niemand wohl etwas Bestimmtes.

M. Wer sich dabei nichts Bestimmtes denkt, in dem ist jedenfalls sein Christentum noch nicht lebendig, sondern nur erst äußerlich erlernte oder anempfundene Vorstellung. Aber dieses eigentliche Wesen des Christentums ist allerdings nicht mehr das, was es von der wahren Religiosität aller anderen Religionen unterscheidet, sondern vielmehr

das, was es mit allen diesen ohne Ausnahme gemein hat. Das Christentum besteht für den, der innerlich zum geistigen Leben erwacht ist, garnicht in der äußerlichen Nachfolge oder Nachahmung eines bestimmten Meisters, sondern es ist die Geburt und das Wachsen des heiligen Geistes in uns.

K. Das kann ich doch nicht gelten lassen. Dann wäre ja auch der ein Christ, der irgend einem andern Meister nachfolgte, dem Buddha oder dem Quetzalkoatl der Azteken.

M. Ob einer sich „Christ" nennt oder wie er sonst immer mag, das ist ganz gleichgültig für das Eine und Einzige Ziel der ewigen Glückseligkeit und der höchsten Vollendung, der alle Entwickelung überhaupt zustrebt.

K. Aber jeder wirklich religiöse Mensch wird und kann doch immer nur sich in Verbindung mit einem bestimmten Meister fühlen, und zwar mit dem Meister, in dem sich für ihn die Fülle der Gottheit offenbart.

M. Gewiß. Je weiter aber er in seiner eigenen Vergeistigung voranschreitet, um so weniger wird er solches äußeren Vorbildes bedürfen, um so mehr wird er das Wirken des Meisters in sich fühlen. Diesen Unterschied wird er auf jeder Stufe seines weiteren Voranschreitens von Neuem empfinden. Als sein Meister wird ihm ohne Namen und Gestalt stets diejenige Individualität erscheinen, welche ihm auf der nächst höheren Daseins- und Bewußtseinsstufe am nächsten geistesverwandt ist. Thatsächlich jedoch ist für jeden der „Meister" nur die Gottheit selbst oder, wie Ihr es nennt, der „heilige Geist".





Die Welträtsel.

Gedichte.

Von

Josef Koßler.

*

I[1])

Zu Baschwa einst, der Weisen größten,
trat fragend König Daskali:
„Die Wesenheiten, die erlösten,
o Weisheitskönig, künde sie!

Des hohen Brahman heilig Walten,
ich sucht es, und ich fand es nie,
auf daß im ewigen Weltgestalten
der Sinne Täuschung sanft entflieh'.

Gieb Kunde mir vom höchsten Gotte,
ich wills". — Er sprach; doch Baschwa schwieg. —
„Die Kunde gieb mir; nicht zum Spotte
gedeihe mir des Wissens Sieg.

Was soll das Dasein gottumschlungen?
Was soll der Wesen ewiger Krieg?
Was soll das Herz, das heiß gerungen?
O sag es mir". — Doch Baschwa schwieg.

Er schwieg. Da hob die weißen Hände
der König flehend: „Höchstes spende
dem Herzen, das dem All entflieh,
dem gottgetreuen Daskali".

Sanft schwebt das Wort aus Baschwas Munde:
„Die Antwort sollst du nimmer missen.
Ich schwieg; du hast das letzte Wissen.
Das Schweigen ist des Weltalls Kunde".

---

[1]) Nach Motiven der Vedantalehre.



II

Ich sah die weise Wala leise nahen,
ich griff sie fest mit meiner straffen Faust:
„Die Antwort muß ich heut von dir empfahen,
wenn auch des Todes Nachtung mich umbraust.

Du mußt mir künden unsres Weltalls Wesen!
Was soll der Geist? was soll das stete All?
Was soll der Zeiten Kreis, die einst gewesen?
Was soll der Ewigkeiten Wogenschwall?"

Da sprach die Göttin und ich hört die Worte;
die Sprache klang wie ferner Weltenlaut,
und still eröffnet sich die weite Pforte
der Ewigkeiten, die ich bang geschaut.

„In des Weltalls Weben der tiefe Kern,
im Frühlingssprossen der strebende Keim,
im Wintergrauen das eisige Wehn;
ich bin dir nah, ich bin dir fern;
die Welten fluten, wie wechselnder Reim, —
ich bin, wenn rings die Zeiten vergehn.

Im Sterne bin ich der leise Hauch,
im Aether schweif ich als schimmernde Kraft,
am Himmel gleit ich als zückender Blitz;
du suchst mich spähend in jedem Strauch,
du suchst mich in der Pflanze Saft,
du suchst mich forschend im zündenden Witz.

Das Leben bin ich, ich bin die Ruh;
alt werd ich nimmer; es glüht mein Licht,
ob auch der Welten Strom entwich;
du bist mir fern, du schwebst mir zu,
du kennst mich und du kennst mich nicht;
wo bin ich? ich bin das eigene Ich".

III[1])

Ich glaube an ein ewig Weltenmeer;
die Gottheit flutet als die heilige Kraft,
und in der Wesen starrer Formenhaft
erbebt des Geistes Walten mild und hehr.

Der Allgeist rauscht; in steter Wiederkehr
der Jahre glüht des Werdens frischer Saft,
und was der Menschheit Sinnen dämmernd schafft,
ist seines Weltenodems still Begehr.

Drum seid gegrüßt, wenn ihr auf Himmelsauen
den Heiland sucht, der einst als unsresgleichen
gelitten in des Ostens milden Gauen.

Uns trennt die Form. Was solls? Der Liebe Zeichen
vereint uns treu; des Lebens Schranken weichen,
wenn wir des höchsten Dulders Bild erschauen.

[1]) Bei Uebersendung eines Christusbildes.

IV[1])

Ich möchte still entschweben, mild und rein,
befreit vom dunklen Zauberbann des Bösen,
dann soll der höchste Geist mein Herz erlösen
von unsres Erdenwesens trübem Schein.

Aufschweben möcht ich, auf zum heiligen Hain,
befreit vom Fluch und von des Schicksals Stößen,
gelöst aus dunkler Haft, von tausend Oesen,[2])
darin verknüpft im Wahn die Seele mein.

[Der Weise spricht:]
„Die Gottheit mußt du mit dem Geist umfangen,
der Gottheit mußt du Geist und Seele weihen,
so darf dich niemand mehr der Sünde zeihen.

Kannst du zur Gottheit ewigem Thron gelangen,
dann trittst du aus der Wesen Schöpfungsreihen,
und keine Sünde hast du je begangen.

V

Ein süß Gedenken steigt zu uns hernieder,
als wie aus fernen, längstvergessnen Tagen;
von fernen Welten kommt es, still getragen,
und leidvoll klingts im bangen Herzen wieder.

Was sind des Dichters ahnungstiefe Lieder?
Sinds Töne, die zu unsrer Welt der Plagen
aus Sphären, wo die Lüfte nimmer klagen,
sich tauchen sanft in himmlischem Gefieder?

Sanft bebt die Saite, ihre zarten Schwingen
erstarken an den trauten Resonanzen,
daß sie als Lied zum weiten Aether dringen.

So tönt des Dichters Lied in süßen Stanzen;
denn Klänge, die zerstreut vom Himmel klingen,
erstarkt der Dichtergeist zum holden Ganzen.

VI

Die Wasser rauschen und die Stunden leise
zerfließen; langsam naht des Lebens Ziel;
zum Porte neigt sich bald des Schiffes Kiel,
zu rasten von der schweren Weltenreise.

Doch immer zieht das Denken neue Kreise,
und wenn des Schicksals schwerer Würfel fiel,
mir dünkt es nichts, nur leises Gaukelspiel,
denn ewig faßt der Geist die hehre Weise.

Das Denken schweift in fernen Himmelszonen
dorthin soll unser Sein die Flügel lenken,
nach fernen Weltalls ewigen Uräonen.

---

[1]) Nach Motiven der Vedantalehre.
[2]) Eine indische Vorstellung.

Im Jenseits wollen wir uns still versenken,
dann faßt uns nicht das Dräuen der Dämonen;
der Tod ist unsres Geistes letztes Denken.

VII

Was soll das gelbe Laub an müden Aesten,
indes die tiefen Lebensquellen fließen?
Die Welt ist nicht zum ewigen Genießen,
und öde Weile keimt aus frohen Festen.

Ein neues Leben glüht vom warmen Westen,
und neue Blumen werden einst ersprießen;
wenn sich die bangen Knospen sanft erschließen,
erwacht der Lenz mit tausend frohen Gästen.

Was will des Herzens bänglich mattes Zagen?
Verzagen soll, wer nie den Kreis durchmessen;
der Kreis zerfließt, doch neue Kreise ragen.

Durchmiß den Kreis, und schleunig sind vergessen
die Wehgelüste, die den Busen nagen;
denn nie verlierst du, was du hast besessen.

VIII

Ich schau dich wieder, Buddhas Statuette,
und deiner Blicke liebesanft Betrachten
dringt durch der Himmel ewig Dämmernachten,
wo Welt an Welten hangt in dunkler Kette.

Da fällt durch freudig glühende Rosette
ein Strahl: hell schimmerts in den tiefen Schachten,
die Gemme glänzt, die Blumen blühn, die sachten,
der Hain erbebt an hochgeweihter Stätte.

Werft ab der Erde blutumhüllte Schauer
und öffnet schnell des Wissens leuchtend Chor,
dann flieht des Ichgefühles düstre Trauer.

Des Wissens Kraft trägt uns zum Licht empor;
das Höchste winkt; den kühnen Weltbeschauer
umrauscht der Sphären reiner Engelchor.





Schöpfungsgeschichte der Zuni-Indianer.

Von

Peter Knauer.

Vielen Besuchern der Chicagoer Weltausstellung ist im Regierungsgebäude der Vereinigten Staaten eine eigentümliche Indianergruppe in einem Glasschrank aufgefallen; von der Bedeutung derselben aber hatten nur sehr wenige einen Begriff. Die drei Indianer dieser Gruppe bedeuten drei der Hauptdarsteller eines merkwürdigen indianischen Schöpfungsdramas, oder, wenn man will, eines dramatisierten Epos, welches bei den Zunis schon seit alter Zeit alle vier Jahre aufgeführt wird und ein seltsames Seitenstück zu den in Süddeutschland und Oesterreich noch heute vereinzelt vorkommenden „Passionsspielen" bildet. Einer der besten Kenner des Lebens und der Religion der Zuni-Indianer aus vieljähriger eigener Anschauung, Frank Cushing, hat nun vor dem anthropologischen Weltkongreß in Chicago einen längeren Vortrag über dieses epische Schöpfungs-Drama gehalten, dessen Inhalt für die Leser der „Sphinx" und für alle, denen das „Welträtsel" je Gedanken gemacht hat, nicht ohne Interesse sein dürfte. Als Ueberlieferung eines schlichten Naturvolkes ist diese Schöpfungsgeschichte jedenfalls von bemerkenswerter philosophischer Tiefe.

Sie beginnt folgendermaßen: „Im Anfang war nur ein Ein-Wesen inmitten von Dunkelheit A-wo-na-wil-o-na", der All-Erhalter, Vater der Sonne, dessen Person oder glänzender Schild die Sonne ist. Indem er an Etwas dachte, das heißt, indem er seine Gedanken konzentrierte, erzeugte er Licht, welches die Dunkelheit niederwarf und sie zu Wasser verdichtete. Dies war das Mutter-Wasser, welches grünwachsende Dinge hervorbrachte, wie es noch das Wasser in einem Gefäß thut, wenn es vom Sonnenlicht beeinflußt wird. So wurde die Mutter-Welt geboren. Die Oberwelt, welche auf den Wolken der Dunkelheit ruhte, die nicht zu Wasser geworden waren, wurde der Himmels-Vater, und aus der Vereinigung beider entsprang der Same aller Schöpfung, welcher in seinem Wachsen zu Menschen und zu Thieren und zu allen Arten lebender Wesen wurde."

Dieser Teil der Zuni-Schöpfungsgeschichte hauptsächlich hat mich veranlaßt, an dieser Stelle Kenntnis davon zu nehmen. Wer erinnert sich da nicht des Anfanges (oder angeblichen Anfanges) der mosaischen Schöpfungsgeschichte, des neutestamentlichen Spruches „Im Anfang war das Wort (logos)" u. s. w., vor allem der ganzen indischen, deutschen und anderen mystischen Litteratur über die Welt und die Entstehung des Lebens? Schon der indisch-klingende Name „A-wo-na-wil-o-na" scheint mir bezeichnend, sehr bezeichnend zu sein. Denn er erinnert an „All-Willen", und das Weitere deutet erst recht auf das Schopenhauer'sche „Die Welt als Wille und Vorstellung" hin. Mögen vielleicht manche über jene Namens-Spekulation lächeln: die Naturelemente der Sprachen haben gewiß ihren tiefen inneren Zusammenhang, dessen Ergründung wohl erst in ihren Anfangsstadien steht. Schon Böhme, der Schusterphilosoph, hat es gesagt, daß, wer die Sprache und ihre geistige Natur wahrhaft erkennen würde, einen tiefen Einblick in das Wesen der Dinge gewinnen könnte. Ich glaube, daß die noch so junge Wissenschaft der Sprachvergleichung sich noch als sehr wertvoll für den Mystiker erweisen kann.

Doch ich möchte diese Schöpfungsgeschichte, schon ihres poetischen Gehaltes halber, in der Hauptsache vollends wiedergeben. „In den Tagen der Schöpfung", heißt es weiter, „waren alle Kreaturen viel mehr einander ähnlich, als gegenwärtig. Sie waren aber weich und bildsam, sodaß nach dem, was in der späteren Zeit mit ihnen vorging, sie so wurden, wie wir sie jetzt kennen. Die Leute hatten damals Schwänze, waren schwimmfüßig und hatten auch Schwimmhäute zwischen den Fingern. Denn die Erde war weich, und sie hatten auf Händen und Füßen zu kriechen." Wie man sieht, fehlt es auch nicht an Darwinistischen Anklängen.

„Dann kam eine mächtige Umwälzung der Natur — eine Erderschütterung — denn die Erde war härter geworden, und das Volk, die Zunis, machten sich auf, um das Centrum der Welt, ihr Land, zu finden. Am vierten Rastplatze auf ihrer Wanderung erörterten sie, was das Beste für sie zu thun sei." Erst hier beginnt in dem Zuni-Drama die öffentliche Aufführung; die vorigen Akte werden so geheim aufgeführt, wie ehedem die egyptischen Mysterien. „Daher sendeten sie Boten nach verschiedenen Richtungen aus. K'yak-lu nun war der Aelteste von allen und galt für den Weisesten; denn er hatte seit dem Beginn dagesessen und zugehört und alles verstanden, was gesagt wurde, und selber nichts gesagt. Sein Name bedeutete: „Der, welcher von jeder Zeit und jedem Orte sprechen kann", und er wurde nach dem Norden geschickt, um das Centrum der Erde zu finden.

Er wanderte so weit, daß der Atem auf seinem Gesichte gefror, seine Thränen in die Wangen Kanäle schnitten und sich dort verhärteten, und sein Mund geschwollen wurde und derart verquoll, daß seine Worte klangen wie das Schnattern von Enten. Er hatte sich verloren, als eine

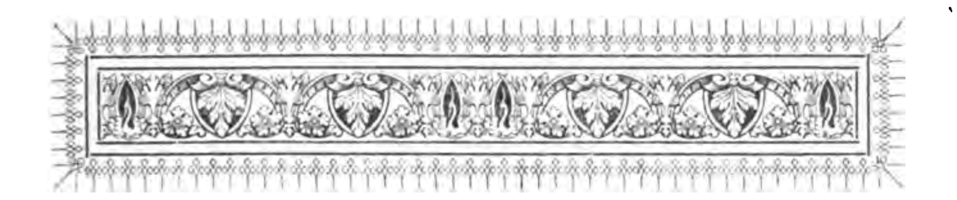
Ente zu ihm kam, welche seine Entenstimme hörte. Da er alles verstand, was gesprochen wurde, so verstand er auch die Ente. Sie sagte ihm, sie kenne alle Lande und werde ihn wieder zu seinem Volk bringen, wenn er eine der Muscheln, die er bei sich trug, in seinen Mund schieben würde, so daß das Klappern ihn leitete. Solcherart brachte ihn die Ente zu seinem Volk zurück. Auf dem Wege begegneten sie dem großen Menschen-Wurm des Himmels, dem Regenbogen. Der große Wurm bat K'yak-lu um eine Feder, welche er trug, da er sich höher schwingen wollte, als er ohne die Feder könnte. Gerade als K'yak-lu im Begriff war, dem Wurm, welcher sich vor ihm bog, die Feder in die Seite zu stecken, kam die Sonne heraus, und durch den Wurm scheinend, brachte sie die sieben Farben des Regenbogens auf die Stirne K'yak-lus, wo sie nachher allezeit blieben. Alle diese Dinge erzählte er seinem Volke, als er wieder bei ihm anlangte.

A-wa-ho-ho und sein Bruder waren nach dem Süden gesandt worden. Sie wanderten so weit, daß die Asche auf ihren Häuptern brannte, und die Blumen des Landes sich auf den Seiten ihrer Köpfe abdrückten. Als A-wa-ho-ho wieder zurückgekehrt, fand er den Platz verlassen, und er war so bekümmert und betrübt, daß er seine Hand vor das Gesicht preßte und stöhnte, und der Druck seine Gesichtszüge flach machte".

Gefunden ist das Weltcentrum der Zunis noch immer nicht, diese Schöpfungsgeschichte aber wiederholt sich immer wieder, und die Zunis glauben, daß sie durch periodische Darstellung des Schöpfungsdramas die Neuschöpfung der Welt unterstützen. Es würde hier zu weit führen, die vielen bemerkbaren Berührungspunkte obiger Schilderung mit anderweitigen Ueberlieferungen, sowie mit wissenschaftlichen Theorien noch im Einzelnen zu erörtern und ihre Beziehungen auf die Bildung der Rassen sowie ihren mutmaßlichen Zusammenhang mit gewissen Bräuchen, z. B. dem Tättowieren der Haut, zu verfolgen. Der geheime erste Teil der Aufführung dieses Schöpfungsdramas wäre für uns jedenfalls der interessanteste, und es ist zu bedauern, daß sich über ihn nichts verraten läßt.

Besondere Bedeutung gewinnt diese Schöpfungsgeschichte auch durch die in den letzten Jahren immer wahrscheinlicher gemachte Theorie vom asiatischen Ursprung der Indianer oder eines Teiles derselben. Vielleicht wird einmal eine berufenere Feder dieses interessante Thema weiterbehandeln.





Geheimpsychologie und öffentliche Meinung

in den letzten fünfzig Jahren.

Von

Alfred Russel Wallace.[1]

Im Hinblick auf meine halbhundertjährige mehr oder weniger eingehende Beschäftigung mit übersinnlichen Fragen glaube ich annehmen zu dürfen, daß einige Bemerkungen über den Wandel der Anschauungen, den ich während jener Zeit auf diesem Gebiete beobachtet habe, nicht ohne Interesse für den Kongreß sein werden. Ich muß aber um Nachsicht bitten, wenn meine Darlegungen nur einen skizzenhaften und bruchstückartigen Eindruck machen — zu einem ausführlicheren Bericht fehlte es mir sowohl an Zeit wie an thatsächlichem Material.

Es war ungefähr im Jahre 1843, als mich zuerst übersinnliche Vorgänge zu interessieren begannen. Den Anlaß hierzu bot der heftige Streit, der sich damals an die Frage nach dem Wert schmerzloser chirurgischer Operationen knüpfte, wie sie von Dr. E. Elliotson und anderen englischen Wundärzten an Patienten vorgenommen wurden, die durch Mesmerisierung in Hypnose versetzt waren. Die größten Autoritäten der Zeit auf dem Gebiete der Chirurgie und Physiologie erklärten, daß die Patienten entweder Betrüger seien oder Personen, die von Natur unempfindlich gegen Schmerz wären; die Chirurgen, welche die Operationen vornahmen, wurden angeklagt, ihre Patienten bestochen zu haben, und Dr. Elliotson wurde beschuldigt, „den Tempel der Wissenschaft entweiht zu haben". Die Medizinisch-Chirurgische Gesellschaft lehnte die Vorlesung einer Schrift, welche eine Amputation während des magnetischen Trance-Zustandes beschrieb, ab, während Dr. Elliotson selbst seinen Lehrstuhl an der Londoner Universität verlor. Es wurde damals allgemein angenommen, daß alle die jetzt wohlbekannten Erscheinungen des Hypnotismus auf Schwindel beruhten.



[1]) Wir geben hier die autorisierte Uebersetzung des Vortrages, der von dem gefeierten Mitbegründer der Selektionstheorie auf dem „Psychical Science-Congress" in Chicago gehalten und im Religio-Philosophical Journal vom 2. September dieses Jahres veröffentlicht wurde, weil die Aeußerungen eines Mannes, der im Bereich der exakten Naturwissenschaften als Bahnbrecher und Führer verehrt wird, über Fragen der Geheimpsychologie auf um so größeres Interesse stoßen dürften. (D. R.)





Da geschah es, daß ich im Jahre 1844 einen gediegenen Vortrag von Spencer Hall über Mesmerismus hörte, in welchem der Vortragende den Zuhörern versicherte, die meisten gesunden Personen könnten irgend einen ihrer Freunde mesmerisieren, und viele der Erscheinungen hervorrufen, die er auf der Rednerbühne gezeigt hatte. Dies veranlaßte mich, privatim Versuche zu machen; ich fand bald, daß ich mit mehr oder weniger erfolgreicher Wirkung mesmerisieren könne, und es dauerte nicht lange, so gelang es mir in meinem eigenen Zimmer, entweder allein mit meinem Patienten oder in Gegenwart von Freunden, die meisten der bekannten Erscheinungen hervorzurufen. Teilweise oder völlige Starrsucht, Lähmung der motorischen Nerven eines bestimmten Körperteiles oder Sinnes, jede Art von Täuschung, die durch Suggestion hervorgerufen werden kann, Unempfindlichkeit gegen Schmerz, Erzielung telepatischer Wirkungen, die von mir über große Entfernungen hin auf meine Patienten ausgeübt wurden — alles dies gelang an einer solchen Zahl von Patienten und unter solch verschiedenen Umständen, daß für mich jeder Zweifel an der Realität der fraglichen Erscheinungen schwand. Ich zog hieraus meine erste wichtige Lehre, die bei der Erforschung dieser dunklen Wissensgebiete befolgt werden muß, nämlich: sowohl dem Unglauben bedeutender Männer als auch ihren Anklagen, daß es sich um Betrug oder Beschränktheit handele, nicht das geringste Gewicht beizumessen, wenn auf der anderen Seite wiederholte Beobachtungen von Thatsachen durch andere unbestritten verständige und ehrenwerte Männer vorliegen. Die ganze Geschichte der Wissenschaften zeigt uns, daß noch stets, wenn die Vertreter der Schulwissenschaft einer Zeit die thatsächlichen Forschungsergebnisse anderer Denker von vornherein als widersinnig oder unmöglich angriffen, das Unrecht auf seiten der Angreifer war.

Nur wenige Jahre vergingen seitdem, und alle bekannteren Thatsachen des Mesmerismus wurden von den Aerzten als richtig anerkannt und in einer für sie mehr oder weniger befriedigenden Weise als eine den gewöhnlichen Störungen des Nervensystems verwandte Erscheinung erklärt; nach einigen weiteren Jahren galten auch die auffälligeren Erscheinungen (darunter das Hellsehen sowohl von Dingen, die dem Mesmeriseur bekannt, als auch solchen, die ihm unbekannt waren) als unanfechtbare Thatsachen.

Es folgten nun bald die Untersuchungen des Freiherrn von Reichenbach über die Wirkung von Magneten und Krystallen auf „Sensitive". Hier brauche ich nur daran zu erinnern, wie diese Untersuchungen von dem verstorbenen Dr. E. W. B. Carpenter und Professor Tyndall verhöhnt wurden, und wie man mich wegen meiner „Leichtgläubigkeit", mit der ich ihre Ergebnisse annahm, mitleidig belächelte. Inzwischen sind viele derselben von französischen und englischen Beobachtern bestätigt und für richtig befunden worden.

Wir alle erinnern uns noch, wie die Erscheinungen der Blutmale, welche zu den verschiedensten Zeiten in der katholischen Kirche sich gezeigt

haben, allenthalben von den Zweiflern für groben Betrug und diejenigen, welche an ihre Realität glaubten, für zu naiv und leichtgläubig gehalten wurden, als daß man sich überhaupt mit ihnen in eine Auseinandersetzung einlassen könnte. Und doch mußten dann, nachdem der Fall der Louise Lateau gründlich durch skeptische Aerzte untersucht worden und nicht mehr angezweifelt werden konnte, die Thatsachen zugegeben werden. Und als später einige ähnliche Erscheinungen bei hypnotisierten Patienten durch Suggestion hervorgerufen wurden, hielt man die ganze Sache für erklärt.

Zweites Gesicht, Krystall-Sehen, automatisches Schreiben und verwandte Erscheinungen sind gewöhnlich entweder als Selbsttäuschung oder als Betrug behandelt worden. Aber jetzt, nachdem sie durch Myers, Stead und andere Forscher sorgfältig untersucht worden sind, hat man sie als nackte Thatsachen erkannt; und überdies hat man noch festgestellt, daß sie oft über Dinge Auskunft erteilen, die keinem der Anwesenden bekannt sind und bisweilen sogar zukünftige Ereignisse mit Genauigkeit voraussagen.

Medien, die im Trance ähnliche Aufschlüsse erteilen, wie sie durch Krystall-Sehen oder automatisches Schreiben erlangt werden, sind lange Zeit als Betrüger der gröbsten Art gebrandmarkt worden. Sie sind von Zeitungsschreibern heftig angegriffen und bestraft worden, weil sie sich mittels falscher Vorspiegelungen Geld verschafft hätten. Als dann aber eines dieser Trance-Medien, die wohlbekannte Mrs. Piper, von einigen der kritischsten Mitglieder der Society for Psychical Research einer genauen Prüfung unterzogen wurde, lautete das einstimmige Urteil dahin, daß es sich in diesem Falle nicht um Betrug handeln könne, und daß, wie immer die an den Tag gelegte Kenntnis erworben sein mochte, Mrs. Piper sie auf keinen Fall durch Vermittelung ihrer gewöhnlichen Sinne erlangt haben konnte.

Nichts ist hartnäckiger geleugnet und lächerlich gemacht worden, als das Erscheinen des Geistes eines Lebenden oder eben Verstorbenen, gleichviel ob es von einer Person oder von mehreren zusammen beobachtet worden. Phantasie, Hallucination, Betrug, trügerische Beobachtungen sind immer wieder als zureichende Erklärung dieser Erscheinungen hingestellt worden. Aber nach genauer Untersuchung ergab sich, daß sie durchaus nicht Täuschungen waren, sondern als wirkliche und bisweilen objektive Thatsachen anzusehen sind, wie dies durch die Masse des glaubhaften und gut gesichteten Beweismaterials, welches die Society for Psychical Research veröffentlicht hat, hinreichend erwiesen ist. Noch mehr wird über Gespenster- und Spukhäuser gespottet. Man behauptete, diese seien mit der Einführung des Gases verschwunden. Allein dies ist so wenig der Fall, daß vielmehr heute eine Fülle von Beweisen für die Realität derartiger Erscheinungen vorliegt.

In dieser Beziehung haben wir übrigens nicht blos von Erscheinungen Kenntnis, welche als Massenhallucinationen wegdisputirt werden könnten,

sondern auch von realen physikalischen Vorgängen so greifbarer Natur, wie Steinwerfen, Glockenläuten, Bewegungen von Tischen, Stühlen ꝛc. Direkte, unabhängig von Medien entstehende Schriften und Zeichnungen, und viele andere Aeußerungen einer Kraft, die durch Intelligenzen geleitet wird, welche unter keinen Umständen die der Anwesenden sind. Berichte über derartige Thatsachen durchziehen die ganze Geschichte, und während der letzten 100 und besonders während der letzten 50 Jahre sind sie in zunehmendem Maße in den Vordergrund getreten und durch dieselbe Art und dieselbe Masse von einander ergänzenden Beweisen als wahr erwiesen werden, wie alle vorangehenden Kategorien von Erscheinungen. Manche dieser Fälle sind jetzt untersucht worden, und es liegt nicht der geringste Anhalt dafür vor, daß es sich hier um Betrug handele. Auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen und sorgfältigen Experimente kann ich bezeugen, daß einige dieser physikalischen Erscheinungen durchaus realer Natur sind, und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß die gründlichste Untersuchung in diesem wie in allen anderen Fällen dazu führen wird, sie als Thatsachen zu erkennen, welche unter irgend einem wissenschaftlichem Gesichtspunkt erschöpfend erklärt und gedeutet werden müssen.

Die sogenannten Geister-Photographien, das Erscheinen noch anderer Gestalten, außer denen der Anwesenden, (oft solcher von verstorbenen Freunden der Anwesenden) auf einer photographischen Platte sind nun schon seit mehr als 20 Jahren bekannt. Viele maßgebende Beobachter haben Versuche dieser Art mit Erfolg vorgenommen, aber die Thatsachen schienen so außerordentlich, daß sie außer denjenigen, die den Versuch vornahmen, niemanden überzeugten und irgend welche Anspielung auf den Gegenstand wurde in der Regel mit einem ungläubigen Lächeln oder mit der bestimmten Versicherung aufgenommen, daß es sich um Betrug handele. Daran konnte auch der Umstand nichts ändern, daß die meisten Zeugen erfahrene Photographen waren, bei denen die Möglichkeit, daß sie das Opfer eines Betruges wurden, gänzlich ausgeschlossen war. Die unglaublichsten Vermutungen, welche die Möglichkeit von Betrügereien darthun sollten, wurden von denjenigen aufgestellt, die sich außer ihrer Ungläubigkeit nur durch ihre von keinerlei Sachkenntnis getrübte Unbefangenheit als zum Richteramt geeignet erwiesen. Und jetzt haben wir einen anderen maßgebenden Zeugen, Herrn Traill Taylon, den langjährigen Herausgeber der „Britischen Zeitschrift für Photographie“, welcher alle ihm irgend durch seine lebenslängliche Erfahrung gelehrten Vorsichtsmaßregeln anwandte und gleichwohl Bilder von Gestalten erzielte, welche auf einer gewöhnlichen Photographie sich nicht hätten zeigen dürfen.

Zum Schlusse ist es nun unsere Aufgabe, die Prätension der mit den meisten dieser verschiedenen Erscheinungen in Zusammenhang stehenden „Intelligenzen“, verstorbene Männer und Frauen zu sein, einer Prüfung zu unterziehen, um so mehr, als diese Prätension durch Beweise verschiedenster Art unterstützt wird, zumal durch Mitteilung genauer, auf die verstorbenen Personen bezüglicher Thatsachen, welche weder dem

Medium noch irgend einem der Anwesenden bekannt sein konnten. Eine Fülle von derartigem Beweismaterial ist in der spiritistischen Litteratur sowie in den Veröffentlichungen der Society for Psychical Research niedergelegt. Allein heute legt man ihm keinen Beweiswert mehr bei; man hat vielmehr verschiedene Theorien (die der doppelten oder mehrfachen Persönlichkeit, eines unter der Bewußtseinsschwelle liegenden zweiten Ichs, einer tieferen Bewußtseinsebene 2c.) zu Hülfe genommen, um jene Erscheinungen zu erklären oder doch den Versuch einer Erklärung zu geben. Die außerordentliche Schwierigkeit, die darin liegt, daß, wenn diese Erscheinungen und diese Kundgebungen alle dem „zweiten Selbst" lebender Personen zugeschrieben werden müssen, dieses „zweite Selbst" voll Lug und Trug ist, mag das sichtbare und greifbare Selbst auch noch so sittlich und vertrauenswürdig sein, ist meines Wissens noch niemals in überzeugender Weise gelöst worden. Gleichwohl findet diese schwerfällige und unverständige Hypothese großen Beifall bei denjenigen, welche gewohnt sind, den Glauben an eine Geisterwelt und insbesondere den Glauben an die Möglichkeit eines Verkehrs unserer abgeschiedenen Lieben mit uns für unwissenschaftlich, unphilosophisch und abergläubisch zu halten. Warum dieser Glaube unwissenschaftlicher sein sollte, als irgend eine andere Hypothese, welche die einzige einleuchtende Erklärung für einen großen Komplex von Thatsachen bietet, ist niemals dargethan worden. Der Widerspruch, auf den er stößt, dürfte in erster Linie auf den Umstand zurückzuführen sein, daß er in der einen oder anderen Form der Glaube der Frommen und der Unwissenden und Abergläubischen aller Zeiten war und ist, während die entschiedene Läugnung übersinnlichen Daseins als das charakteristische Merkmal des wissenschaftlichen Skeptizismus galt. Allein wie wir sehen, ruhte der Glaube der ungebildeten und ungelehrten Menge auf einer breiten Unterlage von Thatsachen, welche die wissenschaftliche Welt als unsinnig und unmöglich verhöhnte und verspottete. Und doch sehen wir jetzt, wie diese kurze Darstellung gezeigt hat, daß die behaupteten Thatsachen eine nach der anderen als unanfechtbar festgestellt worden sind, und zwar erstaunlicherweise fast ohne jede Abschwächung. Obwohl fast jede derselben die Annahme von übersinnlichen Kräften in der menschlichen Natur oder die Mitwirkung einer uns umgebenden „Geisterwelt" bedingt, so sind sie dennoch an der Hand unserer heutigen wissenschaftlichen Erfahrungen bestätigt und der strengen Untersuchung wissenschaftlicher Kritiker unterworfen worden, ohne daß sich eine wesentlich andere Auffassung ihrer Natur ergab. Nachdem somit feststeht, daß die wissenschaftliche Welt durchaus nicht berechtigt war, jene Thatsachen als im Widerspruch mit den Naturgesetzen stehend und deshalb unglaublich zu leugnen, spricht von vornherein ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie gleichermaßen im Unrecht war hinsichtlich der spiritistischen Hypothese, deren Ablehnung in erster Linie auf die Ableugnung jener Thatsachen zurückzuführen ist. Denn ich meinerseits habe nie begreifen können, warum die eine Hypothese weniger wissenschaftlich sein sollte, als die andere, es sei denn,

daß die eine die ganze Gruppe der zu erklärenden Thatsachen deckt, die andere nur einen Teil derselben. Lediglich aus dem letzteren Grunde mußte die Gravitationstheorie für wissenschaftlicher gelten, als die Theorie der cyklischen und epicyklischen Bewegung, die Schwingungstheorie für eine wissenschaftlichere Erklärung des Lichtes als die Strahlungstheorie, und die Theorie Darwins für wissenschaftlicher als die Lamarcks ist. Es ist oft gesagt worden, daß wir die bekannten Ursachen bis aufs äußerste verwerten sollen, bevor wir unbekannte Ursachen zur Erklärung der Erscheinungen heranziehen. Dies mag richtig sein, allein ich vermag nicht einzusehen, inwiefern es auf die vorliegende Frage Bezug haben soll. Das „zweite" oder untere bewußte Selbst mit seinen umfassenden Kenntnissen, deren Herkunft niemand ergründen kann mit seinem ganz individuell ausgeprägten Charakter, seiner niederen Sittlichkeit, seinen beständigen „Lügen", ist ein Erklärungsgrund von ebenso problematischer Natur, wie der „Geist" eines Verstorbenen oder irgend ein anderer „Geist". Er kann nicht als eine bekannte Ursache bezeichnet werden. Wenn man diese Hypothese wissenschaftlich, die andere unwissenschaftlich nennt, so dreht man sich im Kreise. Diejenige Theorie ist die wissenschaftlichste, welche am besten die ganze Gruppe der zusammengehörigen Erscheinungen erklärt. Und ich behaupte daher, daß die spiritistische Hypothese die wissenschaftlichste ist, weil gerade diejenigen, welche sie am hartnäckigsten bekämpfen, oft zugeben, daß sie alle Thatsachen erklärt, was von einer anderen Hypothese nicht gesagt werden kann.

Die vorstehende sehr kurze und sehr unvollständige Darstellung der Entwicklung der öffentlichen Meinung über die auf diesem Kongreß zur Diskussion stehenden Fragen führt, wie ich glaube, zu manchen wertvollen und beruhigenden Folgerungen. Zunächst haben wir gelernt, daß die menschliche Natur keineswegs so ganz und gar der Spielball von Trug und Täuschungen ist, wie dies oft behauptet worden, da fast alle angeführten „abergläubischen" Neigungen jetzt auf eine thatsächliche Unterlage zurückgeführt sind. Zweitens müssen diejenigen, welche gleich mir glauben, daß geistige Wesen im Einklange mit den allgemeinen Naturgesetzen und zu bestimmten Zwecken sich mit uns in Verbindung setzen und sogar materielle Wirkungen in der uns umgebenden Welt hervorrufen können, aus der Thatsache, daß das Studium dieser Fragen und das Interesse für sie stetig zunimmt, die beruhigende Gewißheit entnehmen, daß ihre Ansichten, soweit sie logische Folgerungen der von ihnen beobachteten Erscheinungen sind, in nicht allzuferner Zukunft von allen wahrheitsuchenden Forschern erkannt werden.





Programm für experimentellen Okkultismus.[1]

Von

Dr. Carl du Prel.
(Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München.)

Somnambulismus und Spiritismus werden ihre allgemeine Anerkennung erst dann finden, wenn die Phänomene derselben häufiger werden und dem Experiment sich unterwerfen lassen. Beides kann erreicht werden, wenn wir den Hebel entdecken, durch welchen diese Phänomene willkürlich herbeigeführt werden können.

Im Nachfolgenden soll nun nachgewiesen werden, daß wir nach unseren derzeitigen Kenntnissen einen solchen Hebel bereits besitzen: die hypnotische Suggestion.

Betrachten wir nämlich die Phänomene des Somnambulismus, so werden wir — so verschiedenartig sie auch sind — unschwer erkennen, daß in ihnen die Autosuggestion eine eben so große Rolle spielt, wie im Hypnotismus die Fremdsuggestion. Autosuggestion und Fremdsuggestion sind nun aber identisch; sie unterscheiden sich nicht dem Wesen nach,

---

[1]) Wiewohl einige der Grundgedanken des vorliegenden Aufsatzes bereits in Nr. 56 der „Zukunft" von du Prel entwickelt worden sind, glaubten wir ihn doch unverkürzt veröffentlichen zu sollen, weil andernfalls der Zusammenhang des einheitlich gedachten „Programms" und die logische Gliederung des Gedankengangs aufgehoben würden. Ein Auszug aus dem Aufsatze wurde von Herrn L. Deinhard in der dritten Sitzung des Psychical-Science-Kongreß in Chicago vom 22. August 1893 vorgetragen und im Religio-Philosophical Journal abgedruckt. Herr Deinhard schloß sein Referat mit folgenden Worten, die hier in Uebersetzung folgen mögen, weil sie sich mit unseren Ansichten über das „Programm" völlig decken: „.... Somit ist das Programm du Prel's einfach die allgemeine Einführung der Fremdsuggestion in alle Zweige psychischer Forschungen. Die Schärfe und zwingende Logik der Beweisführung ist eine Eigenschaft, welche Baron du Prel in hervorragendem Maße besitzt und Sie werden mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß vom Standpunkt formaler Logik ein Einwand gegen dieses Programm nicht erhoben werden kann. Zukünftige Untersuchungen müssen die Frage entscheiden, ob es diesem unvergleichlich kühnen Denker gelungen ist, eine allgemein gültige Methode der Experimentalmetaphysik oder, wie Richet sich ausdrückt, der Geheimpsychologie zu bieten." (D. R.)

sondern nur durch die Quelle, aus der sie kommen. Beide sind dominirende Vorstellungen, die unter Ausschluß aller anderen Vorstellungen zur Alleinherrschaft gelangt sind.

An die Spitze eines Programms für experimentellen Somnambulismus können wir daher den Satz stellen: Wenn Autosuggestion und Fremdsuggestion dem Wesen nach identisch sind, so müssen sie gegenseitig sich ersetzen können. Was der Autosuggestion in so zahlreichen Fällen spontan gelingt, das muß auch der Fremdsuggestion gelingen können. An der wesentlichen Identität beider ist aber schon darum nicht zu zweifeln, weil die Fremdsuggestion nicht schon als solche wirkt, sondern erst dadurch, daß sie vom Hypnotisierten akzeptiert wird — was nicht immer gelingt —, d. h. in eine Autosuggestion verwandelt wird. Professor Bornheim, in Sachen des Hypnotismus die größte Autorität, sagt: „Damit Suggestion stattfinde, ist es notwendig, daß die Idee vom Gehirn des Hypnotisierten akzeptiert wird, d. h. daß er daran glaube." [1]) Die Versuchsperson akzeptiert aber die Idee meistens, eben weil sie hypnotisiert, d. h. in einen Zustand psychischer Widerstandslosigkeit versetzt ist. Daß der Hypnotisierte in der That die Fremdsuggestion zunächst in eine Autosuggestion verwandelt, daß er also die Suggestion nicht etwa ausführt, um zu gehorchen, sondern aus eigenem Drang, das zeigt sich sehr deutlich bei der Ausführung posthypnotischer Befehle. Dabei wird die Versuchsperson vorher geweckt und erwacht ohne Erinnerung. Die Ausführung der Handlung geschieht aber alsdann zur angegebenen Zeit aus innerem Drang und im vollständigen Gefühle vermeintlicher Freiheit. Mag die Suggestion eine noch so bizarre Handlung betreffen, so wird sich die Versuchsperson doch irgend welche Motive ihres Handelns einbilden.

Wenn Autosuggestionen und Fremdsuggestionen sich gegenseitig ersetzen können, so werden die Phänomene, die der Hypnotiseur erzielt, auch in spontaner Erzeugung von der Natur geliefert werden können. Andrerseits aber — und das ist für uns viel wichtiger — muß der Hypnotiseur auch die natürlichen Muster nachmachen können. Es ist z. B. von einigen Zweiflern die Möglichkeit des hypnotischen Verbrechens bestritten und behauptet worden, die Laboratoriumsversuche seien von keiner Beweiskraft. Aber wer das natürliche Muster kennt, wird am hypnotischen Verbrechen nicht zweifeln, und es wundert mich, daß man darauf noch nicht hingewiesen hat: Es sind Fälle bekannt — ich habe sie in meiner „Entdeckung der Seele" angeführt —, daß Nachtwandler unter dem Einfluß einer traumhaften Autosuggestion Verbrechen begingen; darum muß auch der fremdsuggestive Parallelfall möglich sein. Man kann sich überhaupt von der Macht einer dominirenden, zur Alleinherrschaft gelangten Vorstellung nicht leicht eine zu große Meinung bilden. Wenn Nebenvorstellungen oder Gegenvorstellungen fehlen — wie beim Hypnotisierten — so muß sich die Suggestion in Handlung umsetzen, und wäre es ein Verbrechen.

---

[1]) Bernheim: Hypnotisme, suggestion, psycho thérapie. 25. —

Wie sehr aber dominirende Vorstellungen zur Ausführung drängen, zeigt sich darin, daß die Hypnotisierten Alles daran setzen, hypnotische oder posthypnotische Suggestionen auszuführen, und allen Scharfsinn aufwenden, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Die Fremdsuggestion wirkt als unwiderstehlicher Drang, und wie tief die Sehnsucht des Hypnotisierten ist, diesem Drang nachzukommen, das zeigt sich auch nachträglich, wenn er den Befehl ausgeführt, d. h. von der Fremdsuggestion sich befreit hat. Bei solchen Experimenten habe ich fast regelmäßig beobachtet, daß das Gesicht der Versuchsperson von innerer Zufriedenheit ganz verklärt war.

Mehr noch zeigt sich die Macht dominirender Vorstellungen darin, daß sie uns, wo es der Zweck erheischt, gewissermaßen mit neuen Fähigkeiten ausrüsten. Es werden die okkulten Fähigkeiten ausgelöst, die zwar zu unserem latenten Besitz gehören, aber im normalen psychischen Leben nicht in unserem Bewußtsein, noch in unserer Willkür liegen. Wer nun aber bestreiten sollte, daß die Fremdsuggestion das vermag, könnte darauf hingewiesen werden, daß nach der Behauptung aller Hypnotiseure die Fremdsuggestion auch die organischen Funktionen beherrscht, die eben so unbewußt und unwillkürlich sind wie die okkulten Fähigkeiten; daß ferner, wie wir noch sehen werden — diese okkulten Fähigkeiten häufig durch eine dominirende Autosuggestion ausgelöst werden. An der Möglichkeit, sie künstlich durch Fremdsuggestion hervorzurufen, läßt sich daher nicht zweifeln; denn die Fremdsuggestion ist nicht nur ein Ersatz für Autosuggestion, sondern sogar leistungsfähiger, als diese.

Wenn dem so ist — und es ist so — so eröffnet sich uns die Aussicht auf eine transscendentale Experimentalpsychologie, und zwar mit Hilfe der Suggestion. Ich verstehe unter transscendentaler Experimentalpsychologie eine solche, welche die Existenz einer Seele und deren für unser Bewußtsein latente Fähigkeiten beweist. Daß aber die Suggestion der Hebel werden kann, solche okkulten Fähigkeiten auszulösen, ist nicht verwunderlich; denn eine dominirende, ja zur Alleinherrschaft gelangte Vorstellung muß naturgemäß von der größten Leistungsfähigkeit sein. Wer von einer solchen beherrscht ist, wird alle seine Kräfte in ihren Dienst stellen, und wenn die normalen Kräfte nicht ausreichen, wird er, in die Tiefen seines Wesens greifend, die abnormen Kräfte heranziehen. Ein kurzer Ueberblick über einige Phänomene des Somnambulismus und die Parallelfälle des Hypnotismus wird uns das erkennen lassen:

Nehmen wir z. B. das Stigma. Eine Nonne, etwa Katharina Emmerich, ganz versunken in den Anblick des Kruzifixes, das sie in Händen hält, erweckt sich autosuggestiv so lebhafte Vorstellungen von den Schmerzen des Heilandes, daß diese dominirende Vorstellung ein lebhaftes Mitempfinden in der Gefühlssphäre erregt, und, sogar in die organische Sphäre übergreifend, am eigenen Leibe das plastische Stigma erzeugt. Daß der psychische Vorgang von dieser Art ist, hat schon Giordano Bruno gewußt, was aber die Zweifler noch unseres Jahrhunderts nicht

abhält, alle Berichte dieser Art zum Aberglauben zu werfen. So z. B. Professor Virchow in seiner Schrift „Ueber Wunder". Aber dieses sein wissenschaftliches Dekret war kaum erlassen, als der Parallelfall auf Seite der Fremdsuggestion entdeckt wurde: das künstliche Stigma. Brandblasen, rot unterlaufene Schriftzüge oder Abbildungen von Gegenständen können am Leibe von Versuchspersonen durch Fremdsuggestion erzeugt werden.

Eine andere Fähigkeit der Somnambulen ist der sogenannte Heilmittelinstinkt, und es fehlt sogar nicht an Aerzten, die diese Fähigkeit sehr hoch stellen. Somnambule, die sich selbst überlassen sind, beschäftigen sich zunächst damit, ihre eigene Diagnose vorzunehmen und die Mittel ihrer Heilung zu suchen; aber nicht bei allen vertieft sich der Somnambulismus bis zu diesem Grade. Wenn er aber nicht spontan diese Richtung nimmt, so kann sie ihm ohne Zweifel durch Fremdsuggestion erteilt werden. Allem Anschein nach war dies das Geheimnis des Tempelschlafes im Altertum. Wäre dabei nur Somnambulismus erweckt worden, so würde sich der Heiltraum wohl manchmal, wie bei unseren Somnambulen, eingestellt haben, aber nicht regelmäßig. Ich vermute daher, daß die Tempelpriester das Geheimnis der Suggestion kannten. Als ich in meinem Arbeitszimmer einem Patienten eine solche Suggestion erteilen ließ, stellte sich nicht nur der — sogar posthypnotische für die nächste Nacht angesetzte — Heiltraum ein, sondern die Traumphantasie dramatisierte den Vorgang der Selbstbesinnung sogar so, wie es vor Jahrtausenden bei den ägyptischen Tempelschläfern geschah, indem der Patient „eine Stimme hörte", die ihm therapeutische Ratschläge erteilte. [1])

Ein weiteres Phänomen ist der Heilmitteltraum für Andere. Nehmen wir zunächst ein natürliches Muster. Nach dem Bericht alter Schriftsteller saß Alexander der Große am Krankenbett seines Freundes Ptolemäus — des späteren Königs von Aegypten —, der von einem vergifteten Pfeil verwundet worden war und unter großen Schmerzen den Tod erwartete. Alexander war tief bekümmert und von Müdigkeit überwältigt schlief er ein. Im Traum erschien ihm der Drache, den seine Mutter Olympias hielt, mit einer Wurzel im Rachen, sagte ihm, wo diese Wurzel wachse, und daß sie den Ptolemäus heilen würde. Erwacht, beschrieb Alexander diese Wurzel und deren Fundort; die ausgesendeten Soldaten brachten sie, und nicht blos Ptolemäus wurde geheilt, sondern auch viele Soldaten, die ebenfalls Pfeilwunden erhalten hatten. [2]) Hier zeigt sich nun sehr deutlich, daß Alexander seine Sorge um den todkranken Freund als dominirende Vorstellung in den Schlaf hinübernahm, welche Fernsehen und den Heiltraum auslöste. Aehnlich muß der Vorgang gewesen sein, wenn, wie es berichtet wird, die Tempelpriester manchmal für ihre Patienten den Heiltraum hatten. Als Parallelfälle auf Seite der Fremd-

[1]) du Prel: Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. II. 76—92.

[2]) Cicero de divinatione. II. c. 66. Curtius Rufus. IX. 8. Strabo XV, 2. 7. Diodorus XVII. 103. Suetorius IX.

suggestion aber sind alle jene Fälle anzusehen, wo unsere Magnetiseure den Heilinstinkt der Somnambulen auf fremde Kranke lenken.

Eine andere okkulte Fähigkeit ist das Fernsehen. Um nun zu untersuchen, in welcher Weise ein Ferngesicht willkürlich erzeugt und auf einen bestimmten Gegenstand gelenkt werden kann, haben wir kein anderes Mittel, als uns an die natürlichen Muster zu halten. Wir müssen jene Fälle analysieren, in welchen das Fernsehen unwillkürlich, ohne den bewußten Willen des Sehens eintrat, müssen diese untersuchen in Bezug auf Bedingung und Ursache des Eintritts, und dann zusehen, ob wir diese Bedingungen und Ursachen künstlich erzeugen können.

Wenn wir uns in der weitläufigen Litteratur nach den natürlichen Mustern umsehen, so finden wir als ihr gemeinschaftliches Merkmal die Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins des Sehers. Die weitaus größte Anzahl von Ferngesichten wird berichtet als im natürlichen oder somnambulen Schlaf eingetreten. In diesem Schlaf aber kann wohl eine günstige Bedingung, nicht aber die eigentliche Ursache gesehen werden. Nun liefert uns aber das Thatsachenmaterial noch ein weiteres gemeinschaftliches Merkmal in Bezug auf den psychologischen Zustand des Sehers. Meistens wird bei Wahrträumen berichtet, daß der Seher den hochgesteigerten Wunsch empfand, über räumlich Entferntes oder in der Zukunft Liegendes Aufschlüsse zu erhalten; daß er davon innerlich hochgradig aufgewühlt war und in diesem Zustand zu Bett ging. Kurz, wir haben auch hier wieder die dominirende Vorstellung als Autosuggestion in den Schlaf hinübergenommen.

Für die Experimentalpsychologie fragt es sich nun, ob wir diese günstige Bedingung der Ferngesichte — die Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins — und die eigentliche Ursache derselben — die innerlich aufwühlende Autosuggestion — auch künstlich herbeiführen können. Diese Frage ist aber zu bejahen. Wir können den natürlichen Schlaf durch einen künstlichen, und die Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzen.

Relativ häufig und aus allen Jahrhunderten werden solche natürlichen Muster berichtet, wobei Leute, die über den Verlust einer Urkunde, Quittung &c. bekümmert einschliefen, im Traum Aufschlüsse erhielten, wo diese zu finden seien. Sehen wir uns ein solches Beispiel an, wo die Autosuggestion ein Ferngesicht auslöste. Fracastor erzählt, daß Markus Antonius Flaminius, als er ein ihm geliehenes Buch zurückgeben wollte, es nicht fand. Im darauf folgenden Traum nun sah er seine Magd, wie sie von seinem Ruhebett, wo er darin gelesen hatte, das Buch wegnahm, um es auf den Tisch zu legen, wobei es ihr entfiel und der Deckel — es ist vielleicht von einem Holzdeckel die Rede — zerbrach, worauf sie es an einem geheimen Ort versteckte. Morgens erinnerte er sich seines Traumes, fand das Buch an jenem Ort, und die zur Rede gestellte Magd gestand, das Alles in der erwähnten Weise vor sich gegangen sei.[1])

---

[1]) Beaumont: Traktat von Geistern. 213.

Untersuchen wir nun, ob dieser natürliche Vorgang nachgemacht werden kann. Zu diesem Behufe erlaube ich mir eine fast von selbst verständliche Ergänzung des Berichtes, indem ich sage, daß Flaminius mit dem quälenden Gedanken an das verlorene Buch einschlief. Diese Autosuggestion, in den Schlaf als dominirende Vorstellung hinübergenommen, löste ein Ferngesicht aus, welches in diesem Fall eine Rückschau war. Diese Rückschau wäre nun auch dann eingetreten, wenn Flaminius die Fremdsuggestion erhalten hätte, das Buch sei verloren. Im hypnotischen Schlaf würde diese Fremdsuggestion sogar noch intensiver gewirkt haben; der Hypnotiseur hätte den Flaminius bis zu Thränen über den Verlust erweichen können, und wenn dann der Befehl erfolgt wäre, nach dem Buch Umschau zu halten, so würde der Aufschluß erhalten worden sein. Was aber von der Rückschau gilt, gilt ohne Zweifel auch vom räumlichen Fernsehen und der zeitlichen Vorschau; die natürlichen Muster liegen auch in dieser Hinsicht vor. In meinen „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften" habe ich die Verwertung des Hypnotismus für die transscendentale Psychologie untersucht und den experimentellen Beweis geführt, daß durch Fremdsuggestion ein räumliches — sogar posthypnotisch angesetztes — Ferngesicht geweckt werden kann. [1])

Wenn nun weitere Versuche dieses Resultat bestätigen sollten, woran ich nicht zweifle, so wäre damit der Schlüssel zu einer transscendentalen Experimentalpsychologie gefunden, und diese ist ohne Zweifel der wichtigste der Wissenszweige, welche das nächste Jahrhundert auszubilden haben wird.

In diesem Punkte kann sogar die Kunst mehr leisten, als die Natur. Das autosuggestive Interesse vermag allerdings — wie es die natürlichen Muster beweisen — bis in die transscendentalen Tiefen unseres Wesens zu dringen und von dort Aufschlüsse zu beziehen, die das sinnliche Bewußtsein nicht zu liefern vermag; aber diesen spontanen Prozessen der Natur ist eine Grenze gesetzt, über die nur das Experiment hinauskann. Autosuggestive Wahrträume können nämlich nur im tiefen Schlaf eintreten, und dieser hat den Nachteil, meistens von erinnerungslosem Erwachen gefolgt zu sein. Es ist sogar die Meinung gestattet, daß nicht so sehr die Wahrträume selten sind, als die Erinnerung daran. Der bloße Erinnerungsvorsatz, vor dem Einschlafen gefaßt, dürfte diesen Nachteil kaum beseitigen; dagegen kann der Hypnotiseur nicht bloß die Schlaftiefe regeln, sondern auch den fremdsuggestiven Erinnerungsbefehl hinzufügen.

Aber noch andere Vorteile hat die Fremdsuggestion vor der Autosuggestion, die Kunst vor der Natur voraus. Die Autosuggestion setzt ein tiefes Interesse des Schläfers an dem Aufschluß voraus; die Fremdsuggestion kann es erwecken, beliebig steigern und auf einen beliebigen Gegenstand lenken. Die Autosuggestion ist ferner nur wirksam, wenn sie im Moment des Einschlafens vorhanden und als letzter, dominirender

---

[1]) du Prel: Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. II. 98.

Gedanke des Wachens in den Schlaf hinübergenommen wird. Die Fremdsuggestion dagegen kann zu beliebiger Zeit gegeben werden, und der Zeitpunkt ihrer Ausführung durch das Ferngesicht kann beliebig, sogar posthypnotisch angesetzt werden. Da ferner, wie erwähnt, der Erinnerungsbefehl hinzugefügt werden kann, sind wir im Ganzen berechtigt, von der Fremdsuggesttion in Experimenten sogar mehr zu erwarten, als die Autosuggestion in den natürlichen Mustern leistet.

Eine weitere okkulte Fähigkeit ist das Fernwirken. In den natürlichen Mustern ist häufig der autosuggestive Hebel erkenntlich, nicht blos bei Somnambulen, sondern sogar im Wachen, z. B. in zahlreichen Fällen der „Phantasmus of the Living". Ich zweifle daher nicht, daß wir die experimentellen Parallelfälle dadurch gewinnen können, daß wir die Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzen. Auch die Anwendung des Vorstehenden auf die übrigen okkulten Fähigkeiten ergiebt sich von selbst, bedarf daher keiner weiteren Ausführung.

Noch aber haben wir die weitere Frage zu untersuchen, ob die Suggestion auch mit dem bedenklichsten und bestrittensten Teil des Okkultismus in Verbindung gebracht werden kann, mit dem Spiritismus, und zwar als Hebel zur Erzeugung spiritistischer Phänomene.

Nehmen wir gleich den extremsten Fall, die Materialisation. Dieses Phänomen würde nicht mehr für so paradox gehalten werden, wenn wir dächten, daß auch diese Fähigkeit, gleich dem Fernsehen und Fernwirken, zu den latenten Fähigkeiten schon des lebenden Menschen gehört. Den Beweis liefern die zahlreichen Fälle von Doppelgängerei. Die meisten derselben lösen sich zwar in Halluzinationen des Sehers auf, nur daß dieselben objektiv veranlaßt, telepathisch erzeugt werden; es sind aber auch Fälle berichtet, wo der Doppelgänger seine Objektivität dadurch beweist, daß er reale und bleibende Wirkungen ausübt. Bei der Frage nun, ob auch dieses Phänomen in das Programm der Experimentalpsychologie aufgenommen werden kann, müssen wir wieder die natürlichen Muster betrachten und nach Fällen Umschau halten, wo unter dem erregenden Einfluß einer starken Autosuggestion die Entsendung des realen Doppelgängers eintritt.

Einen Fall dieser Art berichtet eine streng wissenschaftliche Zeitschrift,[1]) wo er viel ausführlicher dargestellt ist, als es hier geschehen kann, und mehrfache Zeugenaussagen zusammengestellt sind:

Herr Wilmot schiffte sich 1863 auf dem Dampfer „City of Limerik" in Liverpool nach New-York ein, wo seine Frau und Kinder waren. Am zweiten Tage erhob sich ein heftiger Sturm, der erst in der Nacht vom 8. bis 9. Tage nachließ. Zum ersten Mal seit seiner Einschiffung hatte Wilmot nun wieder eine gute Nacht. Inzwischen hatte seine Frau Nachricht von den Stürmen im atlantischen Ozean erhalten, und ihre Sorge steigerte sich auf's Höchste, als die Nachricht kam, daß die nach Boston



[1]) Annales des sciences psychiques. I. 219—226.



segelnde „Africa“, die am gleichen Tage wie die City of Limerik, England verlassen hatte, gescheitert war. Sie war in der größten Angst um ihren Gatten, und blieb, mit dem Gedanken an ihn, sehr lange auf.

Hier sehen wir also eine dominirende Autosuggestion, auf der Grundlage tiefer Sorge erweckt, und wenn auch der Orignalbericht darüber schweigt, nehme ich doch an, daß der letzte Gedanke der Frau Wilmot vor dem Einschlafen ihr Gatte war, der demnach dominirende Vorstellung verblieb. Gegen 4 Uhr morgens träumte sie, über das in Aufruhr befindliche Meer geführt zu werden, wo sie einem schwarzen und niedrigen Schiff begegnete. Sie stieg an Bord, ging unter das Verdeck und suchte in den Kabinen bis zu jenen des Hinterdecks. Dort fand sie ihren Gatten und sie wunderte sich darüber, daß das über ihm befindliche Bett weiter zurückgeschoben war, als sein eigenes. Es lag im ersteren ein Mann, der sie fixierte, so daß sie einen Augenblick schwankte, ob sie eintreten sollte; dann aber ging sie vorwärts, beugte sich über ihren Mann, umarmte ihn und ging wieder.

Wie sich nun später herausstellte, entsprach das Aussehen des Schiffes und der Kabine vollständig der Wirklichkeit. Es fragt sich also, ob hier die Autosuggestion nur ein räumliches Ferngesicht auslöste, oder ob der reale Doppelgänger entsendet wurde. Um diese Alternative zu entscheiden, müssen wir die korrespondierenden Vorgänge auf dem Schiff und die Wahrnehmungen der beiden Kabinenbewohner untersuchen. Herr Wilmot lag — wie erwähnt, zum ersten Mal wieder gut schlafend — in seinem Bett. Gegen Morgen träumte er, seine Frau trete herein, zögere einen Augenblick beim Anblick des Schlafkameraden, gehe dann aber auf ihn zu, umarme ihn und entferne sich wieder. Als er erwachte — und damit kommen wir auf den entscheidenden Punkt — sah er seinen Schlafkameraden William J., der mit aufgestütztem Ellenbogen auf ihn herabsah. „Sie sind ein glücklicher Junge, sagte William, eine Dame zu haben, die in dieser Weise zu ihnen kommt.“ Wilmot bat ihn, sich näher zu erklären, und nun erzählte William, was er wachend gesehen hatte, und was mit dem Traum Wilmot's genau übereinstimmte.

Man könnte nun sagen, Frau Wilmot habe einen Wahrtraum gehabt, den sie fernwirkend auf ihren Mann und zugleich — oder er seinerseits — auf den wachenden William übertrug. Aber eine solche Mehrheit ganz ungewöhnlicher Vorgänge, im gleichen Augenblick zusammenfallend, ist höchst unwahrscheinlich. Fand dagegen die Entsendung des Doppelgängers statt, der genug Realität hatte, um auf den Gesichtssinn des wachenden William zu wirken, so fällt der Wahrtraum der Frau Wilmot und die doppelte Uebertragung desselben als überflüssig hinweg und das würde den Fall vereinfachen.

Damit wäre aber ein für die Experimentalpsychologie sehr wichtiger Punkt erreicht. Es würde sich daraus ergeben — und viele andere natürliche Muster beweisen es — daß eine auf Grund hochgradiger Erregung eintretende Autosuggestion, wie sie die anderen okkulten Fähigkeiten auslöst,

so auch die Entsendung des Doppelgängers auslösen kann, der an dem ihm von der Autosuggestion angewiesenen Ort erscheint.

Der reale Doppelgänger ist nun im Gebiete der transscendentalen Psychologie eben das, was im Gebiete des Spiritismus die Materialisation ist; er ist die Materialisation des Diesseits. Er bildet eine von den vielen merkwürdigen Analogien zwischen Somnambulismus und Spiritismus, und zwar diejenige, die sich auf den Superlativ des Spiritismus bezieht. Die Fähigkeit der Somnambulen, real an entferntem Ort zu erscheinen, ist identisch mit der von Verstorbenen, sich dort zu materialisieren, wohin ihre Gedanken und Gefühle gerichtet sind. Aber beim lebenden Menschen bedarf es einer sehr tief gehenden Erregung und einer im hohen Grade dominierenden Autosuggestion, damit sein transscendentaler Wesenskern affiziert und zur Entsendung des Doppelgängers veranlaßt wird. Darum eben ist das Phänomen selten. Bei Verstorbenen scheint es eines so starken Anstoßes nicht zu bedürfen; das Hindernis des leiblichen Lebens fällt hinweg. Dem transscendentalen Subjekt sind ja alle okkulten Fähigkeiten normal, und sie bedürfen keiner hochgradigen Motivation. Wohl aber ist diese nötig, wenn der erste Anstoß vom sinnlichen Bewußtsein eines lebenden Menschen ausgeht, weil nur starke Erregungen auf den transscendentalen Wesenskern sich fortpflanzen und ihn in Mitleidenschaft ziehen. Damit stimmt die Erfahrung überein. Dem Erscheinen des Doppelgängers liegt immer eine lebhafte Autosuggestion des lebenden Menschen zu Grunde; dem Erscheinen spiritistischer Phantome scheint schon der normale Motivationsgrad zu genügen.

Die wichtigste Frage der Experimentalpsychologie wäre nun die, ob auch die spiritistische Materialisation dem Experiment zugänglich gemacht werden kann, und diesem Problem sollen schließlich noch einige Worte gewidmet werden.

Wer an spiritistische Materialisationen nicht glaubt, erklärt dieselben als Maskeraden der Medien, oder als Halluzinationen der Zuschauer. Aber auch der Spiritist, der sich von der objektiven Realität der Phantome überzeugt hat, wird sich vielleicht doch sagen, daß der Identitätsbeweis, d. h. der Beweis, daß wir es dabei mit einem bestimmten Verstorbenen zu thun haben, noch nicht geliefert worden ist.

Wie soll nun das Materialisationsexperiment angestellt werden, um sowohl die Einwürfe der Ungläubigen, als auch die Zweifel der Gläubigen auszuschließen? Wie läßt sich insbesondere der Identitätsbeweis führen? Könnte die Experimentalpsychologie auch auf diesen Punkt ausgedehnt werden, so wäre der wichtigste Schritt in der wissenschaftlichen Begründung des Spiritismus gethan; denn in letzter Instanz hängt die ganze Theorie des Spiritismus vom Identitätsbeweis ab.

Zu dem Experiment, das ich in dieser Hinsicht vorschlagen möchte, haben wir schon im Bisherigen einige Anhaltspunkte gewonnen. Bei den verschiedenen okkulten Fähigkeiten hat sich die Autosuggestion als ein sehr günstiger Auslegungshebel gezeigt, und es hat sich ergeben, daß sein

Ersatz durch die Fremdsuggestion die experimentellen Parallelerscheinungen liefert. Der autosuggestive Hebel ist nun auch beim Doppelgänger erkenntlich, und so dürfen wir vermuten, daß auch hier die Fremdsuggestion einen gleichwertigen Ersatz bieten kann. Ein großer Vorteil der Fremdsuggestion ist es nun aber, daß sie auch posthypnotisch angesetzt werden kann, und wenn sich dieser Vorteil für den Doppelgänger, für die Materialisation des Diesseits ausnützen ließe, so muß auch die posthume Materialisation auf diesem Wege möglich sein.

Vom Standpunkt der Logik läßt sich gegen diese Möglichkeit nichts einwenden; wichtiger aber ist, daß auch der Erfahrungsbeweis schon in zahlreichen Fällen geliefert worden ist, nur daß man sich über den psychologischen Prozeß nie klar genug war, um das Experiment mit dem nötigen wissenschaftlichen Raffinement anzustellen.

In der älteren Literatur[1]) nämlich und in Sammelwerken der Neuzeit[2]) sind ziemlich viele Fälle berichtet, daß lebende Menschen, durch starke Bande der Freundschaft und Liebe verbunden, unter dem erregenden Einfluß einer Abschiedsstunde sich gegenseitig das Versprechen gaben, daß der zuerst Sterbende dem Ueberlebenden erscheinen sollte, welche Erscheinung sodann entweder im Augenblick des Sterbens oder bald darauf eintrat. Hier liegt also eine gegenseitige, und zwar posthum angesetzte Fremdsuggestion vor. Gewiß sind nun solche Versprechungen nur in seltenen Fällen eingelöst worden, und zwar darum, weil Fremdsuggestionen, im Wachen erteilt, nur selten haften. Solche Versuche würden aber häufiger von Erfolg begleitet sein, wenn der Empfänger jeweilig in dem für Suggestionen günstigsten Zustande sich befände. Dieser Zustand ist der Hypnotismus. Ich möchte daher dem Versuche das Wort reden, das Versprechen posthypnotischer oder posthumer Erscheinung hypnotisirten Personen abzuverlangen. Die posthume Ausführung solcher Suggestionen dürfte sogar leichter sein, als die posthypnotische zu Lebzeiten; die letztere aber um so leichter, je mehr der Zustand der Versuchsperson dem posthumen sich annähert, d. h. je geringer das leibliche Hindernis ist. Es kann der normale Schlaf genügen, mehr Erfolg aber dürfte der Somnambulismus bieten, oder wenn — wie ich meines Erinnerns schon einmal vorgeschlagen habe — die Versuchsperson als lebendig begrabener Fakir das leibliche Hindernis vorübergehend abgelegt hat. —

Wir rühmen uns eines großen Vorzugs vor den Tieren, nämlich unseres Selbstbewußtseins. Wie schlecht es aber mit diesem bestellt ist, ersehen wir daraus, daß der Streit, ob wir eine Seele besitzen und unsterblich sind, nun schon seit Jahrtausenden geführt wird, ohne erledigt zu sein. Es ist also wohl der Mühe wert, einen Versuch anzustellen, der im Falle des Gelingens diesen Streit experimentell und definitiv zur Entscheidung brächte. Logisch läßt sich der Vorschlag, wie gesagt, rechtfertigen;

[1]) Jacobus Bukky: De apparitionibus mortuorum vivis ex pacto factis. 1724. —

[2]) Gurney, Myers and Podmore: Phantasms of the Living. — Annales des sciences psychiques. —

aber Probieren geht über Studieren, und da schon so zahlreiche Gesellschaften bestehen, welche den Okkultismus erforschen, so sollten die Versuche ernstlich in die Hand genommen werden, die ohnehin nur eine hypnotisierbare Person voraussetzen. Wenn dem posthypnotisch oder posthum angesetzten Phantom zudem eine Thätigkeit von materieller und bleibender Art anbefohlen und der photographische Apparat zur Stelle wäre, der den Beweis für die Realität des Phantoms liefern würde, so wäre das Erscheinen eines Verstorbenen infolge gegebenen Versprechens in wissenschaftlicher Weise konstatiert. Für welche Stunde aber diese posthume Suggestion anzusetzen ist, welche Zeit nach dem Tode dafür die günstigste ist, das könnten allerdings erst zahlreiche Versuche zur Entscheidung bringen.



Posthume Suggestionen.

Der vorstehende Aufsatz unseres verehrten Mitarbeiters Dr. Carl du Prel läuft auf den Vorschlag hinaus, Hypnotisierten das Versprechen abzunehmen, daß sie nach ihrem Tode zu bestimmter Zeit und am bestimmten Orte erscheinen werden, wo man ihr Phantom dann photographieren könne. Diesem Vorschlage möchte ich doch nicht das Wort reden. Es scheint mir zweifelhaft, ob der dadurch gewonnene Identitätsbeweis nicht mit einem zu großen seelischen Opfer des erscheinenden Verstorbenen erkauft wird. Ich bin überhaupt dagegen, daß man Verstorbene noch wieder in die Erdensphäre hineinzieht. Aber gerade in der Zeit kurz nach dem Tode, wenn ein solches Erscheinen noch am besten möglich ist, pflegt die Seele des Verstorbenen mit so viel höheren und für ihn wichtigeren Gedanken und Erlebnissen beschäftigt zu sein, daß die Verpflichtung zu solcher irdischen Erscheinung ihn sehr stören könnte. Wenigstens sollte man anfangs nicht mehr als ein solches Experiment versuchen und dann die Aussagen des erscheinenden Verstorbenen über die Folgen, die solches Erscheinenmüssen für ihn hatte, abwarten. **Hübbe-Schleiden.**





Das System des Vedanta.

Nach Professor Dr. Paul Deußen

dargestellt von

Werner Friedrichsort.

Die Goldschätze Indiens sind hinübergeströmt in's Land der fremden Eroberer; wie Schnee an der Sonne schwanden sie dahin unter den rücksichtslos zusammenscharrenden Händen englischer Eindringlinge, die es meisterhaft verstanden, den rinnenden Strom in Bahnen zu lenken, die ihre Mündung im alten Vaterlande fanden. Doch ein anderer Schatz, unerschöpflich, unergründlich, obgleich schon seit Jahrtausenden die Völker der Erde von seinem Ueberflusse gezehrt haben, blieb im Lande verborgen, der Reichtum indischen Geistes. Wohl verdienen die Helden, die, nur eine Handvoll Menschen den Millionen Eingeborenen gegenüber, sich siegend festsetzten im neu erworbenen Lande, den Ruhm und den Dank, den ihre Nation ihnen gezollt hat; ebenbürtig aber stehen ihnen jene Männer zur Seite, die in unermüdlicher Friedensarbeit dem verborgenen Quell indischer Weisheit nachforschen, der wohl im Stande ist, hinübergeleitet in ein neues abendländisches Bette, die dürre Ebene materialistischer Weltanschauung umzuwandeln in blühendes Grün, frisches Leben den versumpften Niederungen geistiger Trägheit und Stumpfheit am Gängelbande kirchlicher Bevormundung zuzuführen.

Wie schwer waren nicht die Mittel zu erwerben! Noch das vorige Jahrhundert war auf persische und arabische Bearbeitungen indischer Texte angewiesen, weil das Sanskrit dem Abendlande unbekannt geblieben war; das bedeutendste Ergebnis blieb lange Zeit das Oupnek'hat, welches bekanntlich Schopenhauer so sehr begeisterte, daß er seine Bekanntschaft mit ihm als das freudigste Ereignis seines Lebens feierte.[1]) Und doch war dieses Oupnek'hat nur die lateinische Uebersetzung Anquetil Duperron's einer schon vor über 200 Jahren verfaßten persischen Uebertragung einiger Upanischad's, also die Uebersetzung einer Uebersetzung.

[1]) Schopenhauer, Parerg. und Paralip. II. Kap. XVI. § 184.

Langsam nur entwickelten sich die Sanskritstudien, und langsam nur wuchs die Litteratur über die Ausbeute derselben, erst der neueren und neuesten Zeit blieb es vorbehalten, den größten Teil der Originale auch dem nicht Sprachkundigen zugänglich zu machen. Ohne die Verdienste, die sich hierbei die Engländer und Franzosen erworben haben, zu verkennen, ist das Bedeutendste auf diesem Gebiete von deutschen Gelehrten geleistet worden, und wenn wir von diesen wieder einem die Palme zuerkennen sollen, so ist dies Professor Deußen in Kiel, weil er derjenige ist, der von allen lebenden Denkern am tiefsten in das Verständnis indischer Philosophie eingedrungen ist, und der es versteht in meisterhafter Weise das mitzuteilen, was er in jenen geheimnisvollen Tiefen gefunden hat.

Sein Werk „das System des Vedanta“ ist von unvergänglichem Werte; es ist die großartigste Darstellung eines metaphysischen Aufbaues, wie er den Geistesheroen aller Zeiten und Völker ahnungsvoll vorgeschwebt, wie er von ihnen im Aufleuchten der Erkenntnis vorübergehend geschaut wurde.

Wenn ich es hier unternehme eine kurze Besprechung des Vedantasystemes zu geben, so geschieht es im Gefühle tiefster Verehrung für den Verfasser mit dem Wunsche, in immer weiterem Kreise auf sein Werk aufmerksam zu machen. —

Die Bezeichnung Veda — das Wissen — wird einer Anzahl von Sanskritschriften beigelegt, die in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Zahl zur Zeit noch nicht bekannt sind. Es waren diese Schriften in erster Linie Sammlungen von Hymnen, Gebeten, poetischen und prosaischen Sprüchen, und sie dienten den brahmanischen Priestern als Handbuch bei feierlichen religiösen Handlungen, um aus ihnen ihre Auswahl zu treffen. Jahrhunderte hindurch hatten sich diese Lieder und Sprüche lediglich durch mündliche Ueberlieferung vererbt, bis sich die Notwendigkeit herausstellte, sie zu einzelnen Gruppen zu vereinigen und niederzuschreiben. Wie bei der Redaktion der biblischen Schriften mußte auch hier manches, was sich im Laufe der Zeit eingebürgert hatte, als nicht kanonisch verworfen werden, manches sich Widersprechende blieb stehen und gab Anlaß zu tiefgehenden religiösen Spaltungen. Als ältestes Werk entstand der Rigveda, dessen Hymnen ihren Ursprung bis ins fünfzehnte Jahrhundert v. Ch. zurückdatieren, ihm schloß sich an der Yajurveda mit seinen Sprüchen und Versen, der Samaveda, eine Blütenlese religiöser Lieder und erst in späterer Zeit der Atharvaveda, dessen Inhalt, meistens Umdichtungen älterer vedischer Poesie und neuere Lyrik, lange Zeit die volle Anerkennung versagt blieb.

Diese Entstehungsart der Veden, deren Abschluß wohl erst im 6. Jahrhundert nach Chr. stattgefunden haben mag, erklärt es, daß so außerordentlich viele Wiederholungen von — wenn nicht in der Form, so doch im Inhalt — Gleichem sich in ihnen vorfinden, sie haben ja alle aus der gleichen Quelle, der Ueberlieferung, geschöpft. — An diese Sammlungen von Gebeten, Gesängen und Opfersprüchen — den Samhita's —, wie sie den



Grundkern aller 4 Veden bilden, schloß sich nun je ein zweiter Teil als Ergänzung an, das Brahmanam, welches die Anwendung des zur Verfügung stehenden Materials lehrt und den Gang der feierlichen Ceremonien selbst schildert. Diese Erläuterungen gaben Gelegenheit zur religiösen und philosophischen Begründung der einzelnen Kultushandlungen, und besonders der letzte Teil jedes Brahmanam, der Vedanta (d. h. Veda-Ende) bringt zu der exoterischen Volksanschauung die tiefste esoterische Erkenntnis.

Die durch diese beiden Teile, Samhita und Brahmanam, schon recht umfangreich und unübersichtlich gewordenen Werke bedurften eines Compendiums, welches die gesamte Darstellung in kurzer, prägnanter Weise nochmals zusammenfaßte und in dieser kurzen Form als mnemotechnisches Hülfsmittel dienen konnte. Dies wurde durch den dritten Teil eines jeden Veda' — die Sutra's — gegeben, deren Ausdrucksweise allerdings auch manchesmal so abgekürzt ist, daß sie ohne Kommentar gänzlich unverständlich bleiben. So bestehen die 555 Brahma Sutra's des Badarayana, in welchen das ganze Vedantasystem dargelegt wird, meist nur aus wenigen Worten z. B.

Sutram II, 1—6: driçyate tu = vielmehr zeigt die Erfahrung.
7: asad, iti cen? na! pratishedha-mâtravât = ein Nichtseiendes, meint Ihr? Nein! Weil es eine bloße Negation ist.
—15: bhâve ca upalabdheḥ = auch wegen der Wahrnehmung in dem Sein.
—16: sattvâc ca avarasya = auch wegen des Existirens des Späteren. —

Zur besseren Uebersicht sei das bisher Gesagte nun nochmals kurz zusammengestellt:

Die Veden bestehen aus 4 Werken:

Rigveda, Samaveda, Yajurveda, Atharvaveda.

Jeder einzelne Veda teilt sich in:

a) Samhita = Sammlung von Hymnen usw.
b) Brahmanam = Erläuterung.
   1. vidhi = Vorschrift (betreffs der Ceremonie).
   2. arthavada = Erklärung derselben.
   3. vedanta = philosophische Begründung derselben.
c) Die Sutra's = die wiederholenden, zusammenfassenden Merkworte.

Die wertvollsten Teile der Vedalitteratur bilden somit die Endabschnitte jedes Brahmanam, die Vedanta's. Ihr Inhalt wurde daher schon frühe der Gegenstand besonderer Nachträge zu diesen, welche Aranyakas heißen und Gespräche und Meditationen über die angeregten philosophischen Fragen bringen.

Aus diesem immer mehr anwachsendem Material traf man dann eine Auslese und stellte sie unter der Bezeichnung der Upanishads (Unter-

weisung) zusammen. Letztere geben also gewissermaßen die Quintessenz eines immensen Geistesschatzes, sie gestatten aber gleichzeitig, da sie ja nicht das einheitliche Produkt eines schaffenden Intellektes gewesen, den Aufbau der verschiedensten philosophischen Systeme, die alle von gleicher Basis ausgehend, je nachdem sie diese Inklination oder jene Elevation derselben als Unterbau benutzen, zu ganz verschiedenen oft entgegengesetzten Konsequenzen gelangen. So entstanden neben mehreren, sich immer mehr und mehr aus ihren Beziehungen zum Veda loslösenden, ja zum Teil ihn angreifenden Schulen, die schließlich in rein materialistischer Weltanschauung aufgingen, andere, welche mehr oder minder orthodox, ihren Stützpunkt im Vedawort behielten oder noch zu vertiefen suchten. Doch trotz geistvollster Vertiefung machte sich von diesen letzteren nur ein einziges System, die von Badarayana begründete, unmittelbar aus den Veden schöpfende Lehre, die darum speciell mit dem Namen Vedantalehre bezeichnet wird, von all und jeder dualistischen Anschauung frei. Sie wurde von einem ihrer Anhänger, Çañkara,[1]) in der Mitte des 8. Jahrhunderts durch seinen Kommentar zu den Brahmasutras des Badarayana zu der rein monistischen Advaitalehre ausgebaut. Sie ist es, die nach und nach alle anderen religionsphilosophischen Schulen in Indien fast verdrängt hat; die meisten alten Weltanschauungen finden nur noch historisches Interesse, während die ihre ein wahrer Born des Lebens geworden ist, aus welchem Tausende geistige Erquickung geschöpft haben. Was als der wahre Esoterismus der Religionen aller Zeiten und Völker, ebensogut wie die Vollendung aller Wissenschaft angesehen wird, in ihr finden wir es wieder; in ihr einigen sich die divergirenden Wege; sie ist es auch, die wenigstens den Begründern der theosophischen Vereinigung unumstößliche Ueberzeugung geworden ist.[2])

„Atha ato brahma-jijñâsâ, iti", „nunmehr daher die Brahmaforschung", so lautet die erste Sutra des Textes, dessen erster Teil die Theologie des Systemes, die Lehre vom Brahman enthält. — Die Upanischads, welche, wie oben gezeigt worden, das Material der Vedantalehre umfassen, gaben so viele sich widersprechende Anschauungen über das Wesen des höchsten Seins, daß es für den Kommentator keine leichte Aufgabe war, für ihre Erklärung einen Standpunkt zu wählen, von dem aus alle als ein einheitliches Bild erschienen. Çañkara findet das richtige Mittel, indem er gleich in der Einleitung darauf hinweist, daß es zweierlei Wege des Erkennens, den empirischen und den transscendenten, und hieraus resultierend zwei Arten des Wissens giebt, das physische und das metaphysische. Das erstere bezeichnet er kurz als das Nichtwissen (avidya), dem er das Wissen (vidya) gegenüberstellt.

---

[1]) Sprich Shangkara.

[2]) In neuzeitlicher exakt wissenschaftlicher Fassung ist sie dargestellt in **Hübbe-Schleiden's Werk**: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe". Braunschweig, C. A. **Schwetschke** & Sohn, 1891.

Deußen macht hierbei aufmerksam, wie dieser gleiche Gedanke in der Geschichte der Menschheit noch zweimal zum Ausdruck gelangt, in der griechischen Philosophie in der Einheitslehre des Parmenides, am reinsten aber durch Kant, der auf induktiv-wissenschaftliche Weise zu dem gleichen Resultate kam, wie es der indische Philosoph intuitiv erkannte. —

Wie Kant nun das Ding an Sich von der Erscheinung trennt, so unterscheidet die Vedantalehre das Brahman, das eigentliche Sein, von der Form, in welcher es für uns wahrnehmbar wird; die ganze, so unendlich differenzierte Form birgt aber im Grunde stets nur das Gleiche, das „Eine ohne ein Zweites“ (Ekam eva advityam). Es ist, wie es im Châandogya-Upanishad heißt: „dasjenige, aus dem die ganze Welt geworden, dessen bloße Umwandlung sie ist: wer dieses Eine erkannt hat, der hat damit alles erkannt, gleich wie durch einen Thonklumpen alles, was aus Thon besteht, erkannt ist. Auf Worten beruhend ist die Umwandlung, ein bloßer Name, Thon ist es in Wahrheit.“

So ist diese ganze Welt der Erscheinung nur eine Täuschung, ein Blendwerk (mâyâ), dem Traume vergleichbar. Doch auch die Bilder des Traumes haben eine gewisse relative Berechtigung oder Wahrheit, nämlich solange der Traum andauert; und so sind auch alle empirischen Erkenntnisse und Erfahrungen wahr, so lange wir noch im avidya befangen sind; sie lösen sich erst demjenigen, der durch das Blenden der Erscheinung nicht mehr getäuscht wird, der den Schleier der Mâyâ durchschaut hat. Und so sind auch die Worte der Upanischads, die in mythisch-exoterischer Weise Bezug haben auf das Brahman der Menge, die einem Gotte Verehrung darbringen will, Wahrheit; sie bergen aber einen philosophisch-esoterischen Kern in sich, hindeutend auf das Brahman der Wenigen, die nicht Verehrung wollen, sondern Erkenntnis suchen. Die Klarheit des Krystalles wird nicht verändert durch die Farbe, die ihn umkleidet, so auch das Wesen des Brahman nicht durch die ihm beigelegten Attribute einer im Nichtwissen befangenen Menge. Im All und in Allem lebt und stellt sich dar nur das Eine, immerdar Seiende, über sein Wesen aber vermögen wir nichts auszusagen, denn alles, was wir von ihm wahrnehmen, ist ja nur *unsere* Vorstellung von ihm, dem verschieden Erscheinenden, im Grunde stets Gleichen, von dem die Definition gegeben wird: „Das Brahman ist die allwissende und allmächtige Ursache des Entstehens, Bestehens und Vergehens der Welt.“

Da das Wesen dieses Weltganzen in jeder individuell geschiedenen Form das gleiche ist, deshalb ist auch diese Scheidung nur Täuschung, und in dem Sinne heißt es (Çvetâçvatara-Upanishad 4. 3):

„Du bist das Weib, du bist der Mann, das Mädchen u. der Knabe;
geboren, wächst du überall, du wankst als Greis am Stabe“.

und (Brihadâranyaka-Upanischad 4. 4. 19).

Im Geiste sollen merken sie, nicht ist hier Vielheit irgendwie.
Von Tod zu Tode wird verstrickt, wer eine Vielheit hier erblickt.

und an anderer Stelle (Moksha-çâstra):

„Die eine Wesensseele wohnt in jedem Wesen,
Eins ist sie und doch vieles, wie der Mond im Wasser".

Die Antwort auf die Frage nach ihm, dem Urgrund alles Daseins lautet aber: „neti! neti!" — „es ist nicht so und nicht so!"

Bezeichnend ist folgende Erzählung: Zu dem Weisen Bâhva kommt König Vâshkali, getrieben von dem Wunsche, über das Brahman belehrt zu werden. Doch auf seine Frage schweigt der Weise. Jener wiederholt seine Bitte zum zweiten und zum dritten Male, stets ohne Erwiderung zu finden. Endlich sagt Bâhva: „Ich lehrte es dich ja, du aber verstehst es nicht; dieses Atman ist Schweigen!"

So heißt es auch von ihm:

„Vor dem die Worte kehren um, und die Gedanken, ohne ihn zu finden," und an anderer Stelle:

„Verschieden ist's von allem, was wir kennen,
und höher, als das Ungekannte auch."

Doch dieses Negieren aller Attribute — neti, neti — nicht so und nicht so — ist darum doch noch keine absolute Negation. Wohl erscheint es allem empirischen Dasein gegenüber als ein Nichtdasein; da die ganze Welt aber nur unsere Vorstellung ist, also nur ein relatives Sein besitzt, während das absolute nur dem erkennenden Subjekt zugeschrieben werden kann, dieses Ego in uns aber identisch ist mit dem Welt-Ego außer uns, so liegt in der doppelten Verneinung neti, neti, die Bejahung: „Das Brahman ist nicht Nichtsein, sondern Sein." —

Die Identität aber dessen, was wir in unserem tiefsten Innern als unser eigentliches Ich erkennen mit dem, was wir als Brahman um uns sehen, ist der Grundgedanke des Vedanta. Er spricht sich aus in den Worten: „aham brahman asmi" (ich bin das Brahman) und „tat tvam asi" (das bist du). Wir sind gewöhnt, uns zu identifizieren mit unseren Sinnen, unserm Wollen, unseren Leidenschaften (im Sanskrit zusammenfassend bezeichnet als die Upâdhi's), in allen diesen stellt sich aber nicht unser Atman, unser wahres Selbst dar; das Atman wie das Brahman ist nur das Prinzip des Seins, des Seinwollens — alle Attribute, wie bewußt, unbewußt, erkennend, sagen schon zu viel — und dieses Prinzip finden wir in allem, in der belebten, wie in der unbelebten Natur. Was es aber außerdem, wenn es nicht mehr in der belebten und unbelebten Natur von uns beobachtet werden kann, sonst noch sein möge, das ist ein Problem, dessen Lösung die Formen unseres Intellekts nicht zu fassen fähig sind, so daß auch seine Offenbarung uns nicht verständlich sein würde.[1])

Der Erkenntnis nähern kann sich derjenige, der sich versenkt in die Geheimnisse seines eigenen Innern. Nicht durch den Intellekt, sondern durch Intuition (gnana), in der Absorbtion seines bewußten Ich's durch sein Atman (anubhava) fühlt er sich eins mit allem Existierenden, er er-

[1]) Vergl. hierzu Schopenhauer an Frauenstädt 21. August 1852.

langt Samrâdhanam, er geht auf in Gott, oder Gott wird sich seiner in ihm bewußt.

Von diesem höheren Brahman (nirgunam brahman), dem attributlosen, welches als das absolute Sein, das ekam eva advityam, identisch ist mit dem Atman, ist wohl zu unterscheiden das niedere Brahman (sagunam brahman), welches teils pantheistisch als Weltseele, teils als individualisierter Brahma im Makrokosmus (im Mikrokosmus Djiwa) oder theistisch als persönlicher Gott, Içvara, aufgefaßt wird. Wie aber oben schon betont, gehört dieses niedere Brahman in allen seinen Vorstellungen dem avidya an und schwindet wie das Traumbild der Nacht vor dem Lichtstrahle der Erkenntnis.

Nur ein falsches Verständnis kann in der Vedantalehre auch eine pantheistische Auffassung des höheren Brahman sehen. Nirgunam brahman ist neti, neti; wohl ist es über alle Personifikation erhaben, aber es widerstrebt der Einordnung in ein Schema, welches es lediglich als ein Prinzip im All angesehen wissen will, während es in Wirklichkeit nur in seinem Verhältnis zur Erfahrung als solches Prinzip zu bezeichnen ist, und wir über das Brahman außerhalb dieses Verhältnisses nichts wissen. —

Wie hier in der Theologie ist auch in der Kosmologie des Vedanta der zweifache Standpunkt der esoterischen und exoterischen Anschauung betont. Die letztere lehrt eine Schöpfung der Welt durch Brahman und eine Vielheit individueller Seelen, welche mit den Upâdhi's bekleidet von Leben zu Leben wandern, begleitet von ihren Werken, die ihnen ein glückliches oder unglückliches Los schaffen. Dieses Samsara (Wandern durch die Welt der Körper) ist daher anfang- und endlos, denn jedes Werk ist nur die Wirkung einer vorangegangenen Ursache und muß wiederum zur Ursache werden für kommende Wirkungen.

„Der Mensch“, sagt Çankara, „gleicht der Pflanze. Sie wächst, blüht und schließlich stirbt sie ab; doch nicht vollständig. So auch der Mensch. Denn wie die gestorbene Pflanze ihren Samen zurückläßt, so hinterläßt der Mensch sein Karma, die guten und schlechten Werke seines Lebens, die einer Belohnung oder Strafe in einem anderen Leben harren. Kein Leben kann das erste sein, denn es ist die Frucht früherer Werke, und keines das letzte, denn seine Thaten müssen in einem folgenden ihre Wirkung haben. So ist das Samsara anfang- und endlos, und jede Neuschöpfung der Welt nach ihrem jedesmaligen Aufgehen in das Brahman ist eine logische Notwendigkeit.“ Unter diesem Aufgehen in das Brahman versteht der Vedantist die scheinbare Vernichtung einer Welt, der ein neuer Schöpfungsakt folgt, also die zeitweilige Umwandlung von kinetischer in potentielle Energie und umgekehrt. — Wenngleich so die Samsaralehre schon das Weltenleben über die engen Grenzen eines Daseins hinaus in Betrachtung zieht, und so ungleich großartiger als alle mythologischen abendländischen Anschauungen sich darstellt, so gehört doch auch sie dem avidya an; sie ist nicht Wahrheit, aber sie ist die uns begrifflich faßbare

Allegorie von dem, was wir in seiner Realität mit unserem Verstande nicht zu begreifen vermögen. Es ist in die Form von Raum und Zeit gebracht das, was an sich raum- und zeitlos ist, und daher jenseits liegt unserer Vorstellung. Denn das vidya, die esoterische Kosmologie, lehrt, daß das einzige, wirkliche Sein das Brahman, alles andere nur mâyâ ist. „Wie alle Thongefäße in Wahrheit nur Thon sind, wie die Umwandlung des Thones zu den Gefäßen nur auf Worten beruhend, ein bloßer Name ist (Parmenides: τῷ πάντ' ὄνομ' ἐστίν, ὅσσα βροτοὶ κατέθεντο, πεποιθόντες εἶναι ἀληθῆ), so ist auch diese ganze Welt in Wahrheit nur Brahman und hat über Brahman hinaus kein Sein."

Und so mag auch, wenn dieser Majaschleier fällt, im Augenblicke der Vollendung, Erde und Himmel wie ein Traumbild dahinschwinden, und was steht dann vor uns? Was bleibt dann als einziges Beharrendes, losgeschält von aller Erscheinung? — Nur der Begriff des Seins, das Brahman, das als Atman auch unser eigentliches Ich ausmacht.

Das Gleiche lehrt Plato, wenn er nicht dieser Welt der Schatten die wahre Realität zuerkennt, sondern dem, was hinter der Erscheinung steckt; das Gleiche beweist aber Kant, wenn er wissenschaftlich folgert, daß die drei wesentlichen Elemente dieser empirischen Welt, Raum, Zeit und Kausalität, nur angeborene Formen unseres Intellektes sind, die mit dem Sitze des Intellektes, dem Gehirn, in Staub zerfallen; daß demnach alles, was sich differenziert in Raum und Zeit gemäß den Gesetzen der Kausalität ausbreitet, nur unsere Vorstellung ist. Was aber aller differenzierten Form als „Ding an Sich" zu Grunde liegt, das ist „jene stützende Basis der Erscheinungen", wie der Vedantist sagt, das Brahman; nur die Summe von Wirkungen vermag die Naturwissenschaft zu studieren, immer aber kommt sie zuletzt zu einer unbekannten Ursache, der Kraft. „Was aber jenes Feine ist, dessen Wesen ist dieses Weltall, das ist das Reale, das ist die Seele, tat tvam asi, o Çvetaketu" (Chandogya Upanishad VI.).

Tat tvam asi! Du bist es, dein Selbst ist es, welches sich aus dieser Welt der Illusion mit absoluter Gewißheit als Realität auslöst; welches sich in allen inneren Regungen der Lust, des Begehrens, Strebens, Hoffens, Liebens und Hassens kundgiebt. „Freilich, zum Bewußtsein kommt es weder der jubelnden Lerche, noch dem spielenden Kinde, daß Grund und Ursache ihres Daseins eben diese Lust ist, welche sich in ihrem Dasein ausprägt".[1]) — In seiner Psychologie befaßt sich das Vedantasystem mit dem Nachweise dieser Lust, ihrer Identität als Djiwa-Atman in uns mit dem Parama-Atman, dem höchsten Brahman, außer uns. Eine Verschiedenheit kann nicht statthaben, denn es giebt kein Seiendes außer Brahman (ekam eva advityam), es kann auch keine Umwandlung sein des Brahman, denn es ist unveränderlich (außerhalb des Gesetzes der Kausalität), es kann aber auch kein Teil von Brahma sein, da dasselbe

[1]) Hübbe-Schleiden: Lust, Leid und Liebe S. 113. Der Verfasser wählt in seinem Werke durchweg die Bezeichnung „Lust" für das, was Schopenhauer den „Willen" nennt.

keine Teile besitzt (als außerhalb von Raum und Zeit, denn alle Teile sind entweder ein Nacheinander in der Zeit oder ein Nebeneinander im Raum). Deshalb müssen alle negativen Bestimmungen des Brahman auch für das Atman zutreffend sein, und das Wort: „aham brahman asmi", schließt in sich, ich bin raumlos (allgegenwärtig und alldurchdringend), zeitlos (ewig und unveränderlich) und nicht beschränkt durch die Gesetze der Kausalität (allmächtig). Doch diese göttliche Natur ruht in uns verborgen, so wie das Feuer im Holze verborgen schlummert; das, was sie uns verbirgt, sind, wie oben schon erwähnt, die Upadhi's, unser ganzer psychischer und physischer Apparat im Verein mit einem Faktor, der uns von Geburt zu Geburt begleitet, unser Karma, die Gesamtheit unserer Thaten, die bestimmend auf unser Schicksal einwirkt. Die Upadhi's aber sind begründet in dem avidya, und mit dem vidya erst fallen sie, und lassen unser Atman befreit werden.

Die Karmalehre ist von außerordentlicher Bedeutung für den späteren Buddhismus geworden. Aber auch in unserem System spielt sie schon eine wichtige Rolle. Sie war es auch, die vielfach, besonders in früherer Zeit mißverstanden, Ursache wurde, daß man der indischen Anschauung die Annahme einer Seelenwanderung unterschob. Es mag auch wohl im Volksbewußtsein die Seelenentwickelungslehre diese Gestalt angenommen haben, (vergl. z. B. in der Dichtung Bharata:[1]) „Nach dem Tode, sagt man, sei der König als Gazelle wiedergeboren worden.") der eigentliche Kern derselben ist folgender: Jede Ursache zieht eine Wirkung nach sich. Könnten wir den Gang der erregten Bewegung überall verfolgen, so wären wir im Stande, für jedes Ereignis das begründende frühere Geschehene genau zu erkennen. Nun schlingen sich aber die einzelnen Ketten der Kausalität wie die Fäden eines Gewebes durcheinander, und nur die fertig durchwebten Bilder treten vor das Auge, ohne daß es uns möglich ist, den Ursprung und weiteren Verlauf der einzelnen Fäden zu verfolgen. Greifen wir solch abgerundetes Muster einer Zeitperiode heraus aus dem Ganzen, so finden wir die unbegreiflichen Widersprüche mit dem Bestehen einer Weltgerechtigkeit, zu deren Annahme unser angeborenes Gefühl uns drängt. Wir sehen Wirkungen über Wirkungen, zu denen uns keine Ursachen gegeben scheinen, und wiederum Ursachen, zu denen die Wirkungen fehlen. — Dem forschenden, nach Erkenntnis ringendem Geiste des indischen Denkers drängte sich intuitiv die empirisch nicht zu beweisende Anschauung von dem Beharren einer Individualität, eines Wesenskernes, auf, der von Stufe zu Stufe sich höher entwickelnd, die verschiedenen Formen der Erscheinung durchwandert, damit den Anfang unseres Seins über die Geburt hinaus in die Unendlichkeit, das Ende über den Tod hinaus wieder zur Unendlichkeit verlegend. Unter dieser Annahme kann das Gesetz der Kausalität auch über die Grenzen eines Lebens hinaus wirken und nicht nur in der äußeren Erscheinung als Ursache und Wir-

[1]) v. Schack, Stimmen vom Ganges, Stuttgart 1877.

kung, sondern auch im Innenleben als Grund und Folge. Jeder Gedanke schon giebt ein Moment, das nicht verloren gehen kann, und so ist jedes Leben aufzufassen als eine Summe von Werken und Erfahrungen, die als Samen übrig bleiben, wenn diese Form zerfällt, und Anlaß geben zum Emporsprießen einer neuen Form, in deren Bewußtsein zwar keine Erinnerung an die Erfahrungen der Präexistenz vorhanden sein kann, denn jeder Bewußtseinsinhalt entsteht erst mit dem Organismus, wie er mit ihm vergeht, welche aber in sich eine höhere Fähigkeit trägt, Erfahrungen zu machen, Werke auszuführen. Und so: „Giebt der Mensch sich selber die Gesetze, er wählt das lichte oder düstere Loos, bestimmt sich selber Leben, Lohn und Strafe.“[1]

Unendlich ist diese Seelenwandlung für den vom avidya Befangenen. Wie aber die Erlösung zu erreichen ist, das bringt die Eschatologie des Systemes, die Lehre vom Moksha. Moksha ist Aufgehen, Einswerden mit Brahman, der Zustand, in welchem die Seele bloßer Zuschauer ist, welcher bei allem Erkennen, als innerster Kern desselben gegenwärtig, müßig das Welttreiben und seine Illusion überschaut, ohne sich im Mindesten daran zu beteiligen, nicht handelnd, nicht genießend und nicht leidend. — Die älteste Zeit der Vedenlitteratur kannte nur Belohnungen und Strafen im Jenseits. Diese Anschauung hat sich erhalten in der exoterischen Lehre von dem Väterweg (pitriyâna), der hinauf führt zum Monde, wo die Werkthätigen sich der Früchte ihrer guten Thaten erfreuen und von dem Wege nach dem dritten Orte (tritîyam sthânam), welcher der abendländischen Hölle mit ihren Strafen entspricht. Aus beiden giebt es eine Wiederkehr je nach dem Karma des Einzelnen; der dritte Weg jedoch, der Götterweg (devayana) führt den Frommen durch eine Reihe niederer Sphären zu Brahman, aus dem er nicht wieder zurückkehrt. „Doch“, sagt die esoterische Eschatologie, „nur sagunam brahman ist es, welches er erreicht; Moksha, Aufgehen ins höchste Sein, wird ihm erst zuteil, wenn er volles Wissen erlangt hat“. D. h. es vermag wohl ein Mensch sich solch günstiges Karma durch sein Handeln zu erringen, daß seine fernere Entwickelungsstufe ihn der Menschenwelt entrückt, so lange er sich aber nicht völlig frei von all und jeder dualistischen Anschauung gemacht, ihm nicht das vidya geworden von der Einheit alles Seins, so lange wird ihm völlige Erlösung nicht zuteil. Für die esoterische Eschatologie liegt die Erlösung in der Erkenntnis des „aham brahman asmi“ und „tat twam asi“ Diese Erkenntnis ist Moksha.

„Wer jenes Höchst und Tiefste schaut,
dem spaltet sich des Herzens Knoten,
dem lösen alle Zweifel sich,
und seine Werke werden nichts“.

Wohl lebt er, als Djivanmukta, noch in und mit der Welt, aber er erkennt ihre Bedeutungslosigkeit und Schattennatur, sein Körper schafft

[1]) Mabel Collins, Lied von der weißen Lotos.

wohl noch Werke, aber diese haben keine Wirkung mehr für ihn, sie fallen von ihm ab, wie von dem Lotos niederfällt der Wassertropfen, sie werden „Nichts“. Er fühlt sich eins mit Allem, und deshalb giebt es für ihn keinen Wunsch, denn alles was da ist, hat er ja selbst; deshalb wird er kein Wesen stören, denn in allen erkennt er sich selbst wieder. Wohl sieht er um sich die differenzierte Welt, denn er kann sich von dieser Vorstellung nicht freimachen, wie das kranke Auge 2 Monde sieht; wie aber der Träger dieses seine Wahrnehmung als falsche ansieht, so weiß auch er, daß seine Vorstellung nur Illusion ist. Und wenn dann diese körperliche Darstellung sich auflöst, so:

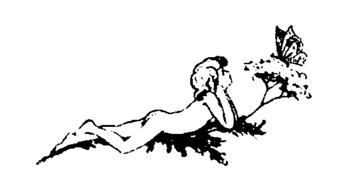
> „Wie Ströme rinnen und im Ozean,
> aufgebend Name und Gestalt, verschwinden,
> so geht, erlöst von Name und Gestalt,
> der Weise ein zum göttlich höchsten Geist“. (Mundaka-Upan.)

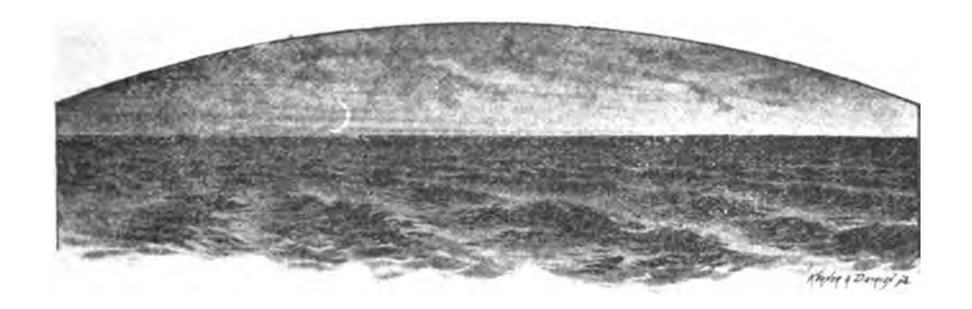
Er ist aber nicht der Tropfen, der da niederfällt in die unendliche See, er ist das ewige Meer selbst, das frei wird von den Banden des Eises, von dem Zustand der Erstarrung zurückkehrt zu seiner freien Gestalt; er ist sein Atman, das heimkehrt zu seiner alten, alles durchdringenden, ewigen und allmächtigen Natur. — Die höchste Moral liegt in den Consequenzen dieser Lehre. Die biblische Vorschrift „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ bleibt eine nicht immer verstandene Forderung, so lange ich mich einen anderen fühle, als meinen Nächsten. In dem „tat twam asi“ jedoch liegt ein Moment zu ethischem Handeln, wie es mächtiger nicht gefunden werden kann, wenn es von vollem Verständnis getragen wird. Du mußt deinen Nächsten lieben als dich selbst, nur Täuschung ist es, daß er dir als ein anderer erscheint.

> „Denn welcher allerorts den höchsten Gott gefunden,
> der Mann wird durch sich selbst sich selber nicht verwunden“

sagt die Bhagavadgîta. (13, 28.)

In diesem Egoismus, der sein Ego über die Grenzen der eigenen Individividualität hinaus erkennt in allen anderen Individualitäten, da liegt das Moment der Wendung des „Willens“, der „Lust“, liegt der Gedanke der befreienden Verneinung. Er ist der Faktor, welcher die durch den Willen hervorgerufene Schöpfung sich umwenden läßt zum Wiedererlöschen, zum Nirwana, es ist der Impuls, welcher die Bahn der Entwicklung sich neigen läßt zum Kreise; vom Brahman ausgehend durch die Bejahung, sich wieder zurückwendend zum Brahman durch die Verneinung, vom „All zum All zurück“.





Warnungstraum.

Ein Thatsachen-Bericht,

mitgeteilt von

Georg Engelhardt.

Es giebt immer nachdenkenswerte Vorkommnisse im menschlichen Leben, die von allgemeinerem Interesse werden, wenn dabei hochstehende Personen beteiligt sind. Nachstehender Vorfall, für dessen Wahrheit meine Ehre bürgt, dürfte selbst für weiteste Kreise von Interesse sein:

Es war in dem für jeden Deutschen denkwürdigen Jahre 1870 im Monate Juli. Die Kriegserklärung war geschehen. Mich bewegten echt patriotische Gefühle. Obwohl aber Alles in den denkbar besten Händen war, und obschon man volles Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Leiter unserer Sache haben konnte, wäre es doch voreilig gewesen, sich vollster Siegesgewißheit hinzugeben, und es erscheint gewiß verzeihlich, wenn mich damals zuweilen eine Schwäche oder Aengstlichkeit beschlich. War doch schon der dritte Tag nach der Kriegserklärung verflossen und ich hörte, trotz meiner Eigenschaft als Bahntelegraphist in Bamberg, nichts von Truppenbewegung. Daß die Zeitungen nichts darüber brachten, leuchtete mir ein. Da, auf einmal kam die Staatsdepesche: „Morgen früh kommen die ersten norddeutschen Militärzüge; der erste um 1 Uhr Nachts, der zweite um 2 Uhr und der dritte um $\frac{1}{2}4$ Uhr mit dem Kronprinzen, der mit Postzug um 6 Uhr incognito nach München weiterreist. Jeder Militärzug kreuzt mit einem leeren Wagenzug in Breitengüßbach."

Von einer besonderen Ueberwachung sagte mir der dies verkündende Oberinspektor Bähr kein Wort, und ich beschloß deßhalb sofort in mir, dies zu übernehmen. Es fiel mir auch garnicht schwer, denn ob ich 3 Uhr Morgens oder um 8 Uhr in's Bureau ging, war mir gleichgültig; lichter Tag war es ja ohnehin schon um 3 Uhr. Ich dachte nämlich so: In's Feld kannst du nicht mitziehen, also thust du hier deine ganze Schuldigkeit. Der Kronprinz hat schon zweimal ein kleines Eisenbahnunglück glücklich überstanden, allein bei mir soll ihm ganz gewiß nichts

zustoßen! Mir war in dieser bedrängten Lage des Vaterlandes (denn daß alle Deutschen zusammenstehen würden, war mir unzweifelhaft) der beliebte Heerführer zum guten Ausgange des Krieges fast noch notwendiger erschienen, als der Königssohn. Daß er die süddeutschen Kontingenten führen würde, war noch unbekannt, am allerwenigsten wurde es in dem kohlschwarzen Bamberg vermutet, wo die Hetzer im Hinblick auf das Jahr 1866 ihre volle Schuldigkeit gethan hatten. Doch änderte sich dies gottlob sehr schnell und gründlich.

Um zur Sache zu kommen, sei gesagt, daß ich mich früher als gewöhnlich zur Ruhe begab, um rechtzeitig, wie ich mir vorgenommen hatte, um ½5 Uhr zu erwachen. Ich wachte bald auf. Meine jetzt verstorbene Frau sagte damals: „Du hast noch Zeit, ich werde Dir eine Tasse Kaffee kochen.“ Ich sah auf die Uhr und sagte: „Ja, es ist noch eine Stunde Zeit; in einer halben ist erst Kreuzung; beeile dich.“ Meine Frau ging in die Küche und ich, vor einer Sekunde noch vollständig schlaffrei, sank von einem ganz ungewöhnlichen Schlaf übermannt, halb angekleidet auf's Sopha und träumte sofort:

Ich ging in der sogenannten Gärtnerei spazieren, ungefähr eine halbe Stunde über Bamberg hinaus. Da brachte eine mir bekannte Gärtnersfrau einen Herrn auf einem Schubkarren, dem beide Beine dicht über den Knieen abgefahren oder abgedrückt waren und nur noch an den Sehnen der Kniekehle hingen, während man deutlich durch die dunklen, fast schwarzen Beinkleider starke Schenkelknochen erkennen konnte. „Aber Kättel (Katherina) fürchtest Du Dich keiner Sünde, das muß doch dem Herrn arg wehe thun, thue doch nur die Beine hinauf!“ „Ja, sagte sie fast weinerlich, was soll ich denn thun?“ Ich sah mich um und bemerkte am Schubkarren neben angebunden mit einer Schnur ein Gärtnershäulein (kleine Haue mit langem Stiel); herunterreißen, zerbrechen und so die Tragbalken verlängern und die abgedrückten Schenkel behutsam darauflegen, war gleich geschehen und — nun gleich zum Berr in's Spital. (Berr war ein tüchtiger Arzt und Operateur im städtischen Spital).

Jetzt erst nahm ich mir Zeit, während die Frau sich anschickte fortzufahren, einen Blick auf das leichenblasse, ohnmächtige Antlitz zu werfen. Aber welch ein Schreck: es war leibhaftig der Kronprinz. Ich hatte ihn nie persönlich gesehen; nur kurze Zeit vorher hatte ich sein Bild von einem Ulmer Händler erstanden, und es war kein Zweifel für mich, alles stimmte, nur die offenen Augen und die gesunde Gesichtsfarbe fehlten. Während des Traumes, wenn es nichts anderes war, sah ich nicht etwa einen verunglückten Militärzug, wohl aber hörte ich ganz in der Nähe das Anschlagen der Hufe an die Wagenwände, dabei denkend, wer von den unglücklichen Soldaten nicht von den Pferden zerdrückt ist, wird jetzt gar totgeschlagen. Im Momente, als ich den Kronprinzen erkannte, wachte ich in Folge des Erschreckens auf, war augenblicklich wieder ganz munter, sah auf die Uhr und bemerkte zu meinem größten Erstaunen, daß

kaum zwei Minuten seit meinem Einschlafen verflossen waren. Ich dachte mir: Ist das aber ein guter Schutzgeist! jetzt ist's gewiß höchste Zeit — und so war es auch. Ich kleidete mich schnell vollständig an und lief, da Niemand auf der Straße war, den kurzen Weg bis zum Bahnhof hinauf, obgleich ich garnicht begreifen konnte, weshalb ich mich so beeilte; denn es war ja noch Zeit. Am Bahnhofe angekommen, wurde mir jedoch sofort klar, daß es doch Eile hatte, da der leere Wagenzug bereits im Gange war und mir aus den Händen schlüpfen wollte. Mit einigen Sprüngen war ich die Stiege hinauf und in meinem Bureau, wo gerade die letzten leeren Wagen vor den Fenstern vorüberfuhren und wo ich Alles antraf, wie ich vermutete. Der diensthabende Telegraphist, Amtsgehilfe Speck, schlief den Schlaf eines Sorglosen. Ich schrie ihn an: „Wo Gegenzug?" „Ich weiß nicht", sagte er schläfrig. Den Hebel in die Hand nehmend und Breitengüßbach anrufend, wollte ich den leeren Wagenzug abmelden, weil der Betriebsassistent Benkert von unten herauf rief: „LZug ab" (leerer Wagenzug ab). Breitengüßbach gab mir jedoch sofort zur Antwort: „MZug ab" (Militärzug ab). Also beide Züge waren unmittelbar gegenseitig abgefahren. „Ach Gott, die Unglücklichen!" „Benkert!" rief ich in höchster Angst, „um Gotteswillen, Kronprinz in Güßbach ab, schau, daß Du den leeren Zug noch kriegst." Benkert, dessen Bureau parterre lag, nahm seine Mütze und stürzte dem Bahnhof entlang, dem leeren Wagenzug nach. Er konnte ihn zwar nicht mehr einholen, wurde aber mit seinem Pfeifen und seinen Gesten von einem Wechselwärter, ich glaube es war der vorletzte, verstanden. Da der Zug noch nicht ganz an ihm vorüber war, so setzte dieser Wechselwärter einen, vielleicht auch zwei der letzten Bremser in Kenntnis, welche dann tüchtig bremsten, worauf der Zug ein langsameres Tempo einhielt. Vom Eintritt in's Bureau bis ich Benkert von der Abfahrt des Gegenzuges verständigte, war höchstens eine Minute verflossen. Da ich von meinem Fenster aus den Zug nicht verfolgen konnte, so ging ich in's sogenannte Staatstelegraphenzimmer und sah deutlich, daß der Zug schwer fuhr und nicht recht vorwärts kam, obschon der Führer sich alle Mühe gab. Als es nun garnicht mehr gehen wollte, sah er sich erst um. Hinter ihm der leere Zug wird gebremst, die Bahnwärter und Bremser pfeifen, blasen und schwenken rothe Fahnen und vor sich auf höchstens einen Kilometer sieht er aus einem Einschnitt die weißen Dampfwölkchen eines Gegenzugs. Zwei schrille Bogenpfiffe (Bremsen auf) Gegendampf und Ausreißen war ein Augenblick. Und es wurde auch die höchste Zeit, denn der kritische Moment berechnete sich nur noch nach Sekunden. Der Militärzug fuhr in einem ziemlich tiefen Einschnitt außerhalb des Marktes Hallstadt, sodaß kein Zug den andern sah. Benkert, zur Zeit Offizial in Bamberg, war mittlerweile nicht unthätig, sorgte für zwei offene Geleise, so daß Zug hinter Zug fast gleichzeitig in den Bahnhof Bamberg einfuhren. Der in Mitte des Militärzuges eingestellte Personenwagen des Kronprinzen hielt vor dem Königssalon, der Oberkondukteur öffnete den

Wagenschlag und der Kronprinz stieg aus und begab sich in den Saal, da Niemand weiter zum Empfang anwesend war, als der an der Thüre harrende Portier, um den Abgang des Personenzugs nach München abzuwarten. Ein inbrünstigeres „Gott sei Dank!" habe ich mir nie gedacht. Denn, obwohl der Wagen des Kronprinzen in der Mitte des Zuges ganz richtig eingestellt worden war, so war in einem schweren Kavalleriezuge dieser fast leere, leichte Personenwagen bei einem heftigen Zusammenstoße in sehr kritischer Lage. Doch hat es, Gott sei Dank, nicht sollen sein.



Vom Himmel.

Schmerzlich-süß ist dein Sehnen, du große Seele, und du lauschst den Worten, die dein ewig-junger Erlöser vom Himmel dir kündet, und die ein Echo finden in deinem Innersten. Opfern mußt du deine große wünschende Sehnsucht jenem Ewigen, dessen Stimme dir erklingt und das da in dir wirkt und dir deine wunschlose Auferstehung verheißt. **F. E.**





Vom Himmel.



Erfüllung.

Von

Franz Evers.

Du liebst die Menschen? deine Brüder? — Du möchtest ihnen nutzen? Dein ganzes Leben soll nur für sie alle da sein, für jeden Einzelnen? —

Gut! — aber prüfe dich; sieh zuerst in dein Innerstes.

Dort allein findest du den gerechtesten Richter, den wahren Richter — und nirgends anders. Prüfe dich also.

Du bist mildthätig? Du giebst den Notdürftigen Nahrung und Kleidung, du hilfst den Armen und läßt deine Thüre jedem offen. Und warum thust du das?

Fühle dir einmal ganz genau nach: Willst du dir selbst bei all deinem Thun und Handeln nicht so „gut" wie möglich erscheinen? Willst du nicht immer aufs beste gerechtfertigt sein, auch in den Augen der Anderen? Oder hilfst du deinen Brüdern aus reiner Ueberfülle des Herzens, aus tiefstem Bedürfnis, unbekümmert darum, wie hoch oder wie niedrig deine Liebebethätigung geschätzt wird, oder wie gut und groß sie erscheint.

Je mehr du selbst an eigner Kraft, an eigner Göttlichkeit und Erkenntnis besitzt, desto mehr kannst du auch geben, desto mehr kannst du auch deinen Brüdern in der Liebe, in der Liebebethätigung nutzen, desto fruchtbarer ist deine Menschensendung.

Darum denke zuerst an dich, an den Wirkungsboden des Ewigen in dir, und siehe zu, daß du soviel, wie nur irgend möglich, an innerer Kraft erorberst; darum suche in heiligem, ernstem Eifer deine Seelenkraft so hoch wie möglich zu spannen, darum sei unerschütterlich im Kampfe um die Fülle des Göttlichen — und dann wird die thatsächliche Liebe zu den Andern, zu deinen Mitmenschen, die da schafft und keine Bedenken in ihrer erkennenden Wirkung kennt, die unausbleibliche Folge sein.

Ein jeder wächst mit seiner inneren Kraft. Nur der nutzt sein Leben, der ihm mit Bewußtsein in die letzten Gründe nachgeht, der in allem

Geschehen das Wirken eines einheitlichen Gesetzes erkennt, der der Notwendigkeit in die großen, ewigruhigen Augen schaut. Das aber sei das Streben eines jeden, der solches erkannt hat, eben jene Notwendigkeit in seinem eigenen Wollen und Wünschen sich erfüllen zu lassen, ein Vollstrecker jenes ewigen Weltgesetzes durch das eigene Thun und Handeln zu werden. Das heißt nicht, Fatalist sein; mit Bewußtsein und eigener Willensbethätigung sich jenem ewigen Willen hinzugeben, ohne Zagen und Zweifeln, aber auch ohne Preisgabe des eigenen selbstverantwortlichen Schaffens — das bedeutet: des Irrens und alles Irrtums bar werden.

Einsam und verlassen mag sich der zuerst wohl fühlen, der jenen inneren Erkenntnisweg betreten hat, und es bedarf des unerschütterlichen Mutes, um immer und immer auszuharren. Ist aber dies erste schwierige Losreißen von allem Trug und allen Täuschungen des Lebens und seiner Erscheinungen überwunden, dann fühlt der Einsame bald die Fülle der Kraft in sich wirken, mehr und mehr, und er wird seinen Brüdern von jener Fülle geben können, daß auch sie gleich ihm wachsen an Stärke und klarem Lebenswillen, daß auch sie in der Ferne das Ziel ihrer Erfüllung mit bewußten Augen aufleuchten sehen.

„Man lernt viel in der Einsamkeit — die Hauptsache ist: man gewinnt den Dingen gegenüber einen unabhängigen Standpunkt, und je verknüpfter sich das eigene Geschick mit den Wurzeln alles Seins erweist, desto souveräner wird das Gefühl des selbstherrlichen Daseins, das man führt; die tiefste Erniedrigung, der man sich freudig unterwirft in dem Bewußtsein, daß sie notwendig ist, weil sie ist, erhebt um so höher: denn Herr der Natur wird man nur, wenn man sich als ein verschwindendes Teilchen in ihr erkennt, und nicht in sein Dasein den Schwerpunkt verlegt, sondern in das bewußte Sein — dieses ist in Wahrheit das ewige Weltenauge, für dessen Blick allein die Sonnen entstehen und Milchstraßen leuchten, für dessen Blick unendlicher Schmerz und unendliche Qual erduldet werden müssen, damit er überhaupt sei! — Denn nicht das Leben ist das Wesentliche, sondern das Wissen um das Leben!“[1])

Wer aber vom Leben weiß, der weiß auch vom Leiden der Andern, der erkennt auch hier die große Notwendigkeit. Wer vom Leiden weiß, der läßt sich dies Leiden erfüllen und er sieht darin für jeden Einzelnen den Weg zu seiner Befreiung. Der bethätigt seine lebendige Liebe aus der eigenen Erkenntnis heraus, ohne Rücksicht darauf, ob er vor dem kurzen Blick der Vielen mehr oder weniger gerechtfertigt erscheint; der hilft den Bedürftigen in der That, weil er ihnen außer den Bedürfnissen des Leibes eine Fülle seiner eigenen Kraft geben kann. Denn diese Fülle der Kraft überträgt sich mit jedem Wunsch und Liebeswillen des.

---

[1]) **Die Nächte des Suchenden. Das Erlösungsbedürfnis des Menschen und die doppelte Form seines Erkennens. Von Dr. Anton Lampa. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.)**

jenigen, der sie besitzt; diese Fülle der Kraft, die da ist die Erkenntnis, nutzt allein, die bringt zur bewußten Erfüllung.

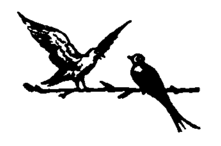
Die bewußte Erfüllung unseres Ichs, unserer innersten Lebendigkeit, das ist unser Ziel, und wir finden es alle. Der Weg ist weit und reicht durch unendliche Wandlungen hinauf; aber wir haben einen Zugang, der ihn uns erleichtert und der den Einzelnen wissend macht, der den Einzelnen voranschreiten läßt.

Dieser Zugang zu jenem Lande des großen Erkennens wird durch die praktische Mystik gegeben, die Methode der inneren Versenkung.

„Die Mystik ist nicht abstrakt, nicht reflektiv, sie bewegt sich nicht in logischen Formeln, sie denkt nicht. Sie kann daher auch nicht sprechen. Wenn sie aber sprechen will, so kann sie nur in Symbolen sprechen, grade so wie das, was hinter der Welt steckt, nur in dem gigantischen Symbol der unendlichen Natur sich phänomenal offenbart.

„Nicht die Erkenntnis selber kann der Meister den Jünger lehren, — aber den Weg kann er ihm weisen, den er betreten muß, um die mystische Erkenntnis selber zu erlangen. Eigentlich ist der Ausdruck „mystisches Erkennen" ein symbolischer, der nur nur Berechtigung hat zufolge der Analogie mit dem Erkennen schlechthin, mit welchem das mystische Erkennen die Eigenschaft teilt, den Wissensdrang zu befriedigen. Aber das mystische Erkennen ist nicht mehr ästhetisch (= beschreibend im Kirchhoff'schen Sinne), es ist vielmehr ein Werden, es ist das, was man im Schoße der christlichen Mystik die „Wiedergeburt im Geiste" genannt hat. Doch auch diese Bezeichnung ist nur ein Gleichnis: Willst du erfahren, was die mystische Erkenntnis ist, so gehe hin, verlasse alles, was du hast (all deine phänomenalen Schätze) und suche sie zu erleben; und du wirst sie erleben!"[1])

[1]) Lampa, Nächte des Suchenden.



Die Einheit irdischer und „himmlischer" Liebe.

Beider Aeußerungsform ist dieselbe; beide wirken sich durch das Ausgießen eines Samenstromes aus. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Samenstrom der irdischen Liebe aus sinnlich wahrnehmbaren Bestandteilen zusammengesetzt ist, der befruchtende Samenstrom der „himmlischen" Liebe dagegen aus immateriellen Lichtfunken, die gleich einem Sonnenstrahl eine Flut ätherischen Lichtes und ätherischer Wärme in das Objekt der Liebe ergießen.

Castus.





Seele und Kunst.

Von

Peter Hille.

Man hat bisher die ebenso verbreitete wie falsche Ansicht unbeanstandet hingenommen, als sei die Kunst eine Libertinage und dieserhalb mit Nachsicht zu behandeln unter Berücksichtigung des stärkeren Anregungsbedürfnisses, das sie empfindet.

Wohl kaum hat ein gröberer Irrtum kecklicher sich behauptet. Wie jedem anderen Wesen liegt auch der Kunst, der obersten Fassung menschlicher Verfeinerung, der darstellenden Durchdringung des Daseins und seines inneren — natürlich auch äußeren — Wachstums in Volk und Einzelwesen, sowie der verklärend abschließenden Stufe des gemeinsamen Aufstieges aller Nationen zu ausgeglichenem, eintrachtschönem Menschentum, liegt der Kunst und besonders der dem Innenleben, dem Handlungsgebiete des Menschen am nächsten kommenden Dichtung die Pflicht der Heiligung, der unausgesetzten Vervollkommnung ob.

Vervollkommnung, das ist eine Strömung, die wohl für alle Dinge gelten mag, am deutlichsten aber zu Tage tritt bei dem deutlichst sich äußernden Wesen, beim Menschen.

Und dieser Strömung braucht man sich nur zu überlassen wie dem thatanregenden Odem der Fidus'schen Morgenwinde. Freilich erfordert diese Hingabe ruhelos unausgesetzte Mitarbeit, gerade wie die Gottesgelehrten eine solche bei der Gnade erheischen. Es verhält sich hier wie mit der Genugthuung. Für niedere Naturen, so einen drolligderben Fallstaff etwa, ist sie nicht einmal sichtbar, aber höhere Menschennaturen vermögen ihr nur unter Aufgebot ihres ganzen zitternden Aufschwunges, unter treuester, weitestwünschender Hinbietung ihrer Irrungen und Errungenschaften zu entsprechen.

Nun aber läßt sich die Kunst im Allgemeinen, und im Besonderen die Dichtung, erst sehr oberflächlich von dieser Strömung streifen. Sogar die beste Kunst, das zu best in der Gestaltung Gediehene, auch in der Dichtung, ist bis jetzt immer noch das Animale. Und wir sehn es bei Dante: sogar

das Geistige, das Seelenreich, wird tierisch körperlich gefaßt. Ja, auch das Animale wird nur höchst selten gestaltend erreicht. Auch der Rausch, der niedere Rausch gelingt nicht oder höchst selten: man behilft sich, da der Genuß selbst sich nun einmal nicht darstellen lassen will, mit der rohen Herbeischaffung des Genußmittels, des stofflich Reizenden. Man spricht, und zwar mit Recht, von der sittlich veredelnden Wirkung der Kunst auf's Menschengemüt; auf der andern Seite aber wächst auch die Kunst ihrerseits durch das Menschengemüt: Eine erhebliche Steigerung desselben in der Person des Künstlers — und ihr wachsen Gebiete zu, deren Vorhandensein sie vordem nicht einmal ahnte.

Vielleicht hat sich schon mehr denn Einer gewundert über den gänzlichen Mangel leitender Grundsätze für das Kunsterkennen, so daß weder für die gegenwärtige Produktion noch für die historische Vogelschau der Boden gegeben ist. Daher eine Zerfahrenheit des ästhetischen und litterarisch angewandten Urteils, von der man schwerlich einen zu starken Begriff sich zu bilden vermag; eine Zerfahrenheit, die lediglich auf dem Gebiete des rein Formalen, des rein Technischen etwas mehr Bestimmtheit annimmt. Aber nur etwas; denn Wesen und Form hängen organisch zusammen, jede Aenderung des Wesens wirkt auf die Form ein, sofern dieselbe die am meisten künstlerische, ursprünglich unmittelbare, angepaßt eigentliche sein soll. Will man daher die Form kennen, muß man auch über das Wesen Erfahrung besitzen.

Das große Begleitgesetz der menschlichen Entwickelung, die Sittlichkeit, die Sittlichkeit im höchsten Sinne, die alles Frische läßt, nur höher um- und anordnet, dies müssen wir zu Recht auch in der Kunst einführen; erst dann wird es besser, dann heben sich alle Mängel wie mit einem Schlage. Dann hat die Kritik und Litteraturgeschichte Kern; dann vagabundiert die Dichtung nicht mehr um die Ränder des Empfindens, eines recht zweifelhaften Empfindens bisweilen; dann gewinnt sie Zugang in's Innere. Ein Reich der Bewegung thut sich ihr auf, wie sie es reicher und dankbarer für ihre Sonderart gar nicht verlangen kann.

Was wäre wohl lebhafter, lebhafter und schöner zugleich, als der geübte, an seiner eigenen Verschönerung arbeitende Charakter?

Und solche zu unserm bessern Selbst anregend sprechende Naturen können ebenso ansprechend, ja ihrem Range nach es noch mehr sein, als das kleine, getriebene Kaliber, die sittliche Ramschware von heutiger Dichtung Gnaden.

Nicht der Stoff macht selig in der Dichtung, sondern die Behandlung.

Wendet einmal dieselbe Sorgfalt, dieselbe saftige Gestaltungskraft vor Allem auf höhere Stoffe, und ihr werdet Wunder schauen an Schönheit und Kraft dort, wo bislang Langeweile und kalter, nur von der Zunge gezeugter Sermon perhorrierten. Und das werdet ihr vermögen, dazu werdet ihr imstande sein, sobald ihr erst sittlich höher steht.

Aber auch die Sittlichkeit gewinnt beim Verkehr mit der Kunst. Sie verliert Steifheit und Verranntheit bei solchem Anschluß, sieht das Unhalt-

bare, das Verkehrte manches früher hartnäckig von ihr behaupteten Postens ein und wird im besseren Sinne weltschmiegsam; sie vergnügt sich, gewinnt Liebenswürdigkeit und Anmut, und damit auch weitet sich ihr Recht und Reich.

Und sie ist ja auch nicht mehr gar so fremd, besonders in der Dichtung, die gute Sitte mit ihrem weiter daran sich schließenden Reiche der Seele, der Mystik, der inneren Vervollkommnung!

Und nicht etwa nur in der Romantik findet das seelische Element sich ausgesprochen, bei Novalis oder Kerner; nicht dumpf, verschwommen, schwammig oder träumerisch etwa läßt sie sich an: mitten im Herzen der Klassik wohnt sie, wo bedeutender Inhalt und schlichtgroße, klare, eigentümliche Form sich decken.

Lessing, der haarscharfe Kritikergeist, der so vornehm ist und kühnbesonnen in klassischer Verteidigung verkannter Trefflichkeiten, so abthuend in der Zurückweisung geistiger Beeinträchtigungen; der Pfarrerssohn aus Camenz, der seine erbitterte Stirn wie ein aufgerufener Bundesfreund der Entwicklung mit schöner, scharfer Wendung gegen das Vulgäre wendet, wo und wie er es findet, auch er glaubt an eine Vervollkommnung der Menschennatur über das einzelne Dasein hinaus. Der Anti-Götze schrieb auch die ahnungsweite „Erziehung des Menschengeschlechtes“: Werke von einander entfernt wie zwei Gegenpole.

Und doch ist diese Erscheinung so selbstverständlich: das Vornehme kann am Bannalen unmöglich sein Genüge finden, das Schneidendzersetzende, gerade dieses bedarf als Gegenpoles eines Positiven, dem es seinerseits demütig das Haupt neige. Und dann vor Allem, ein noch größeres Wunder schier: das Weltkind Wolfgang hat zu tiefst durchscheinend eine wahre Mystikerseele. Und diese Lebemannsmystik ist für die Sache um so wertvoller, da sie in einem Krystallschliff unbefangen tiefer, europäisch, und den Jahrhunderten nach seltener, in ihrer Art allseitig ernster Weltauffsaugung einziger Kunst geboten wird.

Das ganze Dichtungs- und Weltauffassungsgebilde Goethe's — er ließ bekanntlich Vieles im Aphoristischen stehn, da er den Weltmenschen, da er den Besitz und die prima vista Aeußerung einer reinen Dinganschauung noch über den Dichter stellte, die sorgsame Ausarbeitung zu Schaden vielleicht der Ganzdurchlebung der ihm sich bietenden und zwar günstig sich bietenden Welt; dieses ganze Gebilde ist von Mystik reich durchädert. Sie läßt sich nicht auf einzelne Werke oder Werkgruppen genau beschränken und tritt auf in großer Verschiedenheit: Kabbalistik im Faust, Seelenblicke und mystische Sammlung, Ahnungsschauer, besonders im „Wilhelm Meister“, dieser Weltbibel. Ueber Alles aber gipfelt in den späteren Gedichten die gefestigte Ruhe im Urgrund, im Allgott. Man sieht: auch im Weltsagen, nicht blos im Weltentsagen kann die Seele erkennend zu Hause sich fühlen.

Es giebt zwei Stufen in der Dichtung: die Bewegung und die Ruhe, die Deutung der Bewegung, das Gottnahe; diese zweite, höhere teilt sie

schwesterlich mit der Mystik. Schon Aeschylos, der seiner Erhabenheit nach mehr asiatisch, mosaischhebräisch als hellenisch gemahnende Gigantenseelendichter, taucht seine Dramatik durchgängig in's Ueberreich. Die Grenzen der Menschlichkeit sind bei ihm nicht durchbrochen, sie sind eben von vornherein weiter ins Dämonische versetzt.

Und so ließ auch später Dichterurkraft es nicht bewenden bei diesseitigem Ausleben ihrer in irgend einer Weise bedeutungsvollen Gestaltungen; diese tiefen Schauer ließen ihre dichterischen Höhengeschöpfe auch nicht sterben: ein gewaltiges Ereignis sprengte die Seele aus ihrer gewohnheitsmäßigen verrosteten Fassung, und nun erst im Leben des Wahnsinns zeigt sich ihr Complement, ihr Urgrund. Da ist bei Shakespeare Lear: ein geborener König, ein Herrscher vor dem Purpur. Sogar das ursprünglichsteinfache der menschlichen Gefühle, der Vater, tritt zurück vor dem auch von den eigenen Töchtern Lehenseid heischenden Lehnsherrn. Da kommt die Gerechtigkeit: Die, welche wohl eher seicht als heuchlerisch dieser Etiketteforderung genügten, nehmen nun, da tiefere menschliche Empfindungen bei ihnen nicht in Anspruch genommen, nicht in Handlung getreten sind, also auch nicht ausgelöst waren und jede Veranlassung zur Rücksicht für sie nunmehr abgethan ist, ein erleichtertes Gesicht an. Der seiner Herrschaft begebene König, der ihnen allerdings auch kaum den Vater gezeigt, kann keine Verbeugungen mehr beanspruchen; wie ein Bettler muß er mit dem zufrieden sein, was man ihm giebt. Und ist er nicht auch für sie nur ein Bettler auf Lebenszeit? Kann er nicht zufrieden sein, wenn sie ihn nur eben nicht hungern lassen? Und der Nimmersatt beansprucht außer seiner eigenen Sättigung auch noch die Füllung der Mäuler seines zahlreichen, lästigen Gefolges?

Gehorsam, Ehrerbietung?

Sie haben die ganze Jugend hindurch das Rückgrat in Reverenzen krümmen müssen, sollen sie nun als Hausfrauen am eigenen Herd es noch nicht einmal recken dürfen?

Da erst, als der alte Mensch, der König war, nur König, zusammengebrochen ist, da erst fühlt der Mensch Lear in seiner mächtigen Brust das tiefe Brudergesetz, das durch die Welt zieht, angefrevelt, unausgesetzt angefrevelt von der verblendeten und so immer wieder Empörungen zeitigenden Menschheit. Und wie gütig, mitfühlend und sanft er nun ist zum Bruder Ausgestoßenen! Eine Bekehrung außer Bewußtsein!

Die wahnsinnige Ophelia wird aus einem satzungskünstlichen Hoffräulein ein dem Geschlechtsgesetz wehr- und willenlos, klagend fast, sanft klagend unterstelltes Mädchen aus dem Volke. Und Gretchen, die dumpfe, deutsche Jungfrau des Mittelalters — als Faust sie erweckt, dieses Dornröschen des Bürgertums, erweckt zu heißem Leben, aber auch zu Schuld und Qual, da geht sie so viel weiter als dieser stumpfe, obzwar so geistig sich geberdende Egoist, hin durch dieses beschmutzte Leben in die Verklärung der Sühne, der in tiefem schlichten Verständnis gefaßten, unabwendbar festgehaltenen Sühne.

„Sie ist gerichtet — ist gerettet!"

Gestalten aus dem eben betrachteten Kreise, die sich nicht mystisch vertiefen, von Gott nicht schmeidigen lassen, sind der bei Shakespeare mehrfach, am tiefsten aber, am versöhnendsten und menschlich im Gegensatz zu seinen Worten tretende Narr Lear's und Mephisto.

Der Narr kann sich mit der Welt, dem Unauflösbaren darin nur mittels Ironie auseinandersetzen.

Einen Grund schärfer, boshaft, ätzend, schadenfroh stellt Mephisto sich dar.

So mystisch und symbolisch sieht's aus auf den Höhen der Dichtung, und schon diese Erscheinung könnte genügen, um auch den in ihrer Meinung Vorsichtigen zu zeigen, wie tief, wie mannigfach und wie sehr zu beiderseitigem Besten der Zusammenhang ist zwischen Seelischsittlichem und Kunst.



Sternenglaube.

Von

Brutus.

Es ist so still:
    Der Frieden hat tiefe Augen.
Es ist so still:
    und meine Seele schläft.
Die Welt versinkt
    und will mir nicht mehr taugen.
Ihr Sterne blinkt,
    als ob ihr Rosen träft.

Ihr Sterne glänzt.
    Was sollen mir die Kerzen?
Weinlaubbekränzt
    schau ich in eure Glut.
Mir ist die Nacht
    ein Traum für große Herzen,
und eure Pracht
    für einen König gut.

Und ich bin reich;
    kein Schmäher soll mir's rauben.
Dem Frieden gleich
    nehmt ihr mein Leben hin.
Mein Herz schlägt heiß,
    und Wissen ist mein Glauben;
ich aber weiß,
    daß ich ein König bin.





Tod.

Vom

Wanderer.

*

Der du über diese Erde schreitest
mit den unerbittlich herben Zügen,
Tod, der du ein Ende uns bereitest,
nimmer soll mich deine Täuschung trügen.
Denn ich bin auf dieser Erde worden,
was ich wollte aus den Ewigkeiten:
hundertmal stand ich an deinen Borden,
mußte mich für dein Reich vorbereiten.
Hundertmal hab ich an deiner Seite
deiner Völker weites Land durchzogen;
doch ich bin mir noch bewußt und schreite
wieder hier, von Lebenskraft umflogen.
Und ich schreite hier auf dieser Erde,
um ein neues Ziel noch zu erfüllen:
meiner Wege sonnenklares Werde
läßt sich nicht von einer Nacht verhüllen.
Einmal naht sich jedem deine Trauer,
eine Spanne ward auch dir gegeben,
aber sie ist nur von kurzer Dauer:
deine Herrschaft reicht zu neuem Leben.
Deine Herrschaft ist nur eine Wandlung;
keinen Durst der Seele kann sie stillen.
Denn der Mensch erstarkt nach seiner Handlung,
und er schafft sich neu nach ewigem Willen.
Und er kehrt auf diese Erde wieder,
bis er seinen letzten Port gefunden.
Dann umziehn ihn die Erstehungslieder,
und es weichen seine Seelenwunden.
Dann liegt da in herrlicher Enthüllung
seiner Ewigkeiten große Reinheit;
und am letzten Ziele der Erfüllung
taucht er in den Schöpferschoß der Einheit.

*

Oh die Thoren, die da feige wähnen,
in der Erde sei ihr Schmerz begraben,
die da glauben, alle ihre Thränen
müßten unterm Grab ein Ende haben,
die im harten Joch des Leibes keuchen
und die Arme dir entgegenstrecken,
großer Tod, trotz Untergang und Seuchen
wird ihr eignes Leben sie erwecken.
Aus der Nacht keimt ihre ewige Blüte
immer neu ins Reich der Offenbarung,
und wenn manche Sehnsucht auch verglühte,
ihre Seele findet neue Nahrung.
Aus dem Lebensboden, den sie fanden,
saugen sie die Kraft zu neuem Reifen,
und der Geist, in dem sie auferstanden,
muß durch zahllose Geburten greifen.
Durch Geburt und Tod muß ihre Sendung
hundertfache Wandlungen bestehen,
bis sie im Bewußtsein der Vollendung
einst sich selbst im Unerschaffnen sehen.

✻

Wer den Grund erkennt, wird ohne Zagen,
ohne Zweifel sich zum Tod bereiten.
Der gedenkt wohl jener alten Sagen,
wo die Geister der Erschlagnen streiten,
jener Sage vom Verzweiflungskampfe
auf den katalaunischen Gefilden,
wo die Toten noch im Seelenkrampfe
sich erhoben unter ihren Schilden,
wo sie in den Lüften weiterstritten,
weiterkämpften, daß die Fernen dröhnten,
König neben Krieger, und bis mitten
in die Nacht hinein im Schmerze stöhnten;
wo sie selbst im Tod nicht Ruhe fanden
und im selben Drange weiterlebten,
der sie fesselte mit starren Banden,
als sie noch am Erdenleibe klebten. —
Jeder muß sich seinen Weg erzwingen,
wie im Märchen jene alten Streiter.
Alles, was auf Erden wir erringen,
pflanzt sich einst im Seelenreiche weiter.
Tod, du bist für uns nur eine Wandlung;
keinen Durst der Seele kannst du stillen.
Denn der Mensch erstarkt nach seiner Handlung,
und er schafft sich neu nach ewigem Willen.



Das Lied.

Von

Johannes Schlaf.

✣

Unter den Sternen hin, hinter den dunklen Bäumen, ziehen Leute und singen ein Lied.

Ich lausche — — mitleidig — schadenfroh — versonnen.

Denn in diesem Lied, in diesem schlichten Lied, ist ein Gift und eine heimlich fressende Flamme und die Schönheit einer fernen, fernen Heimat. Die Schönheit . . .

Das wissen sie nicht in ihrer dunklen Fröhlichkeit; aber ich weiß es . . .

Denn tief in mir zehrt dieses Gift und frißt diese Flamme und will hervor und leuchten. Und tief in mir ist ein Kreisen und Werden. — Wessen?

Ach Not, Not halbbewußter Fülle, endlos süße Not!

Ich lausche und sitze und warte, ahne; und meine Augen weiten sich einem köstlichen Gesicht entgegen, das naht und naht, von fern, ganz von fern . . .

Denn noch gleitet um mich und in mir und wechselt, unbändig und ungebändigt, ein ewiger, trüber Wandel des Einzigen.

Not, ewige Not! — — Kommt das Ende? — Und welches?

* * *

An den Sternen hin ziehen die weißen Wolken und die Winde rauschen; raunen mit lieben, heimlichen Stimmen und kräuseln glitzerndes Laubwerk, schaukeln schwankes Geäst, gleiten mit blinkenden Schauern über die breiten Wasser. Und das Licht durch Nebel und zarten Dunst, durch millionenfältigen Widerstand plumpen Stoffes, nieder durch klare Höhen. — Das Licht — das Lied . . .

Reimverbunden vier arme Verse und eine simple Weise; ungefüge Stimmen in rauher, unbewußter Andacht.

Aber es ist nichts in allen Nähen und Weiten, nichts, nichts als

dieses Lied und eine heimatliche Welt, die nun offenbar wird, und alle die zahllosen Seelen und eine einzige, unendliche Seele.

Nun sind die Höhen und Tiefen und Breiten ein Spiel, und Minuten, Stunden, Tage, Jahre und Jahrtausende ein schelmischer Trug.

Und nur die offenbaren Seelen und im zeitlosen Selbstfrieden die eine, offenbare Seele.

Ich sehe das bunte Spiel der vielen, das die ewige Ruhe der einen ist. Und in mir leben die Schauer der Wiedergeburt ewiger Religion und ewiger Vereinigung.

Dieses zitternde Pappellaub, hoch, schlank, dunkel in das weiße Licht hinein, dieser schimmernde Birkenstamm, traulich geducktes Buschwerk, diese gleitenden Wellen, diese Hand, die ich gespreizt gegen das Licht halte, mit dem Geflecht ihrer Adern, mit ihren wunderlichen Linien, mit Sehnen, Muskeln und Knochen: alles, alles ist das ewige Spiel ihrer Kraft und ihr neckisches Versteck, hinter dem sie sich selbst sucht und jubelnd sich findet und immer, immer wieder findet.

So müde bin ich, so müde, so ahnend müde.

Will eine Schranke fallen? — Willst du mich finden? Will ich mich finden?

Und ein neues Spiel, und immer ein neues und ein schöneres, lustigeres immer?

Fern das Lied — — Verklingend mit sehnendem Jubel das Lied — — Das Lied . . .

* * *

Und alles wieder still und rauschende Ruhe. Ich fühle, wie jede Fiber in mir zuckt und sich spannt.

Das Ende? Und welches?

Welches auch immer: keins und nie und nimmer ein Ende. Eine Schranke, die fällt; ein Dunst der verweht; ein jubelndes, lachendes Hervortauchen. — — Wohin?

Weit, unendlich weit ist die Welt, und doch immer und überall einzig du, ich . . .

* * *

Was wär ich, wär ich diese wilde, rastlose Lust und dieser unermeßliche Jammer? — Was wär ich, wär ich dieses hinfällige Gestell von Knochen, Fleisch, Muskeln, Sehnen und Nerven und nicht dieses ahnende Sehnen?

Wild ras' ich durch meine Erdenzeiten, durch Mord, Not, Blut, durch zahllose Gräuel, durch diese und gegen diese meine fieberwache Endlichkeit.

Betrüge, lüge, morde, hasse; stürze mich in zorniger Verzweiflung in den Wahnsinn tausendfältiger Wollust; rase in meiner Finsternis und strecke mich gierig nach Erkenntnis durch meine Räume und Zeiten; verschlinge und gebäre meine tausend und abertausend schwankenden, entgleitenden, ewig wechselnden Täuschungen von sausenden Welten und

ewig unbefriedigten Erkenntnissen; taumle durch die hastenden Zeitläufte meiner Vergänglichkeiten ewig von Jubel zu Verzweiflung, von Verzweiflung zu Jubel; bin blühende und welkende Völker und Reiche; krieche hin in dumpfer Befriedigung und klammre mich an karge, blöde Freuden; verschanze mich hinter Gesetzen feige und weise gegen mich selbst; betrüge mich selbst und bin der Blödheit meiner engen Sinne ein zerfallender, faulender Haufe Schmutz und ein kleines, jämmerliches Ende.

Was wär ich, erkargte sich mein sehnendes Ahnen nicht zwischen tauber Lust und taubem Leid ein paar stille Friedensblumen und wäre nicht der Preis und Sieg aller meiner Verzweiflung und meines heißen, rasenden Ringens gegen mich selbst das Wissen von meinem wohlverbürgten Frieden und immer und immer wieder sein endlicher Besitz?

* * *

Frieden!

Wie die Welt so anders! Und ich: so fremd, so eigen fremd und so heimatlich still und gesänftigt!

Mein Frieden wandert nun durch die laute Welt und wandelt die Welt. Leibhaftig sah ich ihn: seine linden, weißen Hände, wie die eines Toten. Und seine Augen: in ihrem schimmernden Rund dunkelt die Ruhe, die allen Zwiespalt eint.

Rastlos seh ich ihn wandeln und wandern, überall heim und nirgends — wandern und lächeln.

Und von ihm geht ein Licht aus; das haucht sich wie ein stiller, leuchtender Aether um schweigendes, dunkelwolkiges Laubgekräusel, über weitgedehnte, beruhigte Linien und Breiten des Landes, um Giebel, über Wasser und durch Lüfte, um Hütten, Türme und Paläste.

Mild und fröhlich glänzt es aus Kinderaugen und aus den Blicken jedes Geschöpfes. Und aus den Tiefen jeder Kreatur offenbart es sich nun als das selige, einzige Geheimnis aller Seelen.

Mitten bin ich im Getümmel, im lauten, prächtigen Lärm des Verkehrs.

Wie anders nun die wirre Unruhe breiter, hoher Häusermassen, das rastlose Hin und Wider der vielen Fahrzeuge, Sprache und Bewegungen der vielen, vielen Menschen! Wie anders, wie eigen anders!

Körper und Gestalten von Mensch und Tier, häßlich und schön: nun ein lustiger Schein, der nichts mehr verbergen kann.

Und das Ineinander und Durcheinander aller Wesen und allen Treibens ist nun zuverlässig offenbar in seiner endlichen Bedeutung.

* * *

Gelassen seh ich jetzt das grausigste aller Rätsel und beantworte seine dunkle Frage. In unendlichen gelben Wüsten steh ich der uralten, bösen Riesenfratze gegenüber und sehe lachend in ihre toten, starren Augen.

Und hier ist alle meine Nichtigkeit, mein Stolz und meine hohe Würde.

Ich, ich selbst bin ihr großes, starres Schweigen. Ich selbst bin zutiefst in mir eine große, weite, schweigende Ruhe, ein dunkel schlummerndes Können und Wissen und doch eine ewig bewegte, milliardenfältige Unrast. Dies beides und doch das eine, einzige: eine große, weite, schweigende Ruhe.

Meine Unrast aber und meine Verzweiflung schreit tausend trübe Fragen in mich selbst hinein, wieder und wieder, ihrer selbst gewiß zu werden und ihres endlosen Wandels, und sich zu finden, immer von neuem, in einer stillen, gefriedeten Einheit.

Meine Unrast aber seid ihr. Meine Unrast bin ich als das ewig und unendlich Vielfältige: als Elemente, Sonnen, Pflanzen, Tiere, Menschen und alle Wesen und Seelen: dies alles und seine unermeßlich zahllosen Einzelheiten und ihre unermeßlich zahllosen Schicksale.

Das alles schreit in mich hinein, wild, wirr, verzweifelt in mein großes, stilles Schweigen hinein, findet Antwort und keine, findet ewig Antwort und als seligste Antwort ewig schweigende Ruhe.

Denn aus dem dunklen Urgrund meiner Ruhe und Nichtigkeit tönt ewig und ewig als Antwort auf die wilde Sehnsucht ewiger Frage ihr ewig gleicher Wiederhall und nichts, nichts als ihr Wiederhall.

* * *

Denn dann, wenn je und je am wildesten die alte Frage gellt und an dem uralten, mystischen Geheimnis rüttelt, dann — Frage und Antwort zugleich — tönt sie zurück aus den dunklen Weltenfernen ewigen Lichtes und ewiger Gewißheit, und einer wird geboren, der ihr Mund ist; einer, der ist der ewig Wiedergeborene, der Stille, unter dem ewigen Mysterium Duldende, in dem Endliches und Unendliches offenbar wird als das Eine, das ewig liebend sich selbst umschließt.

Wo aber in aller Welt je und je Er hineingeboren wird in die Endlichkeit, da erhebt sich ein neuer Tag und eine neue Zuversicht. Da jubelt die Freude, da lächelt der Friede und da rüstet sich ein neuer, junger, todesmutiger Wille und hat eine neue Bahn und ein neues Ziel endloser Bethätigung.

* * *

Das ist all meine Nichtigkeit, mein Stolz und meine hohe Würde. Denn wenn ich ein Wort vom Frieden weiß, so ist es nichts als Eures Unfriedens Widerhall und die irre Frage Eurer Verzweiflung. Die tön' ich zurück, zu meinem Teil, in ewig stiller Gelassenheit, einer, der treu, schlicht, hingegeben hört, aufnimmt, zusammenfaßt, und der wiedergiebt: treu, schlicht, hingegeben.

Das ist mein schauriges und unsagbar seliges Loos: Nichts, nichts bin ich, nichts und Alles.

Ihr seid ich, Ihr! Und ich bin Ihr! Du bist ich, ich bin Du; und Du und einzig Du bist meine ganze Würde und meine ganze Nichtigkeit. Das ist die ewige, lachende Erkenntnis und ewig die Morgenröte eines neuen Tages . . .

Zwischen mir aber und ihr dunkelt eine Nacht.

Schon bin ich hineingetaucht in ihr weites Grauen. In das Grauen zwischen Anfang und Ende. Sie ist der heimliche Tod, der mich verzehrt.

Sie kommt mit den kühlen Schauern einer schweren Müdigkeit. Sie ist die Feigheit, die bang und zaudernd am Ueberwundenen hängt. Liebe und Haß, die mich verfolgen, und hundert Gewohnheiten und tote Begriffe, die doch noch leben wollen und hetzende Zweifel alter Begrenztheit. Und sie ist ein letzter, noch nicht ausgefochtener Kampf und das krasse Gesicht einer alten Lüge, die ewig und ewig wieder mich, den ewig Lebendigen, erschauern macht. Sie ist die grausige Starre eines Kadavers und seine dumpfe, gährende Fäulnis. Sie ist der wild verwirrte, trübe Tumult neuer, geahnter Welten, meiner Feigheit zu weit und zu herrlich, viel zu weit und viel zu herrlich.

Mein Tod ist diese Nacht, mein langes Sterben, der dunkle, trübe Wandel zweier Tage, zweier Tage.

In diese Nacht und in diesen Kampf tauch' ich hinein. Mit fröhlichem, wissenden Mute und mit einer stolzen, kräftigen Seele. Die ist ein Held geistiger Kämpfe, gewaltiger als alle Leibesgewaltigen der Vorzeit.

* * *

Langer, langer Weg! Dunkler Kampf! Und sein Ziel? — Ach, Ohnmacht meines armen Wortes! — sein Ziel ist ein ungeheures Meer des Schweigens!

Da werd' ich endlich hineinschwinden, ich und der Kreislauf aller Seelen und Sonnen und alle Unrast.

Ich und alle meine Unrast: Seelen und Sonnen: ich bin dieses Schweigen, und einst werd' ich mich ganz als solches erfassen und in mir selbst ruhen.

Das ist mein ewiges Ende und mein ewiger Anfang . . .

* * *

Wenn die Sterne strahlen, wenn die Lüfte raunen und die letzten, stillen Farben spielen: jetzt . . .

Jetzt — o Qual der Qualen! — jetzt kenn' ich meinen langen Weg und meiner Blindheit dämmert rosig ein Ziel . . .





Mein Sterben.

Von

Maria Janitschek.

Ich weiß wie meine letzte Nacht verblaut.
Im Frühling wird es sein zur Vollmondszeit,
wenn alle Wälder hochzeitsjubellaut.

Ich sehe mich. Mein weißes Pilgerkleid
umschließt zum letzten mal die müde Hülle,
die Locken rieseln nieder haftbefreit,
und schmeicheln mir mit ihrer dunklen Fülle.

Auf sammtnem Sessel ruh' ich hingesunken,
die küssefrohen Lippen glutenmatt,
die Augen wimpernträg und traumestrunken,
das hungergierige Herz gespeist und — satt.

Ich weiß wie meine letzte Nacht verblaut.
In hoher Kammer sitzt ein junger Dichter,
der träumend in die Vollmondwellen schaut,
und mit der Seele trinkt die weißen Lichter.

Er sucht ein Wort, den saitenweichen Reim
auf einen Namen . . . .

Plötzlich lächelt er,
und meine Seele flattert freudig heim.
. . . .

Ich weiß wie meine letzte Nacht verblaut . . .





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Eine mediumistische Heilung.

Anknüpfend an den Aufsatz von Dr. Carl du Prel „Ueber den Einfluß psychischer Faktoren im Okkultismus" insbesondere mit Rücksicht auf seine Bemerkungen auf Seite 29 des Juliheftes 1893 möchte ich den Lesern der „Sphinx" folgenden von mir selbst erlebten Fall der Heilung eines kranken Armes mitteilen. Dabei haben jedenfalls auch psychische Faktoren mitgewirkt, aber offenbar keine Auto-Suggestion meinerseits.

Im November 1891 hatte ich das Unglück, beim Besteigen eines Pferdebahnwagens auf der nassen und schlüpfrigen vorderen Plattform auszugleiten und mir eine Ausrenkung der linken Schulter (ein Auskegeln oder Ausfallen der Oberarmkugel) zuzuziehen. Der Arm wurde durch einen Arzt eingerenkt und mittels Verbandes auf der Brust befestigt. — Dieselbe Verletzung hatte ich mir früher bereits zweimal zugezogen, die Kur dauerte immer mehrere Monate, und der Schlußtrost war: „Hüten Sie sich vor diesen und jenen Bewegungen mit dem linken Arm, es ist dies eins jener Gebrechen, die nie wieder ganz gut werden und sich leicht wiederholen." Es ist auch Thatsache, daß Knochenbrüche — gut geheilt — weniger üble Folgen hinterlassen und meist in kürzerer Zeit geheilt werden als derartig schwere Fälle von Auskegelungen.

Als mir nun derselbe Unfall zum dritten Male passierte, war es schlimmer als je zuvor; bisher hatte ich nach erfolgter Einrenkung des Armes nie so arge Schmerzen gehabt; ich war dies Mal an der verletzten Schulter völlig krank, Beweis, daß dieser dritte Unfall schlimmer war als die beiden ersten. Als der Verband nach einigen Tagen wegen übermäßiger Schmerzen gelöst wurde, war es mir unmöglich, mit dem kranken Arm auch nur die geringste Bewegung auszuführen, der Arm war wie ein Bleiklumpen.

Am Abend dieses Tages sollte unsere wöchentlich regelmäßige Cirkelsitzung im Kreise meiner Familie stattfinden. Außer uns nahm damals ein Bildhauer aus Berlin an unsern Sitzungen Teil[1]).

Hier muß ich vorausschicken, daß ich während unserer mehrjährigen, regelmäßig gehaltenen Sitzungen an mir nie die geringste mediale Anlage entdeckt habe, wohl aber habe ich im Familienkreise nicht ohne Erfolg magnetisiert; medizinische Schriften habe ich nicht gelesen, auch mich nie mit Massage, Heilgymnastik u. dergl. beschäftigt.

Ich setzte mich nun an dem betreffenden Abend mit den andern Teilnehmern an den Tisch, nahm den kranken Arm, stützte ihn auf den übergeschlagenen linken Oberschenkel und legte die innere Handfläche auf den Rand des Tisches. In dieser Lage vermochte ich den Arm zu halten.

Was nun geschah, ging bei vollem Bewußtsein von uns allen von statten; das Medium empfand gar keinen Einfluß, der gewöhnliche Trancezustand stellte sich bei demselben nicht ein; ich aber — weder einen fremden noch meinen eigenen Willen in mir funktionieren fühlend, setzte den Vorgängen, die sich einstellten, natürlich keinen Widerstand entgegen und wurde — ich möchte sagen mechanisch maschinell — — in Betrieb gesetzt. — Ja, ja, wirklich in Betrieb gesetzt und zwar an meinen Gliedern — speziell mein kranker, schmerzhafter, geschwollener, bewegungsunfähiger Arm.

Die Sache nahm folgenden Verlauf, den ich bei dem ungeheuern Eindruck, den sie auf uns und besonders auf mich machte, heute noch bis in fast alle Einzelheiten genau und lebendig in der Erinnerung habe.

Als wir wenige Minuten am Tisch gesessen hatten, bewegte sich mein Arm ganz langsam nach dem Kopfe zu (ich empfand von jetzt an keinen bedeutenden Schmerz mehr), die Hand legte sich auf meinen Schädel, ruhte ein wenig aus und begann sodann kreisende Bewegungen auf dem Kopfe von links nach rechts, dann von rechts nach links auszuführen. Diese Bewegungen waren erst ganz langsam, die Geschwindigkeit derselben nahm jedoch allmählich zu und wurde schneller und schneller.

Nach diesem ersten Vorgange wurde die Hand auf den Tisch geschlagen, wiederum recht mäßig, dann heftiger und heftiger, schneller und schneller, so daß die Teilnehmer es für nötig hielten, ein kleines Kissen unterzuschieben. Dies schien aber nicht recht zu sein, denn plötzlich fielen die Schläge meines Armes nicht mehr auf den Tisch, sondern auf den Oberschenkel des an meiner linken Seite sitzenden Bildhauers und bearbeiteten denselben mit einer Vehemenz und Nachdrücklichkeit, daß derselbe — trotzdem die Sache ihm anfangs ein Lächeln abzwang — endlich vor Schmerz aufschrie.

Nun legt sich meine Hand wieder auf den Tisch, der Arm ist gerade gestreckt, der Oberkörper wird auf denselben gestemmt und gestützt, als wenn der Arm so recht in die Gelenkhöhle hineingedrückt wird. Zum Schluß trägt der kranke Arm das Gewicht des ganzen Körpers. Ich bin

[1]) Name und Adresse desselben stehen auf Wunsch unter Diskretion zu Diensten.

aufgestanden, beide Arme fangen an sich wie Windmühlenflügel zu bewegen und zwar anfangs in Gleich-, später in Gegenbewegung. Es kommen die scheinbar unmöglichsten Bewegungen vor. Der Bildhauer versucht dieselben nachzumachen, aber vergebens. Es gelingt ihm nicht. Um kurz zu sein: Mein Körper legt sich über den Tisch, streckt sich, reckt sich, dehnt sich, zieht sich, windet sich; der Tisch gerät mit mir in hin- und hergehende Schwankungen, daß man unnötiger Weise besorgt ist, ich könnte zur Erde stürzen u. s. w., u. s. w. Endlich stelle ich mich vor den Tisch, meine Hand schlägt noch dreimal auf denselben, dann ist Alles zu Ende, jede Bewegung hört auf, mein kranker Arm aber — war gesund, geheilt; ich vermochte denselben zu gebrauchen wie den gesunden, nur fühlte ich meinen ganzen Körper so angegriffen, als wenn ich demselben eine übermäßige körperliche Strapaze zugemutet hätte. Die ganze Prozedur hatte eine gute Stunde gedauert. Heute gebrauche ich meinen Arm wie den gesunden rechten und habe keinerlei Schmerz oder Nachwehe an demselben. — Was die Aerzte also mittels Verbänden, Bandagen, Eis, Einreibungen u. s. w. in einer monatelangen Kur nur mangelhaft erreicht hatten, hier war es in vollkommener Weise „in einer kurzen Stunde" geschehen. —

Ich lege diese eine meiner vielfachen Erfahrungen auf dem Gebiete des sog. Uebersinnlichen den Lesern der „Sphinx" vor, ohne eine weitere Betrachtung daran zu knüpfen, indem ich hoffe, daß die einfache Darstellung der Thatsache für manchen Leser nicht ohne Interesse sein wird.

Bemerken will ich zum Schlusse noch, daß wir weder vor noch während dieser oder späterer Sitzungen irgend eine Mitteilung durch das Medium erhielten, welche auf diese Sache Bezug hatte; aber noch heute empfinde ich als eins der wohlthätigsten Ereignisse meines Lebens diese Heilung meines kranken Armes.

Wem habe ich sie zu verdanken? Ueber meine persönlichen Qualitäten möchte ich, als hier wahrscheinlich wesentlich, bemerken, daß ich — wo immer möglich — nach meinem Empfinden, meinem inneren Gefühl zu handeln pflege.

Wilmersdorf bei Berlin. **F. Kochendörffer.**

Tiere empfänglich für somnambule Eindrücke.

Bekanntlich sind die Sinne mancher Tiere schärfer als die der Menschen; die Tiere werden durch Geräusche gewarnt, die sich unserem Ohr entziehen und ihr Auge durchdringt Fernen, die unserem Blicke verschlossen sind. Ich brauche nur auf Luchs und Fuchs, auf Adler und Eule hinzuweisen, den Dienst der Brieftauben, den Südenflug der Vögel erinnernd streifen. Ob man je Versuche angestellt hat, die Einwirkung eines Astralkörpers auf Tiere zu studieren, weiß ich nicht, da ich auf diesem Gebiete Laie bin. Mich führte keine spiritistische Praxis den Weg zur Mystik;

ich wurde Theosophin aus innerem Schauen und müßte weit zurück-gehen, wollte ich die Klopfgeister und Schreibmedien aus eigener Anschauung studieren.

Das hier folgende soll eine Anregung sein. Ich würde auf diese Erzählung nicht weiter Gewicht legen, wenn ich nicht in der „Sphinx" häufig ähnliche Vorfälle gelesen hätte. Das allein veranlaßt mich, Folgendes mitzuteilen:

Mein heranwachsender Vetter, der wohl noch nie die „Sphinx" gelesen, von einer „theosophischen Gesellschaft" und dem „Astralkörper" nie gehört hat, erzählte mir harmlos auf einem Waldspaziergange:

„In der Familie eines Freundes hatte man einen Hund, der sehr am alten Großvater hing. Der Großvater starb. Einige Monate später — man saß Abends gemütlich beisammen — wurde man durch das freudige Knurren des Hundes im Plaudern gestört. Der Hund benahm sich ganz seltsam. Er hatte sich unruhig erhoben, war vorgelaufen, als liefe er jemandem entgegen und sprang an einer bestimmten Stelle mit freudigem Winseln und Pfotenheben auf in der Weise, wie es Hunde thun, wenn sie jemand freudig begrüßen und sich an seinen Kleidern reiben; er beschrieb auch Halbkreise, wie es Hunde in solcher Situation thun. Nach kurzer Weile lief er schweifwedelnd an die Thür, gleichsam als begleite er jemand hinaus, stand noch ein Weilchen horchend und kehrte dann wieder auf seinen Platz zurück, ruhig verharrend, wie zuvor."

Wenn solche Fälle weiter beobachtet und festgestellt werden, so eröffnen sie ein interessantes Forschungsgebiet. Bei den Menschen glaubt man leicht an „Halluzinationen", hervorgerufen durch eine überreizte Phantasie, durch anhaltendes Beschäftigen mit demselben Gegenstand. Ob man diese Gründe bei Tieren festhalten dürfte? Ich bitte die Skeptiker um Antwort.

Daß die Tiere für außergewöhnliche Eindrücke empfänglich sind, dank ihrer verfeinerten Sinne und dank ihres Mangels an „Verstand", — der Verstand spielt bekanntlich die Hausknechtsrollen auf diesem Gebiete — ist denkbar; die Geschichte und Sage, auf die der Mystiker oft begründend zurückgreifen kann, erweist sich ihm auch hier dienstbar. Es wird später an der Zeit sein, die Beispiele zu sammeln, später, wenn die gegenwärtigen Beobachtungen darauf zurückleiten.

Ohlau (Schles.). **Anna Nitschke.**



Telepathie.

Phantasma eines Sterbenden.

„Es war in einer Augustnacht dieses Jahres, als ich mich gegen 10 Uhr zum Schlafen niederlegte. Bange Sorgen quälten mein Herz. Mein bester — ich möchte sagen mein einziger echter Freund lag, von einer unheilbaren Krankheit dahingestreckt, im Sterben. Am heutigen

Abend war mir die Trennung recht schwer geworden, — ich ahnte sein nahes Ende. Doch allmählich senkte sich ein sanfter Halbschlummer auf mich herab. Plötzlich bemerkte ich im Traum einen eigentümlich schwarzen Schatten: sogleich erkannte ich, obgleich er gestaltlos war, in dem Schatten meinen Freund. Er näherte sich mir — auch mir entstieg jetzt ein gleicher Schatten. Des Freundes Schatten suchte den meinigen zu erreichen, und ich hörte deutlich die Worte: „Komm' doch". Doch unwillkürlich antwortete ich: „Ich kann noch nicht". Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als auch schon der Traum vorüber war.

Ich erwachte aus meinem Schlummer mit bangen Ahnungen. Doch horch! Es wurde eine Thür geöffnet, noch eine, endlich meine. Des Freundes Bruder trat ein: „Hermann (so hieß mein Freund) ist tot". Ein furchtbarer Moment, aber wiederum doch nicht so schlimm, wie ich mir gedacht. War es wirklich denn die treue Freundesseele, die mich hatte mitnehmen wollen, und von mir Abschied nahm? Mir ist dieser Traum ein großer Trost gewesen. Wußte ich doch nun gewiß, daß mein Freund im Tode ein herrliches Loos gezogen hatte".

Hersfeld, 17. X, 93. **W. Pf.**



Wie man Geister hinausekelt.

In den siebziger Jahren stand in England die Psychological Society of Great Britain im Mittelpunkte der okkultistischen Bewegung. In einer Verhandlung dieser Gesellschaft, über die im „Spiritualist" (London, 14. April 1876, S. 174—75) ausführlich berichtet wird, trat der berühmte Elektrotechniker Cromwell F. Varley auf, welcher sich durch die Legung des ersten transatlantischen Kabels unvergeßlich gemacht hat. Dieser sagte dort, er sei der Meinung, daß freie Salpeter-Säure in der Atmosphäre die Wirkung habe, das, was er „unangenehme Geister" (unpleasants spirits) nannte, zu vertreiben. Daher sei er überzeugt, daß wer daheim von solchen unangenehmen Geistern geplagt werde, sich davon befreien könne, wenn er eine Unze Vitriol (Schwefelsäure) auf zwei Unzen fein pulverisiertes Salpeter in eine Untertasse gieße, und das unter sein Bett stelle.

Die Wirksamkeit dieses Dunstes für den gewünschten Zweck ist vielleicht zu bezweifeln. Aber dieser Rat scheint uns als kulturelle Thatsache höchst merkwürdig. Da schreien unsre Wissenschaftler und mit ihnen unsre Presse und das große Publikum über den „Aberglauben" der Inder, Chinesen, Afrikaner und anderer Rassen, welche Kräuter und Räucherungen anwenden, um böse Geister zu vertreiben — und hier giebt uns ein Mann der Wissenschaft und Technik unseres 19. Jahrhunderts, ein Mann, dessen Ruhm über zwei Kontinente hin verbreitet ist, ein Rezept zu ganz demselben Zwecke. Was will man noch mehr! **H. P. B.**





Anregungen und Antworten.



Gedankenlosigkeit und Orthodoxie.

An den Herausgeber. — Die November-Nummer der „Sphinx“ kam mir heute zu und erquickte mich, der ich seit einer Woche hier weile, um die hiesige deutsch-evangelische Gemeinde im Auftrage des Oberkirchenrats für die nächsten Jahre zu pastorieren, als ein vertrauter Klang aus der Heimat. Ich bin seit Jahren Leser der „Sphinx“ und Mitglied der theosophischen Vereinigung von Anfang an. Etwas mein Gefühl Verletzendes habe ich bisher noch nicht gefunden. Um so mehr fühle ich mich bewogen, dies auszusprechen, weil in dieser letzten November-Nummer die Auseinandersetzung Seite 395 geeignet ist, freisinnige, Ihrer Sache angehörige Geistliche der evangelischen Kirche zu verletzen. Es giebt doch wohl noch amtlich angestellte Geistliche, welche nicht jeden beliebigen Theosophen als überlegen anerkennen müssen, eben weil sie selber Theosophen sind, ohne doch darum ihr liebgewordenes und mit Segen verwaltetes Amt aufzugeben. Auch der Satz „thatsächlich ist der Materialismus, so niedrig er auch intellektuell und seelisch steht, doch immer schon ein Fortschritt über die gedankenlose Orthodoxie“ dürfte zu schweren Bedenken grade einem Theosophen Veranlassung geben.

Doch ist nicht Einzelnes, was ich als mich verletzend hervorheben möchte, sondern die Verkennung der Stellung der evangelischen Kirche, die sich in dem beregten mit Ihrer Namenschiffre unterzeichneten Artikel ausspricht. Gegenüber dem ganzen Zuge unserer Zeit, der sich zumal in den unteren Volksschichten Bahn bricht und schon die Herrschaft angetreten hat, dem platten Materialismus, gilt es, die Seele des Volkes zu „retten“, d. h. sie für geistige Güter, für Ideale überhaupt, wieder empfänglich zu machen. Hier behauptet die evangelische Kirche unter anderen Mächten noch einen Ehrenplatz und auch die „gedankenlose Orthodoxie“, aus der Theorie in die Praxis übergehend, muß im Kampfe gegen den Materialismus als ideale Macht gelten und beweist sich als solche thatsächlich oft. Verkannt ist ferner in Ihrer Antwort die Lebens- und Fortbildungsfähigkeit der evangelischen Kirche. Mögen Viele ihrer amtlichen Organe sich noch ängstlich an veraltete Dogmen klammern und in ihnen allein das Heil sehen, so bewegt sich der Gedankengang der Kirche als Ganzes vorwärts, da sie im Gegensatz zur katholischen Kirche, sich beständig auffrischen kann an dem lebendigen Ideal des Stifters, durch den wir gerade gelehrt werden, den Geist da anzuerkennen, wo er lebendig waltet, ohne seinen Ursprung und sein Ziel noch zu kennen (s. das Gespräch mit Nikodemus). D.

Der erste Teil der obigen Zuschrift beruht offenbar auf einem Mißverständnis. Wir haben nicht jede Orthodoxie, sondern nur die „gedankenlose“ Orthodoxie auf eine tiefere Stufe gestellt, als den Materialismus. Der wissenschaftlich überzeugte Materialist denkt, der „gedankenlose Orthodoxe“ nicht, deshalb steht jener auf einer höheren Entwicklungsstufe. Unser scharfes Urteil bezieht sich in erster Linie auf jene beschränkte Art der Auffassung und Behandlung religiöser Probleme, welche sich in salbungsvoller Bibelexegese erschöpft, jede über das Wort Gottes hinaus und in das Wesen Gottes hinein dringende Gotteserforschung verdammt und zuletzt zu dem

alten Tertullian'schen Worte gelangen müßte: credo quia absurdum est! Verbindet dagegen der Orthodoxe mit dem Glauben an das Dogma echten Forscherdrang, der ihn treibt, die Lehren der christlichen Religion geistig zu durchdringen, sie in Zusammenhang mit Natur- und Geisteswissenschaften zu setzen, huldigt er dem Wahlspruch: „Durch die Bibel, aber über die Bibel hinaus!" dann steht er uns näher als der Materialist. Ein Mann wie Drummond, dessen „Naturgesetz in der Geisteswelt" für uns die höchste bisher erreichte Stufe geistiger Theologie auf orthodoxer Grundlage bezeichnet, geht einen Weg, der zuletzt zur Theosophie führen muß.

Was zweitens unsere Stellung zur Kirche anlangt, so liegt es uns zunächst völlig ferne, den segensreichen Einfluß, den einzelne ihrer Vertreter ausüben (wir erinnern z. B. an Bodelschwingh) leugnen zu wollen und wir wollen auch die Frage ununtersucht lassen, ob sie diesen Erfolg durch ihre Eigenschaft als Geistliche oder nicht vielmehr trotz derselben erreichen. Soll die Kirche als Institution lediglich eine Gemeinschaft ihrer Glieder darstellen, so erfüllt sie unbestritten ein tiefinnerstes religiöses Bedürfnis der Menschen. Faßt sie die Pflege dieser Gemeinschaft als ihre Hauptaufgabe ins Auge, hält sie sich von allem Dogmenzwang und Streben nach Priesterherrschaft fern, so unterstützen wir sie in ihrer Arbeit. Denn wir können nicht nachdrücklich genug immer wieder betonen, daß wir bemüht sind, mit liebevollster Sorgfalt das Gute, wo immer und in welcher Erscheinungsform es sich zeigen mag, zu suchen, und da, wo wir es gefunden haben, mit voller Kraft zu fördern. Die Niederreißung der äußeren Schranken, welche unsere gleichstrebenden Mitmenschen von uns trennen, ist unser oberstes Kampfziel und die allumfassende einende Liebe unser wirksamstes Kampfmittel! **M. d. J.**

Da die obige Einsendung sich auch auf die deutlichere Aeußerung meiner Ansicht richtet, so will ich hier noch darauf hinweisen, daß ich sie im zweiten Aufsatze dieses Heftes nun wohl klarer ausgesprochen habe. Ich bringe dazu auch in unserm nächsten (Februar-)Hefte einen hier einschlägigen Artikel von Saintgeorge, der nur aus Raummangel nicht in dieses Heft mehr aufgenommen werden konnte. Ich selbst verdanke der Kirche so viel Gutes in der Familie, in der ich aufwuchs, daß mir jedes harte Wort gegen sie fern liegt, und zu „kämpfen" ist überhaupt nicht meine Absicht. Alles Streiten und Bekämpfen schafft nur noch mehr Hindernisse und reizt die vorhandenen Widersacher zu noch stärkerem Widerstande an; nur positive Leistungen, das Aussprechen der geistigen Wahrheit, das Beantworten von ernst gestellten Fragen und das Trösten der Leidenden, das scheint mir die geeignetste Verwendung meiner Kraft und Zeit.

Ich kenne auch persönlich so manche segensreich wirkende Seelsorger und zähle zu meinen Freunden so manche „innerlich erweckte" Christen, die zumteil in ihrer dogmatischen Phantastik noch über die Kirche hinausgehen, daß ich auch die heutige Leistungsfähigkeit ebensowenig wie die Fortbildungsmöglichkeit des Kirchenchristentums abstreiten möchte. Ich meine selbst, daß es nicht nötig ist „über die Bibel hinaus" zu gehen, wenn man nur durch Theosophie und Mystik die darin verborgenen Schätze heben lernt. Ebenso notwendig aber wie die jetzige Reaktion des Geisteslebens unsrer Rasse gegen den Materialismus und das über diesen Hinausgehen ist, ebenso notwendig war in den letzten 150 Jahren die materialistische Reaktion gegen die Theologie. Ohne sie würde das geistige Christentum seine jetzige Bahn in weitere Kreise hinaus nie haben frei bekommen können. **Hübbe-Schleiden.**

Die Verschiedenheit der Stufen.

An den Herausgeber. — Unter dem Eindrucke der im Novemberhefte der Sphinx (S. 354) enthaltenen Erzählung von dem indischen Büßer und seinem Weibe bitte ich Sie, sich in der Sphinx darüber auszusprechen, ob Sie den quietistischen Standpunkt dieser Legende für die deutschen Theosophen der Gegenwart für vorbildlich halten.

In Indien und zur Zeit Buddhas, wo die Bevölkerung spärlicher gewesen sein wird, mag der Einzelne, dank der Freigebigkeit der Natur, vor dem Verhungern ge-

schützt gewesen sein; in unseren Tagen und Breitegraden aber darf der Jünger die Zeit nicht beschaulich unter Bäumen versitzen, sonst verhungert und erfriert ihm Weib, Kind und Nebenmensch, — und auch er selbst dürfte sich in seinem Gange zur Vollendung bald unliebsam für immer unterbrochen sehen. Bei uns muß man arbeiten, und dieses fordert auch unser occidentalisches Gewissen, welches sich sogar gegen das „Weisheit ist gut mit einem Erbteil" sträubt und in seinen tiefen Gründen fordert, dieses Erbteil für Andere zu verwenden, für sich aber zu arbeiten und weise zu werden. Eine Losreißung von jenen, für die man zu sorgen verpflichtet ist, um seinem eigenen Heile nachzugehen, scheint mir nur eine andere und zwar recht grobe Art des Egoismus zu sein, und die Schriftstellen, die solches scheinbar predigen, wollen nach meiner Meinung nur sagen, daß der Jünger die animalischen Wurzeln und Sprossen, wodurch er mit seinen Lieben verwachsen ist, ungeachtet der Entzweiung, abschneiden soll. Macht er sich zur Regel: entschlage dich der Rechte der Liebe, nicht aber ihrer Pflichten, so wird die Entzweiung mit den Seinigen gleich ihre Wiederversöhnung vorbedeuten und auch ihnen äußerlich und innerlich mehr frommen, als wenn er ihnen einfach Lebewohl sagt.

Falls das Weib des Sangamaji im Aerger fortgegangen wäre und den Kleinen liegengelassen hätte, so würde vielleicht erst der Verwesungsgeruch seines Kindes den „Ehrwürdigen" aus seiner Versunkenheit gezogen haben. Wie hätte dann der Spruch Buddhas gelautet?!

Tr. 9. Nov. 1893. C. D.

Der Gesinnung des Einsenders zolle ich gern meinen Beifall. Auch habe ich mich ja schon im letzten Oktoberhefte klar darüber ausgesprochen, daß ich jeder Art von „Quietismus" für „die deutschen Theosophen der Gegenwart" für einen Misverstand und für eine lähmende Gemütsrichtung halte, falls damit nicht ein selbständiges seelisches und geistiges Verständnis der Führung des „Meisters", dem man folgt, verbunden ist. Das aber, worum es sich in den angeführten Sprüchen unserer Evangelien und ebenso in der buddhistischen Erzählung handelt, ist etwas ganz anderes; es ist das eine höhere Entwicklungsstufe, die über das Menschentum hinausgeht. Diese zu erreichen, ist allein Sache der Individualität; und dies geschieht ganz unabhängig von der objektiven Zeitepoche oder von dem Aufenthaltsorte oder von der Rasse, der man gerade angehört.

Es handelt sich dabei nur um das Karma der betreffenden Individualität, d. h. eben um die vollständige Erfüllung und Abwicklung aller Pflichten, welche diese Individualität noch an das Menschenleben binden. Wäre es also überhaupt möglich und auch nur denkbar gewesen, daß die Frau des Sangamadji ihr Kind hätte verlassen können, oder nicht vollständig in der Lage gewesen wäre, auf das Beste für das Kind allein zu sorgen, so wäre das Karma des Sangamadji noch nicht ganz erfüllt, seine Pflicht als Mensch noch nicht völlig gelöst gewesen; er wäre soweit dann noch „Mensch" gewesen und hätte noch Pflichten zu erfüllen gehabt. Je mehr eine Individualität sich über das bloße „Menschentum" erhebt, um so mehr wird sie selbst Naturgesetz, um so mehr wird ihr also auch die geringste Verletzung irgend einer Pflicht unmöglich.

Dies Gesetz gilt ausnahmslos im Morgenlande wie im Abendlande; aber auch im Abendlande kann man jene höchste Stufe übermenschlicher Selbständigkeit erreichen, wenn auch freilich nicht in einem Erdenleben, nicht einmal in zweien oder dreien. Daß dies Ziel aber bei uns auch zu erreichen ist, ohne solche praktische „Weisheit" auf ein „Erbteil" stützen zu können, darüber vermag den Einsender die Vergangenheit der ganzen deutschen Mystik zu belehren. Ich verweise beispielsweise nur auf Johannes Taulers: „Nachfolge des armen Lebens Christi" (Regensburg 1855, bei Manz).

Ob man dies nun die Nachfolge Christi oder die Nachfolge Buddhas nennen will, hängt ganz von dem individuellen Vorstellungskreise ab. Die Sache ist und bleibt dieselbe jetzt im Abendlande, wie dereinst im Morgenlande. **H. S.**

Das Karma der Armut.

An den Herausgeber. — Mir ist es völlig unverständlich, warum L. P. im Novemberheft (S. 396) meinen kann, ein regierender Fürst zu sein, sei ein besonders ungünstiges Schicksal. Ist solcher Fürst nicht selbstverständlich sehr viel besser daran als die vielen Unglücklichen, die sich mit Ueberarbeit kaum so wenig zu erwerben vermögen, wie sie für sich und die Ihrigen gebrauchen um ihr nacktes Leben notdürftig zu fristen?! Diese haben ja nicht einen Augenblick den ganzen Tag und keinen ruhigen Ort, wo sie sich erst besinnen könnten. Diesen Elenden — und ihrer sind sehr Viele, wenn nicht gar die große Masse — hilft nicht einmal die Lehre, daß sie ihr Schicksal selber verursacht haben. Ehe sie nicht zu besseren Lebensverhältnissen kommen, können sie kaum leiblich aufatmen, wie viel weniger geistig! **E. St.**

Die Zahl derer, welche deshalb schwer zu innerer Besinnung kommen, weil sie rastlos durch des Lebens Not und Elend umhergehetzt werden, ist wohl nicht so groß, wie man oft glaubt. Thatsächlich aber gehören die in Deutschland innerlich am höchsten entwickelten Menschen, welche mir bekannt sind, gerade diesen „unglücklichsten" Volkskreisen an, oder vielmehr sie gehörten ihnen an während der Zeit ihrer intensivsten inneren Entwicklung, wenn auch einige von ihnen jetzt sich in bequemeren Lebenslagen befinden. Die Thatsachen sprechen also dafür, daß ein hartes und mühsames Leben vom „geistigen" Standpunkte kein Nachteil ist, vielleicht sogar ein großer Vorteil. Am hinderlichsten scheint, allseitiger Erfahrung nach, vielmehr die intellektuelle Thätigkeit mit klarer Ausbildung des theoretisierenden Verstandes zu sein. Das Sich-selbst-Besinnen und Sich-in-sich-selbst-Versenken wird durch keine mechanische Arbeit so erschwert wie durch die Anspannung des äußerlich bewußten Verstandes. Manche recht beschwerliche Maschinenarbeit in Fabriken ist sogar für innerliche Sammlung ganz besonders günstig, wenn der sinnbetäubende Lärm der Maschinen die Störung durch Geschwätzigkeit der Nachbarn gänzlich ausschließt. Dort befindet man sich zwar weniger angenehm, aber nicht weniger mit sich allein als in der stillsten Waldeinsamkeit.

Was andrerseits den Wert der Karmalehre für die heutigen Arbeiterkreise anbetrifft, so sind die letzteren meiner Erfahrung nach bereits hinlänglich intellektuell entwickelt, um die Lösung des Daseinsrätsels durch die Karmalehre verstehen zu können. Sie entwöhnen sich von ihrem Pessimismus, wenn sie fühlen lernen, daß Gerechtigkeit die Weltordnung beherrscht, wenn sie begreifen lernen, woher es denn kommt, daß sie sich auch für die ihren Geburtsanlagen und -schicksalen entspringenden Handlungen verantwortlich fühlen. Weil sie nämlich selbst die Urheber dieser Anlagen und Schicksale waren. — Auch habe ich doch schon manche Arbeiter gefunden, die begriffen, daß die sogenannten bürgerlichen Kreise, die ihr leidliches Auskommen haben, gerade dadurch, daß sie der ihnen gebotenen Bequemlichkeit nachgeben, leicht verflachen und veröden. Findet man doch thatsächlich mehr Menschenliebe und mehr Hülfsbereitschaft unter den ärmsten Volksklassen, als unter den nächst höher stehenden Kreisen der mehr behäbigen Geschäftsleute. Und die brüderliche Liebe ist und bleibt der äußere Maßstab der inneren Wesensreife.

Vom geistigen Standpunkte der Karmalehre angesehen, lernt also der Arbeiter sehr bald einsehen, daß gerade ihm sein äußerlich schweres Lebenslos zu besonderem Vorteil werden kann, wenn er ihn nur erkennt, wie denn das Leid bekanntlich ja „das Tier ist, das uns zur Vollkommenheit trägt", wie Meister Eckardt sagte. Wichtiger jedoch als dies Vergleichen äußerer Verhältnisse ist die aus dem Bewußtsein der erkannten Karmalehre ersprießenden Ueberzeugung, daß man nicht allein der Urheber seiner diesmaligen Lebenslage war, sondern auch der Urheber der künftigen jetzt ist. Denn alles, was wir werden, ist nur unsere eigne Thaṫ. Mögen daher auch in Zukunft lange noch die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer niederen Volkskreise sehr unbefriedigend sein: was irgend Jemand für sich selbst, in seinem Inneren erringt, das geht ihm nie verloren. Jeder ist der Herr und Meister seines eigenen zukünftigen Schicksals, ist sein eigener Erlöser und der Befreier seiner Seele zur vollendeten Glückseligkeit. **H. S.**

✻



Bemerkungen und Besprechungen.



Das Doppel-Ich auf der Meininger Hofbühne.

Der Abend des 12. November 1893 sollte für die deutsche (?) Theaterwelt ein Ereignis „ersten Ranges" werden, ging doch Paul Lindaus vieraktiges Schauspiel „Der Andere" nach eigener Inszenierung des „Dichters" mit funkelnagelneuer „Meininger" Ausstattung in Meiningen über die weltbedeutenden Bretter. Herbeigeeilt von nah und fern waren: von Schloß Altenstein das leidende Herzogliche Ehepaar, von Berlin: Oscar Blumenthal, der blutige; von Bern Johannes Widmann; von Wien der Direktor des Hofburgtheaters Dr. Burkhardt; von Stuttgart der Kgl. Schauspielintendant Baron von Putlitz; von Paris Mr. Lévy, Redakteur der Revue illustrée und Mr. Cahni, Redakteur des Figaro. Außerdem wohnten der Vorstellung bei: das Erbprinzliche Ehepaar, der gesamte „hohe Adel und verehrliches Publikum" von Meiningen und Umgegend. Hunderte hatten umkehren müssen, weil die Billets vergriffen waren. Einen derartigen Besuch hatte das Meininger Hoftheater seit der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans in der bekannten Ausstattung nicht gesehen, und man war besonders deshalb gespannt, weil diese Vorstellung die Norm für die Darstellung an den andern deutschen Bühnen bieten sollte.

Ich war sehr gespannt, wie Lindau, der bekanntlich zu Zöllners Zeiten alles irgendwie an Spiritismus 2c. Anstreifende nicht genug verhöhnen konnte, sich mit dieser Aufgabe abfinden würde, wie er den gänzlich undramatischen Stoff bühnenfähig gestalten, und ob er irgendwie eine ethische oder auch ästhetische Idee durchführen würde. Am gespanntesten war ich auf die Lösung des Knotens, die sicher wenigstens so viel Schwierigkeiten hat, als zu Olims Zeiten die des weiland gordischen.

Was sah ich nun?

Die meisten Leser sind wohl bereits aus den Tagesblättern über den Gang der Handlung unterrichtet. Jedoch will ich ihn noch einmal kurz rekapitulieren:

Der überarbeitete, nervenkranke Staatsanwalt Dr. Haller bewohnt mit einem befreundeten Rechtsanwalt und dessen Schwester eine Villa, in deren Nähe seit kurzem mit großer Frechheit ausgeführte Einbrüche an der Tagesordnung sind. Ein Polizeikommissär ist den Einbrechern scharf auf der Fährte und benachrichtigt Haller, daß ihm selbst heute Nacht nach drei Uhr ein Besuch zugedacht sei; ein warmer Empfang wird verabredet. Man ist nur über die Person des Anführers im Unklaren, der seit etwa 14 Tagen aufgetaucht ist, und den man für einen von außen zugereisten Verbrecher hält. Er wird wegen seiner Verschwendung für Andere „der Freiherr" genannt und fällt wegen seines sonderbaren, geistesabwesenden Betragens auf. — Nach der Szene mit dem Polizeikommissär, in welcher dies erörtert wurde, tritt der Hausarzt Hallers, Professor Feldermann auf, und stellt coram publico nach irgend einem Lehrbuch der Neuropathologie und Psychiatrie den Krankheitszustand Hallers fest. Dann kommen der junge Rechtsanwalt und seine Schwester zu Besuch mit Hallers Schwester. Die Schwester des Rechtsanwalts und Haller lieben sich; sie ist letzthin von dem rätselhaften Verbrecher überfallen und ihrer Uhr beraubt worden; Haller will doppelten

Eifer anwenden, des Thäters habhaft zu werden. Hierauf entspinnt sich anläßlich eines Klienten des Rechtsanwalt eine Unterhaltung über alternirendes Bewußtsein, Doppel-Ich, in welcher Feldermann für die Forschungsresultate der modernen Hypnotisten eintritt, Haller hingegen — wie dereinst sein Erzeuger Paul Lindau — von aller Spiritistelei, vierten Dimension ꝛc. nichts wissen will. Dann empfiehlt sich die Gesellschaft, Haller setzt sich in seinen Lehnstuhl und entschläft. Der natürliche Schlaf geht in Somnambulismus über; der Herr Staatsanwalt zieht einen alten Bureaurock seines Schreibers an und verläßt als „der Freiherr“ das Haus.

Der zweite Akt führt uns in die mit wenig Witz und viel Behagen gezeichneten Mysterien eines Berliner Verbrecherkellers, in die Gesellschaft von Einbrechern, Dirnen und ihren Zuhältern ein. Unter den Dirnen ist „die rote Male“ die Königin der Saison. Sie ist ein gutes Mädchen, war Jungfer bei der Schwester obigen Rechtsanwalts und wurde von Haller unschuldiger Weise wegen Diebstahl einer Brosche besagter Dame verurteilt. Bei dieser Gelegenheit hat sie sich in Haller verliebt; wie dies zuging, erfahren wir nicht. Die „rote Male“ wird nun von dem „Freiherrn“ mit Gunstbezeugungen überschüttet; sie hat ihn erkannt, will ihn aber, obwohl sie glaubt, er spiele den agent provocateur, aus Liebe nicht verraten. Auch heute giebt sie dies dem somnambulen Haller zu verstehen, welcher aber natürlich nicht darauf reagirt und ihr die oben genannte geraubte Uhr schenkt; sie sagt ihm, daß sie dieselbe am nächsten Tag dem Staatsanwalt übergeben werde. „Der Freiherr“ verhandelt dann noch mit den Rowdies wegen des Einbruchs bei Staatsanwalt Haller und bricht mit Carl Dickert zu fröhlichem Thun auf. — Der Polizeikommissär hat, unter dem Schenktisch steckend, alle Vorgänge beobachtet und seinen Staatsanwalt nicht erkannt, obschon dieser sich nur mit dem dem Kommissär sicher nicht unbekannten Bureaurock des Schreibers verkleidet hat.

Hervorheben muß ich noch, daß Dr. Wüllner, der sonst vortreffliche Darsteller Hallers auf Lindaus Anordnung in dieser Norm- und Mustervorstellung die somnambulen Zustände in total falscher Weise zur Darstellung bringen mußte: Lindau, der vielleicht einmal einen Hypnotisirten gesehen hat, ließ nämlich Haller sich langsam und steif wie eine Holzfigur bewegen, ein Beweis, wie sehr hier noch Aufklärung von Nöten ist.

Im dritten Akt nun brechen „der Freiherr“ und Dickert bei Haller ein. In bekannter Umgebung alternirt das Bewußtsein des „Freiherrn“ wiederum; er zieht den Rock des Schreibers aus und seinen Gesellschaftsrock aus dem ersten Akt an, setzt sich wieder in seinen Lehnstuhl und schläft ein. Unterdessen packt Dickert zusammen und wird durch das Pfeifen der Polizisten vertrieben, nachdem er den „Freiherrn“ vergebens zu ermuntern gesucht hatte. Nun stürmt der Polzeikommissär in's Zimmer, erweckt Haller mit vieler Mühe und meldet, daß ein Einbrecher gefangen ist. Haller läßt Dickert vorführen, um ihn kraft seines Amtes zu inquiriren. Tableau! Dickert behandelt den Staatsanwalt in langer drastischer Szene mit der denkbarsten Frechheit und wird hohnlachend abgeführt. In Hallers Gehirn fängt eine Ahnung der Sachlage an aufzudämmern, er setzt sich wieder in seinen Lehnstuhl und fragt: Wer bin ich? Darüber fällt der Vorhang.

Im vierten Akt sitzt Haller immer noch im Lehnstuhl; die „rote Male“ kommt, bringt die Uhr und erzählt ihre rührende Geschichte, die der Staatsanwalt von Amtswegen eigentlich genügend kennt; dann teilt sie ihm mit, daß er „der Freiher“ war und geht ab. Natürlich wird sie gerufen. Jetzt aber bekommt es Haller mit der Angst zu thun; er setzt sich abermals in seinen Lehnstuhl und wird somnambul. Nun erscheint Feldermann und fragt den Somnambulen über seine Streiche aus, wobei er ihn auf Lindaus Anordnung anschreit, wie ein Unteroffizier die Rekruten. Dem erwachten Haller verordnet er Urlaub und ein Seebad. Unterdessen ist, man weiß nicht, wie? die Schwester des Rechtsanwalts auf der Bildfläche erschienen. Feldermann führt sie Haller in die Arme, sagt, daß sie denselben heiraten wolle, und was das Seebad am Kurerfolg nicht erreiche, werde die Ehe vollenden. Schluß.

Ich sah also ein jeder ethischen und ästhetischen Idee ermangelndes, künstlerisch in Anlage, Entwickelung und Lösung unbefriedigendes Stück, welches dennoch den rauschenden Beifall von etwa zweitausend, den gebildetsten Ständen angehörigen Zuschauern errang. Worin liegt wohl das Geheimnis dieses Erfolgs? Nicht zum wenigsten wohl in dem Umstand, daß die okkultistische Forschung das Interesse der weitesten Kreise gewonnen hat.

Paul Lindau aber, der Spottvogel des Spiritismus, hat an sich selbst das Nachrichteramt vollzogen. **H. v. Th.**



Psychologische Skizzen von Edmund W. Rells.[1]

Die den Lesern der „Sphinx" wohl allgemein bekannte Lehre vom Doppelbewußtsein der menschlichen Seele — welche namentlich von dem Berliner Psychologen Dr. Max Dessoir unter der Bezeichnung „das Doppel-Ich" vertreten wird, jene Lehre von den zwei mehr oder minder unabhängig von einander operierenden Bewußtseinshälften, bildlich Ober- und Unter-Bewußtsein genannt, ist es, der wir in diesen Skizzen beinahe in jedem Abschnitt begegnen. Sie hat den Vorzug, einfach und klar zu sein, und sicherlich läßt sich mit ihrer Hülfe eine große Anzahl psychologischer Erscheinungen erklären. Auch in den Proceedings of the Society for psychical researches Part XV. Dec. 89 wird durch F. W. H. Myers gelegentlich einer Besprechung von Dessoir's Doppel-Ich die Bedeutung dieses Begriffs anerkannt, und das Doppel-Ich spielt seither als Erklärungsfaktor in der psychologischen Litteratur eine gewisse Rolle. Wenn nun allerdings Rells da und dort in seinen Skizzen mit diesem Begriff nicht mehr auskommt, dann verschanzt er sich einfach hinter dem Ausspruch: „Mit solchen Berichten, so außerordentlich dankenswert sie auch sind, kann die Wissenschaft augenblicklich nichts anfangen".

Der 1. Aufsatz in den Rells'schen Skizzen behandelt den Zauberspiegel nach einer: Recent experiments in Crystal Vision betitelten Arbeit von Miß A. Goodrich in der Proceed. of the S. P. R. Part XIV. June 89. Die Experimente dieser Dame sind zum Teil angeführt. Sie benutzte bunte Glaskugeln, wie man sie an Weihnachtsbäume hängt, dann die Rückseite einer Taschenuhr, endlich einen gut geschliffenen Berg-Krystall. „Der Modus operandi — sagt Rells — war dann, da zum Glück alles mystische Brimborium fortgelassen wurde, sehr einfach: die Dame umhüllte den Krystall mit schwarzem Drap, stellte ihn so, daß keine umgebenden Gegenstände darin reflektirt wurden, und harrte der kommenden Dinge". Es werden zuerst einige Fälle erzählt, bei denen man mit dem Erinnerungsschatz der eigenen Seele der in den Zauberspiegel Schauenden oder mit der Fernwirkung seitens Anderer als Erklärung noch auskommt. Dann kommen Fälle daran, bei denen man mit dieser Erklärung nicht mehr ausreicht, wo vielmehr eigentliches, zeitliches oder räumliches Hellsehen angenommen werden muß; allein dies sind gerade die Fälle, „mit denen die Wissenschaft augenblicklich nichts anfangen kann", wie Rells meint. Ganz unsympathisch ist Rells die spiritualistische Hypothese: „Ein Eingreifen fremder Geister in unseren psychophysischen Organismus, die Annahme, unkörperliche Wesen benutzten unsere Nerven zu äußerlichen Zwecken, widerspricht der gesamten menschlichen Erfahrung". Ob Rells diesen Satz später nicht noch einmal wird zurücknehmen müssen? Ich vermute beinahe. „Zusammenfassend, — meint Rells am Schluße dieses Aufsatzes — kann man sagen, daß die Erfahrungen am Zauberspiegel ihrem Inhalte nach aus dem Unterbewußtsein stammen, ihrer Form nach zu den Hallucinationen gehören".

Der 2. Aufsatz behandelt die Logik des Kindes und enthält eine sehr gut geschriebene Darstellung der ersten Entwickelungs-Stadien der werdenden Kindes-Seele. Wir lernen hier die Frau als geborene praktische Psychologin, „die mit intuitiver Sicherheit

[1]) Leipzig 1893, bei Ambrosius Abel à Mk. 2,40.

seelische Diagnosen stellt", — wie Rells sich ausdrückt — schätzen, und wollen gerne Alles unterschreiben, was Rells über die Feinfühligkeit weiblicher Wesen gegenüber ihren Mitmenschen ausführt. Es folgen dann einige reizende Kindergeschichten, die diesen Aufsatz sehr anziehend machen, z. B.: das Kind umschreibt, wenn es einen Begriff näher definieren soll, mit: Wenn man . . . . und dann kommt eine ihm geläufige Erfahrung. Rells kommt zu dem Schluß, daß wir der wachsenden Seele des Kindes seine schwere Aufgabe so viel wie möglich erleichtern sollen, und nicht nachsichtig genug gegenüber der frühesten Jugend sein können. Sicherlich!

Der 3. Aufsatz führt den Titel: Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. Auf diesem Gebiete wird Rells eingehende Studien gemacht haben, und zwar, wie es den Anschein hat, weil er dies zur Erforschung der spiritistischen Phänomene für durchaus notwendig hielt. Nur dann ist man in der richtigen Verfassung für spiritistische Studien, meint er wohl. Wir können uns hierin dem Verfasser durchaus nicht anschließen. Derselbe kommt zu dem Schluß, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, alle spiritistischen Phänomene als auf Taschenspielerei beruhend, nachzuweisen, daß vielmehr einige außerhalb deren Sphäre zu liegen s c h e i n e n, und daß dieser ganz winzige Bruchteil der spiritistischen Erfahrungen sich mit Hülfe der Taschenspieler-Psychologie nicht erklären lasse. Wir stehen hier auf ganz anderem Boden, als der Verfasser. Zunächst giebt es sehr viele Medien, Privatmedien, bei denen bewußte Taschenspielerei anzunehmen geradezu unvernünftig wäre. Der Verfasser hat immer nur die Slade's, Eglington's u. s. w. im Auge, die bekanntlich um schweres Geld Sitzungen abhielten. Trotz einiger Ausfälle gegen „die Fanatiker des Geisterglaubens", die dieser Aufsatz enthält, die wir dem Verfasser, der offenbar noch keinerlei eigene praktische Erfahrung im Spiritismus besitzt, zu gute halten wollen, räumen wir gerne ein, daß die hier gelieferte geistreiche Darstellung der Psychologie der Taschenspielerkunst, uns außerordentlich verdienstvoll erscheint.

Der 4. Aufsatz: „Das Genie" befriedigt uns weniger. Der Verfasser giebt sich hier nach unserer Anschauung vergeblich Mühe, die besonders geniale Veranlagung einzelner Menschen vom Darwin'schen Standpunkt aus zu erklären; er spricht von einer vorpersönlichen Vergangenheit, die jedes Individuum noch vor der Geburt in der Geschichte seiner Ahnen durchlebt: „Was im Genie sich entfaltet — sagt er — ist das Resultat einer langsamen Anhäufung von Fähigkeiten, deren Tauf-Zeugnis manchmal Jahrhunderte zurückdatiert. Gewöhnlich ist dann die durch Zuchtwahl im Genie errichtete Vervollkommnung damit zugleich auf den Gipfel gelangt: die Privilegierten werden zu Mördern ihrer eigenen Rasse, deren Lebensfähigkeit sie in einer einzigen Existenz überreizen und erschöpfen". Dieser letzte Satz beweist nach meiner Anschauung die Schwäche der bloßen Vererbungs-Theorie. Es ist nicht recht einzusehen, warum die Natur, nachdem sie es einmal zu einem „Genie" gebracht hat, diese geniale Anlage in kommenden Geschlechtern nicht noch steigern sollte, wenn wir die Vererbung als einzigen Erklärungsfaktor voraussetzen und bedenken, daß die Weiter-Entwicklung der Menschheit gewiß noch Jahrhunderttausende währen wird. Aber löst denn die Wiederverkörperungs-Lehre dies Rätsel nicht viel einfacher? Ohne diese Annahme bleibt doch jede Begabung, also umsomehr die eigentlich geniale ein ungerecht ausgeteiltes Geschenk der Götter. Eine begabte Ahnen-Reihe aufweisen zu können im Sinne der Darwin'schen Entwicklungs-Theorie ist doch kein Verdienst zu nennen, höchstens ein angenehmer Zufall.

Der 5. Aufsatz endlich behandelt die Psychologie in der neuesten französischen Litteratur. Hier kann man nur staunen über die große Belesenheit des Verfassers. Bei der Besprechung Zola's entschlüpft übrigens dem Verfasser eine Bemerkung, die vollständig im Widerspruch steht mit den im 4. Aufsatz vertretenen Anschauungen: „Wie sich übrigens — heißt es dort — die Verfechter des Erblichkeits-Prinzips um jeden Preis das Verhältnis zwischen dem genialen Menschen und seinen meist unbedeutenden Eltern und Kindern erklären wollen, das wissen die Götter". Mit dem

Erblichkeitsprinzip allein ist allerdings nichts anzufangen. Es muß noch ein anderer Erklärungs-Faktor hinzutreten, um diesen dunklen Punkt aufzudecken. Zum Schluß kommt Rells bei der Besprechung der neuesten französischen Litteratur auf sein Lieblingsthema, das Doppel-Ich, zurück, und wir folgen mit großem Interesse seiner Schilderung „der Triumphe, welche die wahrhaft psychologische Analysis feiert, indem sie den Januskopf des einen Menschen porträtiert". Das Buch ist, wie aus dem Gesagten hervorgehen wird, sehr lesenswert. **Delius.**

❦

Zur Psychologie Jeanne d'Arcs.[1])

Abgesehen von der etwas zur scharfen und oft weniger zur Sache gehörenden, wegen ihrer Gereiztheit dieser auch schädlichen Rancüne gegen die katholische Theologie und Hierarchie macht die bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit sehr frisch, gewandt und ansprechend geschriebene Studie den Eindruck des Gediegenen. Von einer Verzerrung im Sinne Voltaire's, dessen „Pucelle" mir allerdings noch nicht zu Gesicht gekommen, ist hier keine Rede; im Gegenteil: nicht nur der Freund der Wahrheit, wie es ja jeder Historiker doch sein soll, auch der Forscher auf dem Gebiete menschlicher Seelenkunde wird es dem Verfasser danken, die merkwürdige Jungfrau der Gefahr alle Umrisse verwischender Verhimmelung entzogen und sie in deutlicher Erdhaftigkeit belassen zu haben.

Wir haben nun einmal die Schatten zum Lichte und wissen, daß auch mit einem Pharus vor Augen gestrauchelt wird, hier mehr, dort weniger.

Unser Vollselbst hat in der Regel an unserem Aeußerungs-Ich, das sich in Tag und Wetter umhertreibt, umherzutreiben gezwungen ist, etwas auszusetzen.

Für die Leser der „Sphinx" hat Jeanne d'Arc noch eine besondere Anziehung wegen ihres seelisch-königlichen Wesens, der Erscheinungen und Stimmen halber, nach deren Eingebung sie handelte.

Aber nicht Jeden wird der oft gewaltthätig witzige, harte, wissenschaftlich grausame Ton ansprechen, welchen die Auseinandersetzung hie und da annimmt.

Ein Kind sollte man nicht anfahren.

Und so ein Kind, ein tiefes, einsames, vorwärts getriebenes und dann von ihren „Stimmen" mitten in der Wüste fanatischer Feindseligkeit verlassenes Kind war die menschlich unselige, seelisch hehre Jungfrau.

Da geht der Historiker in seiner handwerksmäßigen Heurekafreude mit dem Menschen leicht mal durch, dem es besser anstände, mit allem Verfolgten, Einsamen an seiner Größe Leidenden zu empfinden, ganz einerlei ob dieses Jeanne d'Arc oder Giordano Bruno heißt.

Homo sum et nihil humani a me alienum puto.

Andere Stellen aber strahlen auch wieder Wärme des Mitgefühls aus. Den Beweis übrigens, daß um mit Nietzsche zu reden etwas Menschliches, Allzumenschliches, etwas zu Störrisches und doch wieder Schwäche das Erdenwallen der Jungfrau trübte, diesen dürfte Quis? erbracht haben. **Peter Hille.**

❦

Kiesewetters Faustbuch.

Der okkultistische Kulturhistoriker Carl Kiesewetter ist unsern Lesern als langjähriger Mitarbeiter unserer Monatsschrift von deren Begründung an hinreichend bekannt, so daß es überflüssig ist über seine sachliche Behandlung des Okkultismus früherer Jahrhunderte und seine vielseitigen Kenntnisse hier Worte zu machen. Ein Haupt-Gegenstand seiner eingehenden Studien war seit langer Zeit die Faustsage, und

[1]) Quis? Jeanne d'Arc eine Heilige? Skeptische Studien gelegentlich des Kanonisationsprozesses. (München 1893, M. Pößl.)

er bietet uns nun deren Ergebnis in einem stattlichen Bande: „Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des okkulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Mit 33 Abbildungen und mehreren Anhängen", unter denen einer über „die Wagnersage und das Wagnerbuch". (Bei Max Spohr, Leipzig 1893, 567 S.)

Das Buch beginnt mit Kiesewetters Untersuchung über den geschichtlichen Faust, die unsern Lesern schon aus unserm 13. Bande bekannt ist. Es folgen ausführliche Besprechungen der Faustbücher und des Lebens Fausts. Als Parallelen zu dem Teufelspakte Fausts wird eine ganze Reihe ähnlicher Verträge mitgeteilt, unter denen auch die der sämtlichen Päpste von Sylvester II bis zu Gregor VII (einschließlich); und nicht uninteressant sind auch die Mitteilungen über gleiche Pakte in der Gegenwart. — Den Mephostophiles (nicht Mephistopheles) erklärt Kiesewetter nach Du Prel für „die personifizierte eine Hälfte des gespaltenen transscendentalen Subjektes von Faust" selbst. Scherzhaft sind einige von Fausts Zauberschwänken.

Das dritte Buch behandelt den Höllenzwang und verwandte Zauberbücher sowie eine geschichtlich weit zurückblickende Abhandlung über Theurgie, Nekromantie und Krystallsehen. Den Schluß des Werkes bilden wertvolle sachliche Anhänge und Nachträge von Parallelen aus älterer und neuerer Zeit, auch eine Mitteilung über Geisterschriften und einige interessante hypnotisch-mediumistische Experimente, die Herr Kiesewetter selber mit besonderem Erfolge angestellt hat. Der Hypnotismus liefert uns noch heute den thatsächlichen Beweis der Möglichkeit jeder Art von „schwarzer Magie".

H. S.

✻

Kiesewetters Mesmer.

Ein hübsches Seitenstück zu seinem Faustbuche hat Kiesewetter gleichzeitig in seiner Schrift „Mesmer's Leben und Lehre" geliefert. (Bei Max Spohr, Leipzig 1893, 180 S.) — Eingeleitet wird die Schrift 1. mit einer Vorgeschichte des Mesmerismus und Hypnotismus und 2. mit einer Vorgeschichte des Somnambulismus. Es gereicht dem Buche nicht zum Nachteil, daß diese beiden Teile etwas mehr als die Hälfte des Ganzen einnehmen. In den Kapiteln 3 bis 6 wird dann das Leben Mesmers und im 7. Mesmers Lehre dargestellt. Unsern älteren Lesern ist der sachliche Inhalt dieser Kapitel schon aus Kiesewetters Mitteilungen in den früheren Bänden unserer Monatsschrift bekannt. An diese lehnt sich der Verfasser hier in allen wesentlichen Teilen an. Die Zusammenfassung dieses ganzen Gegenstandes in der Form eines kulturhistorischen Bildes mit weiten geschichtlichen Rückblicken wird vielen unserer Leser sehr willkommen sein. — Der zweiten Auflage dieser Schrift möchten wir ein ähnlich detailliertes Inhaltsverzeichnis wie das des Faustbuches wünschen und womöglich auch ein Bild von Mesmer, wozu sich am besten wohl das im Besitze von Dr. Theobald Kerner in Weinsberg befindliche empfehlen möchte. H. S.

✻

Astrologie.

Der Herausgeber der Monatsschrift „The Theosophist" in Indien, der Präsident der Theosophischen Gesellschaft, Colonel Henry S. Olcott, beabsichtigt ein Experiment zur Bewahrheitung der Astrologie im großen Umfange zu machen. Zu dem Ende hat er einen indischen und einen europäischen Astrologen engagiert, und fordert jeden Abonnenten des „Theosophist" auf, das Formular, das ihm mit dem Oktoberhefte dieses Jahres (dem ersten des beginnenden Jahrgangs 1893—94) zugeht, auszufüllen und drei Fragen zu stellen.

Das Abonnement des Theosophist kostet 1 Pfd. Stlg. und das Theosophist Office ist in Adyar bei Madras in Indien; dahin ist der Abonnementsbetrag einzusenden Der astrologische Kupon erfordert die sorgfältige und genaue Angabe des Jahres

Monats, Tages und der Stunde sowie des Ortes der Geburt, des Geschlechtes, des Namens und der Postadresse. Die drei Fragen, die man stellen kann, müssen denjenigen oder diejenige, deren Namen und Geburt angegeben ist, selbst betreffen. Statt der Fragen kann man es auch den Astrologen überlassen, solche Thatsachen anzugeben, die ihnen für Vergangenheit oder Zukunft der Angefragten bemerkenswert erscheinen.

Die Angaben und Fragen müssen, in Englischer Sprache ausgefüllt, adressiert werden an:
The Manager, Astrological Bureau, Theosophist Office, Adyar, Madras, Indien, können also auch gleich mit der Abonnementsbestellung und -Bezahlung zusammen hingeschickt werden. Für das Porto der Antwort ist ferner der Betrag von 20 Pfg. oder $2\frac{1}{2}$ d. mitzusenden.

Die so einlaufenden Aufträge werden in der zeitlichen Reihenfolge ihres Einlaufes erledigt. — Als einzige Gegenleistung für die Astrologen selbst wird gefordert, daß jeder bis spätestens zum 1. August 1894 eine genaue Angabe an das Theosophist Office sendet, ob und wieweit die erhaltenen Antworten zutreffen oder nicht.

Alle Fragen werden sowohl von einem europäischen wie von einem indischen Astrologen beantwortet; und es soll darauf im nächsten Septemberheft das Ergebnis dieses Experimentes mitgeteilt werden. H. S.



Das Jenseits

ist der Titel einer bei Struppe & Winckler in Berlin verlegten Broschüre, die uns mit der Bitte um Empfehlung von den Verlegern zugesandt wird[1]). Die Absicht des Verfassers ist sehr gut; und obwohl derselbe auf dem orthodoxen Standpunkte der Kirchenlehre steht, versucht er diese doch ummodelnd mit der Vernunft und feinsinnigerer Empfindung in Einklang zu bringen:

„Der auf Grund erlangter Erkenntnis seiner Bestimmung nachgehende Menschengeist ist eine vom Körper unabhängige Kraft, die zum Schöpfer strebt, von dem sie genommen ist" (24).

„Wir können — mit Kingsley — nie und nimmer annehmen, daß all die Millionen, deren Lebenswandel hier auf Erden nicht in dem Maße gut gewesen ist, um in seeliger Gemeinschaft mit den in Gott Entschlafenen zu leben, zur ewigen Qual sollten verurteilt werden. Würde dies der Fall sein, so wäre der Schöpfer nicht der Gott der Liebe, so könnte von einer reinen Glückseligkeit im Himmel nicht die Rede sein. Denn Ein solcher Fall würde alle Bewohner des Reiches der Liebe in ewige Traurigkeit versetzen" (44).

„Ein Mensch, der noch etwas Gutes in sich hat, kann nicht ewig verloren sein. — Wir müssen also annehmen, daß die Mehrzahl der Menschen nach ihrem Tode durch Vermittelung der Seligen als Werkzeugen Gottes ihre Erziehung fortsetzen wird" (45).

Und vom Tode redet der Verfasser als von dem Versetztwerden „aus den rauhen Stürmen des irdischen Daseins in den sonnigen Garten einer schöneren Welt" (47).

Hat trotz dieser echt spiritistischen, nicht kirchlichen Lehren, der Verfasser doch wohl kaum eigene Experimente gemacht, so scheint er doch eigene innere Erfahrungen erlebt zu haben.

Nur ein Grundzug seiner Schrift ist völlig unzulänglich. Er will nämlich nachweisen, daß unser Weltall von einem persönlichen, denkenden Gotte geschaffen sei. Diese Behauptung beruht auf der bekannten Verwechselung von Geist und Denkkraft. Gott ist Geist, aber was wir persönliches Bewußtsein und denkenden Verstand nennen, ist gerade diejenige Seite der Menschennatur, welche in uns viel

[1]) Das Jenseits. Eine Rechtfertigung des christlichen Glaubens vom Standpunkte der Wissenschaft und der Vernunft. Von einem Bekehrten. Berlin 1891. N. W. Dorotheenstr. 82.

weniger göttlich ist, als gerade das unbewußt lebende und wirkende Gefühl. Deshalb hat Hartmann viel mehr Recht, wenn er sagt, die Gottheit sei unbewußt oder überbewußt.

Nicht richtig sind auch nebensächliche Behauptung zur Unterscheidung von dem Christentume: „Buddhas letztes Ideal war, wenn er euch die Nächstenliebe predigte, das Vergehen in Nichts; seine Religion entartete im Götzendienst" (33). Letzteres ist dem Christentume in Italien und Tirol und anderswo auch passiert, und das Lebensziel, welches der Buddha lehrte, war das Vorgehen im Nirwana, das ist: in dem Allbewußtsein, oder wie wir heute sagen: Gott! H. S.



Die sogenannten spiritistischen Irrlehren

sucht Professor Preyer in Nr. 40 des „Magazins für Litteratur" dessen Lesern aufzuklären, statt sich selber erst über dieselben zu unterrichten. Ersteres wäre ja nicht nötig gewesen; daß er es aber versucht ohne letzteres gethan zu haben, ist wohl nur auf seinen Wunsch zurückzuführen, daß ihm besser Unterrichtete in seinem Streben, den Thatsachen auf den Grund zu kommen, an die Hand gehen möchten.

Nun ist das freilich kaum möglich, denn „die Botschaft" hat er längst gehört „allein ihm fehlt der Glaube"; und diesen kann er sich nur durch Versuche mit starken Privatmedien, die mit ihm durch enge Bande des persönlichen Vertrauens verbunden sind, erwerben. Solche Medien würde er gewiß unter seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft finden und entwickeln können. Daß er aber dagegen eine instinktive Abneigung hat, können wir ihm nicht verdenken. Die astrale oder Geistesatmosphäre, welche sich um physikalische Medien zu entwickeln pflegt, ist in der Regel eine peinliche und drückende. Und wir können ihm dazu auch am wenigsten rathen, denn die Entwickelung von Mediumschaft (einerlei ob hypnotistischer oder spiritistischer) ist eine Seelenvivisektion, ein Opfer der Individualität, das nur in solchen Fällen anzunehmen ist, wo wirklich weittragender Nutzen dadurch bewirkt werden kann. Daß Herr Prof. Preyer seiner „Bekehrung" zu der Anerkennung von experimentellen Nachweisen des fortlebenden Bewußtseins Verstorbener keine solche Wichtigkeit beimißt, ist erklärlich; sind die meisten seiner Kollegen doch ganz seiner Ansicht, und schon Viele von ihnen erklärten, daß dieser Nachweis, zu dessen thatsächlicher Untersuchung ihnen die Gelegenheit geboten wurde, für sie nicht das hinreichende Interesse habe. Wenn das aber nun so ist, so sollte Herr Professor Preyer doch wohl dem Beispiele seines Herrn Kollegen auch darin folgen, daß er sich nicht äußerte über Thatsachen, zu deren günstiger Beobachtung er die Gelegenheit nicht hatte.

Freilich sagt er, daß er und noch mehrere Universitätsprofessoren sich mit „spiritistischen Leistungen beschäftigte". Wie ungenügend diese „Beschäftigung" war, beweist seine unrichtige Darstellung der Thatsachen. Wir heben hier nur einige der Irrtümer hervor:

Die Knoten, welche Dr. Christiani in Bindfaden schürzte, sind nicht die gleichen, wie sie sich in den von Slade auf einem Brette festgesiegelten Lederstreifen finden. Diese sind noch im Privatbesitze zu Leipzig vorhanden, und die Adresse, wo sie zu finden, steht Herrn Professor Preyer gerne bei uns zur Verfügung. — Diese Taschenspielerei der Schiefertafel-Schrift würde er selbst sofort als etwas ganz anderes anerkennen, sobald er nur einmal eine sogenannte „direkte" Tafelschrift in seiner Gegenwart erhielte. — Die vielfach vorhandenen Gipsabgüsse von Händen und Füßen nach „spiritistischen" Paraphin-Modellen sind von den nach einem „prall mit kaltem Wasser gefüllten, sehr dünnen elastischen Handschuh" gemachten sofort für Jedermann zu unterscheiden; die letzteren zeigen Näthe oder deren Abkratzungen, die ersteren nicht; die ersteren dagegen zeigen feinste Modellierungen so u. a. auch die inneren Hand-

linien, die letzteren nichts dergleichen. — Von dem Unterschiede einer „Materialisation“ und einer „Transfiguration“ weiß Herr Professor Preyer nichts; er müßte sich davon erst durch Experimente überzeugen. — Ebenso hat er allerdings Versuche im Gedankenlesen, besser „Muskellesen“, mit Erfolg ausgeführt; das berechtigte ihn jedoch gewiß nicht, die von seinen Kollegen, namentlich in England und in Frankreich, viele Tausend Male exakt wissenschaftlich festgestellte Gedankenübertragung **ohne** Vermittlung der Sinnesorgane absichtlich zu ignorieren.

Des Pudels Kern liegt aber darin, daß Professor Preyer sich darauf beruft: „Der Weg von einem Medium zu mir ist nicht weiter, als der von mir zu ihm“. Wenn Herr Professor Preyer nicht ein Interesse darin findet, sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, warum sollte denn ein „beliebiges Medium“ daran irgend ein Interesse haben? Sind die „Medien“ denn bei uns als Kindermädchen für die Wahrheitsforscher angestellt? **H. S.**

Borderland Nr. 2.

Hat uns schon die erste Nummer von **Stead's** Vierteljahrsheft „Borderland“ (Expedition: Mowbray-House, Norfolk Street, London W. C. — 7 sh. jährlich) große Freude gemacht, so ist uns diese durch das 2. Heft doch noch gesteigert worden. Wenn ein so unübertroffener Meister in der Kunst der Redaktion und Journalistik, wie William Stead, sich einer Sache annimmt, muß sie siegen — und das muß und wird auch unter seiner Führung jetzt die thatsächliche Anerkennung des individuellen Fortlebens nach dem Tode des Leibes.

In köstlicher Weise führt er unsere Gegner, die gedankenlosen Hülfsredakteure ab, denen von der Tagespresse die Beurteilung jener Grundfragen für jeden nicht ganz alles feineren Gefühls und höheren Sinnes entbehrenden Menschen überlassen wird. Außer einer Lebens-Skizze Charcots ist dies 2. Heft gekennzeichnet durch ebenso ausführliche wie lehrreiche Mitteilungen über das Hellsehen in Krystallen und die Art, wie man sich in die spiritistischen Erfahrungen hineinarbeitet. Dazu giebt Stead mit objektivster Unparteilichkeit alle ernstlich in Betracht kommenden Ansichten und Auslegungen der mediumistischen Erfahrungen wieder. Daneben sind in längerer Ausführlichkeit die anregendsten und bedeutendsten Erfahrungsweisen einzelner Versuchskreise mitgeteilt. Ferner finden sich hier interessante Aufsätze über Astrologie und Palmistrie (Chirosophie), das Verhältnis von Farben zu Tönen, sodann eine Darstellung des Propheten Elias in ganz neuem Lichte, und vor allem wieder ein anschaulicher Bericht von Frau **Annie Besant** „wie sie zur Theosophie bekehrt wurde.“ Auch Alfred Russell **Wallace**, der Mitbegründer des Darwinismus giebt diesmal einen Rückblick auf seine spiritistischen Erlebnisse seit 50 Jahren.

Wir kennen keine bessere und wertvollere Zeitschrift dieser Richtung als das „Borderland“. Das Londoner Wochenblatt „Light“ ist ebenfalls vortrefflich, hat aber als Wochenschrift ganz andere, viel weniger nachhaltige Aufgaben zu erfüllen. **H. S.**



Ebers' Kleopatra.[1])

On revient toujours à ses premiers amours. Vom Aegyptischen, in das sich der Gelehrte Ebers versenkt, geht auch der Dichter Ebers aus. Sinnige Zuneigung also ist seine Muse, sein Gelehrtenwerk wird ihm zur Herzenssache, wärmt sich dichterisch an. Von der zünftigen Aesthetik wird der historische erste Kulturroman etwas sehr über die Achsel angesehen und als Contrebande betrachtet, etwa ebenso wie das lyrische Epos.

---

[1]) **Kleopatra.** Historischer Roman von **Georg Ebers.** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Preis: 9 Mk. eleg. geb.

Historischer Roman? — heißt es da. Wenn er Roman ist, dann ist er nicht historisch, und sofern er historisch, ist er nicht Roman. — Aber sollen darum alle Zwischenstimmungen, alle verbindenden Farbentöne durchaus verpönt sein?

Anfänge, Verfall, Mischungen, behagliche Kulturbreite sind die Elemente, aus denen Ebers seine Gebilde mit Vorliebe formt. Gern läßt er hektische Pracht mit ihrer hohlen, pfeifenden Stimme reden. Das taube, staubige Aegypten, das schon während des Lebens den starrmachenden Tod im Sinne führt, das mit dem Staub der Zerbröcklungen zum Husten reizende bausüchtige Verfallzeitalter der Hadriane, die frühe Wunderkinderweltzeit des ersten Christentums und die seelenlos satte deutsche Stubenzeit, die Bürgerrenaissance, weiß Ebers in vorzüglicher Färbung wiederzugeben.

Unmöglich wäre seiner Art das Kraftungeheure, Welttiefe der indischen Welt, die in der europäischen Dichtung auch noch nicht einmal einen Versuch entsprechender Darstellung erfahren hat, denn die hier eingeweihten Engländer behandeln dieses ungeheure, phantasievolle Reich, besonders auf dichterischem Gebiete, mehr wie eine Provinz mit verächtlicher Herablassung.

Ebers' „Kleopatra" gestaltet nicht aus dichterischer Intuition, durchbraust nicht Shakespeare gleich wie eine stürmende Flamme die Dornenbündel des Stoffes, sondern baut aus Studien und Quellen sich langsam zur Seele hinan.

Ebers' Darstellung berührt sich poetischerseits mit den novellistisch aus der Geschichte kommenden Rettungen, den Monographien eines Stahr und Gregorovius.

P. H.



Eine ideal-naturalistische Novelle.[1])

Inhalt: Mark und Gabriel „hatten sich schrecklich lieb, trotzdem, oder vielmehr weil sie keine Brüder waren". Mark war elternlos und von Gabriels Vater aus Mitleid adoptiert worden. Mark war bucklig und häßlich, grundhäßlich, und Gabriel war hoch und stattlich und hatte zwei leuchtende Siegfriedsaugen. Sie waren Freunde seit ihrer ersten Schulzeit und blieben Freunde bis zum Tode. Einmal hatten sie sich gezankt; das war zu der Zeit gewesen, als Gabriel Student der Medizin geworden war, während der bucklige Mark den Pinsel zur Hand genommen hatte, um Maler zu werden. Ihre Lebenswelten waren zu verschieden geworden. Gabriel hatte sich ganz in sein Studentenleben gestürzt, und als der stille Mark ihm das vorhielt, hatte er ihn in übermütiger Weise wegen seiner Gestalt gehänselt. Da hatte Mark sein Bett auf den Buckel genommen und war ausgewandert aus der gemeinsamen Stube ihrer Jugendfreuden und ihrer Riesenpläne, die sie als Schulknaben austräumten, und war in ein anderes Zimmer übergesiedelt.

Seitdem gingen sie ihre eigenen Wege. Der buckelige Mark, der sich immer wegen seiner häßlichen Gestalt zurückgesetzt fühlte, war plötzlich zum Bewußtsein erwacht. Er liebte Gabriel mit wuchtiger Tiefe und suchte nun, da er ihn verloren hatte, nach einem anderen Objekt seiner Liebe. Bei den Mädchen und Frauen konnte er kein Glück haben, das hatte er immer gefühlt — aber nun erwachte in ihm ein eherner, eiserner Wille, der eine unwiderstehliche Kraft bedeutete; ja, er wollte das Gleiche erreichen wie die anderen, er wollte mehr können, als sie. Und dieser unbändige Wille, dies stolze Selbstbewußtsein, das in seinen Händen wie Macht glühte und das seiner Stimme eine berauschende Sieghaftigkeit verlieh, führte den buckligen Mark von Triumph zu Triumph. Aber diese leicht errungenen Siege befriedigten ihn nicht; er entfloh ihnen bald und wurde wieder der alte einsame Mensch, und seine Sehnsucht zu Gabriel, dem allein er seit erster Jugend sein Innerstes offenbart hatte, wurde größer und größer.

[1]) Atlas. Novelle von Maria Janitschek. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) Preis: 2 Mk. eleg. geb.



Einst fanden sie sich wieder. Mark hatte Gabriel aufgesucht; sie konnten nicht voneinander und blieben zusammen. Gabriels Doktortitel und Marks aufsehnmachendes Bild „Adam und Eva" waren dann zu gleicher Zeit reif geworden. Nun wollten beide in die Welt hinaus. Sie reisten ab und schwuren einander unterwegs nichts zu arbeiten. Aber es giebt Arbeiten, aristokratische, die keiner Kohle und keiner Druckerschwärze bedürfen, Arbeiten, die zu jeder Zeit und an jedem Orte statthaben können. Solcherart war das Schaffen Gabriels. „Wo er sich zeigte, und noch mehr, wo er sich ein wenig gab, packte er die Menschen wie mit eisernen Zangen und zwang sie in seinen Bann. Niemand leugnete es von seinen Kollegen, daß er schon viele Heilungen durch magnetische, in ihm wohnende Kräfte vollzogen hatte. — Es war der Ueberschuß von seiner schäumenden Kraft; und je mehr Erfolge er sah, um so höher wuchs auch das Selbstvertrauen auf die Kraft in ihm. Und je größer diese wieder wurde, um so höher stiegen seine Erfolge. Seine hochentwickelte Willenskraft, Hand in Hand mit tüchtigem Fachwissen, mußte seinen Weg als Arzt zu einem Weg der Triumphe machen".

Mark wars, der ihm riet, nicht so verschwenderisch mit seinen Gaben zu sein und sparsamer die Kräfte zu gebrauchen, und er hatte das Rechte getroffen. Gabriels Kraft stieg und sein Ruhm wuchs von Tag zu Tag. Und als die beiden zurückgekehrt waren, gehörte Gabriel zu den Gefeierten. „Er war ein Arzt, der nebst dem Reichtum realen Wissens einen kühnen Willen besaß, der übersinnliche Kräfte zum Dienst der Menschheit zu verwerten verstand. Eine Schar junger Anhänger, die ihn und die Wege, die er einschlug, mit Gut und Blut verteidigen wollten, sammelte sich um ihn".

Und Mark schuf in seiner Werkstatt leuchtende Freudenhymnen mit dem Pinsel. Sein glühender Wille hatte sich in Leben umgesetzt, er war die eherne Nabelschnur, die die beiden Freunde verband. Nur ein entsetzliches Feuer konnte dies erzene Band zum Schmelzen bringen; und Mark glaubte nicht daran. Aber es kam doch: Gabriel „verliebte" sich, er verliebte sich in ein unbedeutendes kindisches Backfischchen. Mark zuckte zusammen. „Und nun begann ein Kampf auf Leben und Tod, der uralte Kampf um das Weib. Aber die Verhältnisse lagen diesmal anders. Nicht zwei kämpften um dasselbe, ein Intellekt stritt um den anderen, der bereit war, im Schoß des Weibes zu ertrinken". Und hier setzt nun die ganze Wucht der Novelle ein.

Wie nun der willensstarke Mark um den Alleinbesitz seines Freundes eifert und kämpft, wie er ihn vor den niederziehenden Armen der Alltäglichkeit und Verflachung bewahrt und sich erhält, so daß beider Blut sich am Ende vermischt, will ich hier nicht weiter andeuten. Obiger Exzerpt genüge, um das Interesse unserer Leser für jene Novelle, die an Eigenart und kurzer, packender Ausführung einzig dasteht, energisch wachzurufen.

Mögen auch einige psychologische Zwischenstücke in der Entwickelung des Ganzen nur leicht angedeutet sein, im Großen ist der psychologische Aufbau bei der Eigenart des Stoffes mehr als geglückt, wie man das bei dem Dichter Maria Janitschek ja nicht anders erwarten kann. Daß Maria Janitschek die innerlichsten und seelisch-intimsten Vorwürfe meisterhaft lebendig und plastisch zu gestalten weiß, dürfte den Sphinxlesern ja aus den Proben ihrer Gedichte, die wir im Laufe des Jahres brachten, zur Genüge bekannt sein. Die Novelle „Atlas" berechtigt zu neuen Hoffnungen; und es sei die weitere Folge ihrer künstlerischen Arbeiten freudig begrüßt. **Evers.**



Für die Redaktion verantwortlich sind:

Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVIII, 96. Februar 1894.

Des Lebens Feierstunde.

Von

Paul Zanzky.

✤

Die Stunden des Vor- und Nachmittags waren dunkel; nun die Vesperstunde geschlagen hat, erscheint mir der Abendhimmel in rötlichem Lichte. Wie sollte ich ihn nicht segnen, nochmals der Stunden gedenkend, die er verscheuchte!

Als ich zur Schule ging, lehrte man mich dreierlei: Frommsein, Viellernen, einen Beruf wählen. Da ich ins Leben trat, lachten selbst die Frommen über meinen Glauben, die Gelehrten über mein Wissen und zumal die Berufenen über meine Lebenswahl, denn ich wollte — ein Weiser werden! Was war doch für sie ein Weiser seit den Tagen der Griechen!

Mein Frommsein war auf Christum gebaut, den Erlöser der Welt. Die Einen aber meinten, die Fürbitte der Mutter und die Werke der Heiligen gehörten auch dazu; die Anderen, es bedürfte nur Javeh's, des Vaters; noch Andere versuchten mich mit den Propheten, oder mit den Göttern des Lichts und der Finsternis, von jenen zu schweigen, die von der Allmutter Erde sprachen.

Mein Wissen war ein unförmiger Aufbau von Vermutetem, Geschehenem, Bestehendem; nur eins war es nicht: die Kenntnis der elementaren Gesetze des Lebens, der Gesellschaft, des Staates.

Mein Beruf war ein Sprung aus Staat und Gesellschaft, der mißlang und mich in den Strudel des Lebens stürzen ließ, dessen Wesen mir unbekannt war, und wobei ich keinen erprobten Schwimmer zur Seite hatte.

Und siehe da, der Schule Lehre verließen mich! Ich mußte umlernen und aufnehmen, was aller Ueberlieferung zuwiderlief, aber was die Umstände mir aufdrängten, und was auch meiner Natur trotz allem angemessener war. Indessen that sich hier der erste große Spalt auf für die Zukunft: das Leben leben zu müssen, während es sich so verschieden von dem zeigte, welches ich erwartet hatte. Und noch ein zweiter öffnete sich:

die Liebe — die große, schwermütige Liebe, die den Verzicht fordert, weil der Verzicht die Ehre ist, und die Ehre über allem steht!

Kann es etwas Unmenschlicheres geben, als leben zu müssen und sich dieses Leben gegen alle Erfahrung selbst zu gestalten; als sich in der Liebe zu finden und zu bekräftigen und diesen entscheidenden Anker von sich zu weisen; als sich ein Eiland zu erringen, um einzusehen, daß man weltentfremdet darauf sterben muß, durch sich seine Gedanken bekräftigend?

Auf dieses Eiland rettete ich mich und wenn ich es gutheiße, so ist's, weil ich ich selber bin und einen Stolz in meiner That finde. Lieber noch Hungers sterben, als vorzeitig ertrinken! Die Wogen branden gegen den Felsen; aber er trägt mich und wird mich überdauern. Und wenn ich sterbe, ist es nicht etwas, auf diesem Felsen zu vergehen? Ich finde keinen Leichengeruch um mich!

Aber Leichen lagen auf dem Wege, den ich ging, und von welchem mich der Ozean trennt. Ist das das Leben — voller Irrnisse, falschen Erlernens, schweren Vergessens und Sichverleugnens? Das Leid, wo man die Lust vermutete! Die schwerste Aufgabe, wo man das Ziel nahe sah! Ein Unbekanntes, das Rätsel, wo man aller Lösungen Klarheit schaute! Das Leben ein Entsagen!

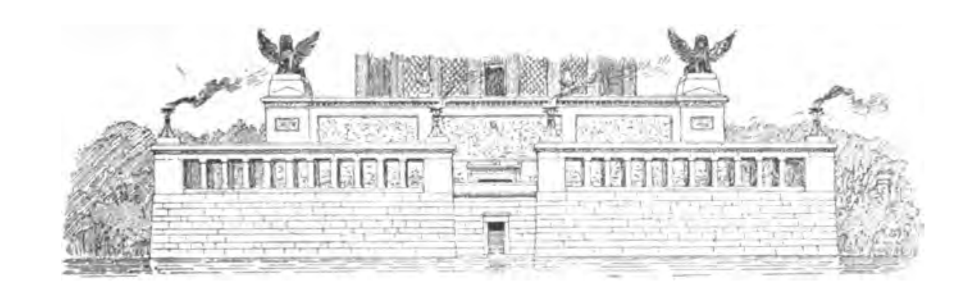
Ein Entsagen? Nein, leben ist bejahen, gutheißen, auswirken, das was man für recht befunden hat. Ich stand in der Verneinung, im Schiffbruch, und fand ihn nicht recht. Ist es mein Verdienst, daß ich Opfer und Lehrer gegen mein Mißgeschick sein muß? Daß ich jedermann sagen kann: mir ward das, aber es giebt für dich einen Ausweg, gleichem sicher zu entgehen?

Die Erde ist des Menschen, und dieser Erde kann der Mensch nicht entgehen; folglich muß er sie sich dienstbar zu machen suchen. Die Erde ist alt und ausgenützt, aber nur im Herumtasten, sodaß sie unbebautes Land und ungehobene Schätze enthält: sie gehören dem, der sie zu heben weiß, und das ist der Mensch der Zukunft.

Diesen Menschen sehe ich. Er wird sich um der Götter willen weder härmen, noch in seinem Wege beeinträchtigen lassen; er wird von der menschlichen Vergangenheit und ihrem Wahne nur das in sich aufnehmen, was ihm zu seinem ferneren Gange notwendig erscheint; er wird endlich ein Ziel haben: nicht das des Glücks, nicht jenes der Ruhe, der Beschaulichkeit, der Entsagung, eines abstrakten oder speziellen Wissens, — sondern das der irdischen Erkenntnis, die ihn weiter und weiter geleite, bis das letzte erreicht ist, die Auflösung, und so erst die Erlösung in der Vollendung.

Das ist der Gang des Umlernens und Bejahens, lieber Leser, den du selber gehen mußt. Daß es dir leicht auf ihm werde, auf daß du durch ihn die Vergangenheit und das Leben segnen lernst gleich mir! Einen besseren Wunsch kenne ich für dich nicht!





Nur jetzt oder ewig?

Noch einmal Kirchenchrist und Theosoph.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

Was ist ewig? „ewig selig“? Die verschiedene Beantwortung dieser Frage ist im Grunde wohl das einzige, was den ernsten Kirchenchristen von dem Theosophen unterscheidet; denn das Ziel der „ewigen Seligkeit“ erstreben beide.

Was ist ewig? Kann eine Persönlichkeit wohl ewig sein, ja ewig werden? Kannst du, kann ich, der Soundso, die „Ewigkeit“ und ihre Seligkeit durch ein Geschenk, durch einen Willkürakt „Gottes“ erlangen? Ist die „Gnade“ des Teilhaftigwerdens dieser Seligkeit eine Gunst, die man sich erbitten, erbeten kann?

Freilich steht im Evangelium nach Matthäus (11, 12), daß Christus sagte: „Das Himmelreich wird mit Gewalt genommen; und die Gewaltsamen erringen es!“ Aber ist damit gemeint: Wir können uns das Himmelreich durch die Gewalt des Betens sichern, etwa uns berufen auf das Wort: „Bittet, so wird euch gegeben“? Ich glaube, das ist es, was gerade die ernsten Kirchenchristen glauben, nämlich, daß diese „Gnade“ so erbeten werden kann.

Wir Menschen sind hinsichtlich unsres Strebens nach dem Allerhöchsten, nach der „ewigen Glückseligkeit“ oder wie immer wir das Ziel benennen wollen, wie die Kinder, die das Gehen und das Treppensteigen lernen wollen, lernen müssen. Wer als „Meister“ oder „Heiliger“ uns vorangegangen ist, der hat die Stufen zur Vollendung schon erklommen. Nützt es uns nun wohl, wenn wir solchen vorangeschrittenen Bruder, der bereits die Göttlichkeit und Gotteskraft errungen hat, bitten, uns zu helfen?

Gewiß kann es uns nützen, aber in sehr verschiedener Weise, je nach dem, **was** wir erbitten und **wie** uns geholfen wird. Und jedem wird gegeben, nur was **er** erbittet, nur was **sein** Wille erstrebt. Es ist auch für den älteren Bruder ganz natürlich, wenn er sich der Unbeholfenheit des liebenswürdig bittenden Kindes erbarmt und ihm beim „Treppensteigen“ hilft.

Was aber der Kirchenchrist erbittet, **wie** ihm geholfen wird, und **was** er dabei erreicht, das ist's wohl, was den Kirchenchristen von dem

Theosophen unterscheidet. Jener gleicht dem Kinde, das auf sein inständiges Bitten auf einmal die Treppe hinaufgetragen wird, so daß es ohne eigne Anstrengung das heiß ersehnte Ziel des Obenseins erreicht. Der Theosoph weiß, daß ihn solche zeitweilige Freude doch nicht fördert, daß er vielmehr selbst das Treppensteigen zu erlernen hat. Wird ihm durch solche Hülfe seine eigene Anstrengung erspart, so wird er nur verwöhnt, wird um so später, um so langsamer die Fähigkeit und Kraft der nötigen Selbständigkeit erlangen.

Der Kirchenchrist erreicht in seiner unverstandenen Weise für seine jetzige Persönlichkeit das Ziel, den „Himmel", der ihm an dem oberen Ende jener „Jakobsleiter" offen steht. Jedoch erlangt er damit nicht die Reife und die Würdigkeit zum „Himmelreiche", die ihm dauerndes Verbleiben dort (in diesem Zustande) ermöglicht. Mag er in seiner gegenwärtigen Persönlichkeit den von ihm jetzt herbeigesehnten Frieden finden: wenn er nicht in seiner Individualität die innere Vollkommenheit (die Fähigkeit des Treppensteigens) sich erworben hat, dann wird er so oft wieder in das Erdenleben (an die untern Treppenstufen) zurückversetzt werden, bis er doch zuletzt die eigene Vollkommenheit errungen haben wird.

Der Theosoph ist nicht zufrieden mit den Freuden eines solchen unsicheren „Himmels", sondern ihn verlangt nach innerer Reinheit, nach Verwirklichung des Gottwesens in seinem eignen Wesen; das, was ihn allein bekümmert und ihm widerstrebt, ist jede schlechte Neigung, die er in sich selbst bemerkt, und jede Anwandlung von Schwäche seines Strebens, jedes Zeichen seiner eignen Unvollkommenheit. Er fürchtet sich auch nicht vor „Höllenqualen", die in Wirklichkeit nichts andres sind als Folgen eben jener Neigungen und Schwächen und das peinigende Gefühl der eignen Unvollkommenheit. Er nützt vielmehr diese Erfahrungen, um dadurch weiser und besser zu werden; er weiß, daß er um so glückseliger sein wird, je mehr das Bessere ihm zur anderen Natur wird. Er begreift, daß man nur desjenigen Besitzes dauernd sicher ist, den man sich selbst erworben hat und den man jeden Augenblick besitzen kann. Auch schreckt er vor den Schwierigkeiten und den Mühen des Erwerbens nicht zurück. Er achtet ihrer angesichts des Zieles kaum, und er wird um so mehr an sie gewöhnt, je mehr er sich dem Endziele sich nähern sieht.

Im Grunde ist nun dieser Unterschied des Kirchenchristen und des Theosophen wohl nicht groß, wenn beide ernstlich sich bemühen, hinaufzukommen. Er ist nicht so groß, wie es nach dem gebrauchten Bilde scheinen könnte.

Und warum nicht? — Einfach deshalb, weil bei der Erlernung dieses „Treppensteigens" die bewußte Ueberlegung und verstandesmäßige Erkenntnis nur eine geringe Rolle spielt, oft gar zu einem sehr erschwerenden Hindernisse werden kann. Sie lenkt die Aufmerksamkeit von den nächstliegenden Aufgaben ab, und läßt die klar erkannten Schwierigkeiten erst schwierig erscheinen, während unbewußt vertrauender Mut und blinder Ungestüm oft mehr erreichen.

Mehr als dieses aber wiegt hier noch die Thatsache, daß die einzige Triebkraft, die unserer Seele Schwingen giebt und uns das „Treppensteigen“ möglich macht, uns auch dessen Erlernung erst ermöglicht, eine unbewußte ist oder doch in dem Maße ihrer Unbewußtheit wächst. Und jeder weiß wohl, daß diese Kraft allein die sich selbst vergessende Liebe ist.

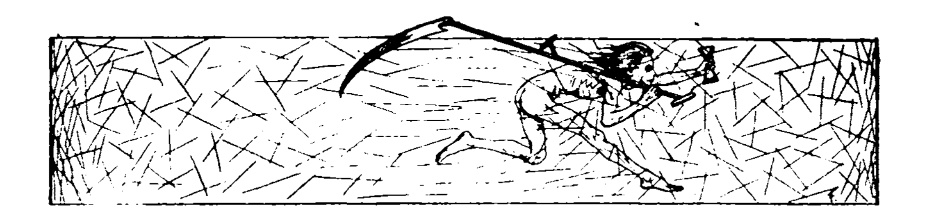
Diese allein ist der Kern aller Religiosität und aller Mystik, und diese Grundweisheit aller Theosophie ist ja bekanntlich in keiner Religion vollendeter ausgesprochen als im „Neuen Testamente“. Sie ist auch das, was in letzter Linie den religiösen Menschen von dem Rechner unterscheidet.

Lebhaft steht mir noch eine Erinnerung vor der Seele, die mir diese Thatsache einst zum Bewußtsein brachte. Vor langen Jahren ging ich Ruhm und weltlichem Erwerbe nach — in Afrika. Zwar fehlte mir dazu der nötige Ehrgeiz und der unerläßliche Erwerbssinn; doch strebte ich nur äußerlichen Zielen und Errungenschaften nach und that es auf der Grundlage des hergebrachten europäischen Geschäftsbetriebes. Ich dachte nicht zuerst an andere, sondern an mich selbst, an meine irdische Persönlichkeit, auch nicht an irgend etwas Höheres, das in mir oder außer mir sei. Das hatte ich damals ganz vergessen.

Es war in einem Negerdorfe. Spät am Abend ging ich noch ins Freie. Beim Lichte des ersten jungen Mondes und im hellen Sternenschein der Tropennacht genoß ich die paradiesische Natur. Es war so spät schon, daß die Mücken nicht mehr lästig waren. Ich war aus der Urwald-Lichtung, die das Dorf umgab, an der Fetiesch-Hütte vorbei in den Wald getreten und lehnte mich an einen dünnen Stamm, im Busch verborgen. Da bemerkte ich, wie sich ein junges Negerweib, das mich nicht sehen konnte, heranschlich — überaus furchtsam. Ich erkannte sie; ich wußte, sie hatte ein sehr krankes Kind, mit dessen Pflege — unverständig, wie die Kinder der Natur nun einmal sind — sie alle Tage im Dorfe Aufsehn und Geschrei verursacht hatte. Nun kam sie vorsichtig, behutsam näher bis hinter die Fetiesch-Hütte. Aengstlich schaute sie umher. Es war für sie verbotenes Thun, ein Ort des Schreckens. Wurde sie entdeckt, kam sie auch nur in den Verdacht, in die Fetiesch-Hütte eingedrungen zu sein, so zog sie harte Strafe auf sich. — Doch was wollte sie? — Niederkauernd machte sie sich auf der Erde zu schaffen. Was sie that, konnte ich im Dunkeln auf solche Entfernung hin nicht erkennen; offenbar aber machte sie sich einen Fetiesch (ein Grigi, ein Amulet), um damit durch die Hülfe des guten Geistes Mbuiri die Plage des bösen Fiebergeistes Nkinda von ihrem armen Knaben abzuwenden. Was sie wagte, wagte sie nicht für sich selbst; sie wollte Besserung, Erleichterung für ihr leidendes Kind erlangen.

„Wie thöricht!“ sagt das rechnende Weltkind. Mir aber kam in jenem Augenblicke der Gedanke: „Die steht über dir!“





Aphorismen.

Von

Christoph Morris de Jonge.

✻

Die Definition der praktischen Theosophie enthält nur ein „Begriffs-element", welches zugleich das Urelement der Welt ist: sie ist Liebe.

Die theoretische Theosophie steht nicht im Gegensatz zur Theologie — sie erweitert nur extensiv deren Forschungsgebiet und sie bebaut es intensiver. Sie ist vergleichende Theologie hinsichtlich ihres Umfangs, sie ist kritische Theologie hinsichtlich ihrer Methode. Die dogmatische Theologie ist unentwickelte Theosophie.

Die Theosophie ist die Dienerin, nicht die Herrin und Führerin der Mystik. — Nur die Mystik schafft, die Theosophie mag dann den geschaffenen „Gefühlsstoff" in Verstandesformen, Kategorien und Begriffe einordnen, und der zukünftige Kant der Theosophie mag diese Arbeit bis zum Ausbau einer völligen „systematischen Topik" der theosophischen Begriffe durchführen.

Die Mystik ist die gebärende Mutter, die Theosophie nur die Amme, die das Kind in Empfang nimmt und pflegt, doch wehe, wenn die Amme auch als Geburtshelferin fungieren will! Dann wird sie nur zu oft Totgeburten verschulden.

Nicht theosophische Mystik, sondern mystische Theosophie! Denn die Theosophie ist Gehirnarbeit, die Mystik aber ist Gottesarbeit, ist Seelenarbeit — jene darum nur ein Werkzeug, ein Mittel für diese! Die Theosophie wird nicht mehr sein, wenn nach Jahrmillionen unser heutiger Denkapparat nicht mehr ist, sie wird nur so lange sein, wie unser Gehirn ist; die Mystik dagegen wird sein, so lange Gott ist, sie wird immer sein!

So hoch darum das Ewige über dem Vergänglichen steht, so hoch steht die Mystik über der Theosophie! Und der größte Mystiker aller Zeiten war überhaupt nie Theosoph, ich meine: Gott!

Ich schrieb einmal: die Gerechtigkeit steht über der Liebe! Es muß aber heißen: Die Menschheitsliebe steht über der Menschenliebe! Die

Liebe zu Allen über der Liebe zu Einzelnen! Die große Liebe über der kleinen! Darum: Gerechtigkeit ist Liebe, sie ist: Menschenliebe, in That umgesetzt!

Und dann muß es heißen: Die Liebe zum höheren Selbst des Anderen steht über der Liebe zu seinem niederen Selbst! Die Liebe zu seinem Seelenmenschen über der Liebe zu seinem Körpermenschen! Darum ist auch dem einzelnen gegenüber Gerechtigkeit immer Liebe!

Die Rücksichtslosigkeit großer Naturen (z. B. Napoleon's, Bismarck's) ist oft nur die Rücksichtslosigkeit der **Liebe**, sie ist rücksichtslose Menschheitsliebe, welcher die Menschheit mehr gilt, als der Mensch! Aber auch die Liebe zum einzelnen Menschen, Liebe zu seinem höheren Selbst erfordert oft Rücksichtslosigkeit gegen ihn selber, gegen sein niederes Selbst! Doch ach! wie wenige begreifen, daß es eine **liebevolle Rücksichtslosigkeit** giebt, daß die Rücksichtslosigkeit oft nur die Blüte der Liebe ist!

Es steht geschrieben: „Liebe Deinen Mitmenschen, wie Dich selbst!“ Ich aber sage: „Liebe die Menschheit **mehr** als Dich selbst!“



Winterhoffnung.

Von

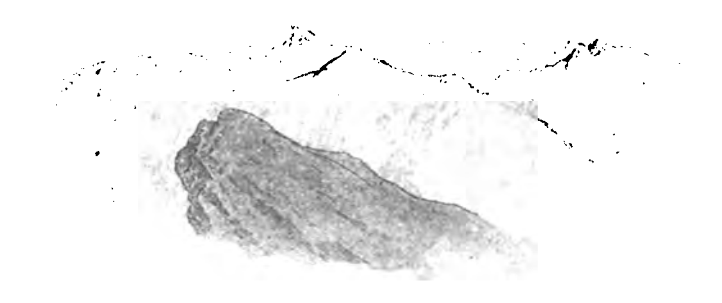
Anna Nitschke.

Natur, in deinem Sterbekleide
bist du so still, so rein und groß.
Bei dir von allem Erdenleide
ringt meine Seele fromm sich los.

Ich zage nicht vor Schlaf und Scheiden,
wenn ich dich ruhen seh' im Bann;
ich weiß, daß ewige Kraft uns beiden
ein neues Werden leihen kann.

Nur voller werden deine Kränze,
wenn sie den neuen Frühling sehn.
Warum sollt' ich in anderm Lenze
nicht höher, freier auferstehn?





Der Okkultismus.

Mitgeteilt aus dem

Esoterischen Kreise.[1])

Okkult heißt das Verborgene, Geheime. Okkultismus ist die Wissenschaft von der für den heutigen Kulturmenschen noch übersinnlichen, daher „verborgenen" Wesensseite des Daseins, und zwar des Menschen sowie auch der übrigen Natur. „Uebersinnlich" bezeichnet hier das, was nicht innerhalb des unmittelbaren Wahrnehmungs- und Wirkungsbereiches liegt.

Als theoretisches Wissen schließt der Okkultismus sich eng an das Wissen der Theosophie an. Man könnte ihn sogar als einen Teil der Theosophie auffassen, wenn man nämlich diesen Begriff im weitesten Sinne des Wortes nimmt als vollständigen Inbegriff aller Gottes-Weisheit, alles Gottes-Wissens; da solches Wissen selbstverständlich alles Dasein überhaupt umfaßt, so muß es auch die ganze Welt des Uebersinnlichen einschließen. Der Okkultismus ist also ein Teil der Theosophie in diesem Sinne. Indessen gebrauchen wir das Wort Theosophie hier und auch sonst nicht in so weitem Begriffe, sondern nur als unsere menschliche, vernunftgemäße Erkenntnis der „göttlichen Weisheit".

Alles Wissen gewinnt erst dadurch Wert, daß es als Weisheit praktisch angewendet wird, so auch die Theosophie. Diese wird zur ethischen Bethätigung und Lebensweisheit, insofern sie in der äußern Sinnenwelt des bürgerlichen Lebens durchgeführt wird. Ihre innerliche (subjektive) Verwirklichung aber im Gebiet des Uebersinnlichen ist die Mystik. — Während die Theosophie als philosophische Erkenntnis alles Dasein als die Offenbarung des all-einen Ewigen und Göttlichen in allen seinen

[1]) Die Mitteilungen aus dem E. K. der Theos. Vereinig. sind nicht eine Wiedergabe von so gehaltenen Vorträgen, sondern die theoretischen Ergebnisse aus den geführten Gesprächen. Die als Unterlagen und als Beispiele erwähnten Thatsachen müssen hier um der notwendigen Kürze willen wegfallen. **Hübbe-Schleiden.**

mannigfaltigen Erscheinungsformen zu verstehen trachtet und begreift, besteht die Mystik in der praktischen Verwirklichung dieses Bewußtseins im inneren Gefühl und Willen des Menschen, der dadurch zuletzt als vollendeter Gottmensch zu einem Werkzeuge wird, durch das sich Gottes Wille, Gottes Kraft und Gottes Weisheit ungetrübt offenbart. Das ist es, was Christus im Johannis-Evangelium bezeichnet als sein „Eins-Sein mit dem Vater".

Wie nun so die Theosophie ihren letzten Endzweck nur in solcher praktischen Ausführung findet, so auch jener Teil der menschlichen Erkenntnis, den wir als okkulte Wissenschaft bezeichnen. Jede praktische Anwendung von okkultem Wissen ist Magie. Natürlich ist dies Wort hier nicht im Sinne der harmlosen Kunststückmacherei moderner Taschenspieler und Prestidigitateure zu verstehen, sondern eben als die wirkliche Beherrschung übersinnlicher Kräfte im Menschen und in der Natur. Das Wort „Magus" ist persischen Ursprunges und bezeichnet einen eingeweihten Priester, was man nach katholischer Ausdrucksweise einen „Heiligen" nennen könnte.

Aber die Magie diente und dient auch heute leider nicht immer, ja wohl in den meisten Fällen nicht, heiligen Zwecken; sie wird oft zu schlechten oder zweifelhaften Absichten mißbraucht. Man unterscheidet daher schon von altersher die gute und die böse, „weiße" und „schwarze Magie". Damit werden nicht verschiedene Arten von magischen Künsten unterschieden, sondern lediglich deren Anwendung entweder zu völlig selbstlosen und göttlichen Zwecken als „weiße" oder zu eigennützigen und gar schädigenden Zwecken als „schwarze" Magie. Die erstere nennt man auch Theurgie (zu deutsch etwa „Gotteswirken"), die letztere ist die Hexerei oder Zauberei.

Die Art der Ausführung magischer Künste spielt dabei keine Rolle, denn bei beiden Anwendungsweisen werden ganz dieselben Kräfte von verschiedener Art verwendet. Dies sind sowohl die eigenen übersinnlichen Kräfte des Magiers, dessen Fernsehen und Fernwirken, wie auch die Dienste anderer Wesen, sogenannter „Elementalen", „Engel", „Naturgeister" und wie man die verschiedenen individualisierten Kräfte der astralen Welt sonst noch genannt hat.

Neben der okkulten Praxis als eigentliche Magie sind als praktische Anwendung des Okkultismus die okkulten Künste zu erwähnen. In diesen wird mit verschiedenen Mitteln äußerer sinnlicher Wahrnehmung auf Grundlage von uralt hergebrachten übersinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen auf den inneren ursächlichen Zusammenhang von Thatsachen und Zuständen geschlossen, welche äußerlich in gar keinem Zusammenhange zu stehen scheinen. Die am meisten genannten dieser Künste sind Astrologie nnd Chiromantie. Dahin gehören aber unzählige andere Arten solcher Praktiken, die fast alle Wahrsagekünste sind, also sich auf die Erkennung des inneren Wesens und der Schicksale von Menschen oder auf die Gestaltung von zukünftigen Verhältnissen richten, aber nicht so, daß man etwa mittels vernunftgemäßer Erwägung auf Grundlage ge-

gebener Thatsachen auf deren spätere Entwickelung schließt. — Zu diesen Praktiken und Künsten gehört auch die Verwendung von „Medien“ zu solchen Zwecken, wie dies von den meisten „Spiritisten“ geschieht.

Ein praktischer Okkultist dieser Art sucht mithin durch äußere, ihm sinnlich zugängliche Mittel in das Innere der Natur zu dringen. Ein praktischer Mystiker aber ist nur, wer das Innere der Natur in sich selbst zu finden, zu ergründen und zu verwirklichen strebt.

Soweit die nötigsten Begriffsbestimmungen. Will man sich diese noch schematisch veranschaulichen, so erhält man etwa die folgende Aufstellung:

	Sinnenwelt.		Uebersinnliche Welt.		
Theorie	Weltliche Wissenschaften.	Philosophie. — Religion. Theosophie.	Wissenschaft des Uebersinnlichen, Okkultismus.		
Praxis	Technik, Künste, Praktische Berufe.	Lebensweisheit, Prakt. Theosophie.	Mystik. ↓ Theurgie.	Okkulte Künste.	Magie. Hexerei.
	böse ← verhältnismäßig → gut („schwarz“) („weiß“)		gut ← verhältnismäßig → böse („weiß“) („schwarz“)		

Okkultismus und Magie sind so alt wie das Menschengeschlecht, und sie waren beide sogar früher viel weiter als jetzt verbreitet und viel besser beherrscht, ehe durch die moderne Kultur der auf die Sinnenwelt gerichtete Intellekt und die materielle Wissenschaft so einseitig in den Vordergrund getreten und ausgebildet worden sind. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten war dies Wissen und Können mehr oder weniger entwickelt. Freilich war dies bei den Volksmassen immer nur sehr unvollkommen der Fall und mit sehr vielem „Aberglauben“ und Unverstand vermischt; aber einzelne Personen und Vereinigungen (die sogenannten „Mysterien“) oder ganze Berufsklassen (die Priester) waren wirklich im vernünftigen Besitze solcher Wissenschaft und ihrer Praxis. Auch das, was noch in unsern heutigen ungebildeten Volkskreisen namentlich bei der Landbevölkerung als „Aberglaube“ erscheint, sind meistens Anklänge an solches Wissen und Können, entweder Ueberbleibsel alter Kunst und Weisheit oder noch unausgebildete Keime derselben, also in dem einem Falle nicht mehr, in dem anderen noch nicht verstandener Okkultismus oder Magie.

Ein kulturgeschichtlicher Rückblick über die Vergangenheit oder auch ein eingehender Ueberblick über die Gegenwart beider kann hier nicht gegeben werden. Aus der sehr reichen wissenschaftlichen Litteratur hierüber seien nur einige Werke hier hervorgehoben:

Prof. Dr. Joseph Ennemoser: „Geschichte der Magie“ (Leipzig 1844, F. A. Brockhaus);

Prof. Dr. Herbert Mayo: „Wahrheiten im Volksaberglauben" (Leipzig 1854, F. A. Brockhaus);

Dr. H. B. Schindler: „Das magische Geistesleben" (Breslau 1857, W. G. Korn) und „Der Aberglaube des Mittelalters" (ebendaselbst 1858);

Prof. Dr. Max Perty: „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen der Menschen" (Heidelberg 1863, C. F. Winter) und „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (ebendaselbst 2. Aufl. 1872);

Carl Kiesewetter: „Geschichte des neueren Okkultismus" (Leipzig 1891, Wilhelm Friedrich).

Wer die Gelegenheit sucht, sich davon zu überzeugen, daß auch heutzutage noch bei einzelnen Personen die Kräfte des Fernsehens und Fernwirkens in Raum und Zeit mehr oder weniger entwickelt vorkommen, der findet dazu wohl Gelegenheit. Schwieriger ist es schon, heute Männer zu finden, die in den Wahrsagekünsten mit Hülfe sinnlicher Mittel, also in der Astrologie, Chiromantie, Phrenologie, Physiognomik, Kartenlegekunst, Geomantie usw. hinreichend geübt sind, um stichhaltige Beweise solcher Künste zu geben; am ehesten trifft man heute tüchtige Graphologen, so daß dieser Zweig des Okkultismus heute schon fast nicht mehr zum Wissen und Können des „Uebersinnlichen" gerechnet wird. Sobald nämlich irgend welche Thatsachen den Menschen zur gewöhnlichen Erfahrung werden, vergessen sie ganz, daß sie von denselben keine sinnliche Erklärung geben können.

Am leichtesten bietet der künstliche, durch Mesmerismus erzeugte Somnambulismus Gelegenheit die Thatsache des Fernsehen und Fernwirkens (Telepathie und Telenergie) zu beobachten. Natürliches Hellsehen, in überzeugender Stärke ausgebildet, findet sich heutzutage bei uns selten. Dagegen ist dasselbe in der einfachsten Gestalt des übersinnlichen Gedankenlesens häufiger, als man weiß und glaubt. Mit Hülfe des Hypnotismus kann auch leicht die Möglichkeit der übersinnlichen Gedankenübertragung bewiesen werden.

Mesmerismus und Hypnotismus sind gegenwärtig diejenigen beiden Formen, in denen sich das okkulte Wissen und Können der modernen Wissenschaft und Heilkunst zu erschließen anfängt. Freilich sind die Schulgelehrten heute noch so wenig unterrichtet über diese Kräfte, daß sie sie für ganz dasselbe halten oder den von früher her noch immer ungern angesehenen Mesmerismus ganz leugnen. Der Unterschied beider besteht aber darin, daß beim Mesmerismus die Wirkung auf den Ebenen der Lebenskraft oder des organischen Magnetismus der Nerven-Elektrizität und des Astralkörpers stattfindet, beim Hypnotismus aber auf der Ebene der eigentlichen Seele, des sinnlichen oder übersinnlichen Gedankenlebens. In beiden Fällen ist der Träger der wirkenden Kraft der Wille, entweder bewußt oder unbewußt; selbstverständlich wirkt der bewußte Wille, also die voll beabsichtigte Verbindung des Willens mit dem Gedanken stärker als seine unbewußte Bethätigung.

Insbesondere ist hier noch das Verhältnis des Okkultismus zum Mediumismus und zum Spiritismus zu erörtern.

Unter **Mediumismus** sind die sämtlichen okkulten Vorgänge zu verstehen, welche mit Hülfe von „Medien“ hervorgebracht werden. „Medium“ (Vermittler) im okkulten Wortsinne nennt man jede Person, die (oder insofern sie) als Werkzeug für seelische und geistige Einflüsse dient. Auch solche Personen, die durch andere Menschen (Magier, Mesmeristen oder Hypnotiseure) mittels deren Willenskraft beherrscht werden, sind deren „Medien“. Besonders aber werden als „Medien“ diejenigen bezeichnet, die sich der Beherrschung (der „Kontrole“) durch übersinnliche Wesen, sogenannte „Geister“, hingeben.

Auch seherisch entwickelte Personen (Magier, Adepten, Theurgen) werden oft irrtümlich zu den „Medien“ gerechnet. Der große Unterschied zwischen diesen und den eigentlichen Medien ist aber der, daß diese, die Medien, um als Vermittler der übersinnlichen Einflüsse zu dienen, immer ganz von diesen Einflüssen abhängig sind, während der Seher ihnen selbstständig gegenübersteht oder gar sie vollbewußt beherrscht, und zwar dies um so mehr, je mehr die übersinnliche Kraft des Geistes in ihm selber wächst. Seherschaft ist eine magische Wahrnehmungskraft; und der Begriff des **Magiers**, sei er nun ein Hypnotiseur oder ein Zauberer, sei er ein Theurg, ein Mystiker, steht im schärfsten **Gegensatze** zu dem eines **Mediums**. Dieses hat sich gegenüber den fremden Einflüssen möglichst willensschwach und willenlos zu machen und bei weiterer Ausbildung im Trance-Zustande und in der Hypnose sein Bewußtsein, und damit seine Selbständigkeit und Selbstverantwortung preiszugeben. Der Magier aber (auch als Mystiker, als Theurg) entwickelt sich gerade durch die **Steigerung** seiner inneren Selbständigkeit und seines inneren Bewußtseins, also auch mit Zunahme seiner Willenskraft und vollbewußten Wirkensfähigkeit. Je mehr der Seher, Mystiker und Magier zum Adepten sich entwickelt, um so weniger wird er „Medium“ anderer Personen sein wollen und können, um so weiter entfernt er sich von eigentlicher „Mediumschaft“.

Wenn man von den „okkulten Künsten“ absieht, die noch kaum Magie sind, so beruht alles magische Können auf bewußter Kraft des Magiers. Magie ist außer übersinnlicher Wahrnehmungsfähigkeit nur **Willens**wirkung. Mediumschaft ist daher das gerade Gegenteil von Mystik und Magie.

Ein Medium kann zwar passiv von einem Magier als **sein** Werkzeug verwendet werden. Während aber Magie im Dienste der Mystik **nur** Gutes wirkt, ist jede Mediumschaft mehr oder weniger schädigend; und zwar steigert sich die Schädigung im Maße der **wachsenden** Mediumschaft (Passivität). Für die Möglichkeit der eigenen höheren Geistesentwickelung ist ein Medium in demselben Maße ungünstiger gestellt als der gewöhnliche phänomenal befangene Mensch, der seine innere Selbständig- und Selbstverantwortung **nicht** preisgiebt.

Da Mediumschaft die menschliche Natur und ihre Bestimmung so schwer schädigt, wird sich ein Theurg auch nur in einem höchst seltenen Ausnahmsfalle eines Mediums bedienen. Dies kann etwa dann zulässig sein, wo dadurch ein noch schlimmeres Uebel von größerer Tragweite abgewendet werden kann. In andern Fällen ist die Verwendung von Medien „schwarze“ (schädigende) Magie.

Wie wenige unsrer heutigen Hypnotisten geben sich darüber Rechenschaft! So sehr durch sachkundige Verwendung von Suggestionen und von Mesmerismus in wohlwollender Absicht segensreiche Heilwirkungen erzielt werden können, so sehr wird durch Hervorrufung von Hypnose und Somnambulismus zu Schaustellungen oder zum Zwecke der Befriedigung von Neugierde und Eitelkeit geschadet. Ein tüchtiger, menschenliebender Arzt, der durch den Hypnotismus heilt, ist unbewußt ein weißer Magier, jeder Hypnotiseur aber der öffentlich oder privatim Menschen zu seinen Zwecken hypnotisiert, also sie als Medien gebraucht, treibt unbewußt schwarze Magie.

Zu den eigennützigen Zwecken übrigens, zu denen Spiritisten meistens ihre „Medien“ gebrauchen, bedarf ihrer kein irgendwie entwickelter Magier, da dieser außer seiner Willenstüchtigkeit auch in sich selbst hinreichend übersinnliche Wahrnehmungsfähigkeit entwickelt haben muß, um das, was ihm ein „Medium“ leisten kann, auch selbst mit vollem eigenen Bewußtsein ausführen zu können, sei es wahrnehmend, sei es wirkend. Und er wird sich sogar selber meist in viel höhere Gebiete, in mehr innerliche Zustände der Geisteswelt versetzen können als die, welche einem „Medium“ zugänglich sind. (Darüber Weiteres bei unserm näheren Eingehen auf den Spiritismus in einem folgenden Abschnitte.) Auch wird sein inneres Bewußtsein ihm gewissere Kunde geben als die zweifelhaften Mitteilungen durch ein „Medium.“ Das meiste überdies und auch das beste, was durch Medien mitgeteilt wird, läßt sich noch besser aus vorhandenen Büchern entnehmen. All' diese Weisheit findet sich bereits geschrieben und gedruckt; dazu bedarf es keiner weitern „Offenbarungen.“

Wie alle Arten der schwarzen Magie, so läßt sich auch die Ausbeutung des Mediumismus bei den Völkern aller Zonen und aller Zeiten nachweisen. Bei den älteren, magisch weiter fortgeschrittenen Völkern, den Aegyptern, den Chaldäern und den Indiern bezeichnete der Mediumismus den Verfall ihrer Geisteskultur. Bei den Völkern unserer jüngeren europäischen Rasse aber war dies schon sehr früh eine der weitest verbreiteten Praktiken der Magie. Es sei hier beispielsweise an die griechischen Orakel, so an die Pythia in Delphi erinnert. Freilich mag es sich in manchen Fällen solcher Weissagungen auch unsrer früheren Kulturentwickelung vielleicht nicht um spiritistische Mediumschaft, sondern um wirkliche Seherschaft gehandelt haben, die sogar gottbegeistert gewesen sein kann. Hierzu sei nur aus der homerischen Periode der Sagen der Seher Teiresias erwähnt. — **Spiritismus oder „moderner Spiritualismus“ ist nur die seit 1848 volkstümlich gewordene Praxis des Mediumismus.**

Alle solche Praktiken und Künste sowie alle Arten der Wahrsagung mit Hülfe sinnlicher Mittel galten stets und gelten heute noch als niedere Stufen des praktischen Okkultismus. Vor allem sehen die Mystiker und alle praktischen Okkultisten den Spiritismus als eine dilettantische Befassung Unreifer und Unberufener mit Künsten an, deren Bedeutung und Gefährlichkeit sie in ihrer Unkenntnis garnicht ahnen und die daher fast nur Schaden anrichten. Allerdings liegt diesem Urteil ein besonderer Begriff des Wortes „Spiritismus" zu Grunde, nämlich eben der des unverständigen Handtierens mit „Mediumschaft" und der unbedachtsamen Ausbildung von „Medien". Jede wissenschaftliche Behandlung mediumistischer Vorgänge ist schon nicht mehr Spiritismus, sondern Okkultismus. Der fortschreitende, höher strebende Spiritismus aber ist der Sache nach Theosophie und wirkt, wie diese, im Dienste des Geistes.

Den Thatsachen des Mediumismus und der eingehenden Beurteilung des Spiritismus sind wegen ihrer praktischen Wichtigkeit in der Gegenwart noch eigene Besprechungen zu widmen. — Hier haben wir es zunächst mit der Beurteilung des Okkultismus zu thun, und für diese ist vor allem dessen Wertverhältnis zur Theosophie und Mystik zu erörtern.

Ohne die Grundlage der Theosophie wird aller Okkultismus nur zu schwarzer Magie führen. Zwar ist nicht von vorne herein eine völlige Beherrschung der göttlichen Weisheit dazu erforderlich; diese wird vielmehr erst mit Hülfe des Okkultismus selbst erworben. Wohl aber ist die Geistesrichtung der Theosophie ausschließlich auf das Gute, auf die das eigene Selbst vergessende Liebe, als Grundlage für den praktischen Okkultisten nötig, wenn er selbst nicht Schaden leiden soll. Mehr noch, jeder Okkultist sollte in erster Linie Mystiker sein, während der Theosoph oder der Mystiker durchaus nicht Okkultisten zu sein brauchen, wenn sie sich nicht gedrungen fühlen, ihr Streben mit den verantwortlichen Gaben übersinnlicher Kräfte zu belasten. Freilich ist hier andererseits nicht zu verkennen, daß das Magische thatsächlich heute viel mehr Menschen zur praktischen Mystik hinführt als das ethische Bedürfnis und als wahre Religiosität. Diese finden heutzutage viele von der Religion (der Kirche) Entfremdete erst durch den Okkultismus auf der höheren Erkenntnisebene wieder.

Die Mystik ist zum Unterschiede von Theosophie die innere selbsteigene Verwirklichung der äußeren Erkenntnis und Bethätigung der letzteren. Die Mystik ist das eigne innere Werden; und ein Okkultist dem dieses nicht das erste und das hauptsächlichste Augenmerk ist, ein Magier, der nicht in erster Linie Mystiker ist, wird nur zu seinem eignen Schaden voranstreben. Er wird die Aneignung von übersinnlichen Fähigkeiten als eine Lust, als einen Vorteil für sich selbst erstreben. Er wird dies Können erwerben, blos um mehr zu können um der Macht willen; und er wird diese dann fast unfehlbar mißbrauchen. Dem Mystiker

werden diese Kräfte, wenn er reif dazu geworden ist, ohne seinen Wunsch und Willen zu teil. Er empfindet ihren Besitz auch nicht als eine Lust, sondern als eine Last, die seine Verantwortlichkeit mehrt; und daher ist er der Gefahr eines Mißbrauchs derselben zum eigenen Vorteil viel weniger ausgesetzt.

Noch wichtiger ist hier der folgende Gesichtspunkt[1]): Wenn dem magischen Können nicht die innere ethische und geistige Befestigung vorangegangen ist, wird nachher diese letztere nur schwer, fast niemals zu erwerben sein. Ein Magier, dem die Geisteswelt erschlossen ist, wird in demselben Maße mehr den fremden Einflüssen auch aus der übersinnlichen Welt ausgesetzt sein; und in demselben Maße wird es für ihn schwerer, den von ihm als gut erkannten Weg zu gehen und sich vor Versuchungen und Thorheiten zu schützen. Die einmal erschlossenen inneren Sinne kann er nicht wieder verschließen, und nichts ist so sinnbethörend, so gefahrdrohend wie diese unbeherrschte Fähigkeit des übersinnlichen Bewußtseins. Es drängen auf ihn alle möglichen Erfahrungen und Wahrnehmungen ein, die ihn nichts angehen und mit denen er auch Niemanden nutzen kann. Der Mystiker dagegen nimmt auf seinem Wege, auf dem alle seine innern Sinne sich langsam erschließen, nur diejenigen Zeichen und Vorgänge wahr, welche ihn selbst betreffen und die ihm anzeigen, wo er sich jeden Augenblick befindet, welche Fortschritte er schon gemacht und welche Stufe er erreicht hat. Vor allem andern bleibt er ganz bewahrt.

Wie gefährlich und bedrohlich das Vordringen auf dem Wege des Okkultismus ist, das hat bekanntlich Bulwer meisterhaft in seinem Roman „Zanoni" dargestellt. Die Schreckgestalten der astralen Welt, die sich beständig ins Bewußtsein des angehenden Okkultisten eindrängen, ihn schrecken und verwirren bis zum Wahnsinn, hat der Dichter veranschaulicht als „Hüter der Schwelle" der astralen Welt, oder als „Hüterin", als ein Gespenst, das unaufhörlich den jungen, vorschnellen Okkultisten Glyndon verfolgt und ihm alle Lebensfreude raubt.

Mancher, der mit dem Okkultismus liebäugelt, mag sich vielleicht hier trösten wollen, solcher Glyndon sei nur eine Ausnahme und habe sich nur unberufen in die übersinnliche Welt eingedrängt. Wer aber ist dazu berufen?

Eben nur Derjenige, der sich vorerst von seinen persönlichen Begierden und selbstischen Bedürfnissen befreit hat und der deshalb auch für sich persönlich nichts mehr fürchtet, dessen Herz selbstloser Liebe voll ist und der in der Weisheit vielgeübt ist. Dies ist es aber gerade, was der Mystiker erstrebt. Wer dagegen den Besitz „verborgener" Kräfte um deren Besitzes und Beherrschung willen erstrebt, der ist stets der Gefahr des Wahnsinns-Schreckens ausgesetzt, und er kann fast gewiß sein,

[1]) Die folgenden Sätze sind im Wesentlichen eine Wiedergabe der schon im Flugblatte 3 der T. V. vorgetragenen Ausführungen.

daß er ihr zum Opfer fallen wird, wie jener Glyndon. Gelingt ihm aber auch, sich seinen Weg mühsam voranzubahnen: solange ihn nicht völlige Selbstlosigkeit und Hingabe im Dienste der in ihm unzweifelhaft sich offenbarenden Gottheit erfüllt, wird innerer Unfriede und Unglückseligkeit sein Los sein, und sein Wirken ist von Unheil für ihn selbst und seine Mitmenschen.

Okkultismus und Magie sind also das Gebiet des mehr als sinnlichen Wissens und Könnens. Beide sind an sich wertvoll; sie werden aber schädlich ohne die Grundlage der Theosophie und Mystik, der Weisheit und der Liebe. Erst durch diese führen sie zum Gotterkennen und Gottwirken.



In stiller Stunde.

Von

Adolf Hochenegg.

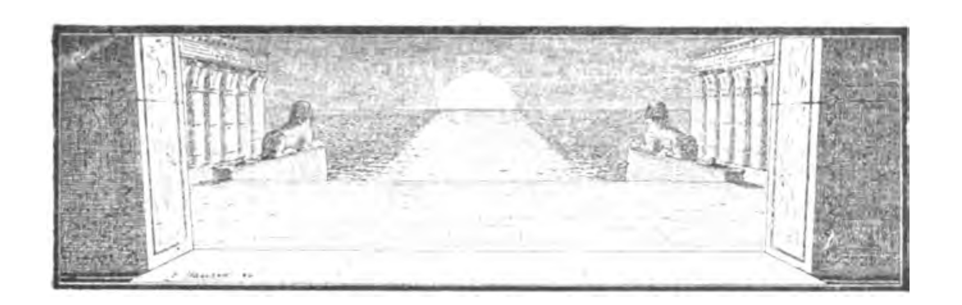
Glücklich, wem noch nach des Tages Lärmen
eine stille Stunde winkt,
die nach lautem Jubel, stillem Härmen,
ihm der Seele Gleichmaß bringt.

Da beschwingen sich mit Macht Gedanken,
wird dem Herzen ganz geglaubt,
und Verstehen und Vergeben ranken
schön sich um das freie Haupt.

Aus den Höhen senkt sich da hernieder
uns ein köstlicher Gewinn,
finden wir uns selber schöner wieder,
gaben wir uns selbst erst hin!

Was du auch in deine Kreise banntest,
ob die Welt vor dir gebebt:
Wenn du keine stille Stunde kanntest,
hast du doch umsonst gelebt!





Religion des Werdenden Geistes.

Von

Gustav Crusius.

✻

> Jede in ernster Prüfung errungene Weltanschauung besitzt an sich einen höheren Wert als jede auf bloße kirchliche Autorität hin angenommene. **Delbrück.**

Ich.

Seele. Du störst mich und tyrannisierst mich, du verdrängst mich aus meinem Gehirn, du verkürzt mir mein Dasein. So also dankst du es mir, daß ich dir Aufnahme gewährte und dir zu verweilen gestattete, als du dich einst einstelltest, anfangs nur momentan, als ein schwach aufleuchtender Schimmer, dann nach langer Pause wieder und immer wieder, dauernder und mächtiger. Hätte ich dich doch gleich anfangs erstickt! Schon bist du stärker als ich, und ich bin nicht mehr Herr im eigenen Hause. Wenn es mir gar nicht paßt, stellst du dich ein; bleibst wenn ich dich gehen heiße und weichst nur nach roher Gewalt. In alles mischst du dich ein, immer bist du da, wenn ich ungestört genießen will, jede Freude verkümmerst du, jede Lust kürzest du mir; du läßt mich nicht mehr zu vollem Lebensgenuß gelangen. Freilich, Leid und Ungemach hilfst du mir tragen, aber hebt das die Einbuße an Glück auf? Die Morgenstunden hast du bereits ganz für dich in Anspruch genommen, und überläßt du mir danach wieder, gutwillig oder gezwungen, das Gehirn, so ist es ermüdet und unwohnlich. Wie weit willst du es noch so treiben; willst du mich ganz verdrängen, willst du mich vernichten, was beabsichtigst du, wer bist du, Schmarotzer, wo kommst du her, sprich! Wer von uns beiden ist denn eigentlich das Ich, du, der fremde Eindringling, oder ich, die eingeborene Seele?

Werdender Geist. Ich bin Werdender, noch nicht Gewordener, noch nicht Seiender. Du bist bereits geworden, was du werden kannst und sollst: eine hochentwickelte Seele, auf der mein Werden als ein neues Leben sich abspielen kann. Ich bin das neue Ich, du bist das alte Ich.

Aus dir und an dir bin ich entstanden; als bestes Teil von dir habe ich mich an dir isoliert, ein göttlicher Funke, den du schlummernd in dir herumtrugst, der aufleuchtete, als du in vieljähriger Entwickelung herangereift warst zu geeignetem Nährboden für ihn. Nicht verkümmert habe ich dich in deinem Dasein, sondern dich dem höchsten Zweck deines Seins, deiner höchsten Bestimmung zugeführt: in göttlichen Dienst habe ich dich gestellt. Nicht vernichten werde ich dich, sondern dich im Gegenteil entwickeln, verfeinern, veredeln, daß du immer stärker werdest zu meinem Dienst, immer entsprechender deinem Zweck, immer geeigneter deinem Beruf. Dazu habe ich dir alles gewährt, was deine Lebensbedingung bildet, dazu dir alle Gefühlsgenüsse erhöht und veredelt. Denn es rächt sich jedesmal an mir selber, wenn ich das Seelenleben vernachlässigt habe: der Träger versagt. Freilich, Genuß als Selbstzweck zu erstreben, das versage ich dir; das entzöge dich meinem Dienste und hielte dich auf im Fortschreiten zu deiner höchsten Entwickelung.

Ich bin der Größere und Stärkere; ich bin dein Herr, du sollst mir immer eifriger dienen, auf dir will ich werden und an dir wachsen, bis ich als Gewordener deiner nicht mehr bedarf.

Seele. Und was willst du werden, und was wird aus mir, wenn du mich verbraucht hast?

Werdender Geist. Ich will zum Sein gelangen, zu körperlosem Dasein: ich will Geist werden. Geistwerdung vollzieht sich am Körperlichen durch endlose Reihen von Entwickelungsstadien hindurch. Mein Leben ist das letzte Stadium, deines das vorletzte. Mein Werden ist fortschreitende Entkörperung, und nur noch durch dich allein stehe ich in Verbindung mit unserem Körper, in den du durch die feinsten Verästelungen des Gehirns, den Leitungsfäden des Gefühls, hineinragst, und so durch das Gefühl mit ihm aufs innigste verschmolzen, ein gemeinsames Gefühlsleben mit ihm lebst. Mein Leben dagegen ist gefühllos, mein Werden unfühlbar. Seitdem ich der Stärkere geworden bin, nachdem ich dich überwunden, geknechtet und mir dienstbar gemacht habe, schwindest du altes Ich in deiner Bedeutung neben mir, dem neuen Ich. Du sollst dich mir ganz hingeben, ganz in mich aufgehen: ich werde dich absorbieren, das soll aus dir werden.

Seele. Worin besteht dein Leben, und worin mein Aufgehen in dich?

Werdender Geist. Mein Leben besteht in zunehmender Erkenntnis Gottes und seines Willens; mein Leben ist Erkenntnisleben, Religion.

Seele. Religion besitze und befolge auch ich; darin hast du mir nichts voraus.

Werdender Geist. Deine Religion ist von der meinigen so verschieden, daß ich sie als solche gar nicht anerkenne, nur als ein Uebergangsstadium zur Religion lasse ich sie gelten.

Deine Religion ist Eudämonismus, ist brutale Genußsucht, die sich Gefühlsgenuß sogar noch nach Abschluß des Gefühlslebens vorbehalten will. Sie ist ein übernommenes fremdes Lehrsystem und eine praktische

Anleitung zur Erreichung von höchstem unbegrenztem Genuß in irgend einem Freudenhimmel; darin allein besteht deine Religion.

Meine Religion beginnt mit der Erkenntnis, daß Gefühl nur Motor ist, Gefühlsgenuß daher auch nie Selbstzweck haben kann. Auf unfühlendes körperloses Sein ist meine Erkenntnis gerichtet; unfühlend und unsprachlich schreitet meine Religion fort im Uebergange zu Gott. Durch zunehmende Erkenntnis Gottes soll mein Wesen so in Gott aufgehen, wie mein Wille in seinen Willen aufgegangen ist; das ist meine Religion und das ist das Ziel meines Werdens. Dein wahres Endziel ist Aufgehen in mich. Freiwillig leiste mir daher die Dienste, die du mir gezwungen thust, und deines höchsten Zieles bewußt, lebe fortan.

Genießen magst du immerfort, denn das ist dein Lebenselement; nicht aber als Selbstzweck deines Lebens suche den Genuß. Er diene dir nur zur Erhaltung und zur Stärkung zu deinem höheren Berufe: zu meinem Dienste und als mein Nährboden. Dein Wille muß in meinen so aufgehn, wie meiner in den Willen Gottes.

Seele. Du sagst, deine Religion wäre Erkenntnisleben; was ist deine Erkenntnis, teile sie mir mit, ich will sie in Worte fassen und mir aufschreiben.

Werdender Geist. Meine Religion ist im Gegensatz zu deiner kein Lehrsystem von praktischen Anleitungen, das sich Andern mitteilen und von diesen in blindem Glauben annehmen läßt, sie ist eigenes Erkenntnisleben, das jeder selbst leben muß. Weisen kann ich den Weg der Erkenntnis, gehn muß ihn jeder selbst.

Obgleich ich berechtigte Zweifel hege, daß du imstande seist, für die Weisung einen halbwegs befriedigenden sprachlichen Ausdruck zu finden, denn weder des gesprochenen noch des geschriebenen Wortes bist du sonderlich mächtig, so will ich sie dir doch diktieren; als greifbare Stütze wird sie dir auf deinem fortan zielbewußten Werdegange dienen können. Auch ist die Möglichkeit immerhin denkbar, daß Einer oder der Andere, dem die Weisung in die Hände fällt, trotz Widerspruchs gegen Form und Inhalt, zur Selbstbesinnung angeregt wird, zu höherem Leben erwacht und den letzten Werdegang unternimmt, statt ihn im Gefühlsdienst zu verträumen.

Religion.

Es giebt nur zweierlei Religion: Religion der Seelen und Religion des Werdenden Geistes. Beide bestehen in der Vorbereitung auf ein Dasein nach dem Tode. Beider Weg und Ziel sind aber wesentlich verschieden.

Die Seelenreligionen erstreben eine in der Vorstellung mehr oder weniger deutlich konstruierte Fortdauer der bestehenden Seele in neuer Hülle und in neuer Umgebung.

Die Religion des Werdenden Geistes bereitet sich auf unvorstellbares körperloses Sein als Geist vor, der noch nicht ist, sondern noch an Körper und Seele wird.

Die Seelenreligion tritt in verschiedenartigster Gestalt auf, die Religion des Werdenden Geistes nur in einer.

Ziel und Wege der Seelenreligionen entsprechen nach Qualität und Quantität den mit der Entwickelung des menschlichen Geschlechts fortschreitenden und wechselnden Geschmacksrichtungen. Immer aber ist das dem Gefühl entspringende Glücksbedürfnis der Motor, und ein ununterbrochener Gefühlsgenuß das Ziel des Strebens aller Seelenreligionen; die auftauchenden Unterschiede sind nur graduell.

(Denn wie das Dasein der Seele nur Gefühlsleben, d. h. ein Wechselspiel zwischen Gefühlsanreiz und Auslösung ist und einzig aus dem Streben nach Glück und Genuß, sei es in roher oder veredelter Form, hervorgeht, so konstruieren auch alle Vorstellungen der erstrebten Fortdauer nach dem Tode immer nur ein auf Gefühlsgenuß basiertes endloses Genußleben in idealisierter, d. h. mit unbegrenzter Genußfähigkeit ausgestatteter Körperlichkeit in lokalen Freudenhimmeln eines oder mehrerer antropomorpher Götter und Halbgötter.)

Da Gefühl nur Mittel, Gefühlsgenuß nicht Selbstzweck ist, so entspringen alle Seelenreligionen demselben Irrtum und Grundfehler: der Verwechselung von Mittel mit Zweck.

Die noch irrende Religion wird aber zu einer toten, wenn sie auf ihrem Entwickelungswege stehenbleibend in konventionellen Dogmen und uns vorgeschriebenen Glaubensprogrammen erstarrt; denn die tote Religion untersagt jeden Fortschritt, jedes eigene selbständige Erkenntnisleben, sie gestattet nur einen engen Spielraum im Kreislaufe um ihren, von fremder Erkenntnis konstruierten Glauben.

Nicht genug daran, knüpft die Kirche an die Befolgung ihrer Glaubensprogamme ceremonielle physische Bethätigungen, die ihrerseits bald Selbstzweck werden, indem die große Menge in ihnen allein das Wesentliche der Religion erblickt. Dagegen bildet das Auflehnen gegen bisherigen Glaubenszwang durch Abweichen vom alten Programme, d. h. die Sektenbildung innerhalb der Kirche, ein Wiedererwachen zu neuem religiösen Leben, wenn auch nur zu einem schnell vorübergehenden, da es meist bald wieder in den Leichenzustand der Religion, in Kirchlichkeit, zurückfällt und nur in seltenen Ausnahmefällen das Uebergangsstadium zur lebendigen Religion für einzelne bildet.

Entspringen die zahllosen Aeußerungen der Seelenreligionen alle dem Drängen des Gefühls nach Glück und Genuß, so geht dagegen die Religion des Werdenden Geistes aus klarer Erkenntnis des Daseins eines unkörperlichen, unfühlenden Gottes und einer Aeußerung seines Willens hervor, die sich durch erzwungene Entwickelung am Körperlichen erfüllt, wobei sie sich als einzigen Zwangsmittels eben jenes Gefühls bedient, dessen einseitige Aeußerung (Lustgefühl) die Seelenreligionen irrtümlich als Zweck und Ziel des Lebens erstreben.

Die erkennbare Willensäußerung Gottes durchläuft am Körperlichen ihren Werdegang und zwingt ihr Objekt, durch alle Stadien des Werdens

fortzuschreiten, bis auf der Seele die Frage erwacht: Ist Gefühlsgenuß der wahre Zweck des Daseins? oder ist er nur ein Lockmittel zum Fortschreiten auf der Bahn des Werdens?

Das Streben nach Beantwortung dieser Frage im Suchen der Wahrheit ihrer selbst wegen weckt ein neues Leben, das sich nicht mehr im engsten Zusammenleben mit dem Körperlichen als Gefühlsdienst und sentimentales Seelenleben abspielt; die Seele selbst wird jetzt zur bloßen Trägerin und zum bloßen Nährboden des neuen Erkennislebens und zu seinem letzten Verbindungsgliede mit dem Körperlichen. Damit betritt der Werdegang der Willenserfüllung das letzte Stadium der Entwickelung.

Dieser letzte Entwickelungsgang, dieses nun beginnende, ungezwungene, unfühlende Erkenntnisleben ist die Religion des Werdenden Geistes: sein Heranreifen zu körperlosem Dasein, seine Vorbereitung zu freiem Geistesleben ohne seelischen Träger und ohne Zusammenhang mit körperlichem Nährboden.

Die Religion des Werdenden Geistes ist ein intermittirendes Erkenntnisleben: denn die Seele entzieht sich beständig ihren Trägerdiensten, um ihre eigenen Vorbedingungen zu beschaffen, den Anforderungen des Seelenlebens zu genügen und den Körper zu erhalten.

(So ist der Werdegang des letzten Stadiums der Willenserfüllung Gottes nicht nur auf einen Teil eines Menschenlebens beschränkt; er ist auch hier von Seelenzuständen abhängig, die an das Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände (sich schneidender Causalreihen) gebunden sind und abgewartet werden müssen. Im Vergleich zu den Zeiträumen, die das letzte Stadium vorbereiteten, ist dieses selbst nur ein flüchtiger Augenblick. Was sich Millionen von Jahren hindurch entwickelte, soll in der zweiten Hälfte eines Menschenlebens (im Vanaprâstha) ausreifen. Der Wert des einzelnen Menschenlebens erhellt aus dieser Gegenüberstellung; aber auch die maßlose Verschwendung, die Todsünde, deren jeder sich schuldig macht, der seines vergeudet, das anderer beschränkt, schädigt, vernichtet oder auch nur zu erwecken versäumt. Memento mori!)

Es ist nur ein Gott, es giebt nur einen Willen. Erkennbar ist nur eine Aeußerung des Willens, die sich nur auf eine Weise: auf dem Wege fortschreitender Entwickelung erfüllt. Der Entwickelungsweg hat nur ein Ziel: die Rückkehr zum Ausgang des Willens, zu Gott. Es giebt nur eine Rückkehr, nur ein letztes Stadium des Werdeganges der Willenserfüllung, nur eine und dieselbe Religion des Werdenden Geistes, einerlei auf welchem Planeten der ungezählten Sonnensysteme des Alls sie zum Aufleuchten gelangt, und einerlei welche der Seelenreligionen sie als Uebergangsstadium durchlaufen ist.

Gott.

Aus der klaren Erkenntnis, daß die allem Geschehen zu Grunde liegende Ursache eine Aeußerung eines Willens ist, abstrahiert die sprachliche Erkenntnis des Menschen als ihre höchste Leistung das Dasein eines

Wollenden: Gottes. Und mit dem Ausdruck: „Gott ist" hat sich die sprachliche, indirekte Erkenntnis des Wesens Gottes erschöpft. Weiter vermag sie nur noch zu sagen, wie Gott nicht ist, d. h. die falschen Vorstellungen, Bilder und Vergleiche, in die sich inadaequate Erkenntnis Gottes hüllt, zu zerstören.

(Wo ist Gott, nah oder fern, hier oder in den abgelegeneren Gegenden des Weltalls? Wie groß ist er, seit wann ist er, wie wurde er, giebt es viele Götter oder nur einen? Womit beschäftigt sich Gott, jetzt und früher? Läßt er sich durch Bitten beeinflussen, wenn auch nicht eben, so doch vielleicht später? Das Streben nach Beantwortung derartiger Fragen stellt Gott sehend, hörend und fühlend dar, stattet ihn mit rechten und linken Gliedmaßen aus, bindet seine Gegenwart und Erscheinung an bestimmte Berge, Gebäude, Statuen und Malereien, läßt ihn auf besonders gelungene Gebete oder auf spontan an ihm auftretende Gefühlsregungen hin, die einzige Art des Geschehens, die stufenweise Entwickelung und alle Kausalreihen durchbrechen, die Naturgesetze umstoßen und Wunder thun; läßt ihn Ewigkeiten über Ewigkeiten unthätig verharren, um sich jetzt in allerjüngster Zeit mit einem kleinen Teil der Bewohner eines Planeten eines der zahllosen Sonnensysteme herumzuplacken, die ihn mehr ärgern als erfreuen und über die er nächstens ein Gericht abhalten will mit Strafen und Belehrungen, deren Maß und Dauer in gar keinem Verhältnis zu den flüchtigen Vergehungen und Verdiensten stehn.)

Gott wird nicht, Gott ist. Alle Erscheinungen am Körperlichen unterliegen einer Willensäußerung, alles wird. Gott ist wollend, nicht gewollt, er wird nicht, er ist. Alles Werden vollzieht sich am Körperlichen; der Seiende, der nicht Werdende ist unkörperlich. Alles Werden geschieht erzwungen und gehorcht dem Zwangsmittel zum Werden: dem Gefühl. Gott wird nicht, unterliegt nicht dem Zwangsmittel, Gott ist unfühlend. (Gott ist nicht im Raum. Wo er ist, ahne ich nur, kann ich weder ausdrücken, noch mir vorstellen; denn jeder Versuch es zu thun führt zum Irrtum.)

Muß sich schon der Mensch in seiner Erkenntnis des ewigen unendlichen Weltalls, obgleich sein Blick, in die räumliche Unbegrenztheit hineinschauend, in ihm Körper gewahrt, deren Zahllosigkeit einleuchtend ist — mit Bezeichnungen begnügen, die den Begriff nicht erschöpfen, um wieviel mehr in seiner Erkenntnis des ewigen, unfühlenden, körperlosen Gottes, dessen eine Willens- oder Daseinsäußerung das Vorhandensein des Weltalls und seiner Erscheinungen hervorruft.

(Mit gewordener sprachlicher Erkenntnis der Begleiterscheinungen dieser einen Willensäußerung Gottes: der Unbegrenztheit, der Zahllosigkeit, der Ewigkeit wäre auch der erste Schritt zur Verkörperung des unverkörperbaren Wesens Gottes vollzogen. Die direkte naive Erkenntnis Gottes ist und bleibt unsprachlich: sie ist und bleibt Intuition, Ahnung, Offenbarung. Dem unfühlenden, körperlosen Dasein Gottes vermag nur der zu nahn, der selbst sich entkörpernd, unfühlende, unsprachliche Erkenntnis Gottes übt.)

Der Wille Gottes greift nirgends direkt in den Gang körperlichen Geschehens ein, er wirkt nur indirekt durch Akkumulatore, an denen er sich verkörpert. Die Verkörperung des Willens ist der erste Schritt auf der Bahn der Willenserfüllung; sie vollzieht sich im Uebergange von der Einheit zur Mehrheit. Aus der Einheit unkörperlich ausgegangen, strahlt der verkörperte Wille von unzähligen Akkumulatoren aus, um sein körperliches Objekt: den aus unzähligen Teilen bestehenden Stoff an unzähligen Stellen anzugreifen und sich an ihm erfüllend, zur Einheit zurückzukehren.

Der indirekte, der bereits verkörperte Wille Gottes, „die Tendenz", wirkt gleichfalls indirekt durch Akkumulatore, die sie auf ihre Objekte überträgt und die sie mit diesen zugleich entwickelt: Gefühl, Instinkt, Seele. Und durch den höchstentwickelten Akkumulator des indirekten Willens, durch dessen spätestes Entwickelungsprodukt greift nun der direkte Wille Gottes ein in den Gang des menschlichen Lebens, um die Härten der unfühlenden Natur zu mildern und um die in der Rückkehr zur Einheit sich lichtenden Reihen der Objekte der Willenserfüllung zu schützen.

Das höchstveredelte Gefühl, Altruismus oder selbstlose Liebe, ist Handhabe des direkten Willens Gottes; durch klare Erkenntnis und volles Bewußtsein dieses Mandats tritt ihr Träger als werdender Geist in connex mit dem Willen Gottes.

Der Wille Gottes.

Dem Menschen erkennbar ist nur eine einzige Willensäußerung Gottes, durch die allein er das Dasein Gottes sinnlich wahrnimmt, sprachlich erkennt und ausdrückt: die Arbeit des Weltalls. Ob sich das Dasein Gottes noch auf eine andere oder auf unzählige andere Arten äußert, entzieht sich aller noch im körperlichen Träger gefesselten Erkenntnis.

Diese einzige Willensäußerung Gottes ist wahrnehmbar als ununterbrochenes Flimmern, als vibrierende Lichterscheinungen aufleuchtender und erlöschender Funken im Weltall: überall und immer, unbeschränkt durch Zeit, Raum und Zahl. Das Flimmern besteht im Aufleuchten und Erlöschen von Sonnen, an denen der Wille sich verkörpert und durch die er sich erfüllt.

In diesem rastlosen Wechselspiele unterliegt jede erloschene Sonne der Wirkung einer neu aufleuchtenden.

Die Arbeit des Weltalls in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist ein ununterbrochener Zeugungsakt, ein continuirlicher Geist-Erzeugungsprozeß, durch den das körperlose Dasein Gottes am Körperlichen körperlosen Geist erzeugt. (Nicht Geister; als körperloses Sein ist weder Geist an Raum und Ort noch an Zeit und Zahl gebunden; es giebt für den Geist weder Singular noch Plural noch Ueberproduktion.)

Die Erfüllung des Willens fällt in den Moment des Aufblitzens und Erlöschens einer Sonne, während dessen sich ihre Wirkung am Planeten vollzogen hat. Ob der Moment des Aufblitzens kurz oder langdauernd ist, wenige Sekunden oder Billionen von Jahren umfaßt, kommt der

Ewigkeit gegenüber, in der alle meßbaren Zeiträume gleichwertig sind, gar nicht in Betracht. Und ob sich der Wille an allen oder nur an einzelnen Sonnen, an allen oder nur an einem Planeten erfüllt, ist belanglos. Denn der Wille erfüllt sich: wenn nicht an einem Sonnen- oder Sternensystem, so an einem andern; wenn nicht an allen, so an einer immerhin unendlich groß bleibenden Anzahl, und wenn nicht an einer Art, so an einer andern, wenn nicht am einzelnen Idividuum selbst, so an einem seiner Fortzeugung: Individualität ist ebenso wie Ort, Zeit und Zahl nur eine Begleiterscheinung im großen Zeugungsprozesse, die in der subjektiven Auffassung des Werdenden zum Ausdruck gelangt und keine objektive Realität an sich besitzt.

(Die maßlose Verschwendung, die überall als Begleiterscheinung alles Werdens auftritt, dürfte doch dem Menschen nicht imponieren, der selbst aus einem Keim hervorgegangen ist, der gleichzeitig mit so sehr vielen, dem baldigen Untergange geweihten, sein Werden begann. Auch braucht er nur in Gedanken die Reihe seiner sich durch Generationen hindurch vollzogenen Entwickelung zu vergegenwärtigen, um die Anzahl der dabei der Verschwendung geopferten Keime über jede Vorstellung hinaus anwachsen zu sehen.)

So durchläuft die Willensäußerung Gottes einen ewigen Kreislauf des Geschehens, von Gott zu Gott: Körperlos aus der Einheit des körperlosen Seins Gottes ausgehend, verkörpert der Wille sich an zahllosen Verkörperungsstellen, um am Körperlichen zu zeugen und, mit den gewollten Zeugungsprodukten sich wieder entkörpernd, zum Körperlosen zurückzukehren.

Der Werdegang der Willenserfüllung.

Der Werdegang der Willenserfüllung durchläuft zwischen Ausgang und Rückkehr drei Abschnitte des Geschehens.

Erster Abschnitt: Von der Bildung einer Sonne bis zum Auftreten des Seelenlebens.

Um am Körperlichen zu geschehen, verkörpert sich der Wille Gottes zu Sonnen und nimmt ausstrahlend den zu Planeten zusammengeballten Stoff in Angriff. (Ob dieser Vorgang nach Kant-Laplace'schem oder nach einem andern Rezept geschieht, ist der Brutalität der vorhandenen Thatsache gegenüber völlig belanglos.)

Der Uebergang von der Einheit zur Mehrheit hat sich damit vollzogen: hatte der direkte Wille nur eine Quelle, so entspringt der indirekte Wille Gottes (die Tendenz) bereits unbegrenzt vielen.

Alles Leben, Werden und Geschehen an den Planeten wird einzig und allein von der Tendenz veranlaßt, die in Licht gehüllt aus der von ihnen umkreisten Sonne ununterbrochen zu ihnen gelangt. Die Wirkung der Tendenz hat nur eine Ausdrucksweise: die von Stufe zu Stufe fortschreitende Entwickelung. Wie aber die Tendenz selber, von Akkumula-

toren ausgehend, nur indirekte Wirkung ist, so ist ihre Wirksamkeit am Stoff auch von Akkumulatorenbildung begleitet, die sie an den Einzelobjekten hervorruft und an denen sie sich aufspeichert.

(So dient ihr zunächst das Wasser als Akkumulator, das als Feuchtigkeit in der Atmosphäre die Sonnenwärme aufspeichert und fortwirken läßt, wenn nachts ihr Zustrom unterbrochen wird.)

Der Akkumulator aber, der als Produkt anhaltender Arbeit der Tendenz am bereits entwickelten Einzelobjekte auftritt, ist das Gefühl. Es ist das unerbittliche Zwangsmittel, mit dem die Tendenz ihre Objekte vorwärts peitscht auf dem Entwickelungswege der Willenserfüllung. Denn durch Zwang allein erfolgt aller Fortschritt. Folgsamkeit wird mit Werdelust gelohnt, das Stehenbleiben oder Zurückweichen mit Unlust-gefühl und Schmerz bestraft: gelockt und gepeitscht schreitet das Einzelobjekt fort, durch Zwang wird das Werden von ihm auf Zeugungsprodukte übertragen, die ihr erzwungenes Dasein zu Generationen aneinanderreihen, zu fortlaufender unübersehbarer Kette. Und durch diese fortlaufende Kette entwickelt sich der Akkumulator zugleich mit seinen Trägern: zuerst primitives, willenloses Gefühl, dann Instinkt, dann Seele.

Die niederen Lebewesen unterliegen ersterer Aeußerung allein, die höheren zugleich auch der zweiten, der Mensch allen dreien gleichzeitig.

Im primitiven Gefühlsleben findet nur ein mechanisches Reagieren auf Anreize statt, ein selbstverständliches Ausweichen vor dem Unlustgefühl und Zuwandern dem Lustgefühl. Gesellt sich das Entwickelungsprodukt Instinkt hinzu, so findet bereits eine, freilich auch noch unbewußte Auswahl der gebotenen Befriedigungsmittel statt, die dabei einem fremden und höheren Willen gehorchend, stets den kürzesten und besten Weg seiner Erfüllung einschlägt, d. h. noch keinen Selbstzweck im Genusse verfolgt.

Doch der Akkumulator Instinkt wird selbständiger; diese Selbständigkeit sondert sich von ihm als Seele ab und emanzipiert sich als eigenmächtiges Ich, das nur e i n Ziel verfolgt: das Glück. Zwecks Auslösung allein wird von ihm Gefühlsanreiz herbeigeführt, und der Genuß wird ausgewählt, gesteigert, verlängert, veredelt. Schon findet antizipierter Gefühlsgenuß statt durch Auswahl und Kombination der in der Erinnerung vorgeführten, in der Vorstellung neu konstruierten und gewünschten Genüsse. Denn im Uebergange vom Wunsch zur Erfüllung liegt das Glück; in der Aussichtslosigkeit der Erfüllung das Unglück.

Der erste Abschnitt der Willenserfüllung findet seinen Abschluß im Auftreten einer Art, die zur Trägerschaft der Seele und zu deren fernerem Fortschritte befähigt ist; sie geht hervor aus dem Kampfe um den Vortritt der Konkurrenten untereinander, deren Zahl der Strom der Entwickelung hat mächtig anschwellen lassen.

Der z w e i t e A b s c h n i t t, das Seelenleben: Vom Auftreten der Sprache als Mittel zur Aufspeicherung und Vererbung erworbener Erfahrung im Vermeiden von Unlustgefühl und zur Herbeiführung von Lustgefühl, bis zum Aufdämmern der Erkenntnis, daß Gefühl nur Zwangs-

mittel ist und sein Genuß keinen Selbstzweck hat, weder hier noch in einem Jenseits.

Der Wille Gottes betritt den zweiten Abschnitt seines Werdeganges nur noch mit einer Art, allein mit der Menschheit. Alle bisherigen Konkurrenten sind zurückgeblieben, indem ihre Entwickelung Wege einschlug, die blind verliefen oder sie im günstigsten Falle zur Befähigung führten, der bevorzugten Art als Lasttier oder Nährboden dienen zu dürfen.

Die Arbeit des ersten Abschnitts lieferte im menschlichen Gehirn einen geeigneten Träger für den hochentwickelten und bereits selbständigeren Akkumulator der Tendenz. Diese Selbständigkeit führt zu Eigenmächtigkeiten und Willkür — zur Ichbildung.

Das Ich geht aus Abwenden vom Willen Gottes hervor.

Um die süße Lockspeise reichlicher zu erlangen und um sie dauernder zu genießen, verläßt es die Bahn der Willenserfüllung und beginnt sich in eigenen Genußkreisen zu tummeln: ohne Arbeit nach ihrem Preise, ohne Gehorsam nach dem Lohne der Folgsamkeit haschend.

Dem Abirren folgt Enttäuschung, der Enttäuschung Rückkehr, der Rückkehr wieder neues Abirren; so spielt sich das Seelenleben ab als fortlaufende Kette von Irrtümern. Unter beständigem Verwechseln von Mittel und Zweck, unter stets erneuten Auflehnungsversuchen gegen den Willen Gottes schreitet die Seele wiederstrebend fort in ihrer Entwickelung, durch aneinandergereihte Generationen hindurch.

Und im Fortschritt entwickelt und steigert sich auch das Gefühl: Lohn und Strafe werden erhöht. Das verfeinerte Gefühl zwingt nach immer genußreicheren Mitteln der Erhaltung und Fortpflanzung zu suchen; die Mittel werden durch Konkurrenten streitig gemacht und im Anschwellen ihrer Zahl entbrennt der Kampf um Brod und Liebe und Vortritt, beginnt die Kultur- und Sittengeschichte der Menschheit. Im Kampfe schärfen sich die Waffen: List, Findigkeit, Klugheit. Durch den Sieg des Stärkern und Bessern geschieht die Auswahl, erfolgt der Fortschritt. Und um immer höheren Kampfpreis wird gerungen. Nicht mehr der grobsinnliche, momentane Genuß allein wird in der Jagd nach dem Glück erstrebt, sondern auch schon ein in der Vorstellung antizipierter und dadurch verlängerter Genuß. Neben Hedonismus macht sich Eudämonismus geltend.

Führte bereits auf erstem Abschnitt Instinkt und intuitiver Connex der Individuen einer Art untereinander zu gemeinsamem Vorgehen im Kampfe um Vorbedingungen, Schutz- und Genußmittel des Lebens, so rückt auf zweitem Abschnitt das Verbindungsmittel der Sprache die Reihen der Gruppe näher aneinander und fügt sie zu einem geschlossenen Ganzen zusammen. Die Sprache läßt Seelenstimmungen und Gefühlsinteressen durch Uebertragung gleichzeitig auftreten und gestattet Vererbung der im Gefühlsdienste erworbenen und verarbeiteten Erfahrungen.

Das gruppenweise Zusammenleben wird bald durch Konventionen geregelt, die einerseits durch Verteilung der Dienste im Allgemeinwohl den Bestand der Gruppe aufrechterhalten, andererseits die Genußgebiete

ihrer einzelnen Bestandteile gegeneinander abgrenzen. Doch im Streben nach Erweiterung der Gebiete verschieben sich beständig ihre Grenzen. Jede Gruppe sucht sich die andern und jeder Einzelne sich seinen Nächsten dienstbar zu machen, d. h. fremde Arbeit in eigenen Genuß umzusetzen. Und die Entwickelung Einzelner wird durch das Opfer Vieler erkauft Die. Stärkeren gestatten sich die Ausnutzung der Schwächeren unter Befolgung von Konventionen, die ihnen den ungestörten Genuß des Erkämpften garantieren; bald gelten die Konventionen als unantastbar, heilig und werden sich schließlich Selbstzweck.

Die Konventionen, von deren Befolgung die Erreichung eines endlosen Genußlebens im Jenseits abhängen, werden von der durch Klugheit stärkeren Minorität geschickt ausgenutzt und an die staatlichen und gesellschaftlichen geknüpft, um die durch Dummheit schwächere Majorität zu egoistischen Genußzwecken auszunutzen. Da jenseitige Freuden durch irdisches Ungemach erkauft werden müssen, so lassen sich die Ausgenutzten die Einbuße des Lohnes ihrer Arbeit geduldig gefallen: Tausendfältige Vergeltung ist ihnen für später gesichert.

Doch die Wiedersprüche in den Forderungen der Stärkeren und in den staatlichen und kirchlichen Konventionen mit der Stimme der Natur mit den Zwangsmitteln der Tendenz und mit der aufdämmernden Erkenntnis, daß Gefühl nur Mittel, sein Genuß nicht Lebenszweck sei, führen zu jenen tragischen Konflikten im Menschenleben, die sich wie ein roter Faden durch die Kultur- und Sittengeschichte hinziehen als Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Pflicht und Gewissen gegen Sünde und Erbsünde, zwischen Optimismus und Pessimismus. Durch Verschärfung der Zwangsmittel erzwingt sich die Tendenz Gehorsam, wo er ihr dauernd versagt wird, und ihrem Zwange nachgebend, durchbricht das Einzelobjekt die Schranken menschlicher Konventionen, um der Stimme der Natur zu folgen und ihren Strafen auszuweichen. Je mächtiger der Akkumulator, dessen Träger es ist, um so präziser reagiert es. Denn für den durch Hochdruck der Affekte in die Enge getriebenen Gefühlsmenschen giebt es nur ein Entrinnen: Selbstvernichtung.

Der Verletzung heiliggesprochener Konventionen folgt gemeinsame Rache der gekränkten Gruppenbestandteile. Wehe dem, dem es nicht gelingt, den Willen Gottes in konventionellen Formen zum Ausdruck zu bringen.

So rauscht der große Strom der Entwickelung und Willenserfüllung dahin durch das Weltall, überall und immer und gleichzeitig; auf unserem Planeten und auf allen Planeten aller Sonnen. Von der Strömung getragen treibt auf ihm zu Thal alles was lebt und wird; in allen Stadien und Stufen der Entwickelung, näher oder ferner dem Ziel, bewußt und unbewußt. Das Weltall wird erfüllt von dem nie endenden Geheul und dem Jammer, der von seinen blutgefärbten Wogen sich erhebt, die sich hinwälzen von Ewigkeit zu Ewigkeit unter ununterbrochenem Geschrei der Qual und dem Wutgeheul der in grenzenloser Verschwendung erzeugten, unterliegenden, gemarterten und verspeisten Objekte, und unter dem Jauchzen

der Lust weniger Bevorzugter, die girrend, schmatzend und triumphierend über die Besiegten dahinschreiten.

Doch die uralte Klage über die Grausamkeit des aristokratischen Prinzips in der Natur entspringt unklarer Erkenntnis, dem Irrtum, der Verwechselung von Mittel und Zweck.

Erst mit dem Aufdämmern der Erkenntnis, daß das Gefühl keinen Selbstzweck hat, sondern nur Zwangsmittel des unaufhaltsam und unerbittlich fortschreitenden Willens ist, durch das er sich lohnend und strafend seine Erfüllung am Körperlichen erzwingt, wird die Flüchtigkeit der Lust als Lohn der Folgsamkeit ebenso verständlich wie die Notwendigkeit der Unlust, des Schmerzes und der Qual als Strafe der Unfolgsamkeit. Die Grausamkeit der unfühlenden Natur wird zur Selbstverständlichkeit.

Alles Geschehen in der Natur erfolgt gesetzmäßig, nirgends wird es durch Ausnahmen oder Katastrophen unterbrochen. Nirgends greift der Wille Gottes direkt ein, weder auf spontane, Mitleids- oder Zornesregungen hin, noch auf Ueberredung und Bitten der Gebetskünstler, noch auf Bestechung durch Wachskerzen, Opferungen von Thier und Menschen, auf Cölibatsgelöbnisse, noch durch Zaubermittel: Knochen von Halbgöttern oder Lumpen ihrer Kleider.

Durch ein einziges Mittel allein findet Milderung der Härten im grausamen Konkurrenzkampfe statt, durch ein spätes Entwickelungsprodukt, das sich am Akkumulator der Tendenz, an der fühlenden Seele selbst heranbildet: durch die uneigennützige Liebe, durch Altruismus. Altruismus entspringt dem höchstentwickelten Gefühl, das durch Vorstellung antizipiert, übernommen und übertragen wird. Dieses Entwickelungsprodukt am Akkumulator des indirekten Willens wird zum Akkumulator des direkten Willens Gottes, dem es ungezwungen, willenlos, ohne Lohn, unbewußt und selbstverständlich dient. Der Altruismus tritt als Begleiterscheinung der Rückkehr zu Gott auf, wenn der Kreislauf der Willenserfüllung sich wieder seinem Ausgange nähert, um die wertvollen Resultate des großen Zeugungsprozesses zu schützen, der sein Material verschwenderisch zuwirft und spärlich aussiebt.

(Auf der unbewußten Trägerschaft dieses Akkumulators des direkten Willens Gottes basierte der ursprüngliche Buddhismus und das spätere Christentum; auch das heutige entspringt ihm, wo es echt und unverfälscht auftritt. Doch aus erheuchelter Inhaberschaft des Mandats gingen die Scheußlichkeiten des mittelalterlichen Christentums hervor, entspringen die Fratzenhaftigkeiten des konventionellen heutigen.)

Der dritte Abschnitt, das letzte Stadium des Geschehens: die Religion des Werdenden Geistes. Vom ersten Aufblitzen des göttlichen Funkens in ethischer Selbstbesinnung bis zum gewordenen Geist, dem körperlosen Sein.

Mit beginnender Entkörperung des am Körperlichen Gewordenen und mit seinem beginnenden freien Selbstleben nach eigenem Willen be-

ginnt das letzte Stadium des großen Zeugungsprozesses, der letzte Werdegang der Willenserfüllung, den der Wille mit dem Werdenden Geiste betritt.

Zum eigenen freien Selbstwillen ist das geistwerdende Ich durch Aufgehen in den Willen Gottes gelangt, den es als einzig vorhandenen und geltenden erkannt hat und den es fortan selbst will. Das Leben auf letztem Abschnitt ist ein unfühlendes; es ist frei, ohne Zwang, ohne Stachel und Peitsche des Gefühls. Gefühl ist hier nicht mehr Motor, Gefühlsbefriedigung nicht mehr Zweck des Lebens. Unfühlend, ohne Gefühlszwecke wird Erkenntnis geübt. Das Leben auf letztem Abschnitt besteht in zunehmender Erkenntnis des Willens Gottes und in immer klarer werdendem Bewußtsein Gottes; es ist unsprachliche Religion.

Die Beschaffung der Vorbedingungen des körperlichen und seelischen Lebens im aufregenden Kampfe um's Dasein, alles Ungemach und alle Hochgenüsse, alles was das Herz sich wünscht und der Sinne begehrt, erscheint von ihm aus betrachtet als Misere des täglichen Lebens; Lust und Leid nur als Lohn und Strafe im sklavischen Dienstverhältnis gegenüber dem tyrannischen Gefühl, das hier seine Macht eingebüßt hat.

Freilich ist das Leben auf drittem Abschnitte ein in noch größeren Pausen intermittierendes als das Seelenleben. Die Seele macht dem Werdenden Geiste den gemeinsamen Träger, das Gehirn, streitig, sie will ihr Recht haben: frei ausleben um nicht zu verkümmern. Und abhängig von ihr, auf sie als unmittelbaren Träger und Nährboden und als Verbindungsglied mit dem Körperlichen angewiesen, muß der Werdende Geist ihr weitgehende Konzessionen machen, sein eigenes Werden beständig freiwillig unterbrechen, um das Leben der Seele und indirekt das eigene nicht zu schädigen.

Die Bethätigung der Religion des Werdenden Geistes. Ethik.

Die Bethätigung der Religion des Werdenden Geistes findet während der Rückkehr in das Gefühlsleben statt und besteht in der Leitung der eigenen Seele und in Beeinflussung fremder Seelen. Die Ethik des Werdenden Geistes ist systematische Gefühlsleitung. Damit die Seele nicht verkümmere, sondern sich zu einem immer kräftigeren Träger und immer ergiebigeren Nährboden des Werdenden Geistes entwickele, müssen alle Vorbedingungen ihres Lebens reichlich beschafft, der Spielraum zu ihrer freien Entfaltung muß erweitert, nicht eingeengt werden. In seinem eigenen Interesse sieht der Werdende Geist sich gezwungen, seine Seele beständig zu beurlauben. Doch indem er sie mit genauen Verhaltungsmaßregeln auf Urlaub entläßt, stellt er auch ihre dienstfreie Zeit unter seine strenge Zucht. Gestärkt und dienstbereit soll die Seele aus dem Urlaub zurückkehren, das ist die Richtschnur, die ihr Verhalten dort regelt und den sittlichen Wert aller ihrer Handlungen normiert. Ihre Beeinflussung fremder Seelen, insofern sie an ihnen Lust und Unlust zu veranlassen vermag, hat in der Richtung des Willens Gottes zu geschehen, die vom Werdenden Geiste erkannt und der Seele gewiesen wird.



Trauermarsch.

Von

Franz Evers.

Beim Begräbnis meines Vaters.

Schlafende Nacht...
die Glocken dröhnen...
Schlafende Nacht.....
Toter Vater,
hörst du das Tönen,
hörst du durch die stummen Weiten
deine Lebensfreunde schreiten?
und die Glocken drohn und dröhnen?

Schlafende Nacht,
mit den langen stillen Wimpern,
schlafende Nacht
du neigst dich nieder...
Deine dumpfen Glockenlieder
drohn und dröhnen,
drohn und dröhnen todessacht.

Langsam geht der Zug des Toten
mit dem schwarzverhangnen Sarg;
langsam gehn die bleichen Boten
Schritt für Schritt,
als ob sie drohten
mit dem Leben, das des Toten
müde Menschenhülle barg.

Ueberm schwarzen Leichenwagen
stehn und ragen
schattendunkle Federbüsche;
und die hagren Rosse nicken
unter langen schwarzen Tüchern;
und die Schritte gehn und murren
lebensschwer, wie zum Versöhnen
schuldbewußte Sünder schreiten,
die zum Opfer sich bereiten;
und die Glocken drohn und dröhnen...

Stärker wird der Duft der Blüten...
Meine Sinne stehen offen,
sehn den Toten unter Blumen,
unter üppigen Kränzen ruhn...
noch, solang die Glocken dröhnen.
Bald dann schläft sein Mannesthun
unter schwarzen Ackerkrumen.
Wie mich diese Glocken höhnen!...

Und ich höre einen Fluch
dumpf in dieses Leben schrein;
und mein Herz will bei dir sein,
bei dem Grund, den wir nicht kennen,
unterm schwarzen Totentuch.
Meine Pulse glühn und brennen;
die Verzweiflung wühlt und würgt
mir am Herzen,
mir am Leben...
oder bürgt
mir fürs Licht die Nacht der Schmerzen,
wo ich unter Totenkerzen
dir mein Wünschen hingegeben?

Und die Glocken drohn und dröhnen...
Und doch muß ein Frieden sein,
der lebendig sich gestaltet,
der ob allem Leben waltet
und nicht liegt im Totenschrein.

Wie Erlösung trifft der Ton
heller Siegesjubelklänge
meine Sinne, meinen Glauben.
Brausende Triumphgesänge
wollen mir den Zweifel rauben...
und dazwischen drohn die Glocken...

Doch ich habe Licht gesehn,
und ich sehe schon und fühle
deine Stirn, die bleiche, kühle,
toter Vater,
wissend auferstehn.
Und ich muß den Klängen lauschen,
die verheißend uns erklingen ...
Und dazwischen wehn und singen
alte Töne der Verzweiflung,
Töne, die zu Grabe gehn.
Und die Trauereschen rauschen ...

Toter Vater, hörst du's tönen?
hörst du's klagen?
Ueber deinen Leichenwagen
wehn die Klänge mir entgegen,
die nur auf den stillsten Wegen
an das Ohr des Menschen schlagen.

Und ich seh die Totenkränze
mit den weißen Atlasschleifen,
und mir ist, als ob ein Streifen
bleichen Lichts wie heilges Hoffen
über deinen Wagen glänze.

Nacht, du hast die Augen offen;
schlafende Nacht, du bist mir heilig.
Unter langen stillen Wimpern
trägst du lebensgroße Augen,
stille Augen der Verheißung.

Schlafende Nacht ...
die Glocken dröhnen.

Schlafende Nacht ...
die Glocken schweigen.

Schlafende Nacht, dein Frieden segne mich.



Den Altruisten.

„Sich über andere aufhalten" — das heißt sich in seiner geistigen Entwickelung aufhalten. **Fidus.**



Den Rechthabern.

„Die Logik" beweist garnichts!

Sie ist auch nicht dazu da, daß Einer dem Andern gegenüber Recht behalte — das behält immer der in Wort und Willen Stärkere — sondern dazu, daß der Einzelne seine eigenen, ehrlichen Gedanken untereinander ins Gleichgewicht bringe und dadurch zur Klarheit über sich selbst komme.

Daß die „Logik" eine gleissende Waffe des Willens, ja der Laune ist, erleben wir auch an Nietzsche: Jede Stimmungsfigur in seinem Selbst-Entwickelungskampfe erscheint mit ganzer Wucht des Witzes oder des logischen Beweises auf dem Plane und nimmt Jeden gefangen, der nicht den ehernen Panzer der Selbsterkenntnis trägt. Dieser aber lacht alle seine Kämpen aus, wie Nietzsche es selber hat thun wollen. **Fidus.**





Das Geheimnis des Satans.

Von

Eduard Carpenter.

✱

Und da sah ich ihn mir endlich erscheinen den Satan, — in schauriger Größe und herrlich in voller Gestalt. — Die Füße zuerst, die Glieder strahlend, so blickte er von oben herab durch das Gebüsche, und stand da, aufrecht in dunkelfarbener Erscheinung, die Nüstern geweitet von Leidenschaft. — So stand er im heiß brennenden Sonnenglanze und ich im Schatten der Büsche.

Wild und verderblich der strahlende Blick seiner Augen, voller Verachtung für alles Geträume und alle Träumer. Er erfaßte einen Fels neben sich und der spaltete mit donnerndem Krachen.

Wild strahlte die Aura seines dunklen Körpers. Sein großer Fuß, wohl geformt, war auf dem Sande wie festgepflanzt, die Zehen gespreizt.

„Komm' heraus!" rief er mich an mit höhnischem Spotte. „Fürchtest Dich wohl vor mir?!"

Und ich antwortete nicht, aber sprang auf ihn zu und schlug ihn.

Und er schlug mich tausendmal wieder und preßte und hieb und sengte mich wie mit flammenden Händen; — und ich war froh, denn mein Körper lag tot da; und ich sprang auf ihn ein mit einem anderen Körper.

Und wieder wandte er sich gegen mich, und hieb mich tausendmal wieder und erschlug meinen Leib.

Und ich war abermals froh und sprang wieder auf ihn ein mit einem neuen Leibe.

Und mit einem andern und noch einem andern und wieder einem andern.

Und die Leiber, die ich annahm, vergingen vor ihm, und waren wie Gürtel von Flammen um mich, aber ich warf sie beiseite.

Und die Schmerzen, die ich in einem Körper erduldet, waren die Kräfte, die ich im nächsten handhabte. Und ich wuchs an Stärke, bis ich zuletzt vor ihm stand, voll ausgerüstet, mit einem Körper wie sein eigener und ihm gleich an Macht — frohlockend in Stolz und in Freude.

Dann hielt er ein, und er sagte: „Ich liebe Dich!"

Und siehe! seine Gestalt wechselte, und er lehnte sich rückwärts und zog mich an sich. Und hob mich auf in die Lüfte, und schwang mich über die höchsten Bäume und über das Weltmeer und rund um den Erdkreis, unter den Mond. —

Bis wir wieder standen im Paradise.





Philo von Alexandria

und seine Theosophie.

Von

Karl Kiesewetter.

Alexandria ist die wissenschaftliche Metropole des klassischen Altertums. Bald nach seiner Gründung durch den großen Makedonier entstanden daselbst eine Anzahl wissenschaftlicher Anstalten, in welchen Gelehrte aller Art durch die Freigebigkeit des Fürstengeschlechts der Ptolemäer als Staatspensionäre sorglos und ungestört ihren Studien lebten. Die wichtigste dieser Anstalten war das Museion mit einer 250 v. Chr. schon 400000 Rollen zählenden Bibliothek, welche zwar bei der Belagerung Alexandrias durch Julius Cäsar in Flammen aufging, aber durch Marc Anton, der Kleopatra die 200000 Rollen starke Bibliothek der Könige von Pergamon schenkte, zum Teil wieder ersetzt wurde. In zweiter Linie ist das Serapeion zu nennen, dessen Bibliothek zu oben genannter Zeit etwa 43000 Rollen stark war.

An diesen Quellen holten sich 700 Jahre lang die berühmtesten Philosophen, Theologen, Philologen, Astronomen, Mathematiker und Aerzte ihre Bildung, bis Caracalla das Museion schloß und die Pensionen des Gelehrten einzog, bis im Jahre 389 der fanatische christliche Patriarch Theophilos das Serapeion verbrannte und der arabische Feldherr Amru im Jahre 642 mit den noch übrigen 300000 Rollen der ptolemäischen Bibliothek viertausend Bäder sechs Monate lang heizte.

In Alexandria, der den Verkehr des Morgen- und Abendlandes vermittelnden Weltstadt, fand zuerst die Verschmelzung griechischer Philosophie und uralt-orientalischer Weltanschauung statt, welche als „alexandrinische Philosophie" bezeichnet wird. Im letzten vorchristlichen und ersten christlichen Jahrhundert erscheint uns dieselbe als eine Verbindung altjüdischer Glaubenssätze, platonischer Ideen und buddhistischer Elemente. Dieser große Einfluß des Judentums kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß sich zur Zeit des Augustus eine Million Juden in Aegypten aufhielten und sich namentlich in Alexandria mit griechischer Kultur und

Wissenschaft befreundet hatten. In Alexandria enstand die griechische Uebersetzung des alten Testaments durch die siebenzig Dolmetscher (die Septuaginta), und hier bildete der Jude Philo, die griechische Philosophie mit den heiligen Büchern des Judentums durch allegorische Auslegung in Uebereinstimmung bringend, die oben genannte alexandrinische Philosophie oder — besser gesagt — Theosophie aus.

Von Philo's Leben wissen wir sehr wenig. Nach seinen eigenen Angaben und denen des Kirchenvaters Hieronymus stammte Philo aus einer sehr angesehenen und reichen Priesterfamilie und wurde um 20 v. Chr. zu Alexandria geboren. In seiner Jugend lebte er ausschließlich den Wissenschaften und stiller Beschaulichkeit; später jedoch sah er sich genötigt, im Interesse seiner Glaubensgenossen in den Gang der öffentlichen Geschäfte einzugreifen. Die Veranlassung dazu war folgende: Die etwa siebenzigtausend Köpfe starke Judengemeinde zu Alexandria lebte — wie überall, wo starke Judengemeinden mit Andersgläubigen zusammenleben, — wegen ihres Wuchers und sonstiger übler Eigenschaften — mit den griechisch-ägyptischen Einwohnern in solchem Unfrieden, daß im ersten Regierungsjahre Caligulas unter dem Präfekten Flaccus eine blutige Judenverfolgung ausbrach. Sie wurde zwar gedämpft, aber der Haß glomm unter der Asche fort. Als nun später Caligula göttliche Verehrung verlangte, welche die hellenischen Alexandriner willig leisteten, die Juden aber auf Grund ihrer religiösen Vorschriften verweigerten, kam eine noch grimmigere Verfolgung zum Ausbruch. Der Pöbel fiel unter dem Schein, des Kaisers Sache zu verfechten, über die Juden her, und der Präfekt Flaccus that dem Wüten desselben keinen Einhalt. In ihrer Not entschloß sich die alexandrinische Judengemeinde, an den Urheber ihrer Leiden, an Caligula selbst, eine Gesandtschaft zu schicken, die dessen Wohlwollen und Schutz erflehen sollte. Philo nebst vier Andern bildete diese Gesandtschaft, welche jedoch nicht nur nichts ausrichtete, sondern sogar längere Zeit in großer Lebensgefahr schwebte. Ja, sie mußte sogar erleben, daß Caligula dem Statthalter von Syrien, Petronius, befahl, die kaiserliche Bildsäule im Tempel zu Jerusalem aufzustellen. — Diese Umstände berichtet Philo selbst in seinem Buch De legatione ad Cajum. — Wie Josephus erzählt,[1] führte jedoch Petronius den kaiserlichen Befehl nicht aus und wurde zum Tode verurteilt; sein Leben verdankte er nur der schnellen Ermordung Caligulas. — Wie Eusebius in seiner Kirchengeschichte berichtet, soll Philo nach Caligulas Tod seine Schrift De legatione ad Cajum im Senat vorgelesen haben; allein es ist im höchsten Grad unwahrscheinlich, daß ein Jude der höchsten römischen Behörde eine von grimmigstem Römerhaß strotzende Schmähschrift hätte zur Kenntnis bringen dürfen. Unwahrscheinlich ist auch die Angabe, daß Philo in Rom Petrus kennen gelernt habe und Christ geworden sei. Hingegen ist gewiß, daß Philo Palästina besuchte, um der Essäer willen, deren Kopfzahl er in seinem Buch „Quod

---

[1]) Antiqu. jud. L. XVIII. c. VIII.

omnis probus liber“ auf viertausend angiebt. An dieser Stelle will ich wenigstens der talmudistischen Tradition Erwähnung thun, daß der jugendliche Jesus während des Aufenthaltes seiner vor den Nachstellungen des Panthera — nicht des Herodes — geflohenen Eltern in Aegypten, Schüler Philo's gewesen sei. — Philo starb um 54 n. Chr.

Philo hat sehr viel geschrieben, jedoch liegt eine spezielle Anführung seiner Schriften um so weniger in unserer Absicht, als die wichtigsten derselben doch im Laufe unserer Darstellung genannt werden müssen. Die philonischen Schriften zerfallen in historische, philosophische, politische und allegorische, und wenn auch seit etwa zweihundert Jahren von alexandrinischen Juden Versuche gemacht worden waren, das alte Testament esoterisch zu deuten, so ist doch Philo als der eigentliche Vater der theosophischen Allegorie zu betrachten. Er sagt über dieselbe:[1])

„Damit wir die Zeugung und Geburt der Tugend beschreiben können, sollen die Abergläubischen ihre Ohren verschließen oder sich entfernen, denn wir lehren göttliche Mysterien, aber nur solchen Seelen, welche ihrer würdig sind. Dies sind diejenigen, welche ungeschminkte Frömmigkeit ohne Prunk üben. Jenen Andern aber, welche von einer unheilbaren Krankheit, nämlich dem Pochen auf den Klang der Worte, dem Kleben an Namen, der Gaukelei mit Gebräuchen befallen sind und sonst nichts Höheres ahnen, wollen wir die heiligen Geheimnisse nicht mitteilen“.

Alles wird Philo zum Symbol: so ist ihm Adam der niedere sinnliche Mensch überhaupt, Kain die Selbstsucht, Abel die Gottergebenheit, Enos die Hoffnung, Henoch die Buße und Noah die Gerechtigkeit. Abraham wird zum Symbol der durch Erziehung weise gewordenen Seele, Isaak der von Natur aus weisen und Jakob der durch mystische Uebung weise gewordenen. Sarah ist das Sinnbild der eingeborenen Tugend, Joseph das des politischen Treibens und Moses die höchste Darstellung des prophetischen Geistes. — Aegypten ist das Symbol des Leibes, Kanaan der Frömmigkeit; die wilde Taube ist Sinnbild der göttlichen Weisheit, die zahme der menschlichen; das Lamm ist das Bild der reinen Seele, weil es unter allen Tieren das reinste ist,[2]) usw. usw.

Die in der Genesis erzählten Schicksale der Urväter und Patriarchen werden als die verschiedenartigen Veränderungen, Gestaltungen und Entwickelungen der im Menschen vorhandenen seelisch-geistigen Kräfte in einer Weise dargestellt, die sowohl an Jacob Böhme als an die älteste indische Geheimlehre erinnert. Folgende Beispiele mögen dies erläutern. Ueber die Geburt Kains sagt Philo:[3])

„Man muß sich oft über das Ungewöhnliche in der Darstellung unseres Gesetzgebers wundern, denn wenn er vom ersten Menschen reden will, der von Menschen und nicht von Gott — wie die zwei Urmenschen — abstammt, und den er zuvor gar nicht genannt hat: so setzt er dessen Namen geradezu her, als wäre er längst bekannt und würde jetzt nicht zum erstenmal genannt. ‚Sie gebar den Kain‘. Man möchte

[1]) De Cherubim. II. 24.

[2]) Vergl. De sacrificiis Abelis et Caini. II. 73. Vita Abrahami. V. 234–240. De nominum mutatione IV. 426 etc.

[3]) De Cherubim. II. 30–36.

fragen, was für ein Kain ist dies? Hast du vorher das Geringste über ihn gesagt? Und doch kennst du die richtige Stellung der Namen so gut, denn nur einige Verse weiter unten kann man es dir an einem Beispiel von derselben Person nachweisen: ‚Adam erkannte Eva, sein Weib, und sie gebar ihm einen Sohn, und er nannte seinen Namen Seth'. Hättest du nun nicht viel eher bei dem Erstgeborenen der Söhne Adams und aller Menschen sein Geschlecht vorher angeben sollen, ob es weiblich oder männlich und dann erst den Namen hinten ansetzen? Da es nun am Tage liegt, daß der Gesetzgeber nicht aus Unkenntnis von der gewöhnlichen Sprechweise abwich, so ist es billig, daß wir nach der Ursache dieser Eigenheit fragen. Sie scheint mir folgende zu sein: Die übrigen Menschen gebrauchen Namen, die dem nicht entsprechen, was bezeichnet werden soll. Bei Moses hingegen sind die Namen klare Spiegel der Sachen, so daß Beide eins sind. Unter anderm ist unsere Stelle ein deutlicher Beleg für diese Behauptung. Wenn nämlich unser Geist, der hier Adam genannt wird, mit der sinnlichen Kraft zusammentrifft, durch welche alles Belebte lebt, (die hier Eva heißt,) und — nach Vereinigung strebend, sich ihr naht, so empfängt die Seele die sinnlichen Gegenstände wie in einem Netze und macht auf sie Jagd; mit den Augen auf die Farben, mit den Ohren auf die Töne, mit der Nase auf die Düfte, mit dem Gaumen auf die Gegenstände des Geschmacks, mit dem Tastsinn auf die Körper. Von allem dem wird sie schwanger und gebiert alsdann das schwerste der seelischen Uebel, den Wahn. Denn sie wähnt Alles, was sie sinnlich empfindet mit den Augen, den Ohren, dem Geruch, dem Geschmack, dem Gefühl. sei ihr Eigentum, und der Geist Erfinder und künstlicher Darsteller aller Dinge. Dies widerfährt jedoch der Seele nicht ohne Grund, denn es war einst eine Zeit, wo der Geist mit der sinnlichen Kraft noch nicht verkehrte, noch mit ihr vereinigt war, sondern den einsamen Tieren gleich für sich lebte. Damals nur blos mit sich beschäftigt, hatte er keine Berührung mit dem Körper, noch besaß er in ihm ein Werkzeug, durch das er auf die Außenwelt Jagd machen konnte, so war er blind und unvermögend, und zwar nicht etwa blos in der Art, in der man einen Blinden der Sinne beraubt nennt, — denn einem solchen fehlt nur ein Sinn, während ihm die andern in voller Kraft dienen, — sondern alle und jede sinnliche Kraft war ihm genommen, so daß er als wahrhaft unvermögend, als die Hälfte einer vollkommenen Seele, ohne die Fähigkeit die Außenwelt zu erkennen, als das unselige Bruchstück eines Ganzen ohne Unterstützung der Sinnesorgane dastand Deswegen befand er sich auch in dichter Unwissenheit über die Körperwelt, weil ihm nichts Aeußerliches erscheinen konnte. Da ihm nun Gott nicht nur das Uebersinnliche, sondern auch die sinnliche Welt offenbaren wollte, machte er ihn erst zu einem Ganzen, indem er seine zweite Hälfte, die sinnliche Kraft, ihm zuführte, welche in der Schrift mit dem Gattungsnamen Weib und mit dem speziellen Namen Eva bezeichnet wird. Diese goß gleich bei ihrer Vereinigung mit ihm durch alle ihre Teile — wie durch Oeffnungen — Licht in vollem Maße in den Geist, zerstreute die lange Nacht und gab ihrem Herrn auf diese Weise die Möglichkeit, die äußere Welt genau und klar anzuschauen. Der Geist seinerseits, wie von hellem Tageslichte erleuchtet, das plötzlich durch die Nacht bricht, oder wie ein Mensch, der urplötzlich vom Schlafe erwacht, oder wie ein Blinder, der mit einemmal das Gesicht erhält, eilte schnell auf alle Wunder zu, die sich ihm darboten, beschaute den Himmel, die Erde, das Wasser, die Luft, die Pflanzen und Tiere, ihre Gestalt, Eigenschaften, Kräfte, Lage, Bewegung, Wirkung, ihr Thun, ihre Veränderungen, ihr Entstehen und Vergehen; das eine sah er, das andere hörte er, wieder anderes roch, kostete, betastete er, und was Lust in ihm erregte, suchte er auf, was Schmerz, verabscheute er.

Nachdem er auf diese Weise hier und dort hingeschaut und sich und seine Kräfte wahrgenommen hatte, geriet er in denselben Irrtum wie Alexander von Makedonien. Von diesem erzählt man, er habe sich in dem Wahn, Asien und Europa schon zu besitzen, auf einen erhabenen Ort gestellt, wo er beide Ufer sehen konnte, um sich geschaut und dann ausgerufen: „Was da ist und was dort ist, gehört mein! ein Aus-

spruch, der kaum eines Knabens würdig war, aber einem König übel anstand. Lange schon vor ihm widerfuhr dasselbe dem Menschengeiste; denn als die sinnliche Kraft mit ihm vereint wurde, und die ganze Körperwelt durch diese Vermählung offenbar geworden war, meinte er nun, daß Alles ihm gehöre und nichts einem Andern. Dies ist eine falsche Geistesrichtung, welche Moses mit dem Namen Kain oder Besitz bezeichnete und welche voll Thorheit — oder besser — voll Gottlosigkeit ist. Denn anstatt Gott die Ehre zu geben und von ihm Alles abhängig zu machen, hält sie Alles für eigenen Besitz der Menschenseele, die nicht einmal sich selbst besitzt, ja nicht einmal sich selbst nach ihrem wahren Wesen kennt".

Ein weiteres höchst charakteristisches Beispiel seiner allegorischen Methode giebt Philo in seiner Schrift „De vita Abrahami".[1]) Hier erzählt er die Reisen Abrahams von Chaldäa nach Haran und von Haran nach Palästina, zuerst dem biblischen Text gemäß und fährt dann folgendermaßen fort:

„Jene Reisen sind nach den Gesetzen der Allegorie Symbole einer die Tugend liebenden und den wahren Gott suchenden Seele. Die Chaldäer trieben von jeher Gestirndienst und hielten die Welt — namentlich die Sterne — für Gott und verehrten so das Geschöpf anstatt des Schöpfers. In diesem Irrtum war jene Seele auch befangen, weil sie Gott nicht kannte. Daher heißt es: Abraham wohnte zu Ur in Chaldäa. Nachdem sie nun lange diesen Wahn gehegt hatte, begann ihr das Licht aufzudämmern, und sie sah — obschon noch dunkel — ein, daß ein Wagenlenker[2]) über dieser Welt walten müsse. Damit diese Ahnung klarer in ihr werde, ruft ihr nun das Wort Gottes also zu: Großes wird oft durch Kleines erkannt. Darum laß die chaldäische Grübelei, laß das ewige Sternschauen; wende deinen Blick weg von der großen Stadt, nämlich von der Welt, auf eine kleine, dich selbst, dann wirst du den Lenker aller Dinge erkennen. Deshalb heißt es, Abraham sei zuerst von Chaldäa nach Haran gewandert. Denn Haran bedeutet Höhlen, und diese sind ein Symbol der fünf Sinne. Der Sinn des Aufrufs zur Auswanderung ist aber folgender: Wenn du deine Sinne betrachtest, so wirst du erkennen, daß sie nichts wirken und nichts thun, es sei denn, daß der Geist — einem Wunderthäter gleich — ihre Kraft erregt, richtet und befruchtet. An diesem Beispiel kannst du lernen, daß über der Welt und den sichtbaren Gliedern des Ganzen ein Geist walten muß, da ja auch deine Glieder, die fünf Sinne, ohne den Geist im Innern nichts vermögen. Daß jener Weltgeist unsichtbar ist, darf dich nicht stören, denn dein eigener Geist ist es ja auch. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird gleich durch folgende Worte des Textes bewiesen, wo es heißt: Gott erschien dem Abraham. Vorher, als der Geist noch im chaldäischen Irrtum befangen war, konnte ihm Gott nicht erscheinen, wohl aber jetzt, da er die Wahrheit zu erkennen begann. Es heißt aber: „Gott erschien dem Weisen und nicht, der Weise sah Gott", denn Niemand kann Gott begreifen, als sofern sich dieser selbst ihm zu erkennen giebt. Für diese Erklärung spricht auch die Aenderung des Namens; zwar wird nur ein A dem vorigen hinzugefügt, aber es ist ein großes Geheimnis in diesem kleinen Buchstaben verborgen: Vorher heißt jene Seele Abram, d. h. der in die Höhe strebende Vater; jetzt aber heißt er Abraham, d. h. der auserlesene Vater des Schalls. Mit diesem Namen wird der Weise bezeichnet; denn Schall ist gleich Rede, Vater des Schalls gleich Geist, weil dieser es ist, der die Rede aussendet. Das Beiwort „auserlesen" bezeichnet die Vortrefflichkeit jenes Geistes. Die

[1]) V. 260-270.

[2]) Also das bekannte platonische Bild.



zweite Wanderung endlich, nämlich die von Haran nach Palästina, ist von der vollständigen Erkenntnis des höchsten Wesens zu verstehen, die jene Seele zuletzt errang".

An einem andern Ort[1]) spricht sich Philo über die mystische Reise nach Haran folgendermaßen aus:

„So lange der Asket in den Sinnen lebt, d. h. wenn er nach Haran kommt, denn dieser Name bedeutet die Höhlung der fünf Sinne, begegnet er dem göttlichen Logos nicht. Es heißt aber weiter, er sei dem Logos begegnet, als die Sonne unterging. Sonne bedeutet nämlich in diesem Fall den obersten Gott, und der Sinn ist dieser: Wenn das göttliche Licht, die reine Erkenntnis Gottes, untergegangen, so sehen wir den Logos; wenn jenes aber leuchtet, so schauen wir die reine intelligible Welt. Andere fassen diese Stelle so auf: Die Sonne ist der menschliche Verstand mitsamt den Sinnen, der Logos das Ebenbild der höchsten Gottheit, welches erst dann erkannt wird, wenn das menschliche Licht der Sinne untergegangen ist".

Halten wir diese Stelle fest und den Umstand, daß Philo die Welt, die große, den Menschen aber die kleine Stadt nennt, so sehen wir ganz einwandfrei, daß diese Spekulationen indischen Ursprungs sind. So heißt es in Windischmanns bekanntem Werk[2]) über die Ekstase der indischen Sonnen- und Mondkinder:

„Wenn die Sinne in den Manas (Allsinn) zusammengehen, sieht der Seher nichts mit den Augen, hört nichts mit den Ohren, fühlt nichts und schmeckt nichts; aber innerhalb der Stadt des Brahma sind die fünf Pranas leuchtend und wach, und der Seher erreicht sich selbst im Lichte bei den verschlossenen Pforten des Leibes. Da sieht er dann, was er im Wachen sah und that, er sieht Geschehenes und nicht Geschehenes, Gewußtes und nicht Gewußtes, und weil Atma (der Geist, Philos Logos,) Urheber aller Handlungen selbst ist, so verrichtet er im Schlafe gleichfalls alle Handlungen und nimmt auch die ursprüngliche Gestalt des Lichtes wieder an und er wird wie Brahma selbst leuchtend".

In den Upanischads heißt es:

„Manas (der Menschengeist) wandelt in der Zeit des Wachens an Orten, wohin das Auge, das Ohr und die andern Sinne nicht gelangen, und gewährt schon so ein großes Licht. Ebenso wandelt er auch im Traume an entlegene Orte und zündet den andern Sinnen ein großes Licht an. Im tiefen Schlafe ist es eins und ungeteilt und hat nicht seines Gleichen im Leibe; er ist das Prinzip aller Sinne. Der Fähige vollbringt seine Werke mittels des Manas, und der Erkennende erkennt durch dasselbe. — Es ist die Leuchte des Leibes und die Mitte desselben und aller Sinne Mittelpunkt. In seinen Banden ist der vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zustand der Welt, alles Vergängliche; Manas selbst aber vergeht nicht im Tode. In der Herzhöhle wohnt die unsterbliche Person — in der Mitte des Geistes —, diese Person, das innere Licht, ist klar wie eine rauchlose Flamme. In dieser Höhle ist Brahma's Wohnung, eine kleine Lotosblume, ein kleiner Raum, der mit Akasa erfüllt ist. Derselbe Akasa, wie er außen ist, ist auch innerhalb jenes kleinen Raumes im Herzen, und in ihm sind der Himmel und die Erde enthalten, und das

[1]) **De somniis V. 34.**

[2]) Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte.

Feuer und der Wind, und Sonne und Mond, und der Blitz und die Gestirne. — Er ist wahrhaftig und Brahmas Wohnung, in welcher Alles enthalten ist. — Wer diesen Atma nicht erkennt, geht aus der Welt und in alle Welten, seiner nicht mächtig, und zieht aus, den Lohn der Werke zu empfangen, der ihm gebührt. Die aber, den Geist erkennend, von hier hinweggehen, die gehen ihrer und ihrer Wünsche mächtig und empfangen ewigen Lohn. Wenn der Schleier des Irrtums und der Mißerkenntnis vom Herzen genommen wird, wer die Gestalt des zarten Akasa angenommen hat, dem ist alles Wünschenswerte gegenwärtig. Ihm wird die Nacht zum Tag, das Dunkel zum Licht, er ist sich offenbar, und diese offenbare Gegenwart ist die Welt des Brahma selbst".

Die Praxis der mystischen „Reise nach Haran", um des Logos oder Atma teilhaftig zu werden, wird bekanntlich in den Upanischaden am allerausführlichsten geschildert.

Soviel über Philo's Allegorie, die zur indischen Mystik hinüberführt. — Wir wenden uns nun zu Philo's Spekulationen über die Gottheit, den Logos und die intelligible Welt.

Gott ist das absolute Wesen, rein in sich abgeschlossen und ohne Beziehung auf etwas Endliches. Er ist die Seele des Weltalls, er bleibt uns ein Geheimnis, und man darf sich nicht erkühnen, etwas von oder über ihn zu sagen, als daß er sei.[1]) Das einzig würdige Symbol Gottes unter den endlichen Dingen ist das intellektuelle Licht und die menschliche Seele.[2])

Gott und die Materie sind die beiden von Ewigkeit bestehenden Prinzipien; Gott ist die unendliche Intelligenz, welche die Formen — resp. Ideen — von allen möglichen Dingen in sich enthält; die Materie ist der formlose Stoff, der ungeachtet seiner Subsistenz durch den Mangel an aller Form ein Unding für den Verstand ist. Form und Leben erhielt die Materie durch Gott.[3])

Gott ist das reale Wesen, welches wegen seiner Unendlichkeit von keinem endlichen Wesen erkannt werden kann; er ist nicht im Raum, nicht in der Zeit, außerhalb der Sinnenwelt und durch kein Prädikat eines endlichen Wesens denkbar. Er kann nur gedacht werden als das Reale ohne bestimmte Realität. Man weiß nur, daß Gott ist, nicht, was er ist.[4])

Gott ist die hypostasierte Ewigkeit, denn in ihm ist nichts vergangen, gegenwärtig und künftig; er ist ohne Anfang und Ende, in seinem ganzen Wesen unveränderlich. Er ist das Urlicht, aus dessen Strahlen alle endlichen denkenden Wesen ausgegangen sind.[5])

Als unendliche Intelligenz umfaßt Gott alle Ideen von allen mög-

[1]) De nominum mutatione IV. 332.
[2]) De Somniis, Lib. I. V. 34—36.
[3]) De mundi opificio. 4.
[4]) De confusione linguarum. 340.
[5]) De somniis 576.

lichen Dingen; aber eine Idee Gottes ist nichts anderes als das Ding selbst. Was er denkt, erhält durch sein bloßes Denken Realität.

Gott kann in seinem Verhältnisse zur Welt hauptsächlich nach vier Begriffen dargestellt werden, nämlich in Hinsicht der Macht, der Weisheit, der Heiligkeit und der Liebe.

Philo hebt die Allmacht oft hervor, besonders in Verbindung mit der σοφια, der Weisheit; die Heiligkeit Gottes berührt er weniger, weil er sie für selbstverständlich hält, hingegen setzt er etwas Höheres an ihre Stelle, nämlich die Reinheit. Am meisten aber verbreitet er sich über die Liebe und Güte Gottes, weshalb man in gewisser Beziehung Philo's Theosophie die Morgenröte des Christentums nennen kann.

Aus Güte und Liebe hat Gott die Welt geschaffen; er erfüllt Alles mit seiner liebenden Macht; seine Güte hält die Welt zusammen und ist selbst die Harmonie der Welt. Alles Gute in dieser Welt, geistiges und leibliches, ist sein Geschenk und seine Gnade. Besonders aber erstreckt sich die Fülle der göttlichen Gnade auf die Menschen, und wenn seine Liebe nicht wäre, würden sie alle dem Verderben anheim fallen. Alle Güter, welche die Menschen besitzen, jede Tugend, Frömmigkeit, Wohlwollen, Gerechtigkeit, Glauben usw. ist Gottes Geschenk, weshalb es Philo auch an unzähligen Orten für die größte Sünde erklärt, wenn der Mensch sich selbst etwas Gutes zuschreibt und dasselbe nicht von Gott ableitet.

Philo erklärt an einer Menge Stellen seiner Schriften Gott seinem Wesen nach für völlig unbegreiflich, dennoch aber giebt er zu, daß eine gewisse Erkenntnis Gottes jedem Menschen möglich ist und von jedem gefordert werden kann, obschon Viele derselben durch eigene Schuld entbehren, nämlich: die Erkenntnis, daß Gott *sei* und die Gewißheit seiner Existenz. Diese Erkenntnis kann auf zweierlei Weise stattfinden, nämlich durch ein mystisches Schauen, bei welcher höchsten Stufe der Erkenntnis die Selbstthätigkeit des Menschen zwar nicht ausgeschlossen ist, bei der aber Gott dem Menschen entgegenkommen und das Meiste thun muß. — Die zweite — niedrigere — Stufe der Gotteserkenntnis beruht auf Schlüssen aus den Werken auf den Urheber.

Der Verstand Gottes, der *Logos*, welcher alle Ideen in sich begreift, ist die ideale Welt. Diese ist das Ebenbild Gottes, sein erstgeborener Sohn, denn sie geht unmittelbar aus dem Wesen Gottes hervor und muß daher ebenso vollkommen sein wie die höchste Intelligenz selbst. Philo nennt diese personifizierte Verstandeswelt auch noch den Erzengel, (die Engel überhaupt nennt er vielfach λογοι) weil sie die erste aller von Gott ausgeflossenen Intelligenzen ist, oder den himmlischen Menschen, den Aufgang der Sonne.[1])

Der Logos ist das Muster, nach welchem Gott die sichtbare Welt schuf. Die göttliche Kraft, durch welche diese gebildet wurde, ist der nach außen wirkende Logos, welcher mit der Sprache verglichen werden kann.

[1]) Leg. alleg. I. 46. II. 93. De sacrificio Abel et Kain. 140.

An anderer Stelle[1]) sagt Philo vom Logos:

„Zwischen Gott und dem göttlichen Logos ist kein Zwischenraum; beide sind sich unendlich nahe. Der Logos ist der Wagenlenker der göttlichen Kräfte, der Herr des Wagens aber ist der Sprechende, der dem Lenker des Wagens seine Bahn vorschreibt".

Der Logos ist die Nahrung der Seelen und wird von Philo mit dem Manna der Wüste verglichen:

„Siehst du nun, was die Nahrung der Seele ist, nämlich das allerfüllende Wort Gottes, das dem Taue gleich die ganze Erde bedeckt und Alles erfüllt. Aber nicht überall zeigt sich dieser Logos, sondern nur da, wo Leidenschaft und Bosheit ferne sind; er ist fein zu erfassen und zu ergreifen, klar und rein anzuschauen; er ist wie Coriander. Die Landleute sagen nämlich von dieser Frucht, wenn man sie auch in zahllose Teile zerschneide, so gehe doch ein jeder derselben so gut auf wie ein ganzes Korn. So ist es auch mit dem göttlichen Wort. Es ist im Ganzen fruchtbringend, aber auch jedem einzelnen Teile noch, und wäre es auch der kleinste. Darum gleicht es auch dem Augapfel, denn wie dieser als ein so gar kleines Ding alle Zonen der Erde, das unermeßliche Meer und den unbegrenzten Luftraum überschaut, so ist auch der göttliche Logos über Alles scharfblickend und im Stande Alles zu schauen; ja er ist es, durch den wir allein alle Wahrheit sehen können. Deshalb läßt sich auch das Beiwort „weiß", welches im Texte dem Manna gegeben wird, auf ihn übertragen. Denn was ist lichter und klarer als der göttliche Logos, durch dessen Besitz es jeder Seele, die sich nach dem geistigen Lichte sehnt, erst möglich wird, die innere Finsternis zu zerstreuen".

„Etwas Eigenes geschieht aber mit diesem Logos; wenn er nämlich eine Seele zu sich ruft, so bewirkt er, daß alles Irdische, Sinnliche und Leibliche in ihr zusammenfriert. Deswegen heißt es auch im Text, es war wie Eis auf dem Feld. Die Seelen fragen sich, was der Logos sei, nachdem sie seine Wirkung bereits erfahren haben. Oft geht es auch in andern Dingen so, oft wissen wir nicht, woher der Geschmack kommt, der unsere Zunge mit Süßigkeit erfüllt, oft kennen wir den Geruch nicht, der uns ergötzt. Dasselbe widerfährt nun auch der Seele; eine hohe Freude wird ihr zu Teil, aber sie weiß nicht, woher sie kommt. Diesen Aufschluß giebt ihr der heilige Prophet Moses: ‚Dies ist das Brod', sagt er, ‚die Nahrung, die Gott der Seele gegeben hat, sein Wort, sein Logos; denn in Wahrheit ist dies das Brod, das er uns gegeben hat; dies ist sein Wort'. Auch im Deuteronomion sagt er: ‚Er hat dich geplagt und hungern lassen, aber dann mit Manna gespeiset, das deine Väter nicht kannten, auf daß es dir offenbar würde, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus des Herrn Munde geht'. Diese Plage ist ein Werk der Gnade, denn durch die Strafe reinigt er unsere Seelen; wenn er uns nämlich die Sinnenlust entzieht, vermeinen wir geplagt zu werden; aber eben damit erweist er sich uns gnädig. Er schickt auch Hunger über uns, nicht nur einen Hunger nach Tugend, sondern den, welcher die Bosheit und die Leidenschaft züchtigt; denn zum Beweise, daß er es gut mit uns meint, heißt es ja: er sättiget uns mit Manna, d. h. mit seinem Wort, das Alles in sich faßt und reines Sein ist. Manna heißt eigentlich ‚Etwas', das ist das reine Sein, das allgemeinste der Wesen; denn der göttliche Logos ist über der ganzen Welt und allgemeiner als alle Kreaturen. Diesen Logos kannten die Väter nicht, d. h. nicht die wahren Väter, sondern nur die Alten an Jahren, nicht an Weisheit; diejenigen, die zu dem Propheten sprachen: Gieb uns einen Führer, daß wir zurückkehren zur Leidenschaft, d. h. nach Aegypten. So werde es denn der Seele kund, daß der Mensch nach dem Ebenbilde nicht vom Brode allein lebt, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt, d. h. daß er sowohl durch den ganzen Logos genährt wird, als auch durch einen Teil von ihm.

[1]) De profugis IV. 268.

Denn Mund ist ein Sinnbild der Rede, Wort aber ein Teil derselben. Die Seele der Vollkommenheit wird durch den ganzen Logos genährt, wir aber wollen zufrieden sein, wenn uns nur ein Teil des göttlichen Wortes zukommt".

An anderer Stelle nennt Philo den Logos das Vaterland weiser Seelen und sagt zur Erklärung der Aufforderung Jakobs, Laban zu verlassen (Genes. XXXI. 3.), daß der Befehl, Jakob solle sich von Laban kehren, heiße, der Geist des Asketen solle sich nicht mehr mit den sinnlichen Dingen und den Eigenschaften der Körperwelt (Laban) abgeben; sondern sich in das Vaterhaus, d. h. zum heiligen Logos, dem Wohnorte weiser Seelen wenden.[1])

In einem andern Gleichnis nennt Philo den Logos noch den Regentan und Steuermann der Weisen, ja das Triebrad im innern Wesen der Gottheit und der Geisterwelt, welchem Gott bei der Schöpfung der Welt sein allmächtiges „Werde" anvertraute.[2])

Aus Gott emanieren unzählige Kräfte und Geister, welche die intelligible Welt als Urbild und Ideal der sichtbaren Körperwelt hervorbrachten. Unter diesen höheren himmlischen Geistern steht eine unermeßliche Menge niederer, welche Engel genannt werden.

Diese Geister haben verschiedene Geschäfte; sie dienen dem Allmächtigen und haben so tiefe Einsichten, daß ihnen nichts verborgen ist. Sie sind Verkünder der göttlichen Befehle und Ueberbringer der Gebete vor den Thron Gottes. Ihre Existenz ist geboten, denn es ist notwendig, daß die ganze Schöpfung belebt sei, und das jeder Teil der Welt die ihm angemessenen Bewohner habe.

Von den Geistern, welche die Luft bewohnen, sind einige den Menschen gefährlich durch Einflößung sündlicher Begierden und Leidenschaften, andere jedoch dienen dazu, in der Seele des Menschen den Trieb zur Unsterblichkeit und Verachtung alles Irdischen zu erwecken. Und diesen muß man durch ihre unmittelbare Einwirkung auch die menschliche Seele das Geschäft der Inspiration zueignen.[3])

Die Geister aller Klassen und Ordnungen sind Mittelwesen und Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, Gefährten und Aufseher der Menschen, Verkündiger der über sie ergangenen göttlichen Ratschlüsse usw. Mit einem Wort, die Geisterwelt ist nach Philo ein intelligibler Staat, worin die Angelegenheiten des sichtbaren Universums und namentlich des Menschen betrieben werden.

Der Mensch ist eines unmittelbaren vertrauten Umganges mit der Geisterwelt und dem Logos durch eigene Kraft fähig, wozu ihm die durch die Askese vermittelte höchste Erkenntnis des Wahren und Guten verhilft. Ist dann die menschliche Seele in Verbindung mit der Geisterwelt — und

---

[1]) De migratione Abrahami III. 424.

[2]) Ebenda III. 440.

[3]) Vergl. De confus. ling. 271. De Profug. 359. De Abrahami. 287. De somniis. 455. De Gigant. 222—224.

namentlich durch den Einfluß des Logos — zur Erkenntnis der eigentlichen Grundideen der Dinge gelangt, wovon wir durch die Sinne nur eine oberflächliche Kenntnis erhalten, so erhebt sie sich über sich selbst, tritt mit dem Logos in Gemeinschaft; sie hat den höchsten Gipfel der reinsten Erkenntnis erstiegen, und ihr Flug ist hinfort himmelwärts gerichtet.



Gottbewußtsein.

Von

Johann Strobach.

In jedem Atom
erkenn ich dein Werk
du allmächtiger Bildner;
dein Wesen aber
verschließt sich dem Geiste.

Im Staub der Verwesung,
im Keime der Frucht
erkenn ich die Spur
der leitenden Hand,
die Welten erschuf
und Wesen belebte.

Nach Wahrheit ringt
der forschende Geist,
doch bleibt die Natur
ein verschlossenes Buch ihm;
und Wissen erlahmt,
wo Leben beginnt.

Entstehn und Vergehn
erfüllt die Natur
im ewigen Kreislauf;
und der schimmernde Falter
entpuppt sich dem Sarg
der sterbenden Raupe.

Ein ewig' Gesetz
regelt den Lauf
zahlloser Welten
im unermeßlichen
Himmelsraume;
und Leben birgt
ein jeder Tropfen
der Meeresflut;
und zwecklos wühlt nicht
der Wurm im Staube;
und der Lerche im Aether
ist Singen Beruf.

Als Anker genügt nicht
im Wirrsal des Lebens
der kalte Verstand.
Das sorgende Walten
der ewigen Vorsicht
fühlt nur als Ahnung
ein frommes Gemüt.





Deutschland und die Theosophische Bewegung.

Von

Hübbe-Schleiden.

✻

Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ und die „Neuen Spiritualistischen Blätter“ haben es für zweckmäßig gefunden, ihren Mangel an Einsicht durch einige Veröffentlichungen gegen die Theosophische Bewegung bloszustellen. Zwar handelt es sich dabei nicht um die „Theosophische Vereinigung“, eigentlich überhaupt garnicht um die Theosophische Bewegung, sondern nur um die Beurteilung einiger Personen, welche in der Theosophischen Gesellschaft in Amerika und Indien leitende Stellungen eingenommen haben. Und da unsere Bewegung eine geistige ist, alles Persönliche aber nur der seelischen Daseinsebene angehört, so brauchten wir uns durch all solchen Unverstand keine Zeit und Kräfte rauben zu lassen. Indessen verkennen wir durchaus nicht die Berechtigung des lebhaften Interesses, das auch manche u n s e r e r Mitglieder an den leitenden Personen unserer Bewegung im Auslande nehmen. Wir sind eben alle nicht blos Geister, sondern in erster Linie Seelen, die in ihren Körpern leben und miteinander zu rechnen und zu verkehren haben; auch beruht daher in letzter Linie alles, was im Weltleben geschieht, auf den Persönlichkeiten, d u r c h die es geschieht. Wir freuen uns sogar aus diesem Grunde, daß verschiedene unserer Mitglieder uns ein so weit gehendes Interesse an unserer Bewegung zeigen, daß sie uns um Aufklärung über jene angegriffenen Personen im Auslande bitten. Aber das ist keine Sache, die auf einer halben oder ganzen Seite abzumachen ist.

Wir befinden uns hier einer der schwierigsten Sachlagen gegenüber: Was jetzt durch dritte oder vierte Hand zum Zwecke des Skandalisieren und zur sensationellen Unterhaltung Neugieriger nach Deutschland kommt, sind nur die letzten Ausläufer von gegnerischen Intriguen, die seit zehn Jahren spielen und die ich seit dieser Zeit zusammen mit den Leitern der Bewegung im persönlichen und brieflichen Verkehre durchlebt habe. Es geht mir nun, wo ich hierüber Einiges sagen soll, wieder gerade so, wie es mir immer im Leben ging, besonders aber, seitdem ich die „Sphinx“ herausgebe. Ich sehe mich im Besitze eines Materials, dessen

Beweiskraft überwältigend, weil allumfassend ist, und das vollkommen allen Seiten der Betrachtungsmöglichkeit gerecht wird; aber mir fehlen Kraft und Raum und Mittel, um den Deutschen auch nur einen ganz geringen Teil des Materials zugänglich zu machen.

So ging es mir vor 15 Jahren, als ich durch meine theoretischen und agitatorischen Schriften der kolonialpolitischen Bewegung in Deutschland die nötige wissenschaftliche Unterlage gab. So ging es mir, als es sich bei Begründung der Sphinx darum handelte, die Thatsachen des Spiritismus, des Somnambulismus, Mesmerismus, Hypnotismus, kurz, des ganzen Okkultismus, in Deutschland der ernsten Betrachtungsweise zugänglich zu machen. So geht es mir, seitdem die Londoner Society for Psychical Research ein wissenschaftliches Beweismaterial für die übersinnliche Weltanschauung zusammenträgt, das in Deutschland noch in einem ganzen Jahrhundert nicht verdaut werden wird. So geht es mir, seitdem ich den Gesichtskreis der Deutschen nun nicht mehr blos in wirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch in geistiger Erkenntnis durch die theosophische Denkweise erweitern möchte. Und so geht es mir jetzt wieder, wenn man von mir eine stichhaltige, richtige, umfassende und allseitig gerechte Beurteilung der mir seit langen Jahren befreundeten Persönlichkeiten fordert, die die Theosophische Bewegung leiten.

Es ist kaum ein Prozent von dem gesammten mir zu Gebote stehenden Material, was ich in allen vorerwähnten Fällen dem deutschen Publikum habe zugänglich machen können. Mündlich freilich läßt sich in einer Stunde mehr und wirksamer mitteilen, als in einem Jahre durch Druckschriften; aber diese sind zunächst ja das allein zu Gebote stehende Mittel.

Man könnte aber fast fragen: ist es unter diesen Umständen überhaupt der Mühe wert, dem deutschen Publikum etwas von Dingen zu sagen, die in der großen Welt da draußen vorgehen, zumal von Dingen, die uns im Grunde garnichts angehen? Wir wohnen nun einmal in einem Weltwinkel, der ganz außerhalb des eigentlichen Weltverkehres liegt, und der an der Weltwirtschaft nur einen ganz nebensächlichen Anteil nimmt! Und unsere wirtschaftlichen Verhältnisse erschweren diese Anteilnahme an der Weltwirtschaft ebenso sehr, wie die ationale Selbstüberschätzung unserer Kulturträger unsere Anteilnahme an dem Geistesleben unserer Rasse hindert.

Jeder Sachkundige weiß, daß die Kultur der Weltwirtschaft, sowie das Geistesleben unserer Rasse englisch (angelsächsisch) ist. Wenn ein Chinese sich mit einem Neger unterhalten will, so spricht er englisch, muß englisch sprechen, ebenso wenn ein Deutscher einen Inder anreden will oder wenn ein Franzose mit einem Indianer sprechen will. Das Englische ist die Verkehrssprache der Weltwirtschaft; und alle großen geistigen Bewegungen, die das Kulturleben der letzten hundert Jahre (seit der französischen Revolution) gefördert haben, sind im englischen Sprachgebiet entstanden. Daher ist es auch zu erwarten, daß diese Eigenart unserer europäischen Rasse die Zukunft der nächsten Jahrhunderte für sich

hat, bis später einmal sich etwa das slavische Element in den Vordergrund drängen wird. Es ist zwar wahrscheinlich, daß noch vor Ablauf unseres Jahrhunderts das brittische Weltreich zerfallen wird, daß Irland, Canada, Australien, Capland u. s. w. ebenso unabhängig werden, wie die Staaten von Nordamerika und daß sogar derjenige Teil von Indien, den Rußland und Frankreich nicht erobern werden, zum selbständigen Staate mit englischer Organisation werden könnte. Aber das wird nicht die Uebermacht des Angelsachsentums im Geistesleben unserer Rasse schwächen, sondern stärken, ebenso sehr stärken, wie es das selbständige Aufblühen der Ver. Staaten that und thut.

Nun handelt es sich hierbei für uns Deutsche offenbar nicht darum, daß wir jetzt, so schnell wie möglich, englisch werden. Ganz im Gegenteil! Um ein selbständiges Glied im Geistesleben dieser Weltwirtschaft zu werden, müssen wir etwas Besonderes leisten, müssen wir eine eigene Weltkulturaufgabe lösen und in neuen Bahnen über die Leistungen anderer Völker der Weltwirtschaft hinausgehen. Solche kulturelle Leistung kann der inneren oder der äußeren Kultivation (Kultur-Entwickelung) angehören, wie ich dies an anderm Orte (in meinen kolonialpolitischen Schriften) vielfach ausgeführt habe. Um aber über die bisherigen Leistungen der Weltwirtschaft hinausgehen zu können, muß man diese kennen, muß man wissen, was bis jetzt die angelsächsische Welt weiß und leistet. Und wer weiß das heute in Deutschland?!

Es giebt kaum ein halbes Dutzend Zeitungen hier, die ihren Lesern wirklich gute, sachverständige Berichte aus der großen Welt außerhalb unseres kleinen europäischen Kontinents bieten, fast immer ist der Standpunkt der Beurteilung kontinental beschränkt. Ueber Frankreich, das vom Standpunkte der Weltwirtschaft nicht unser „Erbfeind", sondern unser Bruder, unser von Natur Verbündeter, unsere geographische und ethnographische Ergänzung ist, — über die Furcht vor Frankreich verliert man in Deutschland das Verständnis für das, was im Geistesleben der Weltwirtschaft vorgeht!

Wie es so in unserm Volksleben geht, so auch im Einzelleben. Wer in Deutschland ist der englischen Sprache hinreichend mächtig, um unmittelbar am Geistesleben der Weltwirtschaft teilnehmen zu können? Unsere „modernen" Schöngeister äffen in nervöser Ueberreizung die fratzenhaften Auswüchse der französischen Litteratur nach und überbieten diese noch an Affektiertheit. Die zappelige Atemlosigkeit dieser deutschen „Modernen" macht den Eindruck, wie wenn sie im Rausche schrieben. Sie möchten ihre Leser gern glauben machen, dies sei der Begeisterungs-Rausch echter Genialität. Und wo dabei nicht französischer Geist als Muster dient, da ist es die slavische Paradoxie des konfusen Nietzsche, der zu geistreich und zu stolz ist (war), um die Weisheit wahrer „Uebermenschen", der „Meister" aller Zeiten, überhaupt zu suchen und dann deren einzig mögliche, bewährte Wege zur Gottmenschlichkeit zu gehen.

Wie ganz anders hat dem gegenüber sich das englische Kulturleben entwickelt![1])

So wenig aber man bei uns der englischen Sprache mächtig ist, so wenig fühlt man sich auch im Zusammenhang mit dem weltwirtschaftlichen Geistesleben. Selbst unsere Kolonialpolitik krankt an der einseitig kontinentalen Beschränktheit unserer deutschen Geistesbildung. Noch mehr zeigt sich dieser Uebelstand auf dem Gebiete der Anerkennung übersinnlicher Thatsachen und besonders auf dem des inneren Geisteslebens, der Theosophie und Mystik. Von allen diesen materiellen und geistigen Bewegungen bleibt unser räumlich und sprachlich abgeschiedenes Kulturleben fast gänzlich unberührt, und während in der englischen Litteratur sich über alles dieses ganze Bibliotheken anhäufen, bleibt der Deutsche heute noch von allen großen Fragen des äußeren und inneren Lebens fast ganz unberührt. — Ich frage nochmals: Ist es nicht vergebliches Bemühen, unser Volk noch jetzt in letzter Stunde aufklären zu wollen?

Wir fühlen uns hier trotz der großen Schaar unserer Anhänger noch immer wie vereinzelt stehend. Mit nur wenigen sachverständigen Freunden arbeitend, komme ich mir vor, wie eine Ameise vor einem Riesenberge des Geistesmaterials, das allen Völkern des englischen Geisteslebens der Weltwirtschaft zu Gebote steht, den deutschen Sprachgebieten aber ganz verschlossen bleibt. Und überdies begegnet man sogar bei uns, mehr als bei andern Völkern, in den tonangebenden Gelehrtenkreisen noch der unverständigsten und sachunkundigsten Abneigung, den Thatsachen gerecht zu werden.

Es schien mir nötig, einmal die Sachlage in solchem Umfang zu beleuchten. Nachdem aber dies geschehen, will ich denjenigen Lesern und vornehmlich den Mitgliedern unserer Vereinigung, die sich mit der Bitte um Aufklärung über die persönlichen Angriffe gegen die Theosophische Bewegung an mich wandten, zusichern, daß wir, speciell Ludwig Deinhard und ich, im Märzhefte versuchen werden, unsern Lesern einen Einblick in diejenigen Verhältnisse zu geben, um die es sich hier handelt. Dabei aber habe ich aufs Nachdrücklichste nochmals zu betonen, daß uns Kraft und Raum und Mittel nur gestatten, zum geringen Teil dem Gegenstande gerecht zu werden. Wie sich alles Wesentliche in der Mystik und Theosophie allein persönlich übermitteln läßt, so auch in diesem Falle; und wo dies in Deutschland noch nicht angeht, ist es nicht wohl möglich, Weiteres zu bieten.

Es soll sich auch niemand beklagen, wenn in ihm ein Interesse für das höhere Geistesleben erst erwacht, nachdem es für ihn in diesem Leben schon zu spät ist, solches weiter zu entwickeln. Wir können jedem zuversichtlich den Trost geben, daß ihm dazu später eine bessere, ausreichende

[1]) Darüber hat sich kürzlich auch Prof. Gustav Jäger im Januarheft seines „Monatsblattes" geäußert. Hierauf werde ich bei anderer Gelegenheit wohl noch zurückkommen.

Gelegenheit geboten werden wird; denn jede Ursache muß ihre Wirkung haben, jeder ernst gedachte Wille muß und wird sich einst verwirklichen — im Guten wie im Bösen. Aber dann, nach so vielen Jahrhunderten, wird freilich keiner von uns noch ein Deutscher sein; dann wird man uns vom Deutschtum nur noch reden, als von einer kulturgeschichtlichen Parallele zum Griechentum der alten Zeit.



Ich.

Von

Paul Barsch.

Ich bin! ich fühle Daseinswonne!
Doch eh ich stieg aus dunklem Nichts
schien seit Aeonen schon die Sonne
und Herzen freuten sich des Lichts.

Und Nacht und Tag ein ewiges Ringen,
wie Lust und Schmerz so eng gesellt!
Und Völker kamen, Völker gingen,
aus Gräbern blühte neu die Welt.

Da plötzlich aus dem Zeitenschoße
aufstieg ich in des Lichts Bereich;
die Melodie, die ewiggroße
des Weltalls, klingt in mir zugleich.

Und ahnend tönt's im Herzensgrunde
von Zukunft und Vergangenheit.
Gleicht auch mein Dasein der Sekunde,
du, Herz, schaust in die Ewigkeit.





Wer schrieb „Isis entschleiert"?

Von

Henry S. Olcott.

Wenn je in der Geschichte des Okkultismus im Abendlande das Erscheinen eines Buches epochemachend gewesen ist, so war es das der „Entschleierten Isis" (Isis unveiled) von Frau Blavatsky (H. P. B.). — Ueber die Entstehung dieses umfangreichen Werkes, in dem mehr als das Wissen einer ganzen Bibliothek enthalten ist, sind äußerlich betrachtet kurz folgende Thatsachen anzuführen.

Wer und was H. P. B. in den letzten zwei Jahrzehnten ihres Leibeslebens war, darüber werden die verschiedenen Parteien stets sehr abweichende Meinungen behalten; und selbst ihre nächsten Freunde wissen das Geheimnis, das über ihr schwebte, nicht völlig zu lösen. Soviel aber ist gewiß, daß sie keinerlei gelehrte Bildung besaß, nicht philosophisch veranlagt war und vor allem auch kein „Bücherwurm" war.

Als sie aus dem Orient nach Amerika kam (1874) und anfing, Isis unveiled zu schreiben, konnte sie kaum Englisch; dennoch sind durch ihre Hand für das Buch die wichtigsten Teile im besten gelehrten Englisch

---

Colonel Olcott ist, wie wohl bekannt, der Begründer und noch jetzt der Präsident der Theosophischen Gesellschaft. Ihm stand die nun verstorbene Frau Helene Petrowna Blavatsky zur Seite, für die in diesem Aufsatz durchweg die Anfangsbuchstaben H. P. B. gesetzt sind. Diese Mitteilungen über sie sind entnommen aus Olcott's „Old Diary Leaves", die seit fast 2 Jahren fortlaufend als Leitartikel im Theosophist (Adyar bei Madras) erscheinen. Die einleitenden Sätze sind, als zum Verständnis notwendig, aus vorhergehenden Stücken des Ganzen unzusammenhängend herausgerissen. — Die hier mitgeteilten Thatsachen sind für die mit dem Mediumismus nicht vertrauten Leser so erstaunlich, so „unglaublich", daß ich lange zögerte, ob ich sie hier vorbringen sollte. Freilich habe ich selbst ganz ähnliche Vorgänge bei H. P. B. sich wiederholen gesehen, als sie 1885 anfing, ihr Hauptwerk, die Secret Doctrine, zu schreiben; ich zögerte also nicht, weil ich an der Richtigkeit und Wirklichkeit der Thatsachen gezweifelt hätte. Auch ist es mir ganz gleichgültig, was deshalb irgend Jemand von mir sagen oder denken könnte. Aber ich habe erst jetzt mein Bedenken **überwunden, ob solche Thatsachen bei unsern Lesern hinreichend Verständnis finden können.** **Hübbe-Schleiden.**

geschrieben, zugleich mit unglaublich vielen gelehrten Citaten aus allen möglichen Sprachen.

Während das Buch verfaßt wurde, hatte sie keine eigene oder fremde Bibliothek zur Verfügung.

Es sind mehrere unbedingt glaubhafte Zeugen vorhanden, daß das Buch ganz ohne allen vorgefaßten Plan von seiten H. P. B.'s begonnen und geschrieben wurde. Erst Dr. Alexander Wilder und ich selbst haben das ganze Werk in der vorliegen Gestalt geordnet und zusammengestellt.

Die zahllosen Manuskripte und das massenhafte Material, welches von H. P. B.'s Hand für dies Werk geliefert wurden, waren in vielen ganz verschiedenen Handschriften geschrieben.

Nun fragt es sich: wer schrieb denn eigentlich all diese Manuskripte? Waren diese etwa das Erzeugnis automatischen Schreibens? War H. P. B. ein Medium für sogenannte „Geister"? Oder schrieben durch sie lebende Adepten, „Meister"? Oder schrieb durch sie ihr unbewußtes eigenes „Höheres Selbst"?

Wären es spiritistische „Geister" gewesen, so hätten diese durch sie jedenfalls in ganz anderer Weise gearbeitet, als ich persönlich dieses sonst in meiner langjährigen Erfahrung je gesehen oder in Büchern gelesen habe. Ich habe Medien aller Art kennen gelernt — Sprech-Medien, Schreib-Medien, Trance-Medien, physikalische Medien, Heil-Medien, hellsehende Medien und Materialisations-Medien, habe sie „arbeiten" sehen und auch alle Stadien von Beeinflussung und von Besessenheit beobachtet. H. P. B.'s Fall glich keinem dieser Vorkommnisse. Sie konnte fast alles, was durch jene geschah, auch ausführen; aber was sie that, geschah mit vollem eigenem Willen, fand am Tage oder Nachts ohne Vorbereitungen statt, ohne die Zuhülfenahme eines besonders gebildeten Kreises von Anwesenden, noch auch unter sonstigen von spiritistischen Medien erforderten Bedingungen.

Weiter aber habe ich mit eigenen Augen Beweise davon erhalten, daß wenigstens einige von denen, die durch sie mit uns arbeiteten, lebende Adepten waren, da ich sie später selbst in Indien leiblich kennen lernte, nachdem ich sie vorher in Amerika und Europa im Astralkörper gesehen hatte; später in Indien habe ich sie dann als lebende Menschen begrüßt, berührt und mit ihnen geredet. Keiner von ihnen sagte mir, daß er ein (entkörperter) „Geist" sei; ich sah vielmehr, daß sie gerade so lebendig waren, wie ich selbst, daß jeder seine Eigenheiten, seine besonderen Fähigkeiten, kurz seine vollständige Individualität hatte. Auch sagten sie mir, daß ich die Entwickelungsstufe, von deren Erreichung sie mir vielfache Beweise gaben, auch dereinst erlangen würde; — wie bald, das hinge gänzlich von mir selbst ab.

Indessen wurde mir trotzdem zu verstehen gegeben, daß wenigstens eins der Wesen, die mit uns „Isis unveiled" arbeiteten, ein Entkörperter war — die reine Seele eines der weisesten Philosophen der Neueren Zeit,

der eine Zierde unserer Rasse und seines Landes war. Er war ein großer Platoniker, und wie man mir sagte, sei er so in den Ideen, denen er sein Leben gewidmet hatte, befangen, daß er dadurch erdgebunden geblieben sei und noch nicht die Bande lösen könne, die ihn an das Geistesleben unsres Erdendaseins fesselten. Er sitze in einer eingebildeten Bibliothek, die das Erzeugnis seiner eigenen Gedanken-Schöpfung sei, vertieft in philosophische Forschungen, alle Zeit vergessend und allein darauf sinnend, wie das Geistesleben der Menschen zur Erkenntnis einer philosophischen Grundlage der wahren Religion geführt werden könne. Sein Wunsch sei nicht darauf gerichtet, sich aufs Neue unter uns zu verkörpern, sondern nur diejenigen Menschen auszufinden, die mit ihm für die Verbreitung der Wahrheit und für die Ueberwindung des Aberglaubens zu wirken imstande und gewillt seien. Man sagte mir, er sei so reinen Geistes und so selbstloser Gesinnung, daß er von allen Meistern hochgeehrt werde; da diese jedoch sich nicht in sein Karma einmischen dürften, so müsse man ihn sich allein aus seinen (Kama loka-)Vorstellungen herausarbeiten lassen, um sich im geordneten Verlaufe der Entwickelung auf die Stufe des gestaltlosen Daseins und der Vergeistigung zu erheben. Sein Sinnen sei so ausschließlich auf rein intellektuelle Erkenntnis gerichtet gewesen, daß dadurch der höhere Geist in ihm zeitweilig fast erstickt sei.

Immerhin war er da, stets eifrig und gewillt mit H. P. B. an dem epochemachenden Werke zu arbeiten; und zu dessen philosophischen Teile hat er das meiste beigetragen. Jedoch materialisierte er sich uns niemals, auch wirkte er durch H. P. B. niemals wie durch ein spiritistisches Medium; er redete mit ihr nur psychisch, stundenlang, diktierte ihr die Manuskripte in die Feder, gab ihr die Stellen an, die wir für sie nachschlagen sollten, beantwortete meine Fragen auf das eingehendste, belehrte mich über die Rolle der wichtigsten Grundanschauungen und spielte für uns in der That ganz die einer dritten Person in unserer gemeinsamen Schriftstellerei. Einst gab er mir sein Bild — eine rohe Skizze in farbiger Kreidezeichnung auf rauhem Papier — und manchmal gab er mir auch kurze Anweisungen in persönlichen Angelegenheiten. Von Anfang bis zu Ende war seine Beziehung zu uns beiden die eines milden, freundlichen und überaus gelehrten älteren Freundes.

Niemals aber machte er die mindeste Andeutung, daß er sich für etwas anderes hielte, als für einen lebenden Menschen. In der That sagte man mir auch, daß er nicht begreife, daß er nicht mehr im Körper lebe. Von dem Verlaufe der Zeit hatte er so wenig Begriff, daß — wie ich mich noch lebhaft erinnere — als eines Nachts H. P. B. und ich um halb drei Morgens nach einer ungewöhnlich harten Arbeit an unserem Buche vorm Zubettegehen noch einen Augenblick rauchen wollten, er plötzlich H. P. B. ganz ruhig fragte: „Bist du nun bereit anzufangen?“ Er meinte, wir wären gerade am Anfange, statt am Ende unserer Abendarbeit! H. P. B. warnte mich sogleich: „Ums Himmels willen, lachen Sie nicht innerlich, damit der „alte Herr“ es nicht merkt, sonst wird er

sich gekränkt fühlen!" Ich lachte dann allerdings, aber freilich wars nur ein gewöhnliches und oberflächliches Lachen, das nicht tief ging und sich nicht bis auf die Ebene der psychischen Wahrnehmung erstreckte. (Gemütsbewegungen reichen, wie die Schönheit eines Menschenkindes, oftmals nicht unter die Haut hinab. Ebenso geht es mit den „Sünden"; die innern sind die schlimmeren.)

Außer diesem alten Platoniker habe ich mit oder ohne H. P. B.'s Hülfe während unserer Arbeit nie mit irgend einem entkörperten Wesen zu thun gehabt — es sei denn, daß man Paracelsus als solches betrachte. Ich aber glaube, daß auch diese Individualität noch jetzt in einem irdischen Leibe als Adept mit andauerndem Bewußtsein ihrer früheren Persönlichkeit fortlebt.

Indessen macht sich mir die Frage geltend, ob selbst jener alte Platoniker wirklich ein entkörpertes Wesen war und nicht vielmehr auch ein Adept, der in dem Körper jenes Philosophen lebte und nur scheinbar, aber nicht wirklich so, wie jeder gewöhnliche Mensch stirbt, am 1. September 1687 jenen Körper verlassen hat. (Henry More. [D. Red.]) Mir scheint, diese Frage ist nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Es kommen dabei folgende Umstände in Betracht:

Alle gewöhnlichen Begleiterscheinungen des „Geisterverkehrs" durch spiritistische Mediumschaft fehlten. H. P. B. diente dem Platoniker in der aller natürlichsten Weise als ein Privatsekretär, ganz so wie bei einem lebenden Menschen, der etwas diktiert, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß derselbe für mich unsichtbar, für sie aber völlig sichtbar war. Er kam uns zwar nicht ganz so wie einer der lebenden „Meister" vor, mit denen wir auf ähnliche Weise verkehrten, aber doch mehr so, denn als irgend etwas anderes; und was die litterarische Arbeit selbst betraf, so ging diese dabei ganz genau so von statten, wie in den Fällen, wo der Diktierende zugegebener Maßen einer jener Adepten war. Statt der „Diktierende" könnte ich freilich auch der „Schreibende" sagen; und dies bedarf einer weiteren Erklärung.

Ich habe schon oben erwähnt, daß H. P. B.'s Handschrift verschiedentlich wechselte, und daß in der vorherrschenden Handschrift auch verschiedene wiederkehrende Unterschiede bemerkbar waren. Auch habe ich schon früher ausführlicher dargestellt, daß jeder Wechsel in der Handschrift stets begleitet war von einer sehr auffallenden Veränderung in H. P. B.'s Erscheinung, Bewegungen, Ausdrucksweise und litterarischer Leistungsfähigkeit. Wenn sie ihren eigenen Kräften überlassen war, so wurde das sehr leicht bemerkbar, denn dann war sie lediglich der ungeschulte schriftstellerische Anfänger, dann arbeitete sie mit der Scheere und dem Leimtopf, dann war das Manuskript, das sie mir lieferte, entsetzlich fehlerhaft, und nachdem es durch Streichungen, Einfügungen, Radieren, Aenderungen und orthographischen Verbesserungen in ein unlesbares Gewirr verwandelt worden war, hatte ich ihr dann das Ganze in der Regel neu zu diktieren.

Zwar wurden mir oft Andeutungen gemacht, daß andere Intelligenzen

ihre Person wie eine Schreib-Maschine benutzten, aber dabei hieß es niemals: „nun bin ich der und der" oder „nun redet A" oder „redet B". Dessen bedurfte es nicht mehr, nachdem wir „Zwillinge" schon so lange zusammen gearbeitet hatten, daß ich vollkommen vertraut geworden war mit allen Eigentümlichkeiten ihrer Ausdrucksweise, ihrer Stimmungen, Anschauungen und Neigungen. Der Wechsel ihres Wesens war für mich stets so klar wie der Tag, und wenn sie das Zimmer verlassen hatte und zurückkehrte, so konnte ich mir immer sagen: „jetzt ist es der — oder der — oder der". Und diese Vermutung wurde mir auch durch manche Einzelheit bestätigt.

So war eines dieser ihr Alter Egos ein Adept, den ich später lebend kennen lernte. Er trägt einen Vollbart mit einem langen Schnurrbart, der nach der Weise der Radschputs an beiden Seiten in den Backenbart hineingedreht ist. Er hat die Gewohnheit, wenn er tief in Gedanken versunken ist, seinen Schnurrbart zu streichen; das thut er unbewußt und ganz mechanisch. Manchmal nun, wenn H. P. B. offenbar „Jemand Anders" war, und ich sie dann unbemerkt beobachtete, so sah ich ihre Hand sich an ihrer Wange hin- und herbewegen, gerade so, wie wenn sie einen Schnurrbart strich, und doch hatte sie von einem solchen keine Spur. Dabei war in ihren Augen ein träumender, fernabwesender Ausdruck, bis sich plötzlich ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Gegenwart lenkte; der „Jemand" schaute auf, bemerkte, daß ich ihn beobachtete, nahm sofort die Hand vom Gesichte weg und setzte seine Schreibarbeit fort.

Dann war da noch ein anderer „Jemand"; dem war die englische Sprache so unbequem, daß er ohne unbedingte Notwendigkeit mit mir nichts anders als französisch sprach. Er zeichnete sich aus durch feinen Kunstsinn und durch großes Interesse an mechanischen Erfindungen. — Noch ein anderer saß auf diese Weise ab und an bei mir, und malte mit dem Bleistift allerhand Figuren; dabei unterhielt er mich mit Versen, die stets geistvoll waren, bald erhaben, bald humoristisch. So hatte jedes dieser verschiedenen Wesen seine Eigentümlichkeiten und war ebenso leicht zu erkennen, wie jeder andere gewöhnliche Bekannte oder Freund.

Eines Abends hatte ich zwei schöne weiche Bleistifte mit nach Hause gebracht, einen für H. P. B., den andern für mich selbst. Nun hatte sie die schlechte Gewohnheit, sich Bleistifte, Federmesser, Gummi und anderes Schreibmaterial zu borgen und nie wieder herauszugeben, auch nicht, wenn man es zurückforderte. An jenem Abend zeichnete der künstlerische „Jemand" für mich ein Gesicht auf ganz gewöhnlichem Papier und redete mit mir über allerhand interessante Dinge. Dann bat er mich, ihm den andern Bleistift zu leihen. Sofort schoß mir der Gedanke durch den Kopf: „Wenn ich diesen Bleistift hergebe, so bin ich ihn los, und habe morgen keinen für mich selbst". Ich sprach dies nicht aus; der „Jemand" aber warf mir einen milden sarkastischen Blick zu, streckte seine Hand nach dem Schreibmaterialien-Kasten aus, der zwischen uns stand, legte seinen Blei-

stift hinein, hantierte darin mit seinen Fingern einen Augenblick umher, und — siehe da! — es lag plötzlich ein Dutzend solcher Bleistifte von ganz genau derselben Qualität und Marke drin! Er sprach kein Wort, sah mich nicht einmal an; mir schoß aber das Blut in die Wangen, und ich kam mir in dem Augenblick so klein wie nie in meinem Leben vor. Doch glaube ich, einen Tadel damals nicht verdient zu haben — angesichts der Liebhaberei H. P. B.'s, Schreibmaterialien zu annektieren.

Wenn nun einer dieser „Jemande" durch sie arbeitete, so zeigte das Manuskript immer genau dieselbe Handschrift, die gerade ihm entsprach. Jeder von ihnen schrieb nur über diejenigen Gegenstände, die für seine Wesenseigentümlichkeit bezeichnend waren. Wenn man mir damals irgend einen Teil des „Isis"-Manuskriptes gezeigt hätte, so würde ich zu jeder Zeit genau haben angeben können, welcher Jemand es geschrieben hatte. Sie diente in allen diesen Fällen also nicht als „Privatsekretär", sondern war so lange jene andere Person selbst geworden.

Wo befand sich dann ihr eigenes Selbst während solcher Zeit? Das ist freilich ein Geheimnis, das nicht jedem klar zu machen ist. Soweit ich dies verstand, lieh sie dann ihren Körper her, wie man eine Schreib-Maschine verleihen kann, und führte selbst in ihrem eigenen Astralkörper irgend eine andere Aufgabe aus.

Nachdem die so von ihr Gebrauch machenden Adepten merkten, daß ich sie voneinander unterscheiden konnte, (ich hatte bald für alle verschiedene Namen im Gespräche mit H. P. B. erfunden) grüßten sie mich oft mit einer ersten Verbeugung oder mit freundschaftlichem Nicken, wenn einer von ihnen kam oder fortging und einem anderen Platz machte. Und sie redeten oft mit mir über einander, wie Freunde von dritten Abwesenden sprechen, so daß ich auf diese Weise manche Einzelheiten über die persönlichen Verhältnisse des einen und des anderen erfuhr. Auch sprachen sie von der dann abwesenden H. P. B., indem sie deren Wesen gänzlich von dem vor mir sitzenden Körper unterschieden. Diesen nannte einer „die alte Erscheinung", ein anderer bezeichnete ihn in einem Briefe an mich 1876 als „er (der Körper) und der Bruder, welcher drin ist."

Man stelle sich meine Gefühle vor, als ich eines Abends bemerkte, daß ich sie mit einem solchen „Adepten in ihr" achtlos verwechselt hatte? In der Meinung, es nur noch mit ihr zu thun zu thun haben, sagte ich vertraulich: „Nun, alter Gaul, frisch an die Arbeit!" Ich errötete, denn der Ausdruck des Erstaunens und der erhabenen Würde, der mich in Erwiderung darauf aus ihrem Antlitz traf, zeigte mir sofort, mit wem ich es zu thun hatte. Es war gerade d e r Adept, für den ich die größte kindliche Verehrung hegte. Er war ein Süd-Indier von sehr langer geistiger Erfahrung, ein Lehrer der Lehrer, der noch jetzt als großer Grundbesitzer lebt und doch nur von wenigen seiner Umgebung als das erkannt wird, was er wirklich ist.

Dies war der Meister, der H. P. B. in Veranlassung von Sinnetts „Esoterischer Lehre" die Antworten diktierte, die im Herbste 1883 im

„Theosophist“ erschienen. Das geschah im Hause des Generalmajors Morgan zu Otocamund. Eines Morgens las ich irgend ein Buch in ihrem Zimmer. Plötzlich wandte sie sich zu mir: „Man soll mich hängen, wenn ich je von den Japhygiern gehört habe, Olcot. Haben Sie vielleicht jemals etwas von so einem Volksstamme gelesen?“ — Ich verneinte und fragte, um was es sich handle. — „Nun“, erwiderte sie, „der alte Herr sagt mir, ich solle das Wort niederschreiben, aber ich bin bange, daß es falsch ist; was meinen Sie wohl?“ — Ich antwortete, sie solle es nur ruhig schreiben, denn jener Meister habe noch immer recht gehabt. Und es erwies sich auch als richtig. Dies ist nur einer von unzähligen solcher Fälle.

Sie hat niemals Hindi gelernt, noch konnte sie (als H. P. B. im normalen Zustande) es sprechen oder schreiben. Dennoch habe ich sie ein Billet in der Hindusprache und in Sanskrit-Zeichen schreiben und dem Swami Dayánend Saraswati überreichen gesehen im Vizionagram Gartenhause zu Benares, wo wir 1880 zu Gaste waren.

Ich möchte hier jedoch auf das Bestimmteste betonen, daß mir nicht einmal von den weisesten und edelsten dieser durch H. P. B. wirkenden Adepten je gestattet wurde, sie für unfehlbar, allwissend oder allmächtig zu halten. Niemals durfte ich sie vergöttern, vor ihnen erzittern oder das für göttlich inspiriert ansehen, was sie entweder durch H. P. B.'s Körper schrieben oder ihr diktierten. Ich hatte sie lediglich als Menschen, als Sterbliche wie mich selber zu betrachten, freilich als weiser und als unendlich über mich hinaus entwickelt in der Stufenleiter der Evolution. Sie verabscheuten aber jede sklavische Erniedrigung und urteilslose Verehrung und sie wiesen oftmals darauf hin, daß solches Wesen meistens nur der Deckmantel für Selbstsucht, Eitelkeit und innere Haltlosigkeit sei.

Ich habe oben schon erwähnt, daß das Diktieren und Zusammenarbeiten H. P. B.'s mit dem alten Platoniker ganz dem mit den anderen Adepten ähnlich war; und daß so wie jener seine Freude an einem besondern Zweige der Gesamtarbeit hatte, so auch jeder andere seine eigene Sparte hatte. Darin aber lag der Unterschied, daß diese zeitweilig nur ihr diktierten, zu andern Zeiten aber durch ihren Körper selber schrieben, während jener Platoniker sie niemals in Besitz nahm, sondern immer nur als Amanuensis benutzte.

Zum Schlusse mag hier noch ein anderer Gesichtspunkt erwähnt sein: Ich sagte, daß H. P. B.'s eigene Mitarbeit an „Isis unveiled“ sehr viel minderwertiger sei, als die von den Adepten für sie gethane. Dies ist wohl begreiflich, denn wie sollte sie, die keine eigenen Kenntnisse hatte, über so viele fernliegende Gegenstände ein gelehrtes Buch schreiben? In ihrem anscheinend normalen Zustande las sie wohl ein Buch, strich sich die Stellen an, die ihr auffielen, schrieb etwas darüber, machte Fehler, verbesserte sie, besprach sich mit mir, ließ mich selbst darüber schreiben, unterstützte meine Intuitionen, erbat sich Material von Freunden, und half sich auf diese Weise, so gut sie konnte, solange keiner von unsern Lehrern

bei uns war oder von ihr psychisch herbeigerufen werden konnte. Und sie waren keineswegs immer bei uns. Sie schrieb aber einmal ihrer Tante, daß wenn ihr Meister mit anderen Aufgaben beschäftigt sei, er seinen Stellvertreter bei ihr ließe und dieser sei ihr eignes höheres Selbst (ihr Augolides, wie die Kabbalah es nennt).

Davon weiß ich nichts. Ich kannte sie nur in drei verschiedenen Kapacitäten: 1) als H. P. B. selbst, 2) als Amanuensis des Platonikers, und 3) als in Besitz genommen von den Meistern. Es mag aber sein, daß auch ihr eigenes höheres Selbst von ihrem Gehirn Besitz zu nehmen pflegte und daß dies auf mich den Eindruck machte, wie wenn dann ein Meister durch sie arbeitete!



Das Bild der Welt.

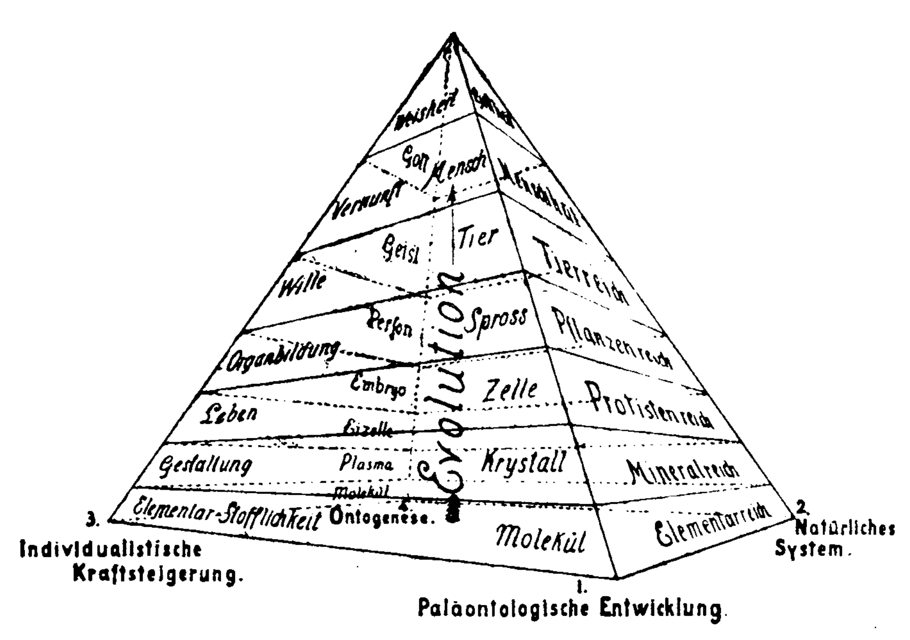
Eine Besprechung vom

Herausgeber.

Gravitation	Wärme	Licht	Magnetismus	Chemismus	Elektrizität
Innervation	Temperatursinn	Gesicht	Tastsinn	Geschmack Geruch	Gehör
Intuition	Vernunft	Verstand	Fühlen	Begehren	Wollen
Aether	Kraft	Stoff	Feste Körper	Flüssige Körper	Flüchtige Körper
Liebe	Seele	Leib	Pflanze	Tier	Mensch
Wahrheit	Glaube	Wissen	Sittlichkeit (Menschheit)	Recht (Staat)	Freiheit (Individuum)

Dies ist „Das Bild der Welt — von einem Menschen“; und zwar nach einem als „Manuskript gedruckten“ Heftchen, welches mir Herr A. Matthes in Berlin N, Schlegelstr. 23 III, zusandte. Zum Schlusse desselben kündigt der Verfasser an, daß er auf Grundlage dieses Schemas eine Schrift herauszugeben wünscht, welche die drei Grundprobleme: 1. das der Weltbildung, d. i. das „Perpetuum mobile“, 2. das der Urzeugung, d. i. das „Ding an sich“, und 3. das der Geburt des Geistes (Menschen), d. i. die „Quadratur des Kreises“, wie auch die auf Grund derselben laufende Entwickelung der körperlichen („unorganischen“), der sinnlichen („organischen“) und der geistigen („sittlichen“) Welt nach durchgehenden Grundgesetzen in neuer Weise beleuchten wird. Sie soll entweder getrennt in 3 Heften zu je 1 Mk. oder auf einmal zum Preise von 3 Mk. zu haben sein, sobald die Druckkosten durch die Vorbestellung darauf gedeckt sind. Der Verfasser erbittet schriftliche Bestellungen darauf unter seiner soeben angegebenen Adresse.

Daß ich mit dem Verfasser nicht übereinstimme, wenigstens nicht, wenn er mit den von ihm zusammengestellten Worten dieselben Begriffe wie andere Menschen ver-

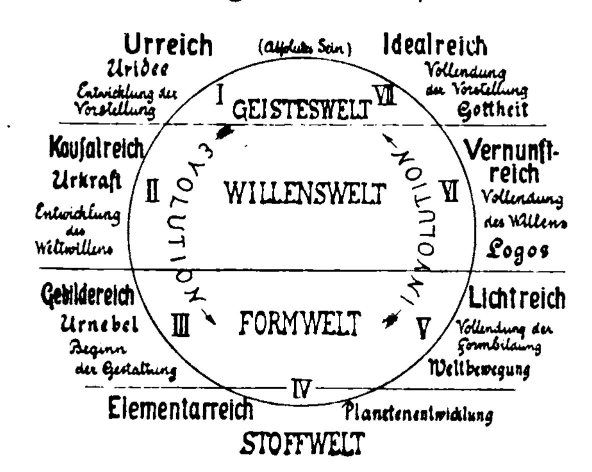


Die Potenzierung der Kraft in der Individuation.

bindet, das ist unsern Lesern ja bekannt. Ich darf hierbei wohl erinnern an die Ausführungen, bildlichen Darstellungen und Begriffs-Tabellen in meiner kleinen Schrift „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe; die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung; ein Beitrag zum Darwinismus; mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen (Braunschweig 1891, bei C. A. Schwetschke & Sohn).

Alle Denkarbeit ohne die Kenntnisse dessen, was andere vor Einem gedacht haben, erweist sich leicht als eine blosse Verstandesübung, die nur subjektiven Werth, aber keinen objektiven Nutzen hat. Um indessen denen, die in dieser Richtung weiter denken mögen, dazu Anregung zu geben, will ich aus meinem „Lust, Leid und Liebe" nur 2 Figuren (2 und 18) hersetzen. Vielleicht findet der eine oder der andere auch noch mehr Anregungen in dem kleinen Buche. Jedoch will ich damit Niemanden abgehalten haben, sich auch die (mir noch unbekannten) „Beleuchtungen der drei Grundprobleme" durch Herrn Matthes anzusehen. **Hübbe-Schleiden.**

Ein „Weltall"-Dasein.





Ein Erinnerungsblatt an Justinus Kerner.

Von

L. Deinhard.

Schon zu wiederholten Malen ist in der „Sphinx“ von Justinus Kerner, dem schwäbischen Dichter und Arzt, die Rede gewesen — ich erinnere nur an Carl du Prel's Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Kerners Bd. II Sept. 1886; an Kerner's Vorrede zu seinem Buche über eine Erscheinung aus dem Nachtleben der Natur Bd. XIV Aug. 1892 und Aehnliches — und man darf ja sicher bei den meisten Lesern seine Bekanntschaft mit der „Seherin von Prevorst“ voraussetzen. Heute liegt uns ein Buch seines Sohnes Dr. Theobald Kerner über das Heim der Familie Kerner vor.

Wie glücklich bei den Bewohnern des Kernerhauses in Weinsberg, zumal bei Vater und Sohn, Justinus und Theobald, beide Arzt und Dichter, vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Gemütes gepaart mit einer guten Dosis Schalkhaftigkeit und gesundem Humor, zusammenwirkten, um dieses Heim zu einem mächtigen Magneten zu gestalten, zu dem sich lange Jahrzehnte hindurch alle Dichter, Gelehrte, Philosophen, Künstler und sonstige Ritter des Geistes — die Geburts-Aristokratie nicht zu vergessen — hingezogen fühlten, das empfindet der Leser jenes kürzlich erschienenen Buches[1]) meines Dafürhaltens in einem solchen Maße, daß er sicher selbst einmal dieses Dichterheim zu betreten wünschen wird, über dessen Schwelle im Laufe der Zeiten so viele bedeutende Menschen geschritten sind. Von Persönlichkeiten, die uns in diesem Buche, meistenteils in kurzen Lebens-Schilderungen und guten Abbildungen begegnen, nenne ich unter denen, die die Sphinxleser besonders lebhaft interessieren: Frau Hauffe, die Seherin; Frau von Krüdener, jene Kurländerin, die auf den zum Mystizismus geneigten Kaiser Alexander I von Rußland einen gewissen Einfluß übte; David Strauß und Franz Anton Mesmer. Das Buch ist wertvoll namentlich für alle die, welche Justinus Kerner's zahlreiche Werke nicht gelesen: sie können aus diesen kurzen, volles Leben atmenden Anekdoten und Tagebuch-

[1]) Theobald Kerner: Das Kernerhaus und seine Gäste — Deutsche Verlags-Anst. Stuttgart 1894. Mk. 5.

Erinnerungen das Wesentlichste aus allen diesen Bänden kennen lernen. So giebt der Aufsatz „Somnambule", wohl das Wichtigste aus Kerners „Geschichte zweier Somnambulen" (Karlsruhe, Braun 1824); der Aufsatz „die Seherin von Prevorst" mancherlei interessante Aufklärung über den Inhalt des gleichbetitelten bekannten Werkes, von dem 1892 die sechste Auflage erschienen ist und demnächst in Reclam's Universalbibliothek eine Volks-Ausgabe herausgegeben wird. Der Aufsatz „Besessene" gewährt einen Einblick in die „Geschichte Besessener neuere Zeit". (Karlsruhe, Braun 1834); die Erzählung „Geistergeschichten" enthält mancherlei Wissenswertes aus Kerner's „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur;" das nachgelassene originelle „Bilder-Buch für alte Kinder", die „Klecksographien", (im Bd. XI der „Sphinx öfters erwähnt) ist natürlich auch in dieser Schilderung des Kernerhauses nicht übersehen worden.

Auf jeder Seite dieses von Theobald Kerner so pietätvoll verfaßten Buches findet der Leser Beweise dafür, in welch' seltener Harmonie der Seelen das Leben im Kernerhause verlief, Beweise eines Zusammenlebens und Zusammenwirkens von Vater und Sohn, wie es wohl ebenso innig nur selten vorkommen dürfte.

Justinus Kerner, welcher so viele Fälle von Somnambulismus in seinem Leben beobachtete, dem, wie selten einem Sterblichen, es vergönnt war, tief hineinzuschauen in jenes von ihm sogenannte „Nachtgebiet der Natur", bewahrte sich trotzdem stets in diesen Fragen die Kühle, von aller Schwärmerei weitentfernte Objektivität des Forschers. Dasselbe gilt, wohl in erhöhtem Maße, auch von seinem Sohne Theobald. Einen Beweis hierfür liefert uns ein Gespräch, das zwischen Vater und Sohn kurz vor dem Hinscheiden des Ersteren stattfand, und das der Letztere in dem erwähnten Buche in folgender Weise erzählt:

Das Gartenbänkchen.

Gott, wie die Zeit vergeht! Es sind schon über sechzig Jahre! Die Tännchen, die damals mein Vater am abgelegensten Ende des Gartens, etwa zweihundert Schritte vom Alexanderhäuschen entfernt, pflanzte, waren klein und schlank wie Rekruten, jetzt stehen sie hoch und steif wie alte Grenadiere, und mancher von ihnen ist am Absterben, der Specht hämmert auf und ab an der braunen morschen Rinde.

Ich trug, nachdem das Wäldchen gepflanzt war, auf meines Vaters Kommando ein schweres Eichenbrett herbei und vier unten zugespizte Holzscheite und Nägel, Bohrer und Hammer, und er schlug die Scheiter in angemessener Entfernung von einander in den Boden, legte das Brett darauf, nagelte es gut auf die Scheiter und die Bank war fertig. „Die Bank ist fest und hält uns aus!" sagte mein Vater, und jetzt sind so viele Jahre dahingegangen und die gute alte Bank ist noch immer da und steht fest auf den Beinen.

Das war das Lieblingsplätzchen meines Vaters, namentlich seit dem Tode meiner Mutter, hier war der Friede und die Einsamkeit eines Waldes,

die Bäume rauschten, die Vögel zwitscherten, die Bienen summten, und selten nur drang ein Menschenlaut in die Stille.

Hier saßen wir an einem schönen Oktoberabend 1861, mein Vater und ich. Die Sonne ging unter, herrliches Abendrot umsäumte die Weibertreu, wir wurden immer ernster in unsern Betrachtungen und sprachen vom Tode. „Es ist unbegreiflich", sagte, ich „daß die Natur, die sonst in allem so graziös und zweckmäßig verfährt, dem Menschen im Sterben ein so widerliches Los bereitet; statt ein absterbender, verwesender Leichnam zu werden, könnte er doch, wenn es zu Ende geht, schnell auflodern und zu Asche werden".

„Du hast recht" sagte mein Vater „aber da es nun einmal ist, sollte man wenigstens so vernünftig sein und den Toten Leib verbrennen". Auf einmal fragte er mich: „Glaubst Du an ein Leben nach dem Tode?"

Ich sagte: „An eine individuelle persönliche Fortdauer mit Rückerinnerung an das Leben vor dem Tode glaube ich nicht, das Sterben dünkt mich eine so schwere Operation, daß wenn selbst eine Fortdauer wäre, doch das Ich dabei zu Grunde gehen müßte, so gewiß als der Schmetterling sich seines Raupenlebens nimmer bewußt ist; besser ist's übrigens, man denkt über alle diese Dinge nicht nach, man kommt doch nur auf Abwege. In Tübingen ging ich als Student einst mit einem jungen Theologen in einer schönen Mondnacht auf einer Straße gegen Lustnau spazieren. Der Mond schien taghell herab, und ich sagte: Wenn jetzt ein Mondbewohner herabfiele, und mit heiler Haut, ohne zu Brei zu zerfallen, vor uns zu liegen käme, wie sähe er wohl aus?"

„Darüber läßt sich selbst mit der blühendsten Phantasie nichts sagen", entgegnete der Theologe, „denn wir haben ja nur menschliche, aus unsern Anschauungen auf der Erde erwachsene Begriffe. Schon wenn Du von heiler Haut und Brei sprichst, setzest Du bereits eine tierische Gestalt voraus; das kann ja aber etwas ganz anderes sein, etwas, für das wir keinen Begriff und keine Worte haben. Ueber etwas, das ganz außerhalb unseres Denkbegriffs liegt, soll der Mensch am besten gar nicht denken!"

„So, lieber Vater, geht mir's auch mit der Unsterblichkeit. Wenn meine Gedanken darauf kommen, rufe ich sie eilends zurück, sie sollen sich nicht auf unnützer Suche in den Nebel hinein unnötig abmühen, über irdisches Fühlen und Wünschen kommen sie ja doch nicht hinaus".

„Also glaubst Du auch nicht an Geister?" sagte mein Vater.

„Das ist schon etwas anderes" entgegnete ich „die Geister wären als solche noch nicht übersinnlich, über unsere irdischen Begriffe hinaus, sie haften noch an der Erde, wären nur die noch einige Zeit fortlebenden Ueberbleibsel von Gestorbenen; an solche Geister glaube ich zuweilen in nervösen Stunden. Uebrigens, daß es, ganz abgesehen von dem, was wir Geister und Gespenster nennen, in der Schöpfnng noch viele eigenartige, individuelle Wesen geben kann, die wir, weil sie körperlos und unserm Gesichtskreis entrückt sind, weder sehen noch begreifen, und nur ahnen können, ist nicht allein möglich, sondern mir auch höchst wahrscheinlich."

„Wenn ich dir einmal als Geist erscheinen würde“, sagte mein Vater, „würdest Du erschrecken?“

„O nein, es wäre mir vielleicht im Anfang unheimlich, aber je mehr ich zum Bewußtsein käme, daß Du es bist, desto mehr würde ich mich freuen, Dich wiederzuschauen. Doch wir sind da auf ein trauriges Thema geraten, laß uns lieber von etwas anderem sprechen“. Nun, sagte mein Vater, von dem Tode, der ja unsausbleiblich ist und von den unlöslichen Rätseln, vor die er uns stellt, darf man wohl sprechen; ich habe so manche Erfahrung gemacht, die mich an Geister glauben machen, obgleich die meisten Geistergeschichten, die uns jetzt als solche erscheinen, durch spätere Entdeckung von Naturkräften, die uns jetzt noch verborgen sind, sich als ganz natürliche Erscheinungen werden erklären lassen. Wenn es Geister giebt, so werde ich Dir erscheinen und zwar hier an diesem Bänkchen; erscheine ich Dir aber nicht, so ist das noch immer kein Beweis, daß es keine Geister giebt, vielleicht kann oder darf ich Dir nicht erscheinen, oder Dein Sinn und Aug' ist nicht dazu geeignet, mich zu sehen.“

Einige Monate später saß ich allein Abends auf dem Bänkchen, es war am Begräbnistage meines Vaters, ich starrte, Thränen in den Augen, in die dunkle Nacht hinein und rief: „O, komm, komm!“ — er kam nicht, und wie oft bin ich seitdem auf dem Bänkchen gesessen, und suchte mich hineinzuträumen in einen Zustand, wo ich fähig wäre, Geister zu sehen! Er kam nicht, aber oft war mir's, als träte er mir näher, als stände er neben mir.

Wie oft mag ein derartiges Versprechen schon gegeben worden sein! Und sicher in den allermeisten Fällen — wenn nicht zwischen den Wartenden und den zu Erwartenden ein Medium trat, mit demselben Mißerfolg, wie ein solcher hier in so rührenden Worten geschildert wird. Vom eigentlichen Spiritualismus, den er wohl nur durch amerikanische Zeitungsberichte kennen lernte, hielt Justinus Kerner nichts. Es grauste ihm offenbar eher davor. Er schrieb darüber („Die somnambülen Tische“. S. 22):

„Man wird mir, trotz des Geruches eines Starkgläubigen, in dem ich stehe, wohl zutrauen, daß ich den Glauben amerikanischer Spiritualisten an Geister nicht habe, an Geister, die sich vom Jenseits um Bezahlung an ihre Citierer in der Sprache des Klopfens kund geben, und daß ich das Phänomen des Tischrückens auch nicht für ihr Werk halte“. Wie wenig auf der andern Seite derselbe Kerner sich durch Akademiker, Berühmtheiten und Autoritäten imponieren ließ, geht auf folgender Stelle desselben auch heute noch sehr lesenswerten kleinen Buches hervor (Seite 39): „Wie die gelehrte Welt den Galvanismus der Albernheit des italienischen Volksglaubens zu danken hat, ist bekannt; auch ist bekannt, wie Mesmer's Entdeckung des tierischen Magnetismus, und Franklin's Wetterableiter einst vor der gelehrten Versammlung der Pariser Herren Akademiker für eine Albernheit erklärt und verworfen wurde. Bekannt ist auch aus neuester

Zeit, wie anfänglich Priesnitz mit seinen Wasserkuren als Quacksalber und dummer Bauer von der gelehrten Welt verlacht und verfolgt wurde, wie aber nach wenigen Jahren die gelehrten Herrn Aerzte bei ihm in die Schule gingen".

Nach meinen Erfahrungen sind die Schriften von Justinus Kerner im großen Publikum in Deutschland heute ziemlich vergessen, aber auch in gelehrten, namentlich in ärztlichen Kreisen, kennt man die „Seherin von Prevorst" vielfach heutzutage nur noch dem Namen nach, oder zuckt darüber, wenn man sie gelesen, mitleidig die Achseln. Dem hier besprochenen Buche Theobald Kerner's nun möchte man schon darum eine recht weite Verbreitung in der Gegenwart wünschen, weil jetzt, nachdem das Interesse an okkultistischen Studien die weitesten Kreise ergriffen hat, diese Schrift: Das Kernerhaus und seine Gäste, für Viele als eine Einführung in die okkultistischen Werke Justinus Kerner's außerordentlich wertvolle Dienste leisten kann. Dann erst wird die Zeit kommen, in der die Bedeutung Kerner's als eines okkultistischen Forschers und Denkers und als eines Vorläufers von Carl du Prel, Baron Hellenbach u. A. voll gewürdigt werden wird. Freudig ergreift die „Sphinx" auch stets jede Gelegenheit, das Andenken Kerners zu beleben, der in seinem „Magikon" schon einen Vorgänger unserer Zeitschrift schuf.



Menschen fühlen

Mir scheint, wir alle fühlen unbewußt zuzeiten die Gedanken-Wellen anderer Menschen. In der That sind Worte und sogar Gebärden nur eine sehr armselige Art von Sprache im Vergleiche zur direkten Telegraphie zwischen den Seelen. Es ist ein Irrtum, daß die Seele nur im Umfang ihres eigenen Körpers eingeschränkt ist. Ich glaube, daß mein Wesen sich noch um ein ganz Beträchtliches über meinen Körper hinaus ausdehnt; ich möchte sagen, wenigstens einen Meter im Umkreise, und so geht es allen. Ehe wir Worte wechseln und einander die Hand schütteln, haben unsere Seelen ihre Eindrücke ausgetauscht; und die lügen niemals.

Oliver Wendell Holmes.





Abschied vom Glücke.

Von

A. Fr. von Schack.

Wohlan! So mög' es mich verlassen,
das Glück, in jeglicher Gestalt!
Es mög' die Liebe mir erblassen,
und selbst die Freundschaft werde kalt!

Von Allem will ich nun mich scheiden,
das atmen darf im Sonnenschein;
ich will nur leben um zu leiden,
und ich will leiden um zu sein.

Nicht scheu will ich die Wege streifen,
die trübe sind und sorgenschwer —
ich will den Dornenzweig ergreifen
als ob's ein Kranz von Rosen wär'.

Ihr, der so lang ich hingegeben,
der Freude sag' ich nun ade.
Kaum schmerzt es noch, daß ich fürs Leben
zu ihren Feinden übergeh'!

Ich hab' genug vom falschen Golde,
denn das erkauft die Ruhe nicht;
ich trete in des Leides Solde
und kämpfe mich durch Nacht zum Licht.

Oh, daß ich an der Tage Ende
nur dankbar schauen könnt' zurück,
daß ich im Leiden endlich fände,
was ich noch niemals fand: das Glück.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

William Crookes

darf wohl als der bedeutendste und berühmteste Physiker der Gegenwart bezeichnet werden. Auch als Chemiker ist er durch die Entdeckung des Thalliums hervorragend, ebenso war er es als Physiker schon durch seine Konstruktion des Radiometers; epochemachend aber waren seine verschiedenen Vorträge vor der Royal-Society in London mit Experimenten über die Wirkung von Elektrizität auf die in einem fast luftleeren Glasgefäß zurückgebliebenen Luftteilchen, wodurch uns die Vorstellung eines vierten Aggregatzustandes der Materie erschlossen wurde. Ebenso bekannt sind freilich seine höchst erfolgreichen Untersuchungen aller möglichen mediumistischen Vorgänge von den einfachsten Bewegungen und Klopflauten bis hinauf zu stundenlangen Materialisationen der „Katie King“.

Da er nun diese letzteren Thatsachen genau ebenso exakt beobachtete und wissenschaftlich feststellte, wie jene physikalischen und chemischen, so ist das Streben der materialistischen Gelehrten und Journalisten sich selbst und die Welt glauben zu machen, Crookes habe inzwischen seine mediumistischen Untersuchungen als Täuschungen erkannt und seine früher aus denselben gewonnenen Anschauungen abgeleugnet, sehr begreiflich. Denn das Schwergewicht seines Urteils können sie nicht ändern.

Schon in unserm Dezemberhefte 1891 (XII, 368) veröffentlichten wir einen Brief von Crookes an Paul Morin in Paris, der einen im „Univers illustré„ gemachten Versuch, ihn als Renegaten hinzustellen, widerlegte (abgedruckt auch im Oktoberhefte 1891 der „Initiation“ in Paris). Noch gründlicher besorgt dies das folgende Schreiben an Professor Coues, welches vor dem Psychiker-Kongreß zu Chicago im September 1893 verlesen wurde und den lebhaftesten Beifall der gesamten sehr zahlreichen Zuhörerschaft hervorrief. Einer weiteren Erläuterung bedarf diese neueste

bündige Erklärung Crooke's nicht. Sie beweist aber, daß er ganz und gar den Mut seiner Ueberzeugung hat, und daß er als ein Mann von großem Charakter ebenso ausgezeichnet ist wie als Physiker und Chemiker. — Er schrieb:

7. Kensington Park Gardens, London, W. am 27. Juli 1893.

Mein lieber Professor Coues ..... Wenn Sie von gewissen Gerüchten hören, daß ich in meiner Beurteilung dieser Thatsachen den Rückzug angetreten oder daß ich irgendwie mich von einer Irrtümlichkeit meiner früheren Behauptungen überzeugt hätte, so ermächtige ich Sie, oder vielmehr bitte ich Sie dringend, jene Gerüchte in meinem Namen als unwahr hinzustellen. Soweit es sich um die wichtigsten Thatsachen und deren Beobachtung handelt, die ich in den verschiedenen von mir über spiritistische Phänomene veröffentlichten Druckschriften niedergelegt habe, stehe ich noch heute auf demselben Standpunkt wie zur Zeit, als ich darüber schrieb. Ich habe in der Zwischenzeit nicht eine einzige Lücke in meiner Beweisführung entdecken können, welche die Möglichkeit eines Irrtums zuließe, und jetzt, nachdem meine damaligen Kenntnisse noch durch fast zwanzigjährige Erfahrungen bereichert worden sind, vermag ich vollends nicht einzusehen, wo die Fehlerquelle hätte liegen sollen. Lesen Sie meine jüngst veröffentlichten „Aufzeichnungen über meine Sitzungen mit D. D. Home" und die Einleitung zu diesen Mitteilungen, so werden Sie ein klares Bild meiner gegenwärtigen Anschauungen gewinnen.

Mit freundlichem Gruße
Ihr aufrichtig ergebener
William Crookes.

Die hier erwähnten „Aufzeichnungen über seine Sitzungen mit D. D. Home" haben wir in unsern April- bis Juniheften 1890 (Bd. XI, 189, 288 und 348) veröffentlicht. **H. S.**



Seherischer Verkehr mit Verstorbenen.

Obwohl ich Spiritualist aus voller Ueberzeugung bin, gebe ich doch gern zu, daß nicht alle mediumistischen Phänomene wirklich spirituell er Natur sind. Indessen weiß ich aus persönlicher Erfahrung, daß unter Umständen die sich manifestierende Intelligenz die volle Individualität von verstorbenen Personen ist. Verschiedene Fälle könnte ich Ihnen erzählen, die mir ohne Hilfe eines Mediums vorgekommen sind, wenn ich mehrere Meilen weit von anderen Menschen entfernt war. — Meine Beschäftigung ist die eines Bergmannes, hier im australischen Busche.

Freilich sind alle derartigen Phänomene nur gut, um die beteiligte Person zu überzeugen; für Unbeteiligte sind sie blos von geringem Werte. Zwei solcher Fälle seien hier jedoch kurz erwähnt.

Mein Geschäftsteilhaber und ich bearbeiteten einst einen goldhaltigen Quarzriff. Unsere Finanzen standen zur Zeit sehr niedrig, und wir glaubten

uns durch dies Riff wieder hochbringen zu können, arbeiteten daher sehr tüchtig.

Eines Abends, als ich sehr ermüdet zu Bett gegangen war und mich in dem Zustande zwischen Schlafen und Wachen befand, sah ich eine vor etwa neun Jahren verstorbene, sehr teure Freundin vor mir stehen. Ich fand nichts Außergewöhnliches hierin; unsere Unterhaltung war mir so natürlich, wie wenn zwei lebende Menschen mit einander sprechen.

Sie riet mir, nicht so schwer zu arbeiten, denn es wäre nutzlos. Daß ich in dem Stollen arbeite, sei ein vollständiger Mißgriff, ich würde nicht einmal Quarz herausbekommen, und die Steine, die mein Genosse zu Tage brächte, würden uns keinen Pfennig für unsere Arbeiten geben.

Dies konnte ich nicht glauben, denn es ging so ganz gegen meine Ansicht. Nur ein ungläubiges Lächeln hatte ich als Antwort, und stellte verschiedene Fragen mit der Absicht, zu erfahren, wie weit ihr Wissen reiche. Sie muß mich verstanden haben, denn nachdem die Fragen beantwortet waren, wurde die Unterhaltung abgebrochen mit den Worten: „Du wirst es schon ausfinden!"

Am nächsten Morgen machte ich eine sorgfältige Berechnung, aber das Resultat war ein ganz anderes, als der mir gegebene Rat von letzter Nacht. Wie ich bei derartigen Gelegenheiten immer thue, folgte ich meiner eigenen Ansicht und arbeitete ruhig weiter.

In einiger Zeit jedoch fand ich wirklich aus, daß meine Berechnungen total unrichtig waren. Hätte ich dem Rate gefolgt, ich hätte drei Monate Arbeit und Geldausgaben gespart, denn die Steine enthielten nur gerade Gold genug, um die Fracht bis zur Maschine und das Stampfen zu bezahlen.

„Meine eigene Psyche habe mir den Rat gegeben", wird ein Anhänger der Theosophischen Gesellschaft sagen; aber dem gegenüber muß man bedenken, daß die Art und Weise, wie mir dies von meinem höheren Selbste eingegeben worden wäre, doch eine sehr eigentümliche gewesen sein würde. Mein geistiges Selbst hätte es für notwendig erachtet, daß ich hier ohne Resultat arbeiten sollte (Karma) und hätte mich dann doch davor gewarnt, obwohl es wußte, daß der Rat von mir nicht befolgt werden würde. Dasselbe kann freilich auch von meiner Freundin gesagt werden; aber bei ihr war die Liebe vorherrschend, und wenn sie auch ihre Absicht, mir zu helfen, schon vorher als erfolglos erkannt haben mag, so hat sie doch, ob bewußt oder unbewußt, zur eigenen Beruhigung, zur Befriedigung ihrer Neigung zu mir gehandelt.

Der zweite Fall ist eine Vision.

An einem heißen Sommer-Nachmittage konnte ich mich der Müdigkeit nicht erwehren. Kaum schloß ich die Augen, so sah ich einen verstorbenen Vetter vor mir stehen, der mich aufforderte, ihm zu folgen. Ich stand auf, er reichte mir die Hand, und in demselben Augenblick befanden wir uns auf einer großen mit Gras bewachsenen Ebene.

Obgleich ich keine Sonne sah, schien ein sanftes, helles Licht. Ich sah, daß ich nicht mein Arbeitszeug anhatte, sondern einen schwarzen

Anzug, als ginge es zur Kirche. In der Ferne stand ein großes, Dom-artiges Gebäude, und eine Gruppe von Leuten stand davor. Ich hatte den Eindruck, das Gebäude sei eine Kirche, und die Leute davor seien im Begriff, hinein zu gehen.

Unsere Ankunft muß die Aufmerksamkeit der Leute erregt haben, denn plötzlich wendeten die Gesichter sich uns zu, und ich erkannte viele als einstige liebe Angehörige. Freudig erregt, eilte ich ihnen entgegen, wobei mein Führer etwas zurückblieb. Aber schon öffnete sich die Gruppe; ein Mann kam mir entgegen, machte magnetische Striche mit der Hand und rief: „Zurück, Zurück!"

Ein unsagbares Weh überkam mich.

Ich fing bitterlich zu weinen an und erwachte.

Dieser Mann ist mir aus früheren Erscheinungen wohl bekannt, er beschäftigt sich jedoch nicht immer direkt mit mir, mitunter sind es zwei kleine Knaben, so groß wie 7- oder 8jährige Kinder, die mich führen, und mir Erklärungen geben. Dann sehe ich den erwähnten Mann in der Ferne uns beobachten; und es macht mir den Eindruck, ols ob er uns überwache, um zu sehen, wie wir miteinander fertig werden.

Es ist für mich unmöglich, dies auf eine andere Weise zu erklären, als mit Hilfe der spiritistischen Theorie. Die beteiligten Individualitäten als leere Schemen zu betrachten oder als Elementalen, berührt mich unsympatisch. Es wird doch auch für ein Elementarwesen, oder ein bloßes Astralbild unmöglich sein, eine freudig erregte Psyche, die mit Lust und Liebe einem Entschluß folgt, mit magnetischen Strichen von dem Vorhaben abzubringen und traurig zu stimmen.

Fern sei von mir, der Wunderjägerei das Wort zu reden, und nichts ist schädlicher für die Charakterbildung, als seine eigene Individualität Anderen unterzuordnen; aber daß alle Medien zu Grunde gehen, wird von den Spiritualisten erfahrungsgemäß bestritten.

Es scheint, daß die Personen, die solche Thatsachen nur mit Hülfe eines Medium untersuchen können, in einer unangenehmen Lage sind. Sie befinden sich zwischen zwei Strömungen, und die Furcht vor der astralen Welt führt sie der Schemen-Lehre zu.

Daß sowohl der „Spiritualismus" als auch der Okkultismus Wahrheiten enthalten, mithin zur Theosophie gehören, ist für mich unbestreitbar; und es ist zu bedauern, daß diese beiden Vertreter des Geistigen im Menschen, gegenüber dem Materiellen, es für nötig halten, unter dem Vorwande des Wahrheitsstrebens sich gegenseitig zu bekämpfen, statt sich jeder in die Lage des Anderen zu versetzen und zu untersuchen, in wie weit der Andere Recht hat. Es ist müssig, gewisse Autoritäten als unfehlbar hinzustellen.

Unfehlbar ist nur Gott, und auch er nur im Abstrakten; die Wahrheiten Gottes müssen, wenn sie sich uns offenbaren sollen, sich stets in einem Symbol, in einem Gleichnisse darstellen, denn absolute Wahrheit ist für uns unfaßbar. Dadurch aber wird das rein Geistige

materiell, das Vollkommene unvollkommen. Es ist nicht so sehr die Quelle der Wahrheiten, die wir zu berücksichtigen haben, als das individuelle Verständnis; denn Alles enthält genau so viel Wahrheit, als das Individuum daraus entnehmen kann. Es ist also nicht ratsam, extreme Richtung zu vertreten; auch ist die Grundlage der Theosophie breit genug Psychismus und Spiritualismus in sich aufnehmen zu können.

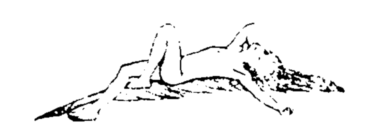
Leyburn, Queensland, Australien. 5. XI, 1893. **Georg Rodenberg.**

Zur Beruhigung Vieler benutze ich diese Gelegenheit, mit dem Einsender der vorstehenden Mitteilung nachdrücklich anzuerkennen, daß in Wirklichkeit kein wesentlicher Unterschied zwischen der spiritistischen und der theosophischen oder okkultistischen Erklärung solcher Thatsachen besteht, wenn man nämlich nur den höheren, geistigen „Spiritualismus" im Auge hat und unter „spiritistisch" nicht die völlig urteilslose Annahme derjenigen versteht, die *jede* mediumistische Mitteilung auf „Geister von Verstorbenen" zurückführen. Die Quellen dieser Mitteilungen sind 12facher Art; wir werden darüber, sowie über die andern hier einschlägigen Gesichtspunkte demnächst Ausführlicheres bringen.

Daß Verstorbene mit Lebenden durch Seher (wie in diesem Falle) oder auch durch eigentliche Medien verkehren können, ist unzweifelhaft. Ob man den Zustand solcher Verstorbenen „die 2. und 3. Sphäre", oder ob man ihn „Kama Loka" nennt, ist sachlich ganz gleichgültig. Auch wissen alle „Spiritualisten", daß die „Geister" ihnen sagen, wenn sie sich in eine *höhere* Sphäre erheben, daß sie dann ferner nicht mehr durch „Medien" (sondern nur noch inspirativ durch geistige Seher) mit ihnen verkehren können, ob man deren 4. oder 5. Sphäre, dann „Himmel" oder „Dewachan" nennen will, ist auch gleichgültig.

Manche „Spiritisten" verkennen nur, daß sehr viele der von ihnen auf „Geister" zurückgeführte Mitteilungen weder von verstorbenen Personen herrühren, noch auch irgenwelchen Geist enthalten, oft sogar nur von den Medien unbewußt in der *astralen* Sphäre aus den *Gedanken* Verstorbener oder auch Lebender aufgefangen werden. — Theosophen, Okkultisten und geistige Spiritualisten protestieren insgesamt besonders aber dagegen, daß Spiritisten vielfach den alltäglichsten Quatsch für wertvolle geoffenbarte Weisheit halten; und sie stimmen alle mit dem Einsender auch darin überein, daß jede die eigene Individualität preisgebende „Mediumschaft" des Menschen unwürdig ist und die selbständige Geistesentwickelung in seiner Seele auf das Schlimmste schädigt.

Hübbe-Schleiden.





Anregungen und Antworten.



Wahrtraum oder Wiederverkörperung?

An den Herausgeber. — Eine Frage, die schon lange in mir erwacht war, ist durch Anregung Ihres „Daseins als Lust, Leid, Liebe" erst recht rege geworden. Vielleicht ist es lohnend, sie an öffentlicher Stelle zu beantworten.

Ich habe öfter den Eindruck, als ob ich eine gegenwärtige Thatsache schon früher ein- oder mehrmals erlebt hätte. Und zwar ist es eigentlich nicht eine, sondern immer eine Reihenfolge von Thatsachen, nämlich so, daß ich bei einer bestimmten Handlung die Ueberzeugung gewinne: „das hast du schon einmal erlebt." Ich erinnere mich sodann, welche Handlungen ferner darauf folgten, bei denen auch nicht selten dieselben Personen oder Sachen der Handlung in Betracht kommen; und ich weiß dann, daß es wieder ebenso geschieht. Es ist nur schade, daß ich solche Erinnerung dann auch mit dem Geschehen der Handlung gleich verliere.

Es mag wohl diese Expansivität wachsen; denn früher waren mir diese Erkenntnisse noch viel nebelhafter und viel weniger klar als jetzt. Wunderbar scheint es mir, weil doch immer mehrere, oft viele andere Personen an einer einzigen Handlung mitwirken, so daß sie nicht nur durch mein alleiniges Wollen und Wirken zustande kommt, für welchen letztern Fall ich ja keiner Erklärung mehr bedürfte. **F. W. Max Zander.**

Daß dies Gefühl der „Erinnerung" des Einsenders dann erklärlicher würde, wenn gar keine anderen Personen bei dem betreffenden Vorgange beteiligt sind, oder daß derselbe schwerer zu erklären sei, wenn dabei mehrere Personen handelnd auftreten, das sehe ich nicht ein. Selbst dann, wenn man zur Erklärung dieser ja bei vielen astral veranlagten Personen sehr häufigen „Erinnerung auf die Thatsache der Wiederverkörperung zurückgreifen wollte, so steht doch fest, daß vielfach im nächsten Leben oder sogar im zweiten und dritten Wiederleben dieselben Personen durch die ihre Individualitäten verbindende Kausalität (Liebe, Haß, Schuld rc.) wieder zusammengeführt werden.

Aber mir scheint, daß es sich hier garnicht um eine Erinnerung aus früheren Leben handeln kann. Aus zwei Gründen nicht: Erstens kehren im späteren Leben ja nie dieselben Handlungen und Vorgänge wieder, sondern gerade andere, nämlich die Wirkungen, deren Ursachen jene Handlungen waren. Zweitens würde eine solche Erinnerung auch mehr als eine astrale Entwickelung der betreffenden Individualität erfordern; diese müßte ihr Bewußtsein schon von der Ebene ihrer Persönlichkeit auf die der Individualität erhoben haben, d. h. sie müßte in die „Wiedergeburt aus dem Geiste" eingetreten sein; und das ist ein seltener Fall.

Ich führe diese oft vorkommende Erinnerung lediglich auf ein reges Wahrtraumleben zurück, wie es bei feinsinnigen (astral veranlagten) Personen häufig ist,



ohne daß sie sich dieses innerlich wachen Traumlebens für gewöhnlich im äußeren Tagesbewußtsein erinnern. Nur eben in den angeführten Fällen tritt solches Erinnern ein. Für das astrale Traumleben der Seele gilt ja nicht das sinnliche, sondern das Transscendentale Maß des Raumes und der Zeit. Daher die so bekannte Thatsache des Fernsehens oder Voraussehens im Traume, des Wahrtraumes.

Daß aber die Erinnerung eines Wahrtraumes mit dessen Verwirklichung erlischt, das erklärt sich wohl genau aus demselben Grunde, warum das Licht der Sterne für unser Auge erlischt, wenn die Sonne aufgeht. Das tageswache Sinnenbewußtsein überstrahlt das schlafwache Traumbewußtsein. H. S.



Mit der Welt oder für die Welt?

An den Herausgeber. — Mir scheint, daß die buddhistische Bettelei keineswegs zur Erlösung Aller führen könne. Warum sollen die für die Bhikshus arbeitenden Upasakas weniger günstige Aussichten haben, innerlich voranzukommen, wenn sie nur sich wirklich bemühen, die Thränen ihrer Nächsten zu trocknen.

Cz., 12. Oktober 1893. L. P.

Um den hier hervorgehobenen Unterschied zu kennzeichnen, braucht man nicht nach Indien zu blicken; auch die christliche Kirche hat ihre Bettelmönche. Wir stimmen aber, dort wie hier, dem Anfrager ganz bei, wenn er zur innern geistigen Entwickelung Bethätigung in barmherziger Liebe fordert. Die meisten Bettel- oder andern Mönche sind nicht einmal Mystiker; für einen solchen wäre die Berechtigung, sich zeitweilig aus dem Weltleben zurückzuziehen, dadurch gegeben, daß er nachher um so mehr die Kraft hat, seinen Mitmenschen die Thränen zu trocknen. Selbst ein Bettelmönch kann, wenn er „geistig" entwickelt ist, durch Heilungen von Kranken die ihm gespendeten Almosen in hundertfachem Leistungswert erwidern. Das aber ist der Vorzug eines Theosophen vor dem, der blos Mystiker ist, und noch mehr von dem, der sich in Schwäche oder Trägheit aus der Welt zurückzieht, daß er für seine Mitmenschen lebt und wirkt. Kann nun der Theosoph, der f ü r die Welt lebt, sehr wohl i n der Welt leben, so ist darum doch nicht nötig, daß er m i t der Welt lebt. H. S.



Ein Geist rät seinem Medium:

Gieb niemals deine eigene Selbstverantwortlichkeit preis, und erhalte deinen Willen und dein Urteil immer ungeschwächt. Es ist genau so schlimm für dich, wie ein lebloser Körper willenlos dich in den Händen von „kontrollierenden" (dich beherrschenden) Geistern auf unserer Daseinsebene zu befinden, wie deinen Willen, dein Urteil und deine Individualität vollständig der Beherrschung irgend eines Geistes zu unterwerfen, der noch auf eurer äußern Daseinsebene lebt. Gieb nie das Steuerruder deines eignen Wesens aus der Hand! Stead: Borderland I, 49.





Bemerkungen und Besprechungen.



Die Entwickelungsgeschichte des Spiritismus

ist der Gegenstand eines Vortrages, den unser Mitarbeiter Herr Carl Kiesewetter in Meiningen am 12. Januar 1893 zu Hamburg gehalten hat. Dieser Vortrag ist inzwischen bei Max Spohr in Leipzig als Broschüre herausgegeben worden.

Mit einiger Berechtigung faßt Kiesewetter die Geschichte des Okkultismus als eine Vorgeschichte des Spiritismus auf, und nimmt dazu aus jener vorzugsweise diejenigen Vorgänge und Praktiken heraus, die sich auf den Verkehr mit Verstorbenen beziehen. Dessen neueste Phase ist ja allerdings der Spiritismus und zwar unterscheidet er sich von den früheren Phasen nur dadurch, daß er nicht mehr das Geheimnis Weniger ist, sondern jedermann freisteht, der sich trotz der Warnungen der Wissenden mit diesen Praktiken befassen will.

Kiesewetters Vortrag ist nicht nur mit umfassender Kenntnis der geschichtlichen Thatsachen ausgerüstet, sondern geht auch in vertiefter Weise auf die bezüglichen Lehren, je z. Th. sogar auf die Weltanschauung der älteren Okkultisten ein, so daß man aus dem Ganzen ein sehr inhaltreiches Bild aus der Geschichte der Geheimwissenschaften empfängt. In diesem Sinne würde die hier von Kiesewetter gegebene Darstellung noch durch ein Gegenstück zu ergänzen sein, wenn man die verschiedenen Ansichten der heutigen Okkultisten über den Verkehr durch Medien mit der übersinnlichen Welt zusammenstellen wollte, wie dies Stead im 2. Heft des „Borderland" für die englische Litteratur versucht. Einstweilen sei die Schrift von Kiesewetter unsern Lesern gern empfohlen. H. S.



Es dämmert überall!

In dem kleinen Monatsblatte der frei-religiösen Geistesrichtung „Es werde Licht!" von Carl Scholl finden wir im Augustheft 1893 (24. Jahrg. Nr. 11) ein Schlußgedicht von dem Herausgeber, dem Redner der Gemeinde, selbst, das darin eine ganz unmißverständliche spiritistische Anschauung ausspricht. Dies ist um so merkwürdiger, als die frei-religiöse Gemeinde sich bisher von uns fast nur durch ihre beschränkt materialistische Tendenz unterschied. In diesem längeren Gedichte nun schildert Herr Scholl ein Erlebnis, aus dem er den folgenden Schlußvers als das Ergebnis zieht:

> „Das ist ein Gruß aus stillem Geisterland,
> Die Kindesliebe sendet einen Boten!
> Nein! Nein! Zerissen ist nicht jedes Band, —
> Die wir geliebt, — sie leben — unsere Todten!"

Wahrscheinlich ist Herr Scholl ebenso wenig Spiritist, wie wir selbst. Wenigstens wollen wir ihm wünschen, daß er auch in dieser einseitigen Geistesrichtung nicht stecken bleibe, sondern das Wesen und den tieferen Sinn der sogenannten spiritistischen Erfahrungen erkenne, auch den Nutzen daraus ziehe, den der Hinweis auf den allein wertvollen höheren Zweck unseres Daseins und all unseres Strebens bringt. Diesen Nutzen ziehen aus solchen Erfahrungen nur die Theosophie und Mystik — einerlei ob man diese Verwertung derselben so nennt oder anders oder garnicht nennt. Das Wesen ist der Geist! **H. S.**



Vom Gebet

giebt E. S. Martin in der „North American Review"[1]) folgende Vorstellung, die ebenso sehr wissenschaftlich wie mystisch zutreffend ist:

Die vernünftige Vorstellung vom Gebet ist nicht die einer Beeinflussung der Gottheit, sondern die einer Kraftäußerung aus einer Urkraft-Quelle stammend, welche selber Gott ist. Naturnotwendig müssen die Ergebnisse des Gebetes mit dem Willen Gottes übereinstimmen, ebenso wie jede menschliche Beherrschung von Naturkräften mit den Naturgesetzen übereinstimmen muß. Der Mensch ist nicht die Urkraft des Weltalls, aber er ist aus ihr selbst entsprungen, mit ihr wesenseins. Daher sind ihm alle Dinge möglich, wenn er nur das Wie ausfindet. Wenn er in sich selbst den Willen Gottes und die Art seiner Verwirklichung erkannt hat, dann erst kann er „wissenschaftlich" beten und dann wird er seinen Fortschritt zur Vollendung unendlich beschleunigt sehen. Dann wird das Unheilbare geheilt, dann das Unmögliche gethan. Das Geheimnis der unendlichen Bewegung wird enthüllt, und die Quelle der Jugendkraft wird unerschöpflich strömen. Dann wird das Reich Gottes gekommen sein — aber nur für die, welche die Naturgesetze des Willens Gottes in sich selbst erkannt und verwirklicht haben werden. **H. S.**

[1]) Light, Nro. 663, Septr. 23. 1893, pg. 446.



Die Frauenhand.

Gustav Geßmann, der bekannte Verfasser des „Katechismus der Handlesekunst" und des „Katechismus der Wahrsagekünste" wendet jetzt die Aufmerksamkeit seiner Leser ganz besonders auf „die Frauenhand und ihre Bedeutung für die Erforschung des weiblichen Charakters." Seine Schrift (von 92 Seiten), die er unter dieser Aufschrift bei Karl Siegesmund in Berlin herausgegeben hat, ist trotz ihrer volkstümlichen Kürze so abgefaßt, daß sie keine Vorkenntnisse beim Leser voraussetzt, sondern diesen in wenigen Stunden in alle Geheimnisse der Chirosophie, Chirognomie und Palmistrie einweiht, unterstützt durch eine größere Anzahl von zweckentsprechenden Abbildungen. Nicht sehr galant ist es vom Verfasser, daß er dem Leser fast nur, und zwar in voller Ausführlichkeit, alle nur erdenklichen schlechten Eigenschaften, wo immer sie sich finden mögen, aus der Frauenhand erkennen lehrt. Aber nützlich mag es allerdings ja sein, vorher zu wissen, welche Eigenschaften man bei Jemandem, mit dem man sich einlassen will, zu fürchten hat. — Warum jedoch hat Geßmann wohl das okkulte Siegel vorne auf seinem Buche so auf den Kopf gestellt, daß es „die schwarze Magie" bedeutet?

H. S.



Guttzeits Spiritualistische Briefe

sind als kleine Broschüre bei Wilhelm Besser in Leipzig erschienen. Sie stellen in so einfacher, klarer und ungezierter Form die eigenen Erlebnisse des Verfassers auf dem Gebiete des Uebersinnlichen dar, daß sie für jeden nicht hartnäckig Voreingenommenen den Stempel der Wahrhaftigkeit an sich tragen. Dies muß auch für denjenigen der Fall sein, der nicht die Aufrichtigkeit des Wesens von Johannes Guttzeit persönlich kennt. Daher ist diese kleine Schrift vor allen denen zu empfehlen, die noch nicht selbst derartige Erfahrungen gemacht haben; man kann auch z. Th. daraus entnehmen, wie man solche Erlebnisse zu suchen und zu beachten hat. Es spricht auch viel gesunder Menschenverstand aus dem Büchlein. H. S.



Oeffentliche Charaktere[1]).

Das Buch erscheint als eine Fortsetzung des Hentze'schen Werkes. Doch während bei Hentze manche Namen einstiger Berühmtheiten schon verschollen sind, ausgegangen wie Illuminationslämpchen, wenn es spät wird, schäumt, die verstorbenen Mitglieder der Kaiserfamilie abgerechnet, um die Zix'schen Namen noch die frischerhaltende, prüfbare Gegenwart. Auch ist der graphologische Tiefsinn der Sensitiven, von welcher die Verfasserin ihre Urteile erhielt, gegenüber der streifend oberflächlichen Auffassung Hentze's unverkennbar; manche Andeutung wird zur Ausdeutung.

Wie im Panorama ziehen an uns vorüber: Herrscherhaus, Aristokratie, Beamtenwelt, Parteiführer. Dann folgen Philosophen und Schöngeister, um hier einmal das schreckliche Wort zu gebrauchen; ferner Maler, Componisten, Schauspieler, Gründer einer Bewegung.

Ueberraschend treffend sind u. a. die Charakterisierungen Jensens mit seinen Zwergbaumzügen, das zu blendendem Schematismus erstarrte Fortgießen Spielhagenscher „Belletristik“ mit ihrem leeren Schwung, woraus die Seele schon längst entflohen ist.

In Zola steckt ein Stück Marat, in Booth ein Napoleon, doubliert mit seinem fanatischen Kirmesscharlatan; und Wilhelm Busch besitzt bei aller Derbkomik und Imkerei feines Kunstverständnis und Takt. Als Beispiel dieses Typus, der neben weiblichem Leib und Seele männlichen Geist offenbart, hätte vielleicht ausnahmsweise die unerreichte Westfalin Anette von Droste-Hülshoff angeführt werden können.

Die Entstehungsweise des Buches, psychometrisch wie sie ist, bringt etwas Dilettantisches mit sich; das ewige Seufzen zu Gott berührt etwas pietistisch und je nach Umständen geradezu komisch. Doch eher hätten sich Phrasen vermeiden lassen wie Seite 138, wo Gustav Freitag einer der würdigsten Bewohner „des Parnasses“ genannt wird.

Gerade die Bücher bei denen die Gefahr dilettantischer Färbung so nahe liegt sollten sich vor ihr hüten, auch dann, wenn sie in der Fassung sich davon frei gemacht haben. P. H.

---

[1]) Oeffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung. (Berlin 1894, Ernst Hoffmann & Co.) 6 Mk.



Praktische Philosophie.

Modern gewohnte Sinne sehen in der Welt nicht so sehr die feierlich ruhende, zum Preise ihres Schöpfers auffordernde Schöpfung, als vielmehr ein ununterbrochenes Werden, ein Wachsen und Entwickeln, das alle Kräfte und mehr noch alles aus diesen gewordene Wesen in Anspruch nimmt. Da giebt es nicht Unterbrechung, nicht hoch noch niedrig. An besonders schwierigen Stellen bleibt die Entwicklung etwas länger stehen, aber auch über diese geht es hinaus.

So wird die menschliche Ueberwindungsfähigkeit fertig werden mit der Rauhheit und Ungunst der umgebenden Verhältnisse, den Egoismen des gesellschaftlichen Lebens, den Unbilden der für uns noch starken Natur. Auch in dem großen Ocean der Anziehungen, ins All werden wir uns einst hinauswagen; bauen wir doch schon bereits wirkliche Luftschlösser, und die Columbus für den Weltenraum rüsten sich.

Der Eine oder Andere dieser kühnen Entdecker mag sein Leben an den Irrtümern seiner Berechnung draußen im weiten Raume erst noch zerschellen lassen müssen, dann aber kommt einer wieder und kündet: es geht. Und nun richtet man sich nach der ganzen Welt ein, baut sein Zellengebäude Leib nach jedem Klima der Welt um.

Ronald Keßler hält dieses nicht für unmöglich. Und wirklich, es liegt viel, viel Dogmatik noch in den Naturkräften und im eigenen Wesen des Menschen, das herausgeholt, ungeahnte Weiten und Tiefen erschließen muß. Und statt zu kühn, erscheint der bekannte sophokleische Chorgesang eher zu schwach und zu farblos unbestimmt für die Leistungen einer nicht mehr allzufernen Zukunft. Aber man muß sich eben ganz, nach allen Richtungen muß man sich entwickeln; Einseitigkeit vertiert, strotzendes Unkraut und Athletenleiber reden von gleicher Brache.

Jede neue Begabung faßt alles Alte auf, und ist mit alle dem offen für Neues.

Keßler mag mannigmal etwas Jules Verne sein, aber er ist kein kosmischer Münchhausen, er schneidet nicht auf, er berauscht sich alsdann an der Entwicklungsleidenschaft in gutem Glauben.

Edgar Allan Poe und Charles Baudelaire, diese vornehm-düstern Leugner — ja Feinde geschöpflichen Fortschritts würden ätzende Schalen grimm-sublimirten Spotts über ihn ausgießen, Bischof Hebert aber würde mit der Langsamkeit der Anerkennung sein geflügeltes Wort wiederholen:

„He shooteth high, That aimeth at the sky."
Es schießt gar hoch, wer auf den Himmel zielt. **P. H.**



Versöhnung.

Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit; eine Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen. Das ist der Titel einer von M. v. Egidy neu begründeten Wochenschrift (vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.). Derselbe sagt dazu: „Mit diesem Kopfe ist das Programm gegeben. Für das Festhalten an den Gesichtspunkten, wie sie durch den Titel in seiner Vollständigkeit angedeutet sind, bürge ich; für eine Alles umfassende, Alles berührende Ausgestaltung des Programms werde ich rechtschaffen bemüht sein. Eine maßgebende Einwirkung auf die Schriftleitung ist mir gesichert."

Wir empfangen diese neue Zeitschrift mit aufrichtigem Freundesgruß, und es wird uns freuen dort recht oft Fragen der praktischen Theosophie behandelt zu sehen.

H. S.



Neue Bücher.

Die Psalmen. Mit Titelblatt von Fidus und zwei Vignetten. (Leipzig 1894, Verlag „Kreisende Ringe" Max Spohr.) — Preis: 3 Mk.

Carl Graf zu Leiningen-Billigheim: Was ist Mystik? (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Leo Tolstoi: Das Reich Gottes in uns. I. Eine russische Rekrutenaushebung. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. Nebst einer Rede von Emile Zola und einem Brief von Alex. Dumas. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) Preis: 1 Mk.

Dr. med. **Carl Gehrmann:** Körper, Gehirn, Seele, Gott. IV Teil: Krankengeschichten. (Berlin 1893, Felix L. Dames.)

G. Manethos Okkultistische Bilderbogen. (Leipzig, Max Spohr.) — Preis: 50 Pf. das Stück.

1. Die Chirognomie (Handlesekunst). — 2. Die Sonnen-Aether-Strahlapparate. — 3. Das automatische Schreiben. — 4. Die Palmistrie. — 5. Die indischen Fakire. — 6. Die Kartenlegekunst (Chartomantie). — 7. Die Geomantie (Punktierkunst). — 8. Das Tischrücken. — 9. Das Hypnotisieren und Mesmerisieren. — 10. Moderne Magie (Gedankenlesen). — 11. Die Wünschelrute. — 12. Die Suggestionen. — 13. Die Geisterphotographie. — 14. — Die Psychometrie. — 15. Die Telepathie. — 16. Das Magnetisieren. — 17. Spiritistische Knotenexperimente. — 18. Die Emanuelektoren. — 19. Die Katalepsie. — 20. Mineralmagnetismus und Sensitivität.

Gottfried Schneiders: Die Naturphilosophie des Himmels. Eine neue Weltentwicklungstheorie. (Aachen 1893, C. Mayers Verlag.) — Preis: 1 Mk.

Kritische Betrachtungen eines Volksphilosophen. Herausgegeben zur Förderung idealer Weltanschauung und sittlich-nationalen Bewußtseins. (Leipzig, Ernst Rust.) — Preis: 50 Pfg.

E. Laft: Mehr Licht! Die Hauptsätze Kants und Schopenhauers in allgemein-verständlicher Darlegung. 4. Aufl. (Leipzig und Berlin, Th. Griebens Verlag.)

E. Laft: Die realistische und die idealistische Weltanschauung, entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.)

E. Laft: Mehr Licht! Neue Folge: Die deutsche Dichtung in ihrem Wesen und ihrer inneren Bedeutung. (Leipzig und Berlin, Th. Griebens Verlag.)

Rudolf von Wichert: Die Lebenskraft. Vortrag gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden. (Leipzig, C. E. M. Pfeffer.) — Preis: 50 Pfg.

Dr. **Freih. v. Schrenck-Notzing:** Der Hypnotismus im Münchener Krankenhause (links der Isar). Eine kritische Studie über die Gefahren der Suggestivbehandlung. (Leipzig 1894, Ambr. Abel.)

Theobald Kerner: Das Kernerhaus und seine Gäste. Mit dem Bildnis und Faksimile Justinus Kerners, nebst anderen Porträts und Illustrationen. (Stuttgart 1894, Deutsche Verlagsanstalt.) — Preis: 4 Mk. — geb. 5 Mk.

Franz Evers: Eva. Eine Ueberwindung. Mit Titelblatt von Fidus, in Lichtdruck. (Leipzig 1894, Verlag „Kreisende Ringe" Max Spohr.) — Preis: 2 Mk.

Maria Janitschek: Atlas. Novelle. (Berlin 1893, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) — Preis: 2 Mk. geb.

Arne Garborg: Frieden. Roman. Deutsch von Marie Herzfeld. (Berlin 1894, S. Fischer.) Preis: 3 Mk. 50 Pf.

Gerhart Hauptmann: Hannele. Traumdichtung in zwei Teilen. Illustriert von Julius Exter. (Berlin 1894, S. Fischer.) Preis: 5 Mk. — geb. 7 Mk. 50 Pf.

Georg Ebers: Kleopatra. Historischer Roman. (Stuttgart 1894, Deutsche Verlags-anstalt.) — Preis: 9 Mk. geb.

Oscar Linke: Der Knabe mit der Leuchte. Astro-psychologische Bibliothek Bd. I. (Berlin S. W., Der Verlag deutscher Phantasten.) — Preis: 1 Mk.

D. Zir: Oeffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung. Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen. Mit 135 Handschriften-Faksimiles. (Berlin 1894, Ernst Hofmann & Co.)

Josef Kerausch-Heimfelsen: Andreas Hofer. Zeitbild aus den Tiroler Befreiungs-kriegen in vier Akten. (Wien 1893, L. Rosner. — Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze.)

Friedr. Benj. Hermann: Durch Leid zur Seligkeit. Ein Werkstück zum Tempel-bau der Erlösung. (Fünf Bücher.) I Buch: Ringen und Werden. (Braunschweig 1893, Joh. Heinr. Meyer.) — Preis: 3 Mk. 60 Pf. — geb. 4 Mk. 80 Pf.

Ina Gutfeldt: Warum? Balladen, Romanzen und Lieder. (Reval 1893 — Leipzig, Rudolf Hartmann.)

Walther Siegfried: Fermont. Roman. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Konto.) — Preis: 4 Mk. — geb. 6 Mk.

R. von Seydlitz: Der Kastl vom Hollerbräu. Roman aus der Münchener Brauwelt. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Konto.) — Preis: 4 Mk.

F. S. Borner: Geheime Verkettung der Sprachenbildung aus Gothis Weissenstein mit Judentum und Römergewalt. Mit den magischen Wörter-quellen. (Berlin W. 57, 1893, Eduard Rentzel.) — Preis: 2 Mk.

Lothar Volkmar: Die Heilung der Nervenkrankheiten. 2. vermehrte Auflage. (Berlin SW. 46, 1893, Verlag der Neuen Heilkunst.) — Preis: 1 Mk.

Dr. med. **Rosch**: Die wahre einzige Grundursache der meisten chronischen Krank-heiten, besonders der beständigen Leiden des weiblichen Geschlechtes. Zur Be-förderung des Familienglücks, sowie ein Beitrag zur Gesetzgebung und Volks-bildung. 5. Auflage. (Berlin SW., 1893, Verlag der Neuen Heilkunst.) — Preis: 20 Pfg.

Die altgermanische Diät in vegetarischer Beleuchtung. (Magdeburg, K. Wasserloos.)

Falbs Kalender der Kritischen Tage 1894 mit Bezug auf Witterungserscheinungen, Erdbeben und Schlagwetter in den Bergwerken. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Preis: 1 Mk. 50 Pfg.

Edward Maitland: The story of the new Gospel of Interpretation. (London, Lamley & Co., 1 u. 3 Exhibition Road, SW.)

The nine circles, or the torture of the innocent. Being records of vivisection, english and foreign. Third and revised edition. With introduction by Edward Berdoe, M. R. C. S., etc. (London 1893, Swan Sonnenschein & Co., Paternoster Square.)

Lectures on Hindu Religion, Philosophy and Yoga. By K. Chakravarti, Yoga-Sastri. (Calcutta 1893, The New Britannia Press.)

L'Empire Chinois. Le Bouddhisme en Chine et au Thibet. Par E. Lamairesse. (Paris 1894, Georges Carré.)





Mitglied kann **jeder** werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „**Sphinx**" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig Prospekthefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Der Zweck unseres Esoterischen Kreises

ist in dem von einem zeitweiligen Vertreter unseres Vorstandes ausgegangenen **November**-Rundschreiben der Vereinigung nur ungenügend und zum Teil unrichtig dargestellt. Nebensächlich ist, daß am 5. November nur die Vorbesprechung stattfand, während die Begründung unseres Kreises erst am 14. November geschah. Wichtig aber ist, daß, wie uns mehrfache Anfragen beweisen, die Erwartung geweckt wurde, daß der eigentliche Zweck des Kreises die praktische Mystik sei.

Dem gegenüber ist hier darauf hinzuweisen, daß der Kreis für solche Mystik nur als etwaige Grundlage dienen kann, daß der Kreis **als solcher** aber **nicht** der **Mystik** gewidmet ist und es auch nicht sein **kann**, da diese stets etwas rein Individuelles ist und durch persönlichen Verkehr nur **mittelbar** gefördert wird.

Der Zweck des Kreises ist vielmehr die Besprechung **theoretischer** und **praktischer Fragen** im Sinne **esoterischer Weltanschauung**. Dazu haben wir allwöchentliche Zusammenkünfte für alle diejenigen, die aus freien Stücken sich daran beteiligen wollen und denen dadurch Gelegenheit geboten wird, sich enger an den Vorstand anzuschließen. An diesen Gesprächs-Abenden ist jeder Anwesende zur Aeußerung seiner eigenen Anschauungen und zur Vorbringung von Fragen oder von Bedenken gegen die von anderen vertretenen Ansichten aufgefordert. Denn nicht festgesetzte Lehrmeinungen (Dogmen) bilden die Grundlage der esoterischen Erkenntnis des Welt- und Menschendaseins, sondern nur die Wahrheit, die hervorgeht aus beständigem Streben nach derselben und aus ihrem inneren Erleben.

Freilich, was die übereinstimmenden Grundwahrheiten sind, die allen großen Religionen und der Weisheit aller großen Kulturvölker zu Grunde liegen, darüber können nicht viel Zweifel obwalten. Indessen so wie einerseits keine noch so eigenartige Anschauung irgend eines Einzelnen von den Verhandlungen des „Esoterischen Kreises" ausgeschlossen ist, so besteht doch andrerseits keinerlei Zwang für die Mitglieder unserer Ver-

einigung sich an der Geistesthätigkeit des Kreises zu beteiligen. Und wem die sich in diesem ausprägenden Erkenntnisse nicht annehmbar erscheinen, wer den logisch zwingenden Beweisgründen, den ethischen und geistigen Gesichtspunkten, und den gewonnenen Erfahrungen der Mitglieder des Kreises nicht folgen mag, der wird sich nicht gerade zu demselben halten, sondern sich in anderer Weise für die weiteren Aufgaben unserer Vereinigung bethätigen. Wohl jedem bietet sich Gelegenheit, in seinem eignen Sinne für sich theosophisch zu arbeiten und auch auf Fernerstehende zu wirken.

Dies letztere ist besonders diejenige unserer Aufgaben, die fast ganz der Thätigkeit der Einzelnen zufällt. Agitation in weiterem Umfange ist nicht der Zweck des „Esoterischen Kreises". Allerdings soll dazu die Sammlung unserer Kräfte in demselben vorbereiten. Unter andern haben wir in ihm erst Schriften auszuarbeiten, die dem Einzelnen als Unterlagen und als Material für seine fernere Bethätigung nach außen dienen sollen. Aber dies auch wieder nur, soweit ein jeder das Gebotene benutzen mag. Von einem autoritativen Zwange kann natürlich nicht die Rede sein. Es wird jeder nur das thun, wozu Lust und Liebe ihn antreiben.

Nicht die breiten Schichten unseres Volkes also wollen wir mit unserm Kreise umfassen, sondern in demselben nur die Esoteriker vereinigen. Zu diesem Zwecke ist kein sonderlicher Organisationsplan, noch auch eine künstliche Vereinsbildung erforderlich; denn jedes Geistesleben kann nur aus der freien Selbstbethätigung erwachsen. Wieviel dann das religiöse Leben unseres Volkes durch unsere Wirksamkeit gewinnen wird, hängt ausschließlich von der in den Einzelnen wachsenden Geisteskraft ab. Darauf allein beruht die Möglichkeit der Popularisierung und Verbreitung esoterischer Anschauungen im Bewußtsein unseres Volkslebens.

Wir erhoffen daher auch von unseren Mitgliedern nur, daß sie nach Kräften für sich selbst hierauf hinwirken. Und dazu bieten wir zunächst den in und um Berlin Wohnenden den persönlichen Verkehr in unseren Gesprächs-Abenden. Den ferner wohnenden Mitgliedern, die sich unserm Kreise anschließen, muß es einstweilen überlassen bleiben, sich in gleicher Weise selbstständig zu Ortsgruppen zusammenzuschließen; und hiermit ist bereits in Hamburg, Breslau, München und an einigen andern Orten der Anfang gemacht worden.

Alle diese Gruppen stützen schon einander durch das Kraftgefühl, das im Bewußtsein der überall betriebenen gemeinsamen Geistesarbeit liegt. Aber selbstverständlich ist es unsere Absicht, hierzu auch persönlich, soweit möglich, mitzuwirken. Nur wird es freilich noch Monate dauern, bis sich unsere Wirksamkeit über Berlin und dessen Umgegend hinaus erstrecken kann. Die hauptsächliche Schwierigkeit nämlich, die noch bisher der Ausdehnung unserer Wirksamkeit entgegensteht, ist die, daß sich Einer oder Mehrere finden müssen, die uns hier an unserm Hauptsitze, mit voller Hingabe ihrer Kräfte an die Aufgaben der Theosophie, persönlich unter-

stützen und vertreten können und wollen, eventuell gegen bescheidene Honorierung. Außer einer wahrhaft theosophischen Gesinnung ist die wesentlichste Vorbedingung dazu litterarische Befähigung und Schulung, auch womöglich die Begabung zur volkstümlichen Verwertung der zunächst zu leistenden grundlegenden Arbeiten. Vielleicht dient diese Anregung dazu, daß wenigstens eine so gewillte und geeignete Persönlichkeit gefunden wird.

Uebrigens ist es auch erwünscht, wenn sich schon jetzt fernwohnende Mitglieder unserm Kreise anschließen, die in ihrer eigenen Umgebung einen Kern für eine Ortsgruppe vorbereiten wollen. Um so leichter wird dann deren Ausgestaltung, um so wirksamer wird unser Eingreifen sein können, wenn es später uns möglich gemacht sein wird, zeitweilig von hier abzukommen und andere Orte zu besuchen.

Weiter wird es sich empfehlen, wenn sich unserm Kreise selbst diejenigen einzeln und verstreut lebenden Mitglieder unserer Vereinigung anschließen, denen unser Besuch erwünscht ist, sobald sich Gelegenheit hierzu bieten sollte. Denn auf diese Weise nur läßt sich ein engerer geistiger Zusammenschluß anbahnen. Kein brieflicher Verkehr, noch auch der durch Druckschriften reicht hierzu aus. Unsere etwaigen Reisen aber müßten sich in alle Landesteile Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz erstrecken; denn die vielen Hunderte von Mitgliedern unserer Vereinigung leben überall verbreitet, soweit nur die deutsche Zunge klingt.

Steglitz bei Berlin, im Januar 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.



Gesprächs-Abende des Esoterischen Kreises.

Wir zeigen hiermit allen Mitgliedern und Interessenten der T. V., insbesondere den in und um Berlin wohnenden, an, daß sich der „Esoterische Kreis“ unserer Vereinigung jeden Freitag Abend um 1/2 8 Uhr im Vereinshause zu Berlin, SW., Wilhelmstraße 118 (Thor-Eingang, gegenüber der Puttkamerstraße, Hof I Stock) versammelt. Die Sitzungen beginnen um 8 Uhr präzise. An diesen Gesprächs-Abenden kann jedes unserer Mitglieder teilnehmen, ehe es sich entscheidet, ob es diesem engeren Kreise beitreten will. Auch Gäste, die der T. V. noch nicht angehören, sind willkommen.

Steglitz bei Berlin, Dezember 1893.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.



Jahres-Abrechnung 1893.

Allgemeine freiwillige Beiträge von Mitgliedern . .	Mk. 1551,80	
Besondere Beiträge für die Propaganda	„ 2060	
Summe der Einnahmen . . .	Mk. 3611,80	
Herstellung von 25,500 Flugblättern 1 bis 12 . . .	. . . .	Mk. 578
Herstellung von 42,000 Prospekten, Karten usw. . .	. . . .	„ 626,10
Beilegung derselben bei Zeitschriften	. . . .	„ 206,05
Postwerte, Telegramme, Frachten usw.	. . . .	„ 907,05
Büreau-Miete	. . . .	„ 560
Schreiber-Gehalt	. . . .	„ 720
Büreau-Spesen	. . . .	„ 588,35
Ungedeckter Saldo . . .	Mk. 573,75	
	Mk. 4185,55	Mk. 4185,55
1. Januar 1894: Saldo-Vortrag . . .	. . . .	Mk. 573,75

Steglitz bei Berlin, 1. Januar 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Eingegangene Beiträge für das Jahr 1894.

Von Frl. Carol. Kofel in Chicago: 1 Mk. 40 Pf. — K. Schuster in Hamburg: 2 Mk. 50 Pf. — Ldiocz Szczepanski in Wien: 1 Mk. 50 Pf. — Willy Bauch in Leipzig: 14 Mk. — Julius Engel in Charlottenburg: 15 Mk. — De la Juge in Breslau: 5 Mk. — Robert Wiesendanger in Hamburg: 20 Mk. — Frl. Cathar. Motzkus in Liegnitz: 3 Mk. — Max Gubalke in Volkenroda: 3 Mk. — Fritz Ditthorn in Schöppenstedt: 12 Mk. — Wilh. Giller in Frankfurt a. M.: 3 Mk. — Ludwig Last in Wien: 6 Mk. — R. W. in B.: 10 Mk. — A. B. in M.: 3 Mk. — F. B. Wieland in Tübingen: 2 Mk. — G. Rodenberg in Leyburn: 6 Mk. 40 Pf. — A. Kleiner in Leipzig: 3 Mk. — Ferd. Maack in Hamburg: 5 Mk. — Paul Buro in Groß-Lichterfelde: 10 Mk. — Frl. D. v. S. in C.: 5 Mk. — F. E. Unger in Leipzig: 3 Mk. — Emil Pester in Leipzig: 3 Mk. — R. H. in G.: 3 Mk. — Rudolf Geering in Berlin: 13 Mk. — Zusammen: 152 Mk. 80 Pf.

Ueber die für den „Esoterischen Kreis“ eingezahlten Beträge wird hier nicht quittiert.

Steglitz bei Berlin, den 1. Januar 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Fernere Beiträge.

Diejenigen, welche uns jährliche Geld-Beiträge für die Vereinigung zugesagt oder sonstwie pekuniäre Unterstützung zugedacht haben, bitten wir uns diese einzusenden, sobald es ihnen genehm ist.

Steglitz bei Berlin, Januar 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung.

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

／ # SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVIII, 97. März 1894.

Willensfreiheit.

Jeder ist sein eigenes Entwicklungsprodukt.

Vom

Herausgeber.

Das Eine, Ewige ist. Dies Sein aber ist nicht Eines unter Vielen; es ist vielmehr das Nicht-Dasein. Alles Dasein ist immer nur Vielheit, die unendlich ist in Raum und Zeit und Zahl.

Wann und wo immer im Dasein ein „Weltall" oder eine größte Welt-Einheit entsteht, muß dies damit beginnen, daß das Eine in die Erscheinung tritt, d. i., daß es aus sich heraus zur Mehrheit wird und immermehr sich zu unendlicher Vielheit unterschiedlich entwickelt. Es differenziert sich bis zur materiellen Darstellung als Atomkraft (Evolution).

Der entgegengesetzte Vorgang ist die Rückkehr der unendlichen Vielheit des Daseins bis zur Ur-Einheit. Dies ist die Individuation, die Ausbildung von Individualität oder Einzelwesenschaft in immer größerem Willens- und Bewußtseinsumfange (Involution).

Eine Frage von unmittelbarster Wichtigkeit für Jedermann ist nun: Wie bildet und entwickelt sich Individualität? — Wodurch wächst das eigene Wesen jedes einzelnen? — Steht die Entwickelung dieses Wachsens im Belieben jedes Einzelnen? Ist sein Fortschreiten abhängig von seinem „freien Willen?" Was überhaupt bedeutet das Gefühl des „freien Willens?"

Schon im Aprilheft vorigen Jahres habe ich mich hierüber geäußert. Selbstverständlich ist der Wille nicht in dem Sinne frei, daß er durch keine Ursachen bedingt und durch keine Gründe bestimmt sei; aber der Wille fühlt sich frei in eben dem Maße, wie ihm die Willensentscheidung und deren voraussichtliche Folgen zum Bewußtsein kommen und wie er diese sich zu eigen macht. In eben diesem Maße fühlt er sich auch für sein Wollen und Handeln verantwortlich. Was man „freien" Willen nennt, das ist bewußter Wille.

Einer besonderen Erklärung bedarf hierbei das Gefühl der Verantwortlichkeit, insofern ja dadurch, daß man sich ein bestimmtes Wollen

zu eigen macht, die Thatsache der kausalen Bedingtheit solches Wollens nicht geändert und nicht aufgehoben wird. Denn zweifellos steht immer alles Wollen und Geschehen, wie das ganze Weltdasein, vollständig unter dem Gesetze der Kausalität. Alle Entwicklung ist ursächlich bedingt. Wie können wir uns nun für einige solcher naturgesetzlichen Vorgänge verantwortlich fühlen?

In den Begriff der „Kausalität" in dieser seiner allgemeinsten Bedeutung, wie ich ihn hier gebrauche, schließe ich alle geistige Verursachung und Begründung ein, sowohl die logische Notwendigkeit wie auch das nach gerechter Ausgleichung strebende sittliche Bewußtsein.

Thatsächlich fühlt und weiß ein jeder, daß sein Wollen, Denken, Handeln ganz und gar bestimmt wird, nicht nur durch die augenblicklichen Umstände, die ihm zu Veranlassungen und Beweggründen (Motiven) werden, sondern auch durch die Geburtsanlagen seines Geistes und Charakters und durch die Schicksale, unter denen er in diesem Leben das geworden ist, was eben, als er selbst, jetzt so will, denkt und handelt. Wenn diese Ursachen seinem Wesen fremd wären, wie sie es anscheinend und nach der heute herrschenden Anschauung sind, so wäre es unbegreiflich, wie er sich für deren Wirkungen verantwortlich fühlen könnte.

Dies erklärt sich nur dadurch, daß jeder Mensch (wie überhaupt jede Individualität) zu jeder Zeit sein eigenes Entwickelungsprodukt ist, und daher auch der Urheber seiner eigenen Geburtsanlagen und Lebensschicksale bis in die kleinsten Einzelheiten. Alles ist verursacht durch die von der Individualität in ihren früheren Leben selbst gegebenen Veranlassungen, und zwar müssen dabei in jeder Hinsicht Ursache und Wirkung einander entsprechend und gleichwertig (adäquat) sein. Alle diejenigen Eigenschaften des Geistes, der Seele und des Leibes, die ein Mensch sich bis zum Ende irgend eines Lebens angeeignet und erworben hat, bleiben seiner Individualität dynamisch erhalten und stellen sich in deren nächster Verkörperung als seine Geburtsanlagen wieder dar. Ebenso bewirkt das Ausgleichungs- und Fortentwickelungs-Bedürfnis der Individualität, daß sie in jedem neuen Leben in solche Umstände und Schicksale hineingeboren und hineingeführt wird, wie dieselben teils durch ihre Vorentwickelung gegeben, teils zu ihrer Fortentwickelung notwendig sind.

Aber wohl nicht ganz mit Unrecht schreibt mir einer unserer langjährigen Mitarbeiter:

„Die Lösung, welche im Aprilheft 1893 der „Sphinx" hinsichtlich der Frage gegeben wird, wie moralische Verantwortlichkeit bei der angenommenen kausalen Bedingtheit aller menschlichen Handlungen möglich ist, scheint mir doch nicht ganz gelungen zu sein.

„Wenn anerkannt wird, daß die Handlungen eines Menschen während seines gegenwärtigen Lebens durchaus abhängig sind von seinen angeborenen Anlagen und Lebensumständen, und daß diese beiden Faktoren andererseits bedingt sind durch seine Handlungen in früheren Lebensläufen, so kann hieraus doch keine Verantwortlichkeit abgeleitet werden, da ja die Handlungen seiner früheren Lebensläufe ganz ebenso wieder durch die gleichen Faktoren bestimmt (determiniert) sind, wie diejenigen des gegenwärtigen Lebens.

„Die verantwortliche Ursache muß auf diese Weise immer weiter zurück gesucht werden, und zwar endlich an dem Punkte, wo die Individualität in den Weltprozeß (in Raum und Zeit) eintritt. Mir will es daher scheinen, als ob Kant und Schopenhauer recht hätten, wenn sie die indeterministische Freiheit und damit die Verantwortlichkeit vor den Beginn der Individuation verlegen.

„Ich bin der Meinung, daß das Gefühl der Wahlfreiheit, ebenso wie das der Verantwortlichkeit innerhalb des Kausal-Prozesses nur eine zweckmäßige Gefühlstäuschung ist, welche dazu dient, die selbstbewußten Wesen zur geistigen Selbständigkeit, zum klaren Erfassen moralischer Motive zu erziehen.

„Mit der Erkenntnis, daß indeterministische Willensfreiheit und Verantwortungsgefühl Täuschungen sind, braucht jedoch keineswegs ein Versinken in Fatalismus Hand in Hand zu gehen; denn die Geistesklarheit, welche diese Erkenntnis zeitigt, wird endlich auch den Menschen erkennen lassen, daß das eigene wahre Heil in der vollständigen Hingabe an den Gottheits-Willen besteht, und daß das Ziel nur durch eigene selbstbewußte, moralische Bethätigung erreicht werden kann".

Sehr richtig! Darin besteht der Unterschied zwischen unsrer Karmalehre und dem Fatalismus, daß wir die Entwickelung alles Geschehens als eine individuelle Kausalität auf allen drei Daseinsebenen der leiblichen, der seelischen und geistigen erkannt haben und die Mitwirkung unseres individuellen Bewußtseins als eines eigenen Faktors innerhalb dieses Kausalgewebes einsehen und fühlen. Es wird heutzutage auch wohl kaum noch ein feinfühlender Mensch ein Fatalist sein können. Weiß doch jeder aus Erfahrung, daß er stets das erntet, was er säet, geistig so wie leiblich; und ein jeder fühlt auch, daß er in demselben Maße „freier" wird, wie er das göttliche Gesetz in der Natur und in der Geisteswelt erkennt und in und durch sich wirkend weiß.

Doch mit der Kant- und Schopenhauerschen Erklärung des Gefühls der Willensfreiheit reichen wir nicht aus. Wenn es sich darum handelt zu begreifen, warum sich die Individualität für ihren unter dem Gesetze der Kausalität stehenden Willen verantwortlich fühlt, so kann dies nie befriedigend erklärt werden durch Hinweisung auf eine Ursache, die vor aller Individualität und vor aller Kausalität wirkend gewesen sein soll.[1])

Allerdings hatten Kant und Schopenhauer und auch Schelling die ganz richtige Ahnung, daß unser Gefühl der Willensfreiheit auf dem Grunde und Ursprunge der Kausalität beruhen müsse. Aber dieser Grund liegt nicht vor dem Anfange, sondern in dem Verlaufe der Kausalität selbst. Die sich verantwortlich fühlende Individualität ist ja nur ihre eigene Kausalität. Diese selbst ist der — stets individuelle — Daseinswille; und daher muß dieser auch natürlich sich „frei" und selbstherrlich fühlen eben in dem Maße, wie er als Individualität zum Selbstbewußtsein kommt. Dies Selbstbewußtsein hatte er schon zur Zeit der Differentiationsperiode während der Evolutions-Hälfte des Weltentwickelungs-

[1]) Dieser Irrtum ist übrigens schon oftmals von verschiedenen Gesichtspunkten aus nachgewiesen worden, so u. a. von Eduard von Hartmann in seinem „Sittlichen Bewußtsein" (1886, S. 380—390); aber auch schon vorher u. a. durch den großen Theologen Richard Rothe.



prozesses, er verlor es am meisten in der atomistischen Verstofflichung, und er gewinnt es wieder in der zunehmenden Individuation.

Selbstverständlich ist sowohl jener vermeintlich „freie" Wille, der da sagt: „Ich will doch, was ich kann!", wie der da sagt: „Ich will doch, was ich will!" durchaus abhängig von den unbewußten und bewußten Ursachen und Gründen, die selbst seine „willkürlichsten" Entscheidungen bestimmen. Diese Willensfreiheit ist also nur Gefühlstäuschung und Mangel klaren Denkens und Beobachtens. Ja, selbst der leiseste Gedanke daran, daß der eigne Wille irgendwie selbst im geringsten nicht vollkommen unter dem Gesetze der Kausalität stehe, ist eben deshalb eine Selbsttäuschung, weil gerade die Individualität ihre eigene Ursächlichkeit (Kausalität) selbst ist.

Aus genau demselben Grunde ist jedoch das Gefühl der Willensfreiheit in dem Sinne der individuellen Verantwortlichkeit für das eigene Wollen keine Gefühlstäuschung; denn thatsächlich wird dadurch allein der (individuelle) Wille immer freier, immer mächtiger und selbstherrlicher, daß er die Wirkungen der Kausalität in immer weiterm Umfange auf allen Daseinsebenen immer mehr zu seinem eigenen bewußten Willen macht. „Frei" wird er dabei nämlich von dem Gefühl der Widerstände, die ihm all und jede noch als etwas Fremdes, Anderes empfundene Kausalität, auch die des eigenen selbstischen Andersseinwollens, in seinem Selbstbewußtsein entgegensetzte.

In der Thatsache, daß die Individualität ihre eigene Kausalität zu jeder Zeit ihr eigenes Entwickelungsprodukt — ist, darin liegt die vollständige Erklärung des Gefühls der Willensfreiheit im Sinne der Selbstverantwortlichkeit für den eigenen Willen, soweit er bewußt gewollt wird.

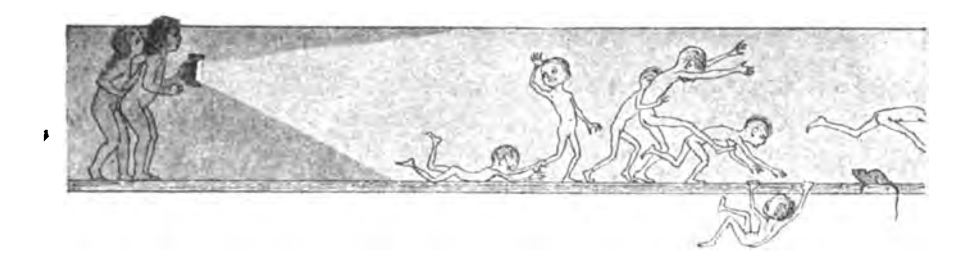
Damit aber ist wohl nur die eine Seite dieses grundlegenden Problems gelöst, und zwar die am meisten in die Augen fallende: Was ist die Individualität ihrem kausalen Wesen nach? Interessanter und auch wichtiger ist wohl die Lösung der schon am Anfang hier aufgeworfenen Frage: Wodurch entwickelt sich die Individualität?

Bereits in meiner Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" habe ich die Urfrage aller Fragen beantwortet: Weshalb ist überhaupt irgend etwas da? Warum giebt es ein Dasein? — Die Antwort darauf liegt in dem allumfassenden Begriff der „Lust".

Von mehr unmittelbarer Wichtigkeit ist aber wohl die Frage, der ich nun im Weiteren die Aufmerksamkeit zuwenden will: Worauf beruht alle Entwickelung des Daseins? oder, was dasselbe sagt, da alles Dasein individuell ist: Wodurch entwickelt und vollendet sich die Individualität?







Mediumismus.

Mitgeteilt aus dem

Esoterischen Kreise.

Angesichts der weiteren Bedeutung, die der Mediumismus heutzutage durch den Spiritismus gewonnen hat, und angesichts der mancherlei Gefahren, die fast jeder Fall seiner Anwendung birgt, erscheint es nötig, sowohl den Thatsachen der Mediumschaft, wie auch ihrer spiritistischen Verwendung eigene Abschnitte zu widmen.

Es kann dabei weder unsere Aufgabe sein, näher auf die verschiedenen Erscheinungsformen der Mediumschaft einzugehen, noch auch einen Ueberblick über deren Auftreten und Verwendung im Laufe der Kulturgeschichte zu geben. Hinsichtlich des thatsächlichen und historischen Materials verweisen wir nur auf einige leichter zugängliche Darstellungen desselben, so vor allem für das Thatsachen-Material auf:

Alexander Aksákow: „Animismus und Spiritismus" (Leipzig 1890, bei O. Mutze), und Desselben: „Bibliothek des Spiritualismus" (im gleichen Verlage), woraus besonders:

William Crookes: „Der Spiritualismus und die Wissenschaft" und

Alf. Russ. Wallace: „Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen" und „Eine Verteidigung des modernen Spiritualismus";

Dialektische Gesellschaft: „Bericht über den Spiritualismus"; sodann

Prof. Friedrich Zöllner: „Wissenschaftliche Abhandlungen", Band II und III: „Die transscendentale Physik";

L. Bar. Hellenbach: „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" und „Geburt und Tod" (Wien 1876 und 1885, bei O. Mutze in Leipzig);

Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre" (Leipzig 1888, Ernst Günther's Verlag) und: „Geheimwissenschaften", davon 2. Band: „Experimentalpsychologie und Experimentalphysik" (Leipzig 1891, Wilh. Friedrich);

Hans Arnold: „Materialismus oder Spiritismus?" und „Wie errichtet man spiritistische Zirkel?" (Leipzig 1892, bei Max Spohr).

Für die Geschichte seien nur erwähnt:

Bar. L. v. Güldenstubbe: „Positive Pneumatologie" (Leipzig, Oswald Mutze);

Carl Kiesewetter: „Die Entwickelungsgeschichte des Spiritismus von der Urzeit bis zur Gegenwart. Ein Vortrag" (Leipzig 1893, bei Max Spohr) und aus

Kiesewetter's „Geschichte des neueren Okkultismus" (Leipzig 1891, bei Wilhelm Friedrich) von S. 415 bis zum Schlusse.

Mit dem Worte „Mediumismus" bezeichnen wir die sämtlichen okkulten Vorgänge, die durch Mediumschaft hervorgebracht werden. Damit wird in keiner Weise ausgesprochen, welcher Art die Ursachen dieser Vorgänge sind, also, welche Kräfte es sind, die sich dabei durch „Medien" kundthun; und wir werden sogleich auszuführen haben, daß dies alle Arten von individualisierten Kräften sein können, daß sogar die meisten dieser sehr verschiedenen Kräfte ganz gleiche Vorgänge bewirken können. Daraus folgt dann ganz von selbst, daß man auf das Wesen dieser Kräfte nicht aus der Art der Vorgänge, sondern nur aus dem sich dabei kund gebenden Vorstellungsinhalte schließen kann.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß bei den modernen Gelehrten der „psychischen Forschung" statt „Mediumismus" aus naheliegenden Gründen „Automatismus" gesagt wird. Dieses Wort hat auch wirklich den Vorzug noch größerer Unparteilichkeit.

„Mediumschaft" ist wohl zu unterscheiden von medialer (mediumistischer), sensitiver, astraler, psychischer Veranlagung, also von „Medialität", Sensitivität, Astralität der Psychiker. Solche Veranlagung kann zu selbständiger, bewußter Beherrschung ausgebildet werden; dann wird aus dem Psychiker ein Magier, Adept, Theurg. Nur wenn sie sich nach der entgegengesetzten Richtung hin entwickelt, also wenn man sich zum willenlosen Werkzeug fremder Individualitäten hergiebt, wird sie mehr und mehr zur Mediumschaft. Freilich kann auch der Adept, sogar der Mystiker seine Sensitivität und seine sonstigen magischen Kräfte willig in den Dienst eines fremden individuellen Willens stellen, diese Kraft der fremden Individualität durch sich wirken, oder die seine durch sie verstärken lassen. Das wird aber immer nur im scharfen grundsätzlichen Gegensatz zur „Mediumschaft" geschehen; er wird es niemals thun, ohne seinen eignen freien selbstbewußten Willen, ohne seine volle vernunftgemäße Uebereinstimmung und ohne das Gefühl seiner vollen eignen Selbstverantwortung für das Geschehende. — Der Begriff der „Mediumschaft", im Gegensatze zur Adeptschaft gefaßt, liegt also in erster Linie in dem Preisgeben der eignen Individualität, und ferner in dem Sichhingeben an niedere Willenskräfte. „Mediumschaft" als solche steigert und entwickelt sich im Maße, wie das „Medium" sein Bewußtsein und sein Verantwortungsgefühl zunehmend preisgiebt und sich immer niederen, massiver wirkenden fremden Willenskräften hingiebt.

Die verschiedenen Erscheinungsformen der Mediumschaft systematisch zu klassifizieren, ist schon unzählige Male versucht worden. Es kann dies

offenbar von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus geschehen; und jede dieser Uebersichten hat natürlich nur den Wert desjenigen Gesichtspunktes, von dem aus sie genommen worden ist.

Die beiden einzigen Gesichtspunkte nun, die zur Beurteilung der Mediumschaft für uns hier in Betracht kommen, sind die, welche das Wesen der Mediumschaft selbst ausmachen, also

1. Die Steigerung des Preisgebens der eignen Individualität (des bewußten Willens) an fremde Willenskräfte, und

2. Das Wirken der verschiedenen sinnlichen, übersinnlichen und geistigen Kräfte als Quellen der Kundgebungen.

Der erstere Gesichtspunkt kennzeichnet sich durch die verschiedenen Erscheinungsformen der Mediumschaft, der letztere durch den Charakter und Gehalt der Kundgebungen. Ersterer hat daher allein formellen Wert, letzterer wesentlichen; ersterer bedarf für uns nur einer kurzen übersichtlichen, schematischen Angabe, letzterer erfordert etwas näheres Eingehen.

I. Die hauptsächlichen **Erscheinungsformen** der sich steigernden Mediumschaft sind in der folgenden Zusammenstellung systematisch geordnet worden. Da sie jedoch bei den verschiedenen Medien sehr verschieden sind, und jedes Medium immer nur durch einzelne dieser Formen hindurchgeht, auch oft die ähnlichen Erscheinungen bei den verschiedenen Medien auf sehr verschiedenen Entwickelungsstufen auftreten und demgemäß sich abweichend gestalten, so kann die folgende Aufstellung nur als ein Versuch zu einer Umriß-Skizze vom Gesamtgebiet des Mediumismus betrachtet werden.

Es sei hier auch noch einmal hervorgehoben, daß bei dieser Anordnung der verschiedenen Phasen der Mediumschaft von den sich kundgebenden Quellen gänzlich abgesehen wird. So ist es z. B. für die Seh-Mediumschaft ganz gleichgültig, ob die dabei wirkende Kraft ein Magier ist, der das Medium mittels hypnotischer Suggestion alle möglichen Dinge als wirklich sehen läßt, die garnicht da sind, oder ob dem Medium ein Verstorbener „erscheint“ oder ihm allerhand andere astrale Bilder zeigt. Die Technik des Vorganges ist ganz unabhängig von der wirkenden Ursache, ebenso bei allen andern Formen der Mediumschaft.

Die meisten aller mediumistischen Vorgänge treten fast nur dann auf, wenn mehrere Personen versammelt sind, weil dadurch erst genügend astrale Kraft zu sammeln ist; auch muß unter ihnen mindestens eine Person besonders medial veranlagt sein. Indessen ist auch dieses für die Klassifikation der Mediumschaft bedeutungslos, da es nur von der Stärke der medialen Veranlagung abhängt, welche dieser Vorgänge und wie bald dieselben schon auftreten können, wenn das Medium allein ist.

A. Mediumistische Vorgänge bei vollem eigenem Bewußtsein des Mediums, aber ohne die Mitwirkung seines bewußten Willens:

1. Beeinflussung lebloser Gegenstände bei deren Berührung durch das Medium.

a) Tischrücken und -kippen (Typtologie),
Klopftöne in den berührten Möbeln,
Gewichtsveränderung kleinerer oder größerer Gegenstände;
b) Psychographie mittelst „Planchette".

2. **Beeinflussung von Gegenständen ohne deren Berührung durch das Medium.**

(Viele dieser Vorgänge treten nur selten bei eigenem Bewußtsein des Mediums ein.)

a) Klopftöne in nicht berührten Gegenständen,
freie Bewegung von Gegenständen, Levitation derselben,
Bringungen entfernter Gegenstände,
Durchdringung massiver Stoffe;
b) Licht- und Feuererscheinungen,
Elektrische Erscheinungen,
Ablenkung einer Magnetnadel,
Lärm oder Geruchsverbreitung ohne sinnlich wahrnehmbare Ursache.

3. **Wirkungen auf und durch die Nervenkraft des Mediums.**

(Außer der Schreib- und künstlerischen Mediumschaft treten diese Phasen nur selten bei eigenem Bewußtsein des Mediums auf. Wo dies aber bei den andern Vorgängen der Fall ist, hebt die Mediumschaft sich bald und leicht auf die geistige Entwicklungsstufe [4] und dann auch darüber hinaus zur Adeptschaft.)

a) Automatisches Schreiben, Schreib-Mediumschaft,
Zeichen und Malen, künstlerische und dichterische Mediumschaft,
Musikalische Mediumschaft,
Mimische Mediumschaft;
b) Seh-Mediumschaft und alle Arten von Telepathie,
Heil-Mediumschaft.

4. **Wirkungen auf und durch die Geisteskraft des Mediums.**
Inspirationsmediumschaft: a) schreibend, b) redend.

(Hier ist die letzte Möglichkeit gegeben zu einer Wendung des Entwicklungsganges und Erhebung aus der Mediumschaft zur Adeptschaft.)

5. **Wirkungen allein durch die astrale („psychische") Kraft des Mediums.**

a) Direkte Schrift und Zeichnung (in der Regel mit, sehr selten ohne Berührung durch das Medium);
b) Spuk-Erscheinungen,
Materialisationen:
α) transscendentale Photographie,
β) massive Abdrücke unsichtbarer Gliedmaßen,
γ) sinnlich wahrnehmbare Gestalten (sehr selten bei eigenem Bewußtsein des Mediums).

(Bis hierher steigert sich die Preisgebung des Willens und Bewußtseins des Mediums bis zur vollständigen Ausschaltung der eigenen Seele [Persönlichkeit] und des Geistes [Individualität] aus dem leiblichen und astralen Körper des Mediums).

B. Mediumistische Vorgänge bei völliger Preisgebung des eigenen Bewußtseins und des selbstverantwortlichen Willens: Trance-Mediumschaft.

Auf dieser Stufe gesellen sich zu den vorstehend aufgeführten Erscheinungen hinzu noch folgende gesteigerte Wirkungsformen:

6. Sprechmediumschaft (Trance-Vorträge);
7. Incarnations-Mediumschaft (Besessenheit durch Selbstmörder und dergl. Unglückliche, die ihre Erinnerungsqualen immer wiederholt mimisch darstellen),
8. Levitation des Mediums (Erhebung in die Luft, Schweben durch den freien Raum),
9. Feuerfestigkeit (Unverbrennlichkeit des Mediums),
10. Direkte Stimme (in Dunkel-Sitzungen),
11. Transfiguration (vollständige magische Umgestaltung des Mediums als Geister-Erscheinung),
12. Materialisationen aller Art bis zu Gestalten, mit denen man lange Zeit wie mit lebenden Menschen plaudert, die man photographieren kann und die sich schließlich vor den Augen der Anwesenden bei vollem Lichte dematerialisieren (langsam verschwinden, indem sie sich in Dunst und Luft auflösen).

II. Die **Quellen** der **mediumistischen Kundgebungen** sind der zweite Gesichtspunkt, der für uns noch in Betracht kommt. Sie sind **zwölffacher** Natur.

Dieser zwölffache Ursprung stellt sich in vier Gruppen dar, je nach der Art des Wesens, aus dem er herstammt. Es sind dies entweder

a) das Medium selbst, oder
b) andere lebende Menschen, oder
c) nicht-menschliche Wesen, oder endlich
d) verstorbene Menschen.

Unter diesen Gruppen steht die erste als Selbst-Mediumschaft den drei anderen der Fremd-Mediumschaft gegenüber. In allen Fällen jener ersten Gruppe dienen die leiblichen (sinnlichen) und astralen Kräfte des Mediums seinen eigenen seelischen und geistigen Kräften (verschiedenen Willens- und Bewußtseins-Phasen seines Wesens) als Vermittlungs-Werkzeug („Medium").

A. Kundgebungen, aus dem Medium selbst herstammend.

Diese Quellen stellen sich als vier verschiedenen Bewußtseinsstufen dar:

1. Das volle äußere Bewußtsein des Mediums (einfacher Betrug, falls solche Kundgebung für übersinnlicher Natur ausgegeben wird).

2. Aeußeres Halb-Bewußtsein (besonders bei hysterischer Veranlagung des Mediums). Es kommen hier neben dem äußern Sinnen-Bewußtsein des Mediums Einflüsse zur Geltung, die seinem fernsehenden und -fühlenden Seelen-Bewußtsein entstammen.

3. Niederes Seelen-Bewußtsein. Unbewußte Auto-Suggestion. Ausgestaltung von Phantasien, die oft ohne alle wirkliche Unterlage sich aus irgend welchen Eindrücken ganz anderer Art im frei schaffenden Spiel der Vorstellungen herausentwickeln und sich jahrelang fortspinnen können. In manchen Fällen aber giebt die fern sehende und fühlende Seele auch Wirklichkeit mehr oder weniger richtig wieder. Solche Auto-Suggestionen sind eine der häufigsten Quellen mediumistischer Kundgebungen besonders bei unvollkommenen Schreibmedien; sie werden heutzutage meistens irrtümlich auf verstorbene Menschen zurückgeführt oder doch sonstwie für fremde Einflüsse von irgendwelchen „Geistern" gehalten. Und in der That gestalten sich solche Selbstschöpfungen der eigenen Seele oft für diese zu so machtvollen Realitäten, daß sie sie ganz so beherschen, wie wenn sie fremde Willenswesen (Individualitäten) wären, obwohl doch der in ihnen sich darstellende Wille und ihr Bewußtsein nur der Seele des Mediums selbst entlehnt sind. Sie gestalten sich auch nicht nur („subjektiv") zu Hallucinationen und Visionen des Mediums, sondern können sich bei sehr stark ausgebildeter Mediumschaft auch („objektiv") materialisieren und Anderen als reale Wesen erscheinen. Aus diesem Grunde bezeichnet sogar der kabbalistische Okkultismus diese Art von ausgestalteten Selbst-Suggestionen als eine eigene Klasse von Elementalen oder Elementarwesen.

(Die hier als 2 und 3 aufgeführten Quellen wirken auch vielfach gemischt mit allen andern Quellen 4 bis 12, mit einer von ihnen oder gar mit mehreren zusammen.)

4. Das eigene höhere Ich, der Geist oder die („göttliche") Individualität des Mediums.

(Während bei dem zuerst als Quelle angegebenen äußeren Bewußtsein des Mediums von (okkulter) „Mediumschaft" noch nicht die Rede sein kann, ist es bei dieser vierten Quelle nicht mehr. Denn ein Medium seines eigenen höheren „göttlichen" Selbstes ist ein Mystiker und wird zum vollendeten Adepten in demselben Maße wie dies höhere „göttliche" Bewußtsein dauernd eins wird mit dem äußeren Bewußtsein seines persönlichen Selbstes oder vielmehr dieses gänzlich absorbiert.)

B. Kundgebungen, von andern lebenden Menschen herstammmend:

Diese sind dreifach zu unterscheiden:

5. Anwesende Personen, deren Gedanken und Absichten das Medium ohne deren Willen und Bewußtsein übersinnlich wahrnimmt (im Aether oder „Astrallicht" liest). Dies findet auch im täglichen Leben bei den meisten Menschen unendlich viel häufiger statt, als man vermutet und beobachtet. Besonders stark jedoch macht diese Quelle sich in vielen „spiritistischen" Sitzungen geltend; und eben weil die Menge der Gedanken und Charaktere bei solchen gemischten Sitzungen so verschiedenartig, so zerstreut und unharmonisch ist, so pflegt deren intellektuelles Ergebnis nicht blos etwas Unrichtiges und Unwahres zu sein, sondern barer Unsinn.

6. Abwesende Personen, deren Gedanken und Absichten das

Medium auf die gleiche Weise, wie bei 5, wahrnimmt. Beide Fälle sind also unbewußte und unwillkürliche Fremd-Suggestion. Derartige Fälle waren immer schon bekannt; in den letzten Jahren aber haben diese die besondere Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gezogen durch die Veröffentlichung solcher Erfahrungen von William Stead als seine eigenen tagtäglichen Erlebnisse.

Stead ist gegenwärtig der berühmteste und glänzendste Journalist Englands, der schon seit einem Jahrzehnt hervorragend bekannt geworden ist durch seine mutige und erfolgreiche Verfechtung von allerhand schwierigen und heiklen Angelegenheiten, in denen es schändliches Unrecht und böse Krebsschäden des sozialen Lebens aufzudecken und zu bessern galt. Seine Monatsschrift „Review of Reviews" ist jetzt die am weitesten verbreitete in allen Erdteilen. Seit dem Sommer 1892 nun hat sich bei ihm Schreibmediumschaft entwickelt, durch die er mit dem fortlebenden Bewußtsein verstorbener Menschen in Verbindung getreten ist. Zugleich aber fließt überreichlich bei ihm eben jene Quelle des Bewußtseins lebender, aber abwesender Menschen. Er braucht sich nur zu sammeln und zur Niederschrift bereit zu machen, dann im Geiste sich an irgend eine mit ihm in persönlicher Verbindung stehende abwesende Person zu wenden, die sogar sich in einem ganz anderen Erdteile befinden kann, und seine Hand schreibt unverzüglich die Antwort der betreffenden Person auf seine Frage nieder. Nur zwei oder drei von hundert solcher Kundgebungen haben sich als ganz oder teilweise unrichtig erwiesen, alle andern waren buchstäblich genau zutreffend, sogar mit vielen Zahlenangaben.

Besonders merkwürdig bei diesen Kundgebungen ist, daß sie ohne den bewußten Willen der sich Kundgebenden stattfinden, dennoch zutreffen, aber wiederum durch Diskretion begrenzt sind. Abgesehen nämlich davon, daß jeder, der Stead kennt, überzeugt ist, daß er niemals einen indiskreten Gebrauch von dieser seiner Gabe machen wird, hat sich auch herausgestellt, daß ihm auf diesem Wege niemals etwas mitgeteilt worden ist, was die sich kundgebende Person ihrem innersten Wunsch und Willen nach nicht würde haben mitteilen wollen. Die Erklärung dieser Thatsache ist einfach folgende:

In dem übersinnlichen „Telephonsystem" der Geisteswelt kann jeder individualisierte Geist mit jedem andern in Verbindung treten, wenn er mit ihm irgend einen geistigen „Telephonanschluß" (Wahlverwandtschaft) hat. Bei wem dies in sein äußeres Bewußtsein tritt, ist „hellsehend". In solchem Falle, wie der Steads, kommt nicht der Geist der anderen Person zu ihm, sondern gleichsam er zu ihr, er liest ihre Gedanken; und in der Gedanken- oder Geisteswelt spielt ja der Raum fast keine Rolle. — Jede Schreibmediumschaft nun (wie auch andere Phasen der Mediumschaft) beruht darauf, daß sich der Geist als eines Werkzeugs zu seiner Kundgebung auch direkt des Körpers (mittels des Nervensystems) bedienen kann, mit Ausschaltung der Seele (des Sinnen-Bewußtseins). Ebenso kann

bei den unverständig ausgebildeten Medien die Seele sich ohne Bewilligung des Geistes äußern. Bei einigermaßen gesunden Menschen aber ist dies nicht möglich; diese beherrscht ihr Geist, einerlei, ob ihnen unbewußt oder bewußt. Indem nun Stead hellsehend die Gedanken im fremden Seelen-Bewußtsein liest, sorgt schon der Geist dieses andern Menschen selbst für die nötige Diskretion. Die Geheimnisse des Menschen sind gewissermaßen wie in einem Heiligtume durch seinen innersten Willen so verschlossen, daß kein menschliches Hellsehen hineindringen kann.

Wir haben diese Quelle mediumistischer Kundgebungen ausnahmsweise ausführlich behandelt, weil dieselbe auch zum Verständnisse des Verkehrs mit verstorbenen Persönlichkeiten wichtig ist. Bedeutsam ist dabei besonders, daß diese Kundgebungen auf einem Hellsehen des „Mediums" (Stead) und nicht auf einem Willensakte der sich Mitteilenden beruhen, ja sogar ohne deren Wissen geschehen.

7. Bewußte Willenseinwirkung durch andere lebende Personen. Diese Thatsache ist durch die vielen hypnotistischen und mediumistischen Schaustellungen seit Hansens Auftreten vor 15 Jahren aller Welt als Suggestion bekannt, besonders als hypnotische Suggestion. Aber auch die übersinnliche Willens- und Gedanken-Uebertragung ist seit 12 Jahren in England, Frankreich und Amerika so hundertfältig experimentell nachgewiesen, daß daran selbst „wissenschaftlich" nicht mehr zu zweifeln ist. Solche Versuche sind vielfach bei vollkommen wachem Bewußtsein beider Beteiligten (des Magiers und des Mediums, des Agenten und des Percipienten, des Urhebers und des Empfängers) geglückt. Wesentlich erleichtert und verstärkt wird die Wirkung, wenn das Medium in Hypnose (Trance) versetzt wird. Je vollendeter überdies der wirkende Adept ist, und je empfänglicher das Medium, desto sicherer und genauerer und auf um so größere Entfernung hin ist die Uebertragung möglich.

C. Kundgebungen, von nicht-menschlichen Wesen herstammend.

8. Elementargeister. Deren Dasein wird von den heutigen „Gebildeten" unserer Rasse freilich abgestritten; dennoch ist dasselbe nicht mit Unrecht von den Religionen aller Völker, von der Geheimlehre und vom Okkultismus behauptet worden. Ob man solche Wesen nun Engel, Erzengel, Dämonen oder sonstwie mit den Tausenden von Namen aller Sprachen benennen will, ist gleichgültig. Bei gewissen Medien aber ist deren Vorkommen ganz unverkennbar, gerade im Unterschiede von andern durch sie strömenden Quellen, namentlich den sich durch sie kundgebenden Seelen Verstorbener in verschiedenen Entwickelungsphasen.

D. Kundgebungen, von verstorbenen Menschen herstammend.

Hier handelt es sich wieder um vier verschiedene Bewußtseinsstufen oder Wesenspotenzen der Verstorbenen:

9. Eindrücke von Astralkörpern Verstorbenen, die ohne irgendwelche Beteiligung des individuellen Wesens derselben (ihres persönlichen

Bewußtseins und Willens) von dem Medium empfangen und wiedergegeben werden. Dieses ist die alte Lehre des Okkultismus und der Theosophie aller Zeiten von den „Schemen" der Verstorbenen, die bei „Spiritisten" seit den letzten zwei Jahrzehnten soviel böses Blut erregt hat. — Daß sie dennoch richtig sein wird, darauf läßt die oben dargestellte Erfahrung eines ganz entsprechenden Verkehrs mit den Seelen lebender Menschen ohne deren Wissen und Willen (wie bei Wm. Stead) schließen. In beiden Fällen wird das Gedankenleben der Personen nur vom Medium abgelesen. Aber freilich wird jede selbständige Aeußerung und jedes initiative Eingreifen eines Verstorbenen durch das Medium beweisen, daß es sich nicht mehr um seinen „Schemen", sondern um seine seelische Persönlichkeit handelt. Diese beiden Fälle sind gewöhnlich leicht zu unterscheiden.

10. Kundgebungen aller Art von Seelen Verstorbener, deren volle Persönlichkeit, nur ohne ihren leiblichen Körper. Am stärksten und massivsten sind — wie mehrfach schon erwähnt — solche Kundgebungen von den Verstorbenen, die plötzlich aus dem Leben herausgerissen wurden durch Selbstmord, Unglücksfall, Tötung im Kriege oder dergl. In diesen Fällen ist die fremde Willenseinwirkung am schärfsten bemerkbar. Indessen wird von Niemandem bestritten, daß alle Gestorbenen ausnahmslos, wenn sie im Leben nicht etwa die Stufe der „Wiedergeburt aus dem Geiste" schon erlangt haben, für kürzere oder längere Zeit denjenigen Daseins- und Bewußtseinszustand (Kama Loka, Fegefeuer, Mittelreich, niedre Sphäre oder Hades) durchzumachen haben, von dem aus sie sehr leicht auf unsere materielle Welt durch Medien einwirken können. Und dafür, daß dies thatsächlich der Fall ist, dafür hat der Spiritismus schon unzählige Identitäts-Beweise für verstorbene Persönlichkeiten in mediumistischen Kundgebungen festgestellt.

(Es mag hier wieder beiläufig noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die Quelle der Kundgebung mit deren Technik nichts zu thun hat und aus dieser auch nicht zu erkennen ist. Ein Adept (Quelle 7) kann ganz dasselbe ausführen, wie ein solcher Verstorbener (Quelle 10). Andererseits aber erklärt uns auch das Studium der hypnotischen Suggestion die Technik der meisten auf solche Verstorbene zurückzuführenden Kundgebungen.)

11. Die Geister von Verstorbenen, deren höheres Ich, deren („göttliche) Individualität. Selbstverständlich handelt es sich bei dem Worte „Geist" nicht um dessen Mißbrauch, den die Spiritisten mit demselben treiben, die statt Seele, oder Astralkörper oder Gespenst auch „Geist" sagen. Ein Wesen, das wirklich nur noch Geist im eigentlichen Sinne des Wortes ist, kann sich nicht mehr „spiritistisch" kundgeben. Das „Medium" muß dann schon ein „Seher" sein und sich bis zur Bewußtseinssphäre solches Geistes selbst vergeistigen. Bedenkt man aber, wie wenig erfreulich es für einen Geist im wahren Sinne des Wortes sein müßte, wenn er plötzlich wieder in das volle sinnliche Bewußtsein unserer materiellen Daseinssphäre heraustreten sollte, so wird man sich in allen diesen Fällen auch damit zufrieden geben, daß dies nicht so sein kann. Für den

aber, der sich in die Geistessphäre der soweit verklärten Todten erheben oder verinnerlichen kann, für den ist ein Verkehr mit ihnen auch in gleicher Weise möglich wie bei Stead mit andern Lebenden, ohne deren Wissen und Bemerken und ohne sie zu stören, wenn er dies vermeiden will.

(Diese Fälle 9, 10 und 11 entsprechen als Bewußtseinstufen ganz denen der Fälle 2, 3 und 4.)

12. Zum Schlusse ist hier noch als letzter Fall medialer Kundgebung der Verkehr mit gottgewordenen Menschen, die nicht mehr im Körper leben, anzuführen. Es können solche Meister und Adepten (Buddhas, Christus) sich in gleicher Weise auch zu ihren Lebzeiten kundgeben; doch würde solcher Vorgang unter die hier als 7 bezeichneten Fälle gehören. Alle jene „Welterlöser" und vollendete „Heiligen", welche ohne lebenden Körper doch noch für die Welt wirken. nennt der Indier Nirmanakaya. Ob diejenigen medialen Kundgebungen welche ihrem Inhalt nach auf solche Quelle schließen lassen, von so vollendeten Meistern ohne oder mit lebenden Körpern herrühren, ist oft sehr schwer festzustellen und ist auch der Sache nach ganz gleichgültig. Sicher ist, daß diejenigen medialen, nicht seherischen Mitteilungen, welche heutzutage angeblich von Christus kundgegeben werden, offenbar niemals unmittelbar aus jenem Christuszustande herauskommen. Eine derartige Kundgebung Christi aber ist wohl zweifellos bei Paulus anzunehmen, als er auf dem Wege nach Damaskus war.





Sei mir gegrüßt.

Von

Maria Janitschek.

Leer ist mein Zimmer. Alle gingen fort.
Die Einen mußten, und die Andern — wollten.
Ein Strauß verwelkter Rosen am Kamin,
ein Häufchen Zigarrettenasche — Rest.

Und alle thaten so, als ob sie .... nun,
die Einen, die ... die mußten ja. Und — aber
wozu denn grübeln? Alle gingen fort,
das, das ist. Und das ... ist so sonderbar.

Es sitzt die Nacht im Garten schwarz verschleiert,
und träumt ihr altes altes Liebesmärchen.
Ihr gehts wie mir. Noch eben strahlten leuchtend
in ihrem weiten Saal die goldnen Sterne
und plötzlich sind sie alle wie zerstoben,
ein fremder Tag klopft an. — — Verwelkte Rosen,
verwelkte Sterne, ... ach, verwelktes Hoffen!

Doch horch! In ihren Angeln knirscht die Thüre,
ein leiser Schritt .... Zu mir? Wer bist du Treuer,
der die Verlassne aufsucht? Gott, ists Traum,
ists Wirklichkeit, was hier mir langsam naht?

Ein Jüngling, blasse Blumen in den Locken,
den dunkel niederrieselnden, die Augen
geschlossen ... Herr, ein Schauer faßt mich an —
Bist du der Tod? O sprich!

„Ich bin der Schmerz;
reich deine Lippen mir, ich will sie küssen".

O Mond, schling weiße Schleier um mein Haupt,
umgürte mich mit jungen Rosen, Frühling,
Braut bin ich worden, Braut des großen Harfners,
und Gottes Melodie kniet vor mir nieder.





Paracelsus.

Am 17. Dezember 1893 war es 400 Jahre, daß Theophrastus Paracelsus zu Mariä-Einsiedeln bei Zürich geboren wurde. Sein bürgerlicher Name war Philipp Aureolus Bombast von Hohenheim.

Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens von Carl Kiesewetter brachten wir im ersten Jahrgange (II, 249—258) im Oktoberhefte 1886. Auf diese können wir hier verweisen. Einige Worte aber über die Bedeutung dieses Mannes mögen hier gesagt werden.

Allgemein anerkannt ist Paracelsus als ein Reformator der Arzneikunde und Heilkunst. Er war es, der die seit dem Altertum bis zu seiner Zeit allein herrschenden Kenntnisse, Begriffe und Vorurteile der Schule des Galenus überwand. Er führte den Gebrauch der Metallsalze und Mineralsäuren in die Arzneikunde ein; und das ist ein Verdienst, was noch die heutige Schulwissenschaft anerkennt; — wir halten gerade dieses für die schwächste und zweifelhafteste Seite seiner bahnbrechenden Leistungen. Besser ist schon seine Verwendung natürlicher Mineralwasser. Ein Reformator aber nicht allein für seine Zeit, sondern auch ein Vorbild für die unsrige ward er durch seine Anwendung des organischen Magnetismus. Dadurch wurde er im Abendlande der erste wissenschaftliche Vorläufer Mesmers und aller heutigen Hypnotisten. Auch ahnte er schon, daß die Erkrankung, namentlich bei Epidemien, auf der Fortpflanzung von etwas Derartigem beruhe wie das, was wir heute „Bacillen" nennen, da er von Erkrankung des Wassers und der Luft redet.

Wichtiger jedoch als alles dieses ist seine Erkenntnis der Natur als eines großen, lebendigen Organismus, sowie seine sonstigen weitreichenden Einblicke in die esoterische Weltanschauung. Und hierbei ist es wohl ein besonderes Verdienst, daß er diese von ihm offenbar aus dem Orient herübergenommenen Lehren und Begriffe in abendländische Formen und Worte kleidete, so daß dieselben noch heute unsern Darstellungen vielfach als die geeignetste Grundlage dienen können.

Merkwürdig ist seine Persönlichkeit insbesondere durch seine Entwickelung in der Richtung der Adeptschaft. Hierzu qualifizierte ihn schon ein Unfall in seiner Kindheit, der ihn nach weltlichen Begriffen verstümmelte, der es ihm aber erleichterte, sich seine volle Kraft unbeeinträchtigt zu erhalten. Ferner begünstigten ihn hierin seine weiten Reisen, die es ihm ermöglichten die seltensten Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln. Unter den Okkultisten ist die Meinung weit verbeitet, daß er bei seiner Ermordung bereits jene Stufe der Adeptschaft erlangt hatte, auf der es ihm möglich ward, seine Geistesentwickelung mit andauerndem individuellen Bewußtsein durch seine weiteren sich ohne größere Unterbrechung folgenden Verkörperungen zu erzwingen. Das mag wohl so sein. **H. S.**

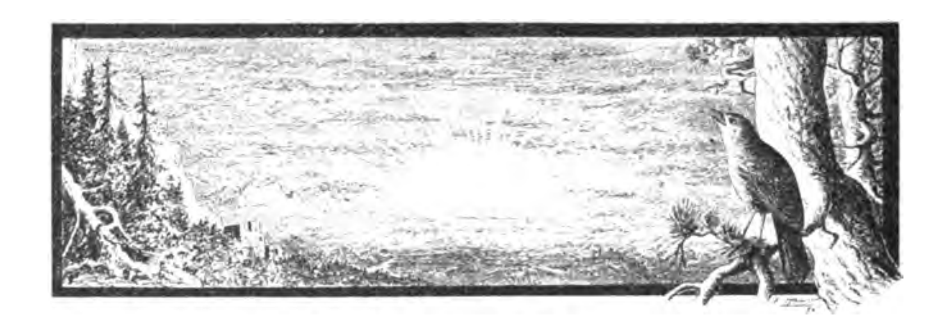




Keines andern Knecht sei,
Wer sein selbst kann Herr sein.

Theophrastus Paracelsus,

Aureolus Philippus
ex familia Bombastorum ab Hohenheim,
(1493—1541)
im siebenundvierzigsten Lebensjahre.
Nach dem Titelbilde der Huserschen Ausgabe seiner Werke.



Philo's Mystik.

Von

Carl Kiesewetter.

*

Aufwärts!

Die Art und Weise, wie Philo den Menschen in verschiedene Grundteile teilt, hat eine unleugbare Aehnlichkeit mit der esoterischen Lehre. Diese Aehnlichkeit mag wohl daher rühren, daß, wie später nachzuweisen,[1] Philo der Sekte der Essäer angehörte, welche bekanntlich unter den Juden durch buddhistische Missionäre gestiftet worden war.

Der Mensch besteht nach Philo aus Körper und Seele.

Der Körper σῶμα, (rupa der Inder, chat der Aegypter, guf der Hebräer, elementarische Leib des Paracelsus) ist aus den vier Elementen zusammengesetzt und darum sterblich[2]).

Die Seele (ψυχή) des Menschen zerfällt in einen unvernünftigen und einen vernünftigen Teil. Zu dem ersteren gehört der „Sitz der Leidenschaften" (τὸ θυμικὸν) und der „Sitz der physischen Begierden" (τὸ ἐπιθυμητικὸν). Dieser Teil der Seele ist sterblich und hat seinen Sitz im Blut[3]); er kann also sehr wohl mit dem Kama rupa der Inder, Ab der Aegypter, Ruach der Hebräer und dem Evestrum oder siderischen Menschen des Paracelsus verglichen werden.

Insofern dieser Teil der Seele und der Körper sterblich sind, nennt Philo den Menschen ein „vernünftiges sterbliches Tier".

Der niederste Grundteil der vernünftigen Seele ist nach Philo das Sprachvermögen[4]), eine Unterscheidung, die sonst nirgends gemacht wird. Da aber die Sprache den Menschen vom Tiere zunächst unterscheidet, so könnte man das „Sprachvermögen" Philo's vielleicht mit der „Menschenseele" der Inder (manas, ba, neschamah, spiritus etc.) identifizieren.

---

[1]) Ueber die Essäer und Therapeuten sowie über die Zugehörigkeit des Philo und Josephus zu dieser Sekte bringe ich einen eigenen Aufsatz.

[2]) De opificio mund. 33.

[3]) De eo quod detur, 170. De somniis I. 170.

[4]) Ueber diesen und die folgenden Grundteile sowie De eo quod detur, 180.

Der zweite Teil der vernünftigen Seele ist das „Vermögen der Sinne“ (ψυχὴ αἰσθητική), die wir mit chaibi der Aegypter, chaijah der Hebräer und der Vernunft (Intellectus) der mittelalterlichen Mystiker vergleichen können.

Der höchste Grundteil des Menschen endlich ist der „Verstand“, νοῦς, λόγος, cha der Aegypter, jeschida der Hebräer, der „göttliche Gedanke“ Agrippas und der Mensch des Olympi novi des Paracelsus), welcher „ein unzertrennlicher Teil der seligen Natur der Gottheit“ ist.[1])

Unter den bisher aufgezählten sechs Grundteilen haben wir den Astralkörper vermißt; aber auch von diesem findet sich eine Spur bei Philo, insofern er sagt, die Seele sei in Aetherstoff, d. h. ein fünftes Element, aus dem Himmel und Gestirne geschaffen wurden, in ein heiliges, unverlöschliches Feuer gehüllt.[2])

Daß Philo auch die Lebenskraft kannte, ergiebt sich aus folgender Stelle:[3])

„Oft in seinen Schriften erklärt Moses das Blut für das Wesen der Seele; sagt er doch geradezu: die Seele alles Fleisches ist Blut. Hingegen heißt es bei der Schöpfung des ersten Menschen: Gott blies ihm den Hauch des Lebens ein, und der Mensch ward zur lebendigen Seele. Diese Worte beweisen, daß die Substanz der Seele Geist ist. Da nun Moses immer mit sich übereinstimmt, so muß er einen guten Grund zu diesem scheinbaren Widerspruch gehabt haben. Dieser ist auch vorhanden, denn Jeder von uns ist eine Zweiheit, ein Tier und ein Mensch. Jedem von diesen beiden Bestandteilen kommt eine besondere Kraft zu. Dem einen die Lebenskraft, durch welche wir leben, dem andern die Kraft der Vernunft, durch welche wir vernünftig sind. An der Lebenskraft haben auch die unvernünftigen Tiere Anteil. Vorsteher und nicht nur Teilhaber der andern ist Gott. Jene Kraft nun, welche wir mit den Tieren teilen, hat das Blut zum Sitz erwählt. Die andere dagegen ist eins mit dem Geiste. Deshalb sagt Moses (Deuteron. XII. 23): ‚die Seele des Fleisches ist Blut‘, indem er wohl weiß, daß die Natur des Fleisches keinen Teil am Geiste, sondern nur am Leben hat“.

Philo unterscheidet also hier eine ψυχὴ λογικὴ und ψυχὴ σαρκική, welch' Letztere mit der Lebenskraft identisch ist.

---

[1]) De eo quod detur, 172. De somniis, 578.

[2]) De confus. ling. 342. De somniis, I. 16. sagt Philo noch: „Von den vier Teilen, (Philo rechnet die von ihm gemachten Unterabteilungen nicht als selbständige Teile) aus welchen der Mensch besteht, sind drei, nämlich der Leib, die Sinne und die Rede, begreiflich; der vierte aber, der Geist, ist nicht begreiflich. Was ist er seinem Wesen nach? Geist, Blut oder gar Leib? Leib ist er nicht, sondern unkörperlich, ist er aber Grenze, Gestalt, Zahl, Thätigkeit, Harmonie oder etwas Aehnliches? Und kommt er bei der Geburt schon ausgebildet in uns hinein, oder wird die Feuernatur in uns, wie Eisen in der Werkstätte des Schmiedes von der umströmenden Luft — wie in der Schmiede durch kaltes Wasser — zur festen Masse? weshalb auch ψυχὴ von ψύχις abgeleitet sein dürfte. Und weiter: erlischt er, wenn wir sterben und geht mit dem Leib zu Grunde, oder überlebt er ihn, oder ist er gar unvergänglich?“ — So schwankend sich auch Philo in diesen Worten ausspricht, so leuchtet doch die Meinung durch, daß der Geist ein Teil des göttlichen Aethers oder in diesen gekleidet sei.

[3]) Quod deterior. potior. incid. soleat. II. 196. 198.

Den menschlichen Verstand (νοῦς) bildete Gott sich selbst oder seinem Logos vollkommen ähnlich und macht ihn somit zu seinem Ebenbild (εἰκών), und insofern kann man sagen, daß der Mensch dem Geist nach Gott und dem Logos verwandt sei, ebenso wie sein Körper der äußern Natur gleicht.[1]) Wir finden also hier zum erstenmal die später von Paracelsus ausgeführte Parallele zwischen dem Mikrokosmus und Makrokosmus aufgestellt.

Da dieser unsterbliche Teil des Menschen schon vor der Schöpfung des sterblichen Teils in der Gottheit existierte, so bedeutet das Wort Mosis, daß Gott dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase blies, nichts anderes als die Absendung des νοῦς von seinem seligen Sitz in der Gottheit in den menschlichen Körper, um diesen wie eine Kolonie zu bewohnen.[2])

Das Böse ließ Gott entstehen, um das Gute desto mehr hervorzuheben, und verband beide im Menschen, der das Gute nicht erkennen kann, ohne das Böse zu wissen.[3]) Der Mensch ist also ein Wesen von gemischter Natur. Sein „Verstand“ ist nämlich vor seiner Verbindung mit dem Körper gut und rein;[4]) seine Sinne sind ihrer Natur nach weder gut noch böse, sondern von einer mittleren Art, die bei den Guten gut, bei den Bösen böse ist. Die Begierden und Leidenschaften jedoch, der unvernünftige Teil der Seele, und vorzüglich die Wollust sind wie der Körper böse und Gott verhaßt.[5]) Die Seele befindet sich daher gewissermaßen in einem Gefängnisse, dessen Wächter die Leidenschaften und Begierden sind, oder in einem Sarge oder Grabe, aus dem sie sich nur durch Entäußerung der Sinnlichkeit befreien kann.[6])

Der Körper hindert die Tugend, weshalb die Seele diesen, die Lüste, Begierden, Sinne und Rede fliehen und verlassen muß, weil bei ihnen das Böse sich aufhält. Sie muß sich zu der Gottheit erheben; d. h. sie muß ihre Gedanken allein auf übersinnliche Gegenstände richten und sich nicht mehr mit irdischen Dingen beschäftigen, als die äußerste Notwendigkeit erfordert.[7]) — Wenn wir den Körper fliehen, so leben wir der Natur gemäß, wir verähnlichen uns der Gottheit, soweit uns dies möglich ist, und gelangen dadurch zum höchsten Gipfel der Glückseligkeit.[8])

In sehr prägnanter Weise spricht sich Philo über diese Punkte an einer Stelle aus,[9]) wo er die Prophezeiung (Genes. XV. 13.) erklärt:

[1]) De opif. mund. 33.

[2]) De opificio mund. 31.

[3]) Vgl. Paracelsus: De natura rerum: „Denn wer kann wissen, was gut ist, ohne zu wissen, was böse ist?“

[4]) De allegor. III. 80.

[5]) De allegor. III. 71.

[6]) De allegor. 68.

[7]) De allegor. I. 59. De profugis 459.

[8]) De Decalogo 754.

[9]) Quis rerum divin. haeres. sit. IV. 118.

„Das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd sein in einem Lande, das nicht sein ist; und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahre“. Er sagt:

„Das Erste, was uns in diesen Worten vorgehalten wird, ist die Lehre, daß der Fromme im Leibe nicht wie in seiner Heimat wohnen, sondern ihn als ein fremdes Land ansehen soll. Zweitens liegt darin, daß die Knechtschaft. Unterdrückung und arge Demütigung der Seele in der irdischen Wohnung des Leibes ihren Grund hat, denn die Leidenschaften sind der Seele völlig fremd, sie erwachsen aus dem Fleische, in welchem sie wurzeln“. -- Nun fährt Philo die Sklaverei in den Banden des Leibes beschreibend, weiter fort: „Vierhundert Jahre dauert die Knechtschaft. Diese Worte sind auf die Zahl der hauptsächlichsten Leidenschaften zu deuten, deren es vier giebt. Wenn die Wollust über uns herrscht, so wird der Geist von leerem Winde aufgeblasen und übermütig; gebietet aber die Begierde in uns, so zieht die Sehnsucht nach abwesenden Genüssen in die Seele ein und würgt und plagt sie durch trügerische Hoffnungen. Denn sie dürstet dann immerwährend und kann doch ihren Durst nicht löschen, so daß sie Qualen des Tantalus erdulden muß. Sind wir aber in der Knechtschaft der Traurigkeit, so wird die Seele zusammengeschnürt und eingeengt, und sie ist einem Baume zu vergleichen, von welchem die Blüten und die Blätter abfallen. Sind wir endlich im Banne der Furcht, so vermag Niemand zu bleiben, sondern darf nur in schleuniger Flucht Rettung erhoffen. Die Begierde hat nämlich eine anziehende Kraft und zwingt uns, das Ersehnte zu verfolgen, auch wenn es vor uns flieht. Die Furcht dagegen trennt uns von ihrem Gegenstand. Die Herrschaft der genannten Leidenschaften übt schweren Druck auf ihren Sklaven aus, bis Gott, der große Richter, den Bedrückten von seinem Bedrücker trennt, um jenem seine Freiheit zu geben und über diesen die wohlverdiente Strafe zu verhängen. Denn es heißt ja (Genes. XV. 14): ‚das Volk, das sie bedrückte, will ich richten, und dann sollen sie ausziehen mit großem Gute‘. Es ist notwendig, daß der Sterbliche dem Volk der Leidenschaften unterworfen werde und das vom Geborenwerden unzertrennliche Loos erdulde. Aber es ist auch der Wille Gottes, die Not unseres Geschlechts zu erleichtern. Wenn wir daher auch in der Knechtschaft des Leibes das Unvermeidliche erdulden, so thut Gott seinerseits, was ihm zu thun obliegt: er bereitet Freiheit den Seelen, welche sich flehend an ihn wenden; ja, er löst sie nicht allein aus dem Gefängnis, sondern giebt ihnen auch Zehrung auf die Reise mit, was im Texte ἀποσκευή (Gut) heißt. Was ist dies nun? Wenn der vom Himmel stammende Geist in die Not des Leibes gebannt wird und sich von keiner Lust und — wie ein Weichling — unterjochen läßt, sondern wie ein Mann, nicht zum Leiden sondern zur That bereit, kräftig nach Freiheit strebt und alle Wissenschaften rüstig betreibt, so nimmt er beim Abschied und Hingang in sein Vaterland all' jenes Wesen mit, welches hier ἀποσκευή genannt wird“.

Jedem der drei Hauptteile der Seele setzte Gott eine Tugend zur Seite, um ihn zu regieren: dem Verstand die Klugheit, den Leidenschaften die Tapferkeit und den Begierden die Mäßigung, wozu dann, wenn jene die Oberhand haben, noch die Gerechtigkeit kommt, welche insgesamt in der Güte des Charakters ihren gemeinsamen Ursprung haben. [1])

Die Seele ist von Gott nicht den Gesetzen der Notwendigkeit unterworfen worden. Als Himmelsgeborener ist der Mensch frei, und in nichts zeigt sich sein göttlicher Ursprung so schön als in der göttlichen Freiheit, die ihm vor allen andern Kreaturen zu Teil wurde. In dieser Hinsicht sagt Philo: [2])

[1]) De allegor. 52—54

[2]) Quod deus sit immutabilis. II. 408.

„Der Mensch besteht aus dem nämlichen Stoff, aus welchem die Naturen des Himmels geschaffen wurden, und er ist deshalb unvergänglich. Denn ihn allein hat Gott der Freiheit gewürdigt und für ihn die Bande der Notwendigkeit, die alle Geschöpfe fesseln, aufgehoben; er hat ihn an dem herrlichsten eigenen Vorzug, so viel der Mensch davon fassen kann, teilnehmen lassen. Deswegen ist er aber auch zurechnungsfähig. Den Tieren und Pflanzen kann man weder Fruchtbarkeit als Verdienst, noch Unfruchtbarkeit als Schuld anrechnen, aber er allein verdient Tadel, wenn er Böses thut, und wird auch dafür gestraft". — Aehnlich lautet eine andere Stelle:[1]) „Um seiner Gerechtigkeit willen hat Gott der menschlichen Seele den Geist eingehaucht, denn wäre dem Menschen das wahre Leben nicht eingegeben worden und wäre er somit zur Tugend unfähig gewesen, so hätte er, wenn er für seine Sünden bestraft wurde, sagen können, daß er ungerecht bestraft werde, und Gott selbst sei an seinen Vergehungen schuld, weil er ihm die Möglichkeit Gutes zu thun nicht verliehen, denn Fehler ohne Freiheit seien keine Fehler".

Wegen seiner göttlichen Eigenschaften wird die Seele der „Tempel Gottes" genannt. So heißt es:[2])

„Das wahrhaft Gute hat in nichts Aeußerem seinen Sitz, weder im Körper, noch in der Seele, sondern allein in dem königlichen Geiste. Denn da Gott wegen seiner Milde und Liebe das Gute in die Welt einführen wollte, so hat er keinen würdigeren Tempel gefunden als den menschlichen Geist".

Philo hält den Zustand des jetzigen Menschen für sehr verschieden von dem des idealen, wie er aus der Hand des Schöpfers kam. Diese Spekulationen über den Zustand des idealen Menschen vor dem Fall (Adam), über den Sündenfall, seine Folgen rc. durchziehen die ganze christliche Mystik und finden namentlich auch bei Jakob Böhme ihren Niederschlag. Da sie somit jedermann bekannt sein werden, bedürfen sie hier nur einer flüchtigen Erwähnung.[3])

Adam war vollkommen an Leib und Seele:

„Die Schönheit seines Leibes folgt aus drei Gründen: Erstens waren in der jugendfrischen Schöpfung alle Stoffe weit vollkommener und reiner als später; zweitens wählte Gott aus den besten Teilen des Stoffes das Vorzüglichste aus, um das Gefäß einer unsterblichen Seele zu bilden; drittens war der Schöpfer selbst der vorzüglichste Werkmeister. Der hohe Adel der Seele Adams folgt daraus, daß sie Gott nach nichts Sichtbarem, sondern nach seinem Ebenbilde schuf. Darum mußte sie als Abbild des Vollkommensten notwendig selbst vollkommen sein. Die jetzigen Menschen sind nur von Menschen erzeugt und nicht — wie Adam — von Gott selbst geschaffen. Soweit aber Gott den Menschen übertrifft, um so höher muß auch ein göttliches Geschöpf über ein menschliches erhaben sein."[4])

Adam war fernerhin gleich bei seinem Eintritt in die Welt König der sichtbaren Natur, über die er eine unbeschränkte Herrschaft ausübte,[5])

---

[1]) Leg. alleg. 142.

[2]) De nobilitate II. 437. Vgl. auch den freimaurerischen Mythus vom Salomonischen Tempelbau.

[3]) Die wirkliche, richtige und vollständige kosmologische Erklärung dieser sinnbildlichen Ueberlieferung findet man nur in der Secret Doctrine von H. P. Blavatsky (London W. C., 7. Duke Street). (Der Herausgeber).

[4]) De opificio mundi. I. 92.

[5]) Loco cit. I. 100. Vgl. auch folgende Stelle aus Poiret: „Göttliche Haushaltung", Frankfurt u. Leipzig, 1714. 8°. III. 314: „Uranfänglich vermochte der Mensch durch Geberde und Wort in der Kraft seiner Imagination und seines Willens die

und er bewies diese Herrschaft gleich Anfangs dadurch, daß er allen Dingen Namen gab.[1]) — Auch lebte er im Umgang mit den Bürgern der Geisterwelt und bestrebte sich, alle Befehle der Gottheit zu vollziehen und auf dem Wege der Tugend sich zur Verähnlichung mit ihr emporzuschwingen, da Gottes Geist reichlich auf ihn herabströmte.[2])

Mit dem Sündenfall trat ein völliger Umschwung ein. Dennoch wird derselbe nicht als eine unermeßliche Schuld Adams, sondern als eine Folge seiner schwachen und sterblichen Natur dargestellt.[3])

Anlaß zum Sündenfall gab das Weib. So lange Adam allein lebte, war er schuldlos; als aber das Weib geschaffen wurde, eilte er auf dasselbe zu, voll Freude über die befreundete Gestalt, und umarmte sie. Aus dieser Umarmung entstand die Liebe, und aus der Liebe die Wollust. Diese ist der Keim aller Laster, und sie bewirkte, daß Adam ein unsterbliches und seliges Leben mit einem unglücklichen und sterblichen vertauschen mußte.[4])

Außer dieser sich an den Bibeltext anschließenden Darstellung des Sündenfalls hat Philo noch eine allegorische Erklärung: Nach der Genesis ist der Ort des Sündenfalls das Paradies, der Garten Gottes, Verführerin ist die Schlange, und der Anlaß des Falls das Verbot, vom Baume der Erkenntnis zu essen. Dies Alles erklärt Philo für ein Bild: das Paradies ist die Seele, die in demselben wachsenden Pflanzen sind die Tugenden, der Baum des Lebens ist die erste der Tugenden, nämlich die Ehrfurcht gegen Gott, und der Baum der Erkenntnis endlich ist die Klugheit. Die Schlange ist die Wollust, welche den Menschen zur Sünde verführt. Unter dem Mann versteht Philo den Verstand des Menschen, unter dem Weib die Sinne, bei denen sich die Wollust einschmeichelt, um dadurch den Verstand zu betrügen und zum Bösen zu verführen.[5])

Mit dem Fall begann eine Reihe von Uebeln über die Menschen hereinzubrechen. Das Weib fand seine Strafe in den Schmerzen der

---

gesamte Körperwelt zu beherrschen. So wie wir jetzt unsere Glieder bewegen können, wenn wir wollen, indem aus uns verborgene Kräfte in sie fließen, welche dieselben in Bewegung setzen, ebenso konnte der Mensch durch verborgene geistige Ausflüsse der Körperwelt befehlen, nämlich denjenigen Gegenständen, welche in seiner Nähe oder ihm gegenwärtig waren. — Ebenso konnte der Mensch die sichtbare Welt auch durch seine Stimme allein beherrschen. Es war blos eine Erneuerung dieser ursprünglichen Natur des Menschen, wenn die Heiligen der alten Zeiten in Uebereinstimmung mit ihrer Willens- und Imaginationskraft so große Dinge durch die Macht der Stimme oder des Wortes verrichteten, wenn z. B. Noah die Tiere zu sich in die Arche rief, Josua der Sonne und Moses dem rothen Meer befahl. Der Mensch hat die Sprache ursprünglich nicht zu dem Zweck allein erhalten, um seines Gleichen durch sie seine Gedanken mitzuteilen, denn das konnte er ursprünglich durch eine verborgene Wirkung oder durch das alleinige Verlangen bewerkstelligen, einem andern seine Gedanken kund zu thun".

[1]) Loc. cit. I. 100.

[2]) Loc. cit. I. 98.

[3]) De opific. mundi I. 102.

[4]) A. a. O. 108. [5]) A. a. O. 104 u. 108.

Geburt, in den Beschwerden der Kindererziehung und in der Unterwürfigkeit unter den Willen des Mannes; der Mann in der Arbeit und Sorge für den nötigsten Lebensunterhalt.[1])

Selbst die Erde wurde wegen des Sündenfalls bestraft und sie bringt ihre Früchte nicht mehr so dar, wie sie dieselben ohne die Sünden der Menschen getragen hätte. Denn die Erde würde auch ohne Ackerbau alles im Ueberflusse erzeugt haben, wenn nicht die Laster über die Tugend die Oberhand gewonnen und die Gottheit genötigt hätten, der unaufhörlichen Mitteilung ihrer Güter eine Grenze zu setzen, um sie nicht an Unwürdige zu verschwenden und die Menschen durch einen von Müssiggang und Ueberfluß erzeugten Mutwillen in noch größeres Sündenelend zu stürzen.[2]) — Würden die Menschen aufhören, den göttlichen Gesetzen entgegen zu handeln, und ein göttliches Leben führen, so würde auch die erste Fruchtbarkeit wieder eintreten.

Seit Adam artete das Menschengeschlecht von Generation zu Generation immer mehr aus[3]), wie das erste Bild, das nach dem Urbild gemacht wurde, noch am meisten demselben ähnlich sieht, während die späteren, nach Abbildern gemachten Kopien immer schwächer und unkenntlicher werden, oder wie in einer Reihe von Eisenstäben, die an einem Magnetstein aufgehängt sind, derjenige die meiste magnetische Kraft bewahrt, welcher den Stein unmittelbar berührt, die tiefer hängenden aber immer weniger. — Doch haben die späteren Menschen das Ebenbild Gottes nicht ganz verloren, sondern es ist nur verdunkelt worden. Diese Verwandtschaft besteht in der vernünftigen Seele; dem Körper nach sind wir mit der Welt verwandt; er ist aus allen Elementen zusammengesetzt und faßt alle Eigenschaften derselben in sich. Deshalb macht er den Menschen zu einem Proteus, welcher gleich gut auf dem Lande, im Wasser, in der Luft und im Feuer leben kann.[4]) — Außerdem aber haben die späteren Menschen von der Herrschaft, welche Adam in vollem Maße über die Natur besaß, wenigstens die Gewalt über die Tiere behalten.[5])

(Schluß folgt.)

[1]) De opific. mundi. I. 114.

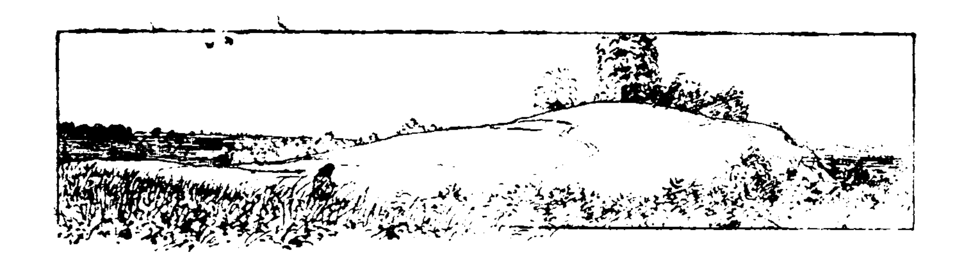
[2]) A. a. O. I. 116.

[3]) Dieser Satz ist natürlich nicht im darwinistischen, sondern im ethischen Sinne zu verstehen.

[4]) De opificio mundi, I. 98: „Συγκέκριται γὰρ ἐκ τῶν αὐτῶν, γῆς, καὶ ὕδατος, καὶ ἀέρος, καὶ πυρός.“ Das Feuer zielt wohl auf den ätherischen Astralkörper, da im Altertum der Aether als Feuer gedacht wurde.

[5]) A. a. O. I. 100.





Aphorismen eines Einsiedlers.

Von

Paul Lanzky.

Als ich mich mit mir selber eins fühlte, fand ich mich — in der Einsamkeit.

Der liebte die Menschen nicht, welcher durch sie nicht zur Einsamkeit gelangte; denn was man grenzenlos, hoffnungslos geliebt hat, darauf nur verzichtet man.

Ich dächte an mich — und nur an mich?! Ist je dem Schiffbrüchigen Verlangen nach Seefahrt, dem Kranken nach Siechtum, dem Gestorbenen nach dem Tode gekommen?

Wer bist du, daß du dich deiner Vergangenheit nicht schämst, ja, ihrer lächelst? — Ich war der Mensch der Irrtümer in Wollen und Thun, und irrender Wandel ist noch mein Leben.

Der Tag fand seine Ruhe im Abend, der Abend die seinige in der Nacht: also fand auch ich die meinige fern vom Getriebe der Menschen in der Betrachtung.

Nicht eine der Wahrheiten, die ich dir künde, ist erdacht, sondern jede erlebt. Dennoch kannst du sie nicht wieder erleben; wohl aber sie erwägen, dir aneignen und dadurch deine Erlebnisse beeinflussen.

Ich habe mich vergessen; wie sollte ich eurer eingedenk sein?

Der Tod wartet meiner? Laß ihn warten! Ich bin der Diener des Lebens, und wann dieses mich verabschiedet, werd' ich ihm willig Gehör schenken.

Wenn du das Glück, das aus Abend, Herbst und Einsamkeit spricht, nicht gekostet hast, kennst du das schwermütige Erdenglück nicht: es ist das der Reife und des Vollbrachtseins, die nach neuen Saaten verlangen.

Es giebt eine stille Wonne im Leben, lichtvoll wie keine zweite: sie liegt darin, sich selber gut zu heißen in allem Wandel, im eigenen Wandel.

Was geht den Menschen des Geistes die Herrschaft der Sinne an! Sind sie nicht die Sklaven, denen er im Vorübergehen lächelt, da sie ihre Arbeit verrichten?

Die reflektirenden Menschen sind Nichthandelnde, Nichthandelnkönnende; aber ihre Betrachtung macht sie zu Starken, sodaß sie den Thätigen, wie der Thatlosigkeit gewachsen sind und beiden gegenüber jene Ruhe bewahren, die von den Enttäuschten beneidet wird.

Ein System ist die Auffassung eines Genies von einer Wissenschaft für den Augenblick; dieser Augenblick dauert für das Groß der Gelehrten oft viele hundert Jahre.

Das Verderben liegt nicht nicht in den Dingen, noch in uns selber, sondern in dem Widerstreit einer eingeimpften Meinung gegenüber einem unvermeidlichen Naturgesetze.

Alles Endgültige zeugt nur von dem Maße deiner Einsicht gegenüber dem dir gesteckten Ziele.

Es ist ein Zeichen von Müdigkeit, wenn man „seine Pflicht" erfüllt zu haben glaubt: zum Urteil kommt man nach der That, nach welcher man nur noch die Anstrengung, die sie einen gekostet hat, empfindet.

Die Eitelkeit ist die letzte Triebfeder des Menschen: immer noch etwas vorstellen wollen, worin man stark gewesen ist, ob auch kaum jemand mehr daran glaubt.

Wer du auch seiest, habe den Mut, ganz du selbst zu sein: die Menschen mögen dich verurteilen, aber deine Natur spricht dich frei. Wie aber, wenn du nicht wahrhaft bist, die Welt und dich gegen dich hast?.

Wer bist du, der eine Lehre hinausruft, auf daß sie tausende ergreifen? Bist du der Mann des eisernen Willens, welcher die Zukunft vorbereitet? Oder der frivole Held des Tages, welcher den Schwächen aller schmeichelt? Oder der Nichtling, welcher eine kränkliche Empfindung für eine Stärke hält?

Alles Wehe ist nur wegzuleugnen, wenn du dich selber verleugnest: hierin aber liegt auch die Heilung vom Pessimismus.

Müdigkeit, Krankheit, Alter bestimmen pessimistische Lebensempfindung, berechtigen aber nicht zu allgemeiner Lebensauffassung. Denn Leben ist vor allem Lebenwollen, das von keinem Abgestorbensein wissen mag.

Gegen das Leben zu predigen, ist Wahnwitz; sich ihm entziehen können, wäre klug; es nicht mehr verlockend zu finden, ihm nicht unterthan sein, ihm zuschauen mit dem betrachtenden Auge der Ruhe, ist Weisheit.

Es liegt viel klingendes Spiel in der Liebe, denn sie ist der Drang des Lebens, und ohne diesen Drang sind wir vom Leben abgethan.

Was wundert's euch, daß die Priester so viel von Gott wissen! Sie sind ja seine Thürhüter, durch die er allein mit euch verkehrt!



Die Kunst zeigt das Wahrgeglaubte: was wunder, daß sie eine Schönrednerin, Verleumderin, Versucherin, der Himmel und Abgrund alles Seienden erscheint!

Die Musik ist die Kunst der Décadence: wer da singt und spielt, kann nicht mehr denken, will nicht denken, hat nichts mit den Gedanken zu thun.

Es giebt Menschen, ob wir sie nur einmal flüchtig gesehen haben, die uns nicht aus dem Sinne wollen: es sind die, welche in Liebe und Freundschaft der Ergänzung unseres Selbst fehlen.

Diejenigen, welche sich lieben, bilden eine Welt für sich, welche der übrigen Welt ein Dorn im Auge ist.

Es ist des Weibes Verhängnis, sich hinzugeben; des Mannes Bestimmung, sich nicht zu verlieren.

Es wird vielen leicht, mit sich fertig zu werden: sie geben sich der Gesellschaft hin.

Das Weibliche ist nichts als die Ergänzung des Männlichen zum Ausgleich der menschlichen Natur, die sich in beiden vereinseitigt hat, wie in entgegengesetzten Polen, die sich widerstreben, anziehen, ausgleichen. Dieser Kuß der Versöhnung, Sättigung, der den Widerwillen erzeugt: das Ungeheuer, die Ueberreife des Lebens, die Reife zum Tode!

Es ist kein Glück in der Liebe, denn diese ist die Verneinung unseres Selbst zugunsten eines Neuen, das uns ersetze.

Warum vertraut doch das Weib soviel! Weil es soviel hofft und sich immer hingeben muß.

„Die Gesellschaft" ist das Theater, in welchem die menschlichen Thorheiten allen Ernstes aufgeführt werden; nur die beteiligten Schauspieler erkennen weder das Wesen, noch die Tragweite ihrer Thorheiten.

Das Gesetz hat eine zurückgebliebene Gesellschaft im Auge, weshalb es uns nicht wundernehmen darf, daß der Missethäter gegenüber dem Angegriffenen in Schutz genommen wird, der noch heute unter dem Faust- und Tierrecht zu leiden hat.

Die Zeit schuf die Notwendigkeit, die deine Mutter ward; du selber aber kannst der Betrachter deines Wandels werden. Ist es nicht süß, daß du also mitten aus der Notwendigkeit aller Not entgehen kannst?

Es kam die Stunde, da ich zu mir selber sage: mir ist ganz wohl, und nichts und niemand raubt mir dieses Wohlsein, wofern er mich nicht vernichtet.

Alles Gute, Schöne, Wahre, alle Liebe, aller Haß sind nur . . . . Perspektiven.

Die Klarheit, als Zeichen der Einsicht, ist dem Manne der That, der Wissenschaft und des systematischen Denkens eignen; der Künstler spricht durch die wallenden Empfindungen seiner Seele.

Man muß sehr hart vom Leben mitgenommen worden sein und abgrundstiefe Gedanken gehabt haben, oder recht unschuldig geblieben sein, um viel schönes und gutes in fernerer Affektlosigkeit um sich erblicken zu können.

Jede Kraft, auch die psychische, kann umgestaltet werden. Warum also solltest du an Seelenleid vergehen, statt dich seiner zu bedienen, dein ganzes Leben in ein neues Fahrwasser zu werfen?

Die Zeit heilt jedes Leid; doch zehnfach schnell schwindet es vor der Einsicht, daß es vergänglicher ist, als du selbst.

Die Gesellschaft hat nicht genug an ihrer handelnden Thorheit: sie muß noch das Theater besuchen, um sich am Reflex derselben zu weiden.

Ich spreche zu mir, wie es mein ärgster Feind thun könnte, und antworte darauf, wie es der Weise thäte. Aber selbst Weisheit hat nicht gutes unter die Menschen gebracht, woraus ich entnehme, daß Schweigen bei sich noch besser, als Sprechen zwischen Weisen und Feinden ist.

Die Einsamkeit ist die Warte, von welcher man auf die Menschen schaut. Was thut's, daß man über sie hinwegsieht, daß sie einem klein erscheinen!

Warum bist du dem Einsamen gram und sprichst schlecht über ihn? Weil du ihn unter dir siehst?

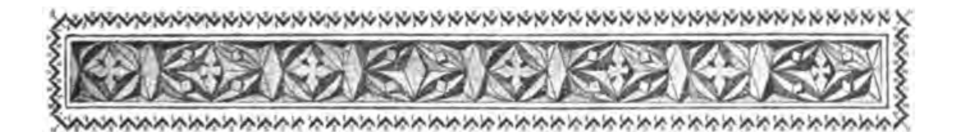
Ich erlebte eine Erfahrung von den Menschen, solche, sie nie erlebt haben zu wollen: darum ging ich von ihnen.

Ach, daß ich nicht sein und bleiben kann! Daß ich mich verzehren muß nach dem Bilde meiner Wahrnehmungen! Daß es den Tod vor meinem Leben giebt!

Ich will sein als der alleinige; es giebt aber nichts einziges, somit mich selber nicht, jetzt, noch in Zukunft. Das wäre die Tragik meines errungenen Lebens, wenn ich sie nicht durchschaute.

Wie die Einsamkeit mir lacht, seit ich mich schaute in meiner Seele, und diese sich im wandelnden Leben gefunden hat!





Eine Somnambule.

Von

Anna Vogel vom Spielberg.

✻

Im Winter 1889 lernte ich sie kennen.

Sie zählte damals 28 Jahre, sah aber mit ihrem glatten rundlichen Gesichte weit jünger aus. Und bleichsüchtig mußte sie in hohem Grade sein — so weiß und blutleer war ihr Antlitz, das von glattem, schwarzen Haar umrahmt war, so blaß ihr Zahnfleisch und die kleinen Ohren und so durchsichtig bleich die schmalen, schöngeformten Hände.

Schön von Angesicht war sie nicht; nicht einmal hübsch. — Dazu war ihre Nase zu plump, ihr fast farbloser Mund zu breit. Allein zwei große, seltene Schönheiten besaß sie, um deren willen man sie bewundern mußte und beneiden konnte: Gestalt und Augen. Jene über Mittelgröße und tannenschlank mit herrlich mädchenhaften Rundungen — klassisch im Ebenmaße und in der Plastik; diese — die Augen — unbeschreiblich reizvoll, weltfremd schön mit ihren schwermütigen, großen, dunkelbraunen Sternen auf milchweißem Grunde, von langen, schwarzen Wimpern beschattet und mit dem abgrundtiefen, rätselhaften, visionären Blicke einer Sphinx.

Wir befreundeten uns vom Anbeginne an mit einer Schnelligkeit, die mich noch heute lächeln macht. Denn sich sehen und sofort eins sein in Freud und Leid, kommt in der Liebe zwischen Mann und Weib selten genug, in der zwischen Angehörigen desselben Geschlechtes wohl niemals vor. Bei uns nun war das der Fall; vielleicht deshalb, weil wir Beide, damals nicht glücklich, demselben inneren Elend, durch schmerzliche Enttäuschungen, gekränktes Empfinden und seelische Vereinsamung erzeugt, verfallen waren.

Fast unzertrennlich — sie wohnte Haus an Haus mit mir — verkehrten wir doch viele Monate, ehe ich auf ihr Geheimnis kam, das sie selbst gradezu ängstlich hütete. Sie fürchtete — ganz unbegründet — meinen Spott, denn Spott darüber war ihr von ihrer Familie zu teil geworden.

Allein bevor sie mir noch selbst ihre rätselhafte Begabung eingestand, nahm ich an ihr fast jeden Tag kleine Seltsamkeiten und seltsame Kleinigkeiten wahr, die mich teils überraschten, teils ungeduldig machten, manchmal auch mit ausgesprochenem Aerger erfüllten.

In unserem ganz intimen Verkehr hegte ich keine Geheimnisse vor ihr — mochten sie auch harmlosester Art sein. Da sie zudem fast den ganzen Tag bei mir war, kannte sie ohnehin alle die kleinen Vorfälle, die den

Tag ausmachten, lernte meinen ganzen Umgangskreis ebensogut, wie meine Arbeiten, meine Pläne und Hoffnungen kennen, und auch aus meinen Wünschen machte ich ihr kein Hehl. Beinahe in Allem — in großen und kleinen Dingen — fragte ich sie um Rat, nicht so sehr deshalb, weil ich selbst mir nicht zu raten wußte, als vielmehr aus dem Grunde, weil ich erkannt, daß sie mir noch nie schlecht geraten hatte, so sonderbar und befremdend es mir manchmal auch vorkam, daß sie mir eindringlich oft das Gegenteil dessen, was ich selbst zu unternehmen im Begriffe war, anriet.

Bei solchen Gelegenheiten fiel mir immer mehr auf, daß sie nie sofort Antwort gab. Ihr Leib schien zu erstarren — ob sie nun saß oder stand — ihr Blick ward gleichfalls starr, und es sah aus, als schliefe sie mit offenen Augen. Ahnungslos, was das zu bedeuten habe, mußte ich regelmäßig, da mir die Pause zu lange währte, zweimal fragen, bis ich Erwiderung erhielt. Dann erst kam wieder Leben in sie — sie schien aus einem kurzen Schlafe zu erwachen und sprach kurz, klar, bestimmt.

Anfangs ließ ich ihr diese Seltsamkeit hingehen, später aber verlor ich die Geduld und zankte sie ob ihrer Fadaise und unzeitgemäßen Schläfrigkeit aus. Dann lächelte sie immer so eigentümlich — fast traurig und doch auch wieder gutmütig, verzeihend, wie allenfalls eine Mutter lächelt, wenn ihr liebes Kind sie durch Unvernunft und Unart gekränkt. Doch Aufklärung gab sie nicht, und ich war weit davon entfernt, sie zu verlangen, da ich das Ganze nur für eine kleine Unart hielt.

Was mich an ihr mit der Zeit aber wirklich in hellen Aerger versetzte, war ihre scheinbare Neugierde.

Wie jeder Mensch hatte und habe auch ich manchmal Tage, wo ich nicht reden, noch weniger gefragt sein will und mir in Langeweile und Mismut gefalle. Und in solchen Zeiten wurde mir die gute Johanna — Hansi genannt — lästig, da sie meine Laune, meine Verstimmung nicht gehörig respektirte und mich mit Fragen belästigte. Zum Beispiel: Wenn ich von irgend einem Gange heimkam: „Wo warst Du?“ Oder wenn ich ausgehen wollte — allein: „Wohin willst Du?“ Oder wenn ein Brief kam: „Der ist von R?“ Oder auch: „Der ist von M?“ &c. Wenn ich selbst einen Brief schreiben mußte: „Du schreibst doch nicht an X?“

Eines schönen Sommertages wurde es mir zu bunt!

Am Morgen hatte ich ein umfangreiches Manuscript zur Post geschickt und war dann selbst ausgegangen, um Verschiedenes zu besorgen. Eine peinliche Begegnung brachte mich um meine gute Laune. Verstimmt, verdrossen, aufgereizt kam ich heim und fand Hansi, auf dem Divan liegend, vor.

Bei meinem Eintritt sprang sie auf und küßte mich, wie immer, zärtlich auf den Mund.

Unwillig duldete ich das und warf dann voll Aerger meinen Hut auf den Tisch.

Wie sie mich kannte, mußte sie nun schon wissen, daß das Alles bedeuten sollte:

„Laß mich ungeschoren, Hansi! Ich bin heut ungnädig gestimmt und zum Reden nicht aufgelegt. Also — bitte — reiz' mich nicht!"

Unglücklicherweise legte sie dem aber keine Bedeutung bei, und begann — wie sie es immer that — mich auszufragen.

„Du warst heut' bei der Marietta?"

Ich machte ein finsteres Gesicht und schwieg.

„Und dem Rudolf bist Du auch begegnet?"

Mein Gesicht verfinsterte sich noch mehr, und sie konnte hören, daß ich leise mit den Zähnen knirschte.

„Und die große Novelle hast Du heute auch verschickt?" fragte sie in — wie es mir schien — lebhaftester Neugierde weiter.

Da wurde es mir zu viel!

„Donnerwetter!" rief ich zornig. „Bist Du noch nicht still! Laß mich in Ruh! Und daß Du's endlich einmal weißt: Deine zudringliche Neugierde ist mir verhaßt!"

Ihr blasses Gesicht schien noch bleicher zu werden, ihre strahlenden Augen nahmen einen erschreckten, angstvollen Ausdruck an, auf ihren Mienen prägte sich schmerzliche Bestürzung aus — im Ganzen ein Bild, das mich entwaffnen mußte — sie sah rührend aus und mußte tief getroffen sein.

„Nun ja", grollte ich, um über meine Verlegenheit hinauszukommen. „Wenn Du auch so neugierig bist!"

„Es ist nicht Neugier", entgegnete sie leise, fast demütig und sah mich mit so flehenden Blicken an, daß mir das Herz weich wurde.

„Was sonst?" fragte ich besänftigt.

Wieder sah sie mich an — angstvollste Spannung lag in ihrem Blick — „Darf ich Dir's sagen?" sollte es heißen, „Wirst Du mich nicht verspotten?"

„So sag's doch!" drängte ich in Ungeduld.

Sie atmete tief auf, als wollte sie sagen: „Nun denn in Gottesnamen!"

Eine kleine Pause. Dann das Haupt neigend, halblaut, ergeben wie ein Opfer, sagte sie:

„Ich bin somnambul!"

Auf das war ich nicht vorbereitet: somnambul!

Mir fuhr es durch die Glieder, und ich starrte sie betroffen, staunend, ungläubig an.

Sie nickte wehmütig.

„Ja, und deshalb frage ich, um Dir zu raten, Dich zu warnen, Dir zu sagen, was Du thun, und was Du lassen sollst", setzte sie dann in schlichtem, überzeugendem Tone hinzu.

Nun, ihre Furcht, auch von mir verlacht zu werden, war grundlos gewesen. Im Gegenteil, ich sah in ihr nur etwas, wie ein höheres Wesen und schloß sie zärtlich in die Arme.

Jetzt war mir Alles, das mir an ihr seltsam und sonderbar erschienen, klar, und klar wurde mir nun auch, daß die so oft und viel bezweifelte rätselhafte Gabe des Hellsehens kein Märchen ist. Was Hansi mir nur je angeraten, es war zu meinem Heile gewesen, und Alles, was sie mir sonst, bevor ich noch um ihre geheimnißvolle Fähigkeit gewußt, an kleineren oder größeren Dingen vorhergesagt, es hatte sich bewahrheitet.

Da der Zweck dieser Skizze nicht darin liegt, ein Lebensbild zu malen, oder eine Novelle zu erzählen, sondern nur darin, Jene, die sich für solche unerforschte Dinge interessieren, mit einer einschlägigen Erscheinung bekannt zu machen, sei es mir zum Schlusse noch gestattet, einige Belege für den thatsächlichen und erprobten Somnambulismus dieser jungen Dame anzuführen:

Der merkwürdigste Fall, den mir ihre Angehörigen erzählten, ist wohl jener, der den zu so trauriger Berühmtheit gelangten ehemaligen k. k. österreichischen Postbeamten Philemon Zalewsky betrifft.

Wie bekannt, verübte derselbe vor ca. 9–10 Jahren bei dem Wiener Postamt, dem er zugeteilt war, Defraudationen in der Höhe von über 150000 fl und ergriff darnach, wie man annahm, sofort, die Flucht, was aber den Thatsachen nicht entsprach.

Meine Freundin Hansi wohnte nun damals mit ihren Eltern im Bezirke Mariahilf in der Engelgasse, und als die Zeitungen damals wochenlang von dem Falle Zalewsky, seiner Flucht und der Unauffindbarkeit des Defraudanten voll waren und alle Welt in Atem hielten, man ihn in Hamburg, Bremen oder Lübeck und auf allen nach Amerika fahrenden Schiffen suchte, sagte Hansi wiederholt und mit der größten Bestimmtheit ihren Angehörigen, man suche ihn — den sie selbstverständlich nicht kannte — vergeblich auf dem Wasser — er sei hier, in Wien — in unmittelbarster Nähe ihrer Wohnung und zwar im Nebenhause, wo er unerkannt weile. Sie wiederholte das so hartnäckig und so bestimmt, daß man sie auf die Dauer nicht mehr — wie man anfangs gethan — unbändig auslachte, sondern nach und nach sich mit dem unheimlichen Gedanken vertraut zu machen anfing, sie sei irrsinnig geworden und schon beriet, sie in eine Heilanstalt zu bringen.

Plötzlich, nach ungefähr fünf Wochen, kam die Nachricht, daß man den Defraudanten, eben, als er in New-York landen wollte, verhaftet habe, und dann stellte es sich auch heraus, daß er durch volle vier Wochen als Weib verkleidet, bei seiner Geliebten Jenny Nathanson in Wien, Mariahilf, Engelgasse 10 — dem Wohnhause Hansi's benachbart — gewohnt und sich verborgen gehalten habe.

Trotzdem damals Hansi ihre Hellseherei zur Evidenz erwiesen, schenkte ihr die Familie nach wie vor keinen besonderen Glauben, schob das Ganze auf einen lebhaften Traum und spottete weiter über ihrem Somnambulismus. —

Von mich selbst betreffenden Fällen will ich nur zwei erwähnen:

An jenem Tage, als sie mir ihr Geheimnis enthüllte, hatte ich — wie gesagt — ein Manuskript verschickt, und als ich heimkam, mit ihr ungnädig war und erfuhr, was für eine Bewandtnis es mit ihr habe sagte sie mir dann vorher, daß ich für eben dieses selbe Manuskript in genau vier Wochen eine ansehnliche Summe Geldes erhalten werde.

Sie wiederholte dies von Zeit zu Zeit, indem sie sagte: „Nun dauert's noch drei Wochen.“ . . . „Nun noch zwei“. . . . „Nun noch 8 Tage“ 2c. Und eines Abends — es war an einem Mittwoch, sagte sie, bevor sie heimging: „Morgen früh um $^3/_4$ 8 Uhr kommt das Geld!“

Es war, wie gesagt: Donnerstag früh $^3/_4$ 8 Uhr kam der Geldbriefträger und brachte einen großen dicken Brief darin 320 Fl. waren.

Sogleich ging ich zu ihr hinüber, teilte ihr das Ereignis mit und fragte zuletzt:

„Nun sag' mir aber auch: wie viel hab' ich bekommen?“

„320 Gulden!“ sagte sie ohne Zögern — „ich hab's schon in der Nacht gesehen.“ —

Zu allerletzt noch zwei Fälle, die meinen Bruder angingen:

Er, Hansi und ich waren an einem schönen Sommerabend in größerer Gesellschaft im Prater, von unserm Wohnbezirke Wieden über eine Stunde entfernt, und es war gut zwei Stunden über Mitternacht, als wir insgesamt den Heimweg antraten.

Allen voran ging Hansi Arm in Arm mit meinem Bruder — lustig plaudernd, scherzend, neckend, wie ein paar gute Kameraden, die sie waren: Keines in das Andere verliebt.

Unmittelbar hinter ihnen folgte ich, am Arme eines guten Freundes und konnte fast jedes Wort hören, das die vor uns Gehenden sprachen.

Plötzlich, mitten in einem Witzworte — verstummte Hansi, blieb einen kleinen Augenblick stehen und deutete mit vorgestreckter Hand auf ein Haus in einer kleinen stillen Gasse des Bezirkes Landstraße, den wir durchquerten, um einen kürzeren Weg zu haben.

„Hier wohnt die Dame ihres Herzens“, sagte sie zu meinen Bruder.

Der war unwillkürlich auch stehen geblieben und sah in diesem Augenblicke so verdutzt drein und dabei so geistlos aus, daß ich und mein Begleiter laut auflachen mußten.

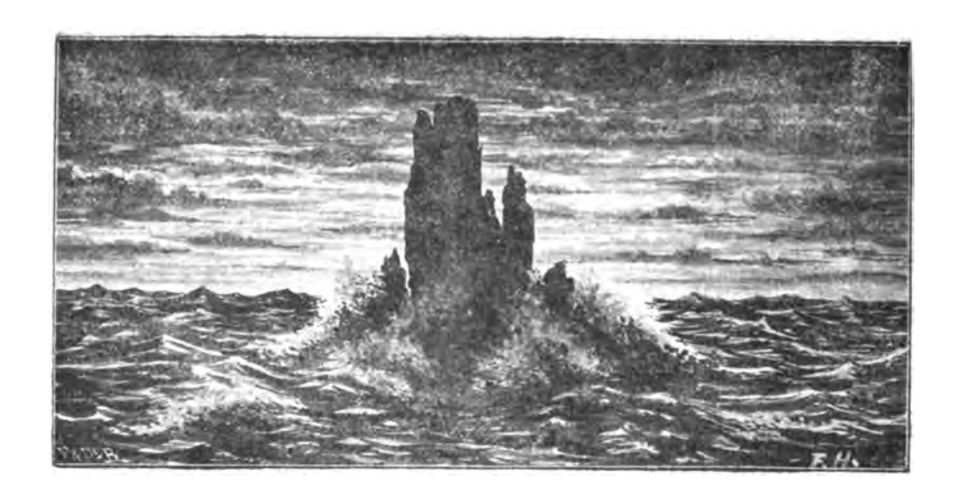
„Ist's wahr?“ fragte ich noch immer lachend; wußte doch ich nichts davon, daß mein Herr Bruder sein Herz vergeben habe — er hatte es ganz geheim gehalten und Hansi hatte auch kein Sterbenswort davon gewußt.

Endlich faßte er sich und nickte. Später sagte er mir, daß meine Freundin ihm in diesem Augenblicke unheimlich geworden sei.

Einige Tage darauf sagte sie ihm wieder unaufgefordert:

„Heinrich, morgen bekommen Sie einen Brief, der Ihnen eine angenehme Entscheidung bringen wird.“

Dem war auch so: am nächsten Tage erhielt er ein Schreiben in großem, weißem Couvert, das ihm seine Ernennung zum Redakteur eines großen Blattes brachte. — —



Religion des Werdenden Geistes.

Von

Gustav Crusius.

Schluß (Nachtrag).

Wie bereits entwickelt, ist alles Gefühl nur Handhabe und Zwangsmittel eines höheren Willens und hat keinen Selbstzweck. Das Mittel zum Zweck machen, heißt dem Willen widerstreben, bewußt oder unbewußt sündigen. Der Gefühlsauslösung, d. h. dem Genusse Selbstzweck gewähren ist Luxus. Luxus und Sünde ist eins. Alle Aeußerungen des Seelenlebens lassen sich somit auf einer Skala des sittlichen Wertes oder Unwertes einreihen, je nach dem Maße, in dem sie dem Willen Gottes dienen oder von seiner Richtung abirren. Nicht der Aufwand, der eine Gefühlserregung herbeiführt und seine Auslösung begleitet, stempelt den Genuß zum Luxus, sondern der Selbstzweck, der ihm eingeräumt wird.

Die von der Tendenz bewirkten Gefühlsanreize möglichst entsprechend auszulösen, ist sittlich gut, zumal wenn die Auslösung ohne Konflikt mit gültigen Konventionen abläuft. Sünde und Luxus aber ist unter allen Umständen der Genuß, der einzig seiner selbst wegen durch provozierten Gefühlsanreiz herbeigeführt wird und dessen die Seele zu ihrer Entfaltung nicht bedarf. So kann es geschehen, daß derselbe Vorgang, dem Einen ein körperliches und seelisches Lebensbedürfnis bildet, für den Andern aber Luxus ist. Der reife Mann braucht z. B. weniger Genuß als der Jüngling, aber mehr als der Greis. Und das Weib bedarf mehr körperlicher Pflege als der Mann. Die Versagung rein sinnlicher Genüsse, die als Ansprüche des weiblichen Organismus unter reger Beteiligung der Seele befriedigt werden müssen, rächen sich an ihm energischer, als wenn sie einem männlichen Körper entsteigen. Askese wirkt unter Umständen ebenso schädlich wie Luxus.

Zu den beständigen und unvermeidlichen Konflikten zwischen den Anforderungen der genußsüchtigen Seele und den Normen, die ihr der Werdende Geist diktiert, treten auch noch schwer zu vermeidende Konflikte zwischen gesellschaftlichen und staatlichen Konventionen einerseits und andererseits den Postulaten des indirekten Willens Gottes hinzu. Wenn nun aber allein das Gruppenleben die ungestörte Entwickelung des Einzelnen gewährt und nur ein starker Staat ihm genügenden Schutz seines Lebens bietet, so sind Konzessionen den Anforderungen der staatserhaltenden Konventionen gegenüber auch dort unvermeidlich, wo sie von der Richtung des erkannten Willens Gottes abweichen. Der Seele ist das Streben vorzuschreiben, bei Befolgung staatlicher und gesellschaftlicher Konventionen, menschliche und göttliche Forderungen in Einklang zu bringen, allen Konflikten aber zwischen fremden Postulaten und denen seiner Ethik möglichst aus dem Wege zu gehen. Nicht durch aktiven und passiven Widerstand gegen unsittliche aber gültige Konventionen, der, ohne sie abzuändern, nur den ruhigen Fluß des eigenen Daseins unterbrechen würde, darf der Einzelne ihnen entgegentreten; einzig durch Uebertragung seiner besseren Erkenntnis auf die Mitbestandteile seiner Gruppe und durch Beförderung ihrer Entwickelung in der erkannten Richtung des Willens Gottes, hat er auf Reform unsittlicher Konventionen hinzuarbeiten. Die sittlich höher gestiegene Gruppe vollzieht sie dann schon von selber.



Wie der Seelenadel erworben wird.

In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit; die Anderen stehn blos davor und wärmen sich. **Hebbel.**



Das bist Du!

Wer das höchste Selbst in seinem Selbst erkennt, der wird auch gegen jedes Selbst in Andern lieb und treu und wahr sein. **Manu.**





Die Gegner der theosophischen Bewegung.

Von

Ludwig Deinhard.

In meinem ersten Briefe aus Chicago habe ich den Lesern der „Sphinx" einen kurzen Ueberblick zu geben versucht über die Vorträge und Reden, welche auf dem dortigen internationalen Psychiker-Kongreß gehalten wurden. Die wichtigeren unter diesen sind ausführlich im Londoner „Light", viele in voller Wiedergabe im Chicagoer „Religio-Philosophical Journal" erschienen. Mit dem ungeheuer reichhaltigen Stoff, der dem Besucher jenes Kongresses vorgetragen wurde, könnte man mindestens einen ganzen Band der „Sphinx" füllen.

Von den Verhandlungen — wenn man so sagen darf — des Chicagoer Theosophen Kongresses gilt insofern dasselbe, als auch sie in den Spalten dieser Monatsschrift nur im Verlaufe längerer Zeit wiedergegeben werden können. Vor Kurzem ist der stenographische Bericht über die gehaltenen Reden im Druck erschienen.[1])

Ich habe in meinen kurzen Berichten über meine Eindrücke auf beiden Kongressen hervorgehoben, daß auf keinem derselben Diskussionen stattfanden. Dies ist namentlich bezüglich des Psychiker-Kongresses geradezu eine Unterlassungs-Sünde zu nennen. Im Interesse der Entwickelung der Psychologie des Okkulten oder der Transscendental-Psychologie war es sehr zu bedauern, daß die einzelnen Themata nicht nach einem sorgfältig entworfenen Programm gründlich durchgearbeitet und von allen Seiten beleuchtet wurden, wie dies der Europäer und namentlich der Deutsche von einem Kongresse verlangt, eine conditio sine qua non für einen eigentlichen Kongreß überhaupt.

Ganz abgesehen davon, daß auf dem Theosophen-Kongresse ungleich gewandtere und geübtere Redner und Rednerinnen auftraten, als auf dem ersteren, hatten die Theosophen gegenüber den Psychikern noch den Vorteil, daß sie mit einem fertigen Lehrgebäude, mit einer in sich gefesteten Weltanschauung auftraten, die dem Hörer nur die Wahl ließ, sie entweder ganz zu verwerfen, oder sich ihr ganz anzuschließen. Daher denn auch

[1]) Für 30 Cents vom General-Secretary of the Theosophical Society. — American section. New-York, 144 Madison Ave., erhältlich.

der weit tiefere Eindruck auf das Auditorium, der weit größere Erfolg auf Seiten der Theosophen.

Ein ganz entschiedener Vorwurf aber — ein Punkt, den ich absichtlich bisher mit Stillschweigen übergangen habe — kann dem Psychiker-Kongreß nicht erlassen bleiben, der nämlich, daß dessen Präsident in einer der Sitzungen eine Reihe der schärfsten Angriffe gegen die Theosophie, die niedrigsten Verdächtigungen gegen deren verstorbene Begründerin, gegen deren heutige Hauptstützen und Vertreter zuließ, ohne dem Auditorium, welches diese Reden zum Teil zustimmend klatschend, zum Teil kopfschüttelnd murrend anhörte, Gelegenheit zu verschaffen, sich ein festes Urteil zu bilden, mit andern Worten ohne die anwesenden theosophisch gesinnten Hörer zu einer Rechtfertigung ihrer Sache aufzurufen, kurz ohne jegliche sich daran anschließende Diskussion.

Von den Theosophie-feindlichen Vorträgen, die der Kongreßbesucher an jenem Abend über sich ergehen lassen mußte, ist die sogenannte: kritisch-historische Rundschau über die theosophische Gesellschaft von William Emmette Coleman nicht bloß im „Religio-Philosophical Journal“ ohne jede Kritik Seitens der Redaktion wörtlich zum Abdruck gelangt, sondern von da aus auch in die Berliner „Neuen spiritualistischen Blätter“ übergegangen. Das Londoner „Light“ hat sie nur auszüglich erwähnt. Vermutlich ist der Erfolg hiervon, daß sich heute mancher amerikanische, englische oder deutsche Spiritist wundert, wie es nach diesen „Enthüllungen“, denen Coleman ja noch ausführlichere in Buchform folgen lassen will, überhaupt auf der Erde noch einen Menschen geben kann, der durch seine ganze theosophische Vergangenheit, wenn er eine solche gehabt hat, nicht sofort einen dicken Strich macht. Hier steht es ja klar deutlich für jeden, der lesen kann: Die ganze theosophische Bewegung ist aufgebaut auf eitel Lug und Trug, inscenirt und fortgeführt nur durch ein endloses Netz von raffinirten Betrügereien.

Ferner: Frau Blavatzky hat ihre Werke einfach aus andern abgeschrieben und ihr ganzes Leben lang, um ihre Umgebung zu täuschen, selbst-geschriebene Mahâtmâ-Briefe versandt, eine edle Beschäftigung, die dann nach ihrem Tode von William Q. Judge (dem gegenwärtigen Vizepräsidenten der theos. Gesellschaft) fortgesetzt und wodurch der arglosen Frau Annie Besant stark mitgespielt wurde, welch' letztere natürlich so naiv wäre, den Betrug nicht zu entdecken. Dieses und manches andere wird hier auf Grund von Nachforschungen aller Art, von brieflichen Belegen und andern scheinbar verblüffenden Zeugnissen von dem gelehrten Verfasser dieses Artikels, William Emmette Coleman in St. Francisco, Mitglied der Orientalischen Gesellschaft von Amerika, der königl. asiatischen Gesellschaft von Großbritanien und Irland, der Pali-Text und vieler anderer Gesellschaften, dem erstaunten Leser aufgetischt.

Was antworteten die theosophischen Zeitschriften auf diese schwere Beschuldigung ihrer Führer? Soweit ich bis jetzt unterrichtet bin, Nichts! Sogar der am meisten angegriffene Herr Judge hat es für ganz unnötig

gehalten, die Coleman'schen Verdächtigungen einer Widerlegung zu würdigen. In der Dezember-Nummer seines „Path" verweist er einfach auf die vor Kurzem im Buchhandel erschienenen „Erinnerungen an H. P. Blavatsky und die secret doctrine" von Gräfin Constance Wachtmeister, die auch wir weiter unten eingehend besprechen werden.

Den gelehrten Orientalisten unserer europäischen Universitäten, den Kennern der heiligen Sprachen der indischen Buddhisten, des Pâli und des Sanskrit, fehlt leider heutzutage jeglicher Glaube an diejenigen übersinnlichen psychischen Vorgänge und Erscheinungen, die wir mit dem zwar höchst ungeeigneten, aber nun einmal eingebürgerten Ausdruck Okkultismus zu kennzeichnen pflegen. Andrerseits fehlt den modernen Okkultisten und Theosophen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen eine gründliche Kenntnis jener Sprachen, in denen diejenigen Schätze der alt-indischen Litteratur abgefaßt sind, die sie dem Westen zu erschließen sich bestreben. Angesichts dieser betrübenden, aber nicht wegzuleugnenden Sachlage, der gegenüber ich der Versuchung erliege, ein bekanntes Pentameter König Ludwig I. von Bayern zu zitieren:

Wäret Ihr beide vereint, wär's für die Erde zu schön!

ist es wahrlich kein Wunder, daß sich Philologen und Sanskritisten einerseits und Okkultisten und Theosophen andrerseits nicht verstehen. Denn gerade das, worauf die Einen besondern Werth legen, das fehlt den Andern vollständig.

Solch' ernste Gedanken drängten sich mir kürzlich beim Lesen eines längeren, Geheim-Buddhismus betitelten, Artikels[1]) in den Nr. 232 u. 233 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 6. u. 7. Oktober 1893 auf, und selbst die dort eingestreuten vielfachen witzigen Ausfälle gegen Frau Blavatzky, vermochten diesen Ernst nicht zu verscheuchen; bekam ich doch schon auf der ersten Seite den Eindruck, daß der anonyme Verfasser dieses Artikels zwar wohl über eine philologische Gelehrsamkeit verfügen muß, um die man ihn beneiden möchte, daß er aber andrerseits von den Erscheinungen und den Thatsachen des Okkultismus nicht eine blasse Ahnung zu haben scheint. Da heißt es z. B. gleich anfangs:

> „Natürlich fehlte es der amerikanischen Prophetin nicht an Zeichen und Wundern. Da flogen, von einem unsichtbaren Postillon d'amour befördert, Briefe von Tibet nach Bombay durch die Luft, regneten Blumen aus höheren Regionen auf die gläubigen Häupter der im gedeckten Speisesaal tafelnden Gäste, verschwanden die Schüsseln vom Tische, um im Garten wieder zu erscheinen, ertönte es rings von vieldeutigem Geflüster und Geräusch. Die Menge sah, hörte, staunte und — glaubte".

---

[1]) Die Allgem. Zeitung gab in diesen Artikeln ihren Lesern einen Einblick in eine sehr lesenswerte Controverse, (vergleiche die Nummern vom Mai, Juni und August 1893 des „Nineteenth Century) zwischen A. P. Sinnett und Prof. Max Müller über das Thema: Giebt es überhaupt einen esoterischen Buddhismus? Der große Sanskritforscher hatte wohl dort das letzte Wort. Allein auch er gehört zu jenen Gelehrten, die für den Okkultismus nicht das mindeste Verständnis besitzen.



Der ganze Artikel läuft hinaus auf eine Verspottung von Frau Blavatsky, die als eine an Hysterie leidende Schwärmerin geschildert wird auf eine Verurteilung der Werke von Percey Sinnett, der als unklarer Kopf schlecht wegkommt, und endlich auf eine Verherrlichung von Prof. Max Müller, dessen gewiß äußerst verdienstvolle Sammlung von 48 Bänden der „heiligen Schriften des Ostens" als die einzig lautere Quelle hingestellt wird, aus der man den Buddhismus künftighin studieren sollte. Die Theosophie der Frau Blavatsky und der Geheim-Buddhismus des Herrn Sinnett aber gehen nach dem Artikelschreiber über den gesunden Menschen-Verstand hinaus, obwohl sie, wie häufig betont wird, beileibe nichts Originelles oder unbekannt Gebliebenes enthalten sollen. Unermüdlich zeigt sich der Verfasser in seinen Versuchen, sich über die philologischen Schwächen und Schnitzer der Frau Blavatsky lustig zu machen.

Nach allem diesen werden nun dem Leser Fragen in Menge auf der Zunge schweben. Wer ist überhaupt kompetenter und zuverlässiger Richter über diese Frau Blavatsky? Bilden ihre Schriften wirklich weiter nichts als Plagiate aus allen möglichen von ihr schlecht verstandenen Werken des Ostens? oder war sie, wie sich die Spiritualisten die Sache zurecht legen, ein einfaches Schreibmedium, und ist dies der Grund, daß ihre schriftlichen Werke einen so problematischen Wert besitzen? Hat sie wirklich ihre Anhänger mit gefälschten Mahâtmâ-Briefen dupirt, und wird unter diesen nach ihrem Tode thatsächlich dieser unredliche modus operandi fortgesetzt? Und endlich, wie verhält es sich denn überhaupt mit diesen für uns Kinder des 19. Jahrhunderts beinahe undenkbaren Wesen, diesen sogenannten Mahâtmâs?

Ich möchte im Folgenden den Leser einladen, die Antwort auf alle diese und ähnliche Fragen mit mir aus einem kleinen Buche zu schöpfen, dessen oben erwähnt wurde, aus den „Erinnerungen an H. P. Blavatsky und die secret doctrine" von Gräfin Constance Wachtmeister, der Wittwe des einstigen schwedischen Gesandten in Paris und London, einer Dame, die Jahrelang den intimsten persönlichen Umgang mit Frau Blavatsky bis zu deren Tode flog, und selbst geistig hoch veranlagt — sie giebt gegenwärtig die „Theosophical Siftings" heraus — so recht geeignet erscheint, diesen über jene merkwürdige Frau ausgebreiteten Schleier des Geheimnisvollen und Unerklärten zu lüften. Und wenn ich auch allen „Sphinx-Lesern empfehle, selbst mit diesen „Erinnerungen", die allerdings bis jetzt nur in englischer Sprache erschienen sind[1]), Bekanntschaft zu machen, so will ich doch versuchen, ihnen hier wenigstens einen Begriff von deren Inhalt zu geben.

Frau Blavatsky erscheint in diesem Buche als Heldin und Märtyrerin einer großen Bewegung, welcher den ersten Impuls zu geben, sie berufen

[1]) Zu haben bei der Theos. Publishing Comp. in 7. Duke Street, Adelphi, **London**, W. C. (2 sh. 6 d).

wurde, — wie, werden wir gleich hören, — ausgestattet mit einer geradezu unvergleichlichen Willens-Energie und Ausdauer, im Besitz der ungewöhnlichsten psychischen Fähigkeiten und sich klar-bewußt, welch' beinahe übermenschlich schwierige Aufgabe sie übernommen hatte. Daß alle die Hindernisse, Kämpfe, Gehässigkeiten und Anfeindungen, unter deren Last sie, die in ihren letzten Jahren körperlich schwer leidende Frau, öfters zu erliegen drohte, kommen würden, wurde ihr zuvor verkündigt, ehe sie ihrer Bestimmung folgte. Gräfin Wachtmeister berichtet hierüber:

„Während ihrer Kindheit hatte H. P. B. — um die übliche Bezeichnung des Namens mit dessen Initialen hier einzuführen — oft in ihrer Nähe eine astrale Erscheinung gesehen, die dann immer wieder in gefährlichen Augenblicken ihres Lebens auftrat, und sie gerade im kritischen Moment vor irgend einer Gefahr bewahrte. H. P. B. hatte von jeher in dieser Astralgestalt ihren Schutzengel erblickt, dessen Sorge und Führung sie sich überlassen zu sollen fühlte. Als sie im Jahre 1851, mit ihrem Vater, dem russischen Oberst v. Hahn nach London kam und eines Tages ausging, sah sie zu ihrem Erstaunen auf der Straße einen hoch gewachsenen Hindu in Gesellschaft mehrerer indischer Fürsten. Sofort erkannte sie in diesem dieselbe Person, welche sie als Astralform so oft gesehen hatte. Ihre erste Empfindung war natürlich ein Impuls, auf die geheimnisvolle Person zuzueilen, und sie anzusprechen; allein diese gab ihr ein Zeichen, dies zu unterlassen und so blieb sie denn wie durch Verzauberung festgewurzelt stehen, während der Hindu an ihr vorbeiging. Den folgenden Tag schlenderte sie im Hyde Park herum, um allein über ihr außergewöhnliches Abenteuer nachzudenken.

Plötzlich bemerkte sie beim Aufblicken, daß sich dieselbe Gestalt ihr näherte und nun teilte dieser ihr „Meister" ihr mit, er sei mit den indischen Fürsten in einer wichtigen Mission nach London gekommen, und habe diese persönliche Begegnung mit ihr gesucht, da er ihre Mitwirkung bei einem Werke wünsche, welches er gerade im Begriffe sei, zu unternehmen. Er sagte ihr dann, auf welche Weise die theosophische Gesellschaft gebildet werden könne, und drückte ihr den Wunsch aus, sie möchte deren Begründerin werden. Nachdem er ihr alle die Mühseligkeiten kurz geschildert, die sie durchzumachen haben werde, fügte er hinzu, sie müsse zunächst drei Jahre in Tibet zubringen, um sich für ihre schwierige Aufgabe vorzubereiten. Nach dreitägiger ernster Ueberlegung und Beratung mit ihrem Vater, entschloß sie sich zur Annahme des Anerbietens und verließ bald darauf London, um sich nach Indien zu begeben.

Die „Erinnerungen" enthalten übrigens keine vollständige Lebensgeschichte von H. P. B., sondern behandeln nur diejenige Zeit, in der sie die secret doctrine schrieb, die ersten Jahre des Zusammenseins von H. P. B. mit Gräfin Wachtmeister. Mehr Material zu einer Biographie liefern Sinnetts „Incidents in the Life of Mme. Blavatsky (London 1886, Trübner & Co.) und einige biographische Notizen, welche ihre Schwester vor einiger Zeit in der Pariser Nouvelle Revue veröffentlichte.

Ueber die Entstehung der „Secret Doctrine" sagt Gräfin Wachtmeister („Erinnerungen", Vorwort):

„Es wäre eine schwierige Aufgabe, einen genauen, detaillierten Bericht zu erstatten über alle die Umstände, die während der Niederschrift dieses bedeutenden Werkes eintraten, da niemals vergessen werden darf, daß H P. B nur — wie sie selbst oft sich ausdrückte — die Zusammenstellerin des Stoffes bei diesem Werke war. Hinter ihr standen die wirklichen Lehrer, die Hüter der Weisheit von Jahrtausenden, welche ihr die ganze okkulte Lehre mitteilten, die sie dann durch Niederschrift Andern zugänglich gemacht hat. Ihr Verdienst bestand teils in ihrer Fähigkeit, die transscen-

dentalen Kenntnisse, die ihr überliefert wurden, in sich aufzunehmen, und eine ihrer Meister würdige Botin zu sein, teils in ihrem wunderbaren Vermögen, die abstruse metaphysische Gedankenwelt des Ostens in eine für die Bewohner des Westens begreifliche Form zu gießen, die Weisheit des Ostens mit der Wissenschaft des Westens zu vergleichen, und sie durch diese zu beglaubigen".[1])

Im Jahre 1884 machte Gräfin Wachtmeister im Sinnett'schen Hause zu London die Bekanntschaft von H. P. B., nachdem sie von 1879 bis 1881 die Phänomene des Spiritualismus erforscht, deren gewöhnliche Erklärung sie unbefriedigt ließ, und seit 1881 Mitglied der theosoph. Gesellschaft geworden war. Den ersten Eindruck, den sie von H. P. B. empfing, schildert sie in ihren „Erinnerungen" in beredten Worten. Später besuchte sie H. P. B. in Paris, wobei sie die Beobachtung machte, daß diese die Eigenschaft des Fernhörens besitzt, z. B. aus großer Entfernung ein Musikstück deutlich erkennt, von dem die Gräfin nicht einen Ton hört. Im Herbst 1885 beginnt dann das eigentliche Zusammenleben der beiden Frauen in einer sehr bescheidenen Wohnung in Würzburg, wohin sich H. P. B. zurückgezogen hatte, um sich ganz ihrem großen Werk, der Ausarbeitung der „Secret Doctrine" hinzugeben. Dorthin war die Gräfin auf H. P. B.'s Einladung dieser gefolgt, um der beständig Leidenden als Stütze zu dienen. Hier arbeitet H. P. B. von früh bis Abends, täglich etwa 12 Stunden. In welcher Weise, werden wir gleich sehen. Ueber die „Secret Doctrine" sagte deren Verfasserin selbst schon damals:

„Diese Geheimlehre wird natürlich sehr fragmentarisch bleiben müssen; es werden manche Lücken darin unvermeidlich sein, allein sie wird die Menschen zum Nachdenken zwingen, und sobald sie für weiteres empfänglich sind, wird ihnen auch weiteres gegeben werden. Allein setzte sie nach einer Pause hinzu — nicht vor Beginn des nächsten Jahrhunderts wird das Verständnis für diese Lehre erwachen, wird eine verständige Beurteilung derselben Platz greifen".

Dies scheint sich, wenigstens was Deutschland begrifft, allerdings bewahrheiten zu wollen. Bald nach Beginn dieses Zusammenlebens der beiden Frauen traf der furchtbarste Schlag in der bisherigen Geschichte der theosoph. Bewegung ein und fiel mit ganzer Wucht auf deren Begründerin: die Veröffentlichung des Dr. Hodgson'schen Berichtes über seine Erfahrungen in Indien.[2]) Die Folge davon: Austritt vieler Mitglieder aus den Reihen der Gesellschaft in Europa und Amerika. Das Lebenswerk von H. P. B. schien dem Untergang geweiht. Diese selbst am Rande der Verzweifelung:

„Dies ist — sagte sie zur Gräfin — das Karma der theosophischen Gesellschaft, und es fällt auf mich herab. Ich bin der Sündenbock. Ich muß alle Sünden der Gesellschaft auf mich nehmen; und nun, da man mich die größte Betrügerin des Jahrhunderts nennt, und eine russische Spionin obendrein, wer wird jetzt noch auf mich hören und die „Secret

[1]) Und dasselbe gilt natürlich alles auch für das erste große Werk von H. P. B. die „Isis unveiled". Vrgl. darüber im Februarheft S. 133 ff.

[2]) Siehe Proceedings of the Society for Psychical Research, Part IX, London 1885.

Doctrine" lesen? Wie soll ich nun das Werk meines Meisters weiterführen? O diese verwünschten Phänomene, die ich meinen intimen Freunden zu Gefallen und zur Belehrung meiner nächsten Umgebung ausführen mußte!"[1])

In dem später veröffentlichten Buch: Incidents in the Life of Madame Blavatsky von Sinnett ist ein Brief der Gräfin an diesen aus der damaligen Zeit des vorübergehenden Niedergangs der theos. Bewegung veröffentlicht, in der wir folgende Stelle finden:

„Ich habe nun einige Monate mit Frau Blavatsky zugebracht. Ich habe ihr Zimmer mit ihr geteilt, und bin mit ihr zusammen gewesen von Morgens an bis in die Nacht. Ich hatte Zutritt zu all' ihren Kisten und Schubladen, habe ihre Briefe gelesen, die, welche sie erhielt, sowohl, wie die, welche sie schrieb, und gebe hiemit die aufrichtige Erklärung ab, daß ich mich selbst schäme, sie jemals beargwöhnt zu haben; denn ich muß sie für eine ehrliche und wahrheitsliebende Frau halten, getreu bis zum Tode ihren Meistern und der Sache, der sie Stellung, Vermögen und Gesundheit geopfert hat. Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß sie diese Opfer wirklich gebracht, denn ich hatte die Beweise dafür in Händen, Dokumente, deren Aechtheit über jedem Zweifel erhaben ist".

„Vom weltlichen Standpunkt aus betrachtet, ist Frau Blavatsky eine unglückliche Frau, verläumdet, angezweifelt, mißhandelt von Vielen; allein von einem höheren Standpunkte aus angesehen, ist sie eine Frau von außerordentlicher Begabung, und keine Erniedrigung irgend einer Art kann sie des Vorrechtes berauben, das sie besitzt, ihrer Kenntnis vieler, nur wenigen Sterblichen bekannter Dinge und ihres persönlichen Verkehrs mit gewissen Adepten des Ostens".

Dies ist die Ansicht und das Urteil einer Dame, die, wie aus dem Vorhergehenden wohl hervorgeht, wie kaum ein anderer Mensch imstande war, auf Grund eigener Beobachtung und fortgesetzten persönlichen Verkehrs ein wirklich wertvolles Urteil über jene merkwürdige Frau abzugeben; und diese obigen schlichten und aufrichtigen Zeilen sagen doch wahrlich mehr, als ganze Bände voll direkter Verläumdungen oder verläumderischer Vermutungen, wie sie jetzt neuerdings wieder von Seiten eines Fanatikers des Positivismus, wie Coleman, der nie in seinem Leben eigene Beobachtungen machen konnte, zusammengetragen werden sollen. Alle diese verläumderischen Vermutungen sind doch nur darauf zurückzuführen, daß diejenigen, welche sie aufstellen, die Lehre und die ungewöhnliche Art ihrer Entstehung nicht begreifen aus dem einfachen Grunde, weil sie sie nicht begreifen **wollen**; und sie wollen nicht, weil sie ihrer Weltanschauung oder ihren Lieblings-Ideen nicht nur nicht entspricht, sondern sie im Gegenteil widerlegt und ihre Irrtümer aufdeckt. Das alles ist schon tausendmal gesagt worden, aber es muß noch lange Zeit — wenigstens sicher in Deutschland, wo die Theosophie noch lange einen schweren Kampf mit Vorurteilen zu bestehen haben wird — oft wiederholt werden.

[1]) Man lese hierüber den kurzen Abriß der Geschichte der Theosoph. Gesellschaft in Dr. Franz Hartmann's Lotusblüten Heft IV.

Wir wollen uns nun zu der Betrachtung der Vorgänge wenden, bei denen — wie sich jener Anonymus in der „Allg. Zeitung" geschmackvoll ausdrückte — ein Postillon d'amour thätig war.

Gräfin Wachtmeister erzählt weiterhin, wie H. P. B. unter den gegen sie feindlich gerichteten Gedanken zu leiden hatte; — sie fühlte dieselben wie feine Nadelstiche, wie sie auch oft aus dem Inhalte von Briefen, die später thatsächlich eintrafen, im voraus ganze Sätze wörtlich anzugeben imstande war. Die Gräfin teilt uns auch die Antwort mit, die sie erhielt, als sie H. P. B. eines Tages um Aufschlüsse über die geheimnisvolle Art und Weise, ihres Arbeitens an der „Secret Doctrine" bat; dieselbe lautet:

„Was ich thue, ist folgendes. Ich bilde mir eine Art von Vacuum in der Luft vor mir — ich kann es nicht anders beschreiben — und hefte Blick und Willen fest darauf; bald zieht dann Scene auf Scene an meinem Blicke vorüber, wie die wechselnden Bilder eines Diorama; will ich beim Weiterarbeiten dann auf irgend ein Buch verweisen oder brauche ich eine Information aus einem solchen, so erscheint, wenn ich recht intensiv meinen Geist darauf richte, das astrale Gegenstück des Buches; und ich entnehme aus demselben, was ich brauche. Je freier mein Geist von allen Zerstreuungen und Quälereien, je mehr Energie und Spannung er besitzt, um so leichter geht das Arbeiten".

An Quälereien fehlte es bei H. P. B. aber leider selten, und deshalb rückte die Arbeit auch nur langsam voran. Zuweilen störten auch Besucher, die Phänomene erleben wollten, denen zu liebe sie dann „Klopftöne" produzieren mußte.

Oft fand die Gräfin am frühen Morgen auf H. P. B.'s Schreibtisch Papierblätter liegen, welche von der ihr bekannten Hand des „Meisters" mit roter Tinte in fremden Schriftzeichen geschrieben waren. Als sie einmal H. P. B. frug, was diese geheimnisvollen Notizen bedeuteten, sagte ihr diese, das wäre ihr Arbeits-Pensum für diesen Tag.

Dies waren also — nichts anderes, als solche projicierten Botschaften, („direkte Schriften") die gerade der Gegenstand jener gehässigen Kontroverse in den Reihen der Theosophischen Gesellschaft selbst und endlosen Gespöttes außerhalb derselben bildeten. Ueber diese spukartigen roten und blauen Botschaften schrieb H. P. B. selbst damals:

„Was waren sie? Betrug? Sicherlich nicht. Wurden sie geschrieben und hervorgebracht durch Elementarwesen? Niemals. Es wurden allerdings Elementarwesen zur Ueberlieferung derselben und zur Hervorbringung der physischen Phänomene benutzt. Allein was haben diese Wesen ohne Intelligenz, mit dem intelligenten Teil auch nur der kleinsten dieser Botschaft zu thun?"

Hier bei diesen vielbestrittenen Mahâtmâ-Botschaften angelangt, stehen wir nun allerdings vor einem uns gewöhnlichen Sterblichen unlösbar erscheinenden Rätsel. Denn wenn H. P. B. sagt, sie kämen mit Hilfe von unintelligenten Astralwesen zustande, so wird uns dadurch der Vorgang nicht um das geringste klarer; haben wir doch von diesen Wesen gar keine Vorstellung, so daß sehr viele an deren Existenz überhaupt zweifeln.

Doch so viel ist gewiß, daß die Gräfin bei ihrem Zusammenleben mit H. P. B. sehr bald die Ueberzeugung gewann, daß diese thatsächlich von unsichtbaren Wächtern beständig umgeben war.

„Von der ersten Nacht an“ — erzählt sie — „bis zu der, unserer Abreise von Würzburg vorhergehenden, letzten, vernahm ich eine regelmäßig intermittirende Serie von Klopftönen auf dem Tisch neben ihrem Bette. Sie begannen ungefähr um 10 Uhr Abends und setzten sich mit regelmäßigen Pausen von 10 Minuten fort. Es waren dies scharfe, bestimmte Klopftöne, so wie ich sie vorher nie gehört hatte. Manchmal hielt ich meine Uhr eine Stunde lang in der Hand, und immer genau wenn wieder 10 Minuten abgelaufen waren, stellten sich die Klopftöne ein. Ob H. P. B. schlief oder wachte, machte dabei keinen Unterschied; diese Töne zeigten sich mit der größten Sicherheit und Regelmäßigkeit. Bat ich sie dann um eine Erklärung dieser Klopftöne, so sagte sie mir, sie seien die Wirkung einer Art von psychischem Telegraphen, der sie in Verbindung mit ihren Lehrern setze und daß diese ihren Körper bewachen ließen, so lange sie im Astralleibe von demselben abwesend sei“.

Ich lasse alle Berichte bei Seite, die den edlen selbstlosen Charakter von H. P. B. illustrieren, — wie ihr z. B. eines Tages die vorteilhaftesten Anerbietungen gemacht wurden, für eine große russische Zeitung zu schreiben, was sie aber, um ungestört an der „Secret Doctrine“ weiter arbeiten zu können, ausschlägt — und will mich auf die Mitteilung von Vorfällen beschränken, die mit den Adepten („Mahâtmâs“) und deren Wirkungsweise zusammenhängen, da der Leser diese mehr als alles übrige anzuzweifeln geneigt und wohl berechtigt sein wird.

„Dr. Hartmann — berichtet die Gräfin — hatte mir einen Brief geschrieben, worin er mich bat, ich möchte ihm von einem Meister, mit dem er in Beziehung gestanden, eine Bestätigung für irgend etwas verschaffen. Ich zeigte den Brief H. P. B. und frug sie, ob sie nicht diesen Verkehr übernehmen wolle. Nein, — antwortete sie — sehen Sie zu, wie Sie sich selbst helfen können. Stecken Sie den Brief an das Bildnis des Meisters dort, und wenn dieser mit Hartmann in Verkehr treten will, so wird der Brief weggenommen werden. Ich schloß nun die Thüre zu H. P. B.'s Zimmer, ging nach meinem Schreibtische, wo das Oel-Portrait des Meisters stand, steckte den Brief in den Rahmen, nahm dann ein Buch zur Hand und las etwa ½ Stunde darin, während welcher Zeit Niemand in's Zimmer trat. Als ich wieder nachsah, war der Brief fort. Einige Tage vergingen, ohne daß sich weiter etwas ereignete. Eines Abends aber, als ich die Postsachen vom Briefträger in Empfang genommen hatte, bemerkte ich, daß wieder ein Brief von Dr. Hartmann darunter war, und da mir derselbe wegen seiner Dicke auffiel, so dachte ich: wie sonderbar, daß nicht dafür hatte nachbezahlt werden müssen. Als ich das Couvert öffnete, fand sich darin der Brief Dr. Hartmann's, den ich an das Portrait gesteckt, dann ein Brief von der Hand des Meisters, der Hartmann's Fragen beantwortete, und endlich ein weiterer Brief Hartmann's, an dessen Rändern Bemerkungen in der Handschrift des Meisters, die auf dessen Inhalt Bezug hatten, geschrieben waren. Auf der Außenseite von Hartmann's Brief befand sich ein Siegel mit der Unterschrift des Meisters; auch dies muß also auf das Couvert hinauf projiciert worden sein“.

„Phänomene dieser Art ereigneten sich fortwährend. Briefe, die wir erhielten, waren häufig innen mit Anmerkungen in der Handschrift des Meisters versehen, Commentare über deren Inhalt; oder es verschwanden Briefe für einige Tage, und

wenn sie wieder erschienen, enthielten sie Bemerkungen, die sich auf den Inhalt bezogen. Als dies das erste Mal vorkam, war meine Ueberraschung keine geringe. Eines Morgens in der Frühe (meistenteils kamen die Briefe für uns mit der ersten Post) erhielt H. P. B., am Frühstück-Tische sitzend, verschiedene Briefe, deren Durchlesung sie sofort vornahm. Für mich war einer aus Schweden gekommen, der mich in einige Verlegenheit setzte. Da ich nicht wußte, was ich darauf antworten sollte, legte ich ihn bei Seite auf einen Tisch, machte mich wieder über das Frühstück und dachte über den Inhalt nach. Nach Beendigung des Frühstücks, stand ich auf, und streckte meine Hand nach dem Brief aus. Er war verschwunden. Ich suchte unter meinem Teller, auf dem Boden, in meiner Tasche, konnte ihn jedoch nirgends finden. H. P. B. blickte von der russischen Zeitung auf, die sie gerade las, und sagte: „Nach Was suchen Sie?“ Ich antwortete: „Nach einem Brief, den ich diesen Morgen erhielt“. Sie: „Es ist nutzlos, danach zu suchen. Meister war eben neben Ihnen, ich sah ihn ein Couvert wegnehmen“. Drei Tage vergingen, ohne daß ich irgend etwas weiter von dem Briefe hörte; da, eines Morgens — ich schrieb eben eifrig an meinem Schreibtisch — sah ich plötzlich das Couvert auf dem vor mir liegenden Löschpapier und auf dem Rande des Briefes darin standen Anmerkungen geschrieben, Winke enthaltend, wie ich vorgehen sollte. Später gemachte Erfahrungen bewiesen mir dann, wie weise der gegebene Rat gewesen war. Ich habe überhaupt gefunden, daß dies stets der Fall war; und hätte ich immer dem mir aus dieser Quelle zugeflossenen Rat gefolgt, so wären mir nicht bloß pekuniäre Verluste, sondern auch mancher Aerger und Verdruß erspart geblieben“.

Die Gräfin erzählt fernerhin, wie zu jener Zeit ihre Freunde in Schweden sie fortwährend brieflich bearbeiteten, sich doch dem Einfluß von H. P. B., die diese für eine alte Intriguantin hielten, unter deren fortwährender Suggestion sie stünde, zu entziehen. Die Folge dieser wohlgemeinten Ratschläge war, daß sie damals den Anweisungen des Meisters, die ihr in der beschriebenen Weise zugegangen waren, kein Gehör schenkte — ein Mißtrauen, das sie, wie ihr die Zukunft bewies, schwer zu bereuen hatte. Es mag der Gräfin einen harten inneren Kampf gekostet haben, an diese unsichtbaren Führer zu glauben, und das offen und aufrichtig gezeichnete Bild dieser inneren Kämpfe, das sie dem Leser in ihren „Erinnerungen“ entrollt, macht eben das Buch so ungemein wertvoll, dessen Wirkung so außerordentlich überzeugend.

Ueber den Inhalt der „Secret Doctrine“ selbst erfahren wir in diesen „Erinnerungen“ nichts. Sie haben nur den Zweck, den Leser mit den außerordentlichen Vorgängen bekannt zu machen, die während deren Niederschrift in Würzburg und später in Ostende und London fortwährend um H. P. B. sich abspielten; sie schildern mit ergreifenden Worten die inneren und äußern Mühseligkeiten und Aufregungen, unter denen dieses Werk nach und nach zustande kam, und lassen in dem aufmerksamen Leser den Eindruck zurück, daß dasselbe thatsächlich so entstanden ist, wie alle Anhänger der Theosoph. Gesellschaft jederzeit behaupteten, unter der Suggestion und beständigen Kontrolle von Adepten, die dabei nur geistig, nicht körperlich anwesend waren, die auch nicht etwa verstorbene Menschen, sondern vielmehr lebende, von höherer psychischer und geistiger Entwickelung sind und die über Kräfte verfügen, von denen sich unsere Schulweisheit bis heute nichts träumen läßt.

Daß ein unter solchen außergewöhnlichen Umständen entstandenes Werk naturgemäß in der ganzen Anlage und Disposition des Stoffes, ganz abgesehen von der großen Schwierigkeit seines metaphysischen Inhaltes, bedeutende Mängel aufweisen muß, liegt auf der Hand. In die Arbeit der Fertigstellung für den Druck, namentlich der Einteilung und Ordnung in Kapitel teilten sich dann mehrere treue Anhänger der Theosophie, welche im Anhang der „Erinnerungen“ zum Wort gelangen, wo auch der Herausgeber der „Sphinx“ über seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen berichtet, die er während seines längeren und nahen persönlichen Verkehrs mit H. P. B. machte.

Ob H. P. B., die, wenn auch ganz ungewöhnlich begabt, denn doch auch ein Mensch war, mit menschlichen Fehlern und Gebrechen, durch ihren Bekehrungs-Eifer für ihre gute Sache sich niemals verleiten ließ, irgend ein Phänomen künstlich nachzuahmen und es dann für übersinnlich gemacht zu erklären und gar den Mahâtmâs zuzuschieben, — ob auch keiner ihrer Nachfolger und Schüler sich jemals zu irgend welchen propaganditischen Mitteln unredlicher Art hat hinreißen lassen, das sind delikate Fragen, die zu beantworten ich mich nicht anheischig machen werde. Meine Aufgabe, die ich mir in diesen Ausführungen gesetzt hatte, war nur die auf Grund der Erfahrungen und Erlebnisse der Gräfin Wachtmeister dem Leser den Nachweis zu liefern, daß Herr Coleman in St. Francisco — der, wie ich in New-York hörte, mit der vollen Energie des Amerikaners das Geschäft betreibt, die theosoph. Bewegung in den Vereinigten Staaten zu untergraben, freilich mit schlechtem Erfolge — Unrecht hat, wenn er die sämtlichen psychischen Phänomene, ohne die das Gebäude der modernen Theosophie nicht wohl aufzubauen war, für Betrug erklärt.

Mit dem Inhalte der „Secret Doctrine“ selbst hatten wir hier uns nicht zu beschäftigen. Ueber diese Lehre werden wir demnächst einmal ausführlichere Mitteilungen machen. Nur so viel mag hier schon gesagt ein: Wenn einer findet, daß sie gegen seinen „Menschenverstand“ verstößt, so spricht dies gegen seinen Verstand, nicht gegen die Lehre.



H. P. B. und die Geheimlehre.

Von

Hübbe-Schleiden.

✻

Nur sehr mit Widerstreben benutze ich die drängende Veranlassung, die auch meinen Freund Ludwig Deinhard zu seiner vorstehenden Aeußerung trieb, hier etwas über meine Erfahrungen und Ansichten in Sachen der Blavatsky und ihres Wirkens mitzutheilen. — Aber es ist nöthig.

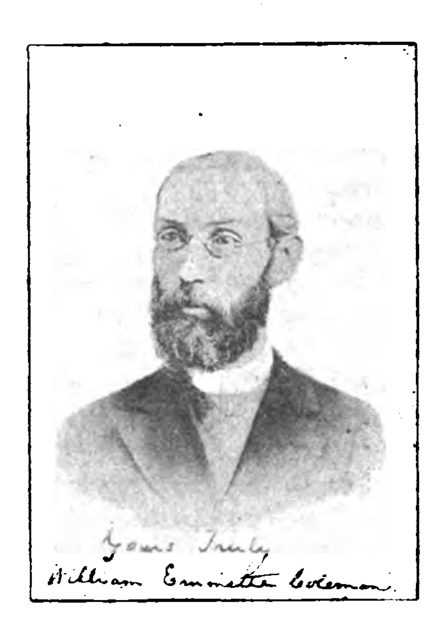
Nur wenige unserer Zeitgenossen sind bereits soweit Männer, daß sie Lehre und Person, Wesen und Form, Zweck und Mittel zu unterscheiden wissen. Alle, deren Bewußtsein noch durch ihr persönliches Gefühl und durch äußere Eindrücke bestimmt wird, haben es besonders schwer, ein unbefangenes Urteil über unsre theosophische Bewegung sich zu bilden. Besonders jetzt, wo alle Thatsachen noch der Gegenwart angehören und wo das Persönliche sich unvermeidlich in den Vordergrund des Wahrnehmungsbereiches drängt. Das wird besser werden mit der Zeit. Die maßgebenden Personen werden in Zukunft der Bewegung nur als Folie dienen; und wenn die Personen dann idealisiert erscheinen, so wird dies nur ein geringes Maß derjenigen Gerechtigkeit sein, die ihrem seelischen und geistigen Kraftaufwande gebührt.

Was zunächst das Geistesmaterial betrifft, die Lehre, welche der Bewegung zur Grundlage dient, so ist das Urteil, das jemand darüber fällt, der beste Maßstab für die geistige Befähigung des Urteilenden. Zwar erfordert ihr Verständnis noch keine höhere, innere Bewußtseinsstufe, wie dies für die Mystik nötig ist; und eigentliche Mystik ist in der Esoterischen Lehre nicht enthalten. Jene ist Erlebnis, diese ist Erkenntnis. An Vollständigkeit, Umfang und Tiefe der Erkenntnis aber ist unsrer Kulturwelt bisher nie soviel geboten worden, wie durch die Quellen dieser unsrer Bewegung.

Wer nun, wie Herr Coleman, sich bemüht, den Weg dieser Erkenntnis dadurch herabzusetzen, daß er nachzuweisen sucht, wo ihre einzelnen Elemente auch schon vorher ausgesprochen waren, der verkennt den Unterschied zwischen einem Walde und zahllosen einzelnen Bäumen.

Doch in diesem „Walde“ finden sich nicht nur unzählige Bäume, die man vorher noch nicht kannte, dieser „Wald“ gestaltet sich auch zu einem märchenhaften Parke von wunderbarer Schönheit, und im Innern seiner tiefsten Gründe birgt er ein göttliches Heiligtum, das nur der Eingeweihte aufzufinden weiß und in das selbst der Eingeweihte nur mit größten Schwierigkeiten eindringt.

Um übrigens den Wert der Coleman'schen Agitation gegen die Theosophische Gesellschaft recht zu würdigen, wird es für Physiognomen interessant sein, hier eine Photographie seines Antlitzes zu sehen und gegenüber das Bild von H. P. Blavatsky und Henry Olcott.



Wenn aber selbst der von mir, sowie von allen Einsichtigen, hoch verehrte Altmeister der Sanskritforschung und Begründer der vergleichenden Religionswissenschaft, der „wissenschaftlichen Theosophie“, — wenn selbst Max Müller[1]) die durch die Begründer der theosophischen Bewegung dargebotene Erkenntnis durch den Nachweis schädigen will, daß Frau Blavatsky, die als Werkzeug der Vermittlung diente, selbst ganz ungelehrt war, und sogar grobe philologische Schnitzer machte, so bestätigt er damit gerade das, was uns von vorne herein veranlaßt, jene Lehren eingehend zu prüfen. Darum nämlich handelt es sich: Kann Frau Blavatsky, die durch sie geschriebene „Geheimlehre“ (Secret Doctrine) aus vorhandenen Quellen zusammen gestellt haben, oder diente sie den eigentlichen, tiefer eingeweihten Verfassern als äusseres Werkzeug, das zwar als verhältnismäßig bestes ausgewählt ward, aber doch sehr unvollkommen war. Denn

[1]) Im Maihefte 1893 des Nineteenth Century in London.

daß Frau Blavatsky selber ungelehrt war, das behaupten gerade wir, die wir sie aufs genaueste kannten.

Ebenso nun, wie „Isis entschleiert“[1]) entstand, so ward auch die „Geheimlehre“[2]) geschrieben. Dafür bin ich selbst theilweise Zeuge; und ich habe einige dieser meiner Erlebnisse in dem von Ludwig Deinhard besprochenen Buche der Gräfin Wachtmeister mitgeteilt. Aber den Wert der Lehre selbst beurteile ich nicht nach dieser Art ihrer Darstellung, sondern nach ihrer mir einleuchtenden inneren Wahrheit.



Gelehrsamkeit ist nicht der Maßstab für die Wahrheit. Für diese fragt sich lediglich, löst sie die Rätsel unseres Daseins? Ist die Wirkung die sie ausübt gut und heilsam? Befriedigt sie nicht nur die Vernunft sondern auch Herz und Gemüt des Menschen?

In dieser Hinsicht nun entspricht nichts, was ich kenne, so völlig den höchsten Anforderungen, wie diese Geheimlehre. Dieser Thatsache gegen-

[1]) Vergl. unser Februarheft 1894, S. 133.

[2]) The Secret Doctrine, zu beziehen von der Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, Adelphi, London W. C. — 2. Aufl. für Subskribenten 35 sh.

über sind für mich alle Streitereien darüber, ob äußerlich Ungenauigkeiten an der Darstellung auszusetzen sind, ganz gleichgültig. Und vollends hat es garnichts hiermit zu thun, ob gerade im Buddhismus solche Esoterischen Anschauungen nachweisbar sind, wogegen sich Max Müller unnötig ereifert; um so mehr unnötig, als er selbst in seinen Gifford Lectures 1892 [1]) nachweist, daß thatsächlich allen großen Religionen ein gemeinsamer Weisheitskern zu Grunde liegt, den er selbst als „Theosophie" bezeichnet.

Wenn ich so mit voller Ueberzeugung für die Erkenntnisquellen eintrete, die sich mir durch die Theosophische Gesellschaft erschlossen haben, so muß ich freilich zugleich darauf hinweisen, daß ich für das tiefere Verständnis ihres Wertes erst durch diejenige mündliche Unterweisung in der Vedanta-Lehre vorbereitet wurde, die mir durch Brahmanen zu Teil wurde. Was aber folgt zunächst aus dem Bewußtsein dieser Sachlage für mich hinsichtlich der Beurteilung derjenigen Personen, die mir diese mich befriedigende Erkenntnis vermittelten?

Man hat oft gesagt, das menschlichste aller Gefühle sei die Liebe. Das ist richtig. Diejenige Form jedoch, die hier die Liebe annimmt, ist die Dankbarkeit. Das ist die Liebe und die Treue von der Paulus sagt: „Sie suchet nicht das Ihre; sie läßt sich nicht erbittern; sie trachtet nicht nach Schaden; sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit; sie verträgt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles".

Doch macht die Liebe und die Treue den Verständigen nicht blind; sie hindert ihn nicht, der Wahrheit die Ehre zu geben. Und in diesem Sinne bleibe ich dem dankbaren Andenken der Blavatsky und dem aufrichtigen und selbstlosen Streben der leitenden Personen unserer Bewegung getreu.

Was zunächst die von Herrn Coleman den letzteren vorgeworfenen Zerwürfnisse unter ihnen anbetrifft, so sind dieselben hinreichend durch die Thatsache widerlegt, daß alle gegenwärtig mehr denn je in einheitlichem Geiste zusammen wirken. Colemans angebliche Enthüllungen in Chicago wirkten um so lächerlicher, weil unmittelbar neben und nach ihm auf dem Theosophischen Kongresse William Judge und Annie Besant in vollster Harmonie zusammen auftraten; und durch ihre jetzige Rundreise in Indien mit Olcott zusammen beweist Frau Besant, daß die Leitung der Theosophischen Gesellschaft in Indien mit derjenigen in England sich in ebenso vollständigem Einverständnisse befindet, wie mit der in Nord-Amerika.

Das genügt. Etwas weiterer Ausführungen bedarf jedoch die Beurteilung der Blavatsky.

Es ist nicht blos eine scherzhafte Abkürzung wenn ihre Persönlichkeit jetzt im ganzen Bereiche der Theosophischen Gesellschaft nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens H. P. B. (Helene Petrowna Blavatsky)

---

[1]) Theosophy or Psychological Religion. The Gifford Lectures (Glasgow 1892). Von F. Max Müller, London 1893. (Longmans, Green & Co.).

bezeichnet wird. Denn jeder der ihr Leben kennt, weiß auch, daß der hochbejahrte General Blavatsky, damaliger Gouverneur der Kaukasus-Provinz zu Erivan, dem sie im Alter von 16 Jahren angetraut ward und mit dem sie nie zusammen lebte, auch nicht, ebenso wenig wie jemals irgend jemand anders, ihr „Gatte“ war.

Aber mehr als das. Wenn wir von H. P. B. reden, so meinen wir damit garnicht die mit so manchen körperlichen und seelischen Schwächen behaftete äußere Persönlichkeit, welche am 31. Juli 1831 geboren wurde und am 8. Mai 1891 starb, sondern nur die vielseitige Geisteskraft, welche kollektiv durch sie wirkte.

Wir alle, welche diese Geisteskraft so oft individuell empfunden haben, sind vollkommen einig darüber, daß diese etwas so vollständig von der Blavatsky-Persönlichkeit Verschiedenes war und ist, daß wir sogar darüber zweifelhaft sind, ob dabei das eigene Geisteswesen, das die Seele der Blavatsky einst belebte und mit ihrem Körper auch ihre Persönlichkeit ausbildete, überhaupt noch mitwirkte oder nicht. Seit vielen Jahren, schon während des letzten Jahrzehntes ihres Lebens, wurde diese Frage und das ganze Rätsel ihres Wesens unter uns von allen Seiten beleuchtet und erörtert — nur mit unvollkommenem Erfolge. Diejenigen Mitteilungen Olcotts, welche ich im Februarhefte wiedergab, können als kurzer Abriß unserer Erfahrungen gelten; Olcott krystallisierte dieselben an einem konkreten Beispiele an dem Complexe von Erlebnissen bei seinem ersten Zusammenarbeiten mit ihr an „Isis unveiled“.

Da nun alle „Enthüllungen“ von Dr. Richard Hodgson[1]) und von Coleman sich bloß mit der äußern unvollkommenen Persönlichkeit der Frau Blavatsky, aber garnicht mit dem, was wir H. P. B. nennen, befassen, so sind sie für uns bedeutungslos. Es ist für uns ganz gleichgültig auf welcher Daseinsebene die verschiedenen Wunder-Phänomene hervorgebracht wurden, auf deren Ergründung jene Herren so schweres Gewicht legen.

Für mich ist zweifellos, daß diejenigen Kräfte, welche durch sie wirkten, auf allen Ebenen thätig waren und wenn manche dieser Phänomene als auf einer höheren Ebene ausgeführt, als wirklich der Fall war, angesehen und vielleicht auch dafür ausgegeben wurden, so kann es sich dabei immer nur um unwesentliche Dinge handeln. Ueber die äußere Persönlichkeit der Blavatsky hörte ich Dr. Franz Hartmann einmal das Scherzwort sagen: „Sie hatte die Wahrheit so lieb, daß sie sie auf alle mögliche Weise auszuschmücken trachtete“. Und vielleicht hat keiner ihrer Anhänger sie je besser beurteilt, als eben Hartmann in seiner Novelle „The talking Image of Urur“ und in dem Gleichnis, das er kürzlich im Oktoberhefte seiner „Lotosblüten“ (im Briefkasten) brachte.

Die einzige Frage, auf deren Bejahung oder Verneinung überhaupt irgend etwas ankommt, ist ausschließlich die, ob durch H. P. B.

---

[1]) Proceedings of the Society for Psychical Research, Part XI, London 1885.

Meister der Weisheit wirkten oder nicht. Dies als unwahrscheinlich hinzustellen, ist das Streben derer, die die Theosophische Gesellschaft anfeinden. Mit welchen Mißerfolgen dies geschieht, dafür ist eine drastische Scene bezeichnend, die sich am 27. Oktober 1893 in einer Versammlung der Society for Psychical Research in der Westminster Town Hall zu London abspielte.

Ein Herr Leaf hatte wieder einmal die Zeit der Gesellschaft in der breitesten Weise in Anspruch genommen mit der Vorlesung von Briefen der Blavatsky, aus denen er nachweisen wollte, daß sie eigentlich nur Spiritistin gewesen sei und erst nachträglich die „Meister“ erfunden habe. Niemand applaudierte seinen Ausführungen. Als dann aber George Mead, der General-Secretär der Theos. Gesellschaft, auftrat und Herrn Leaf's Ausführungen in allen Stücken entkräftete, wurde er nicht nur anfangs schon mit Beifall begrüßt, sondern auch durch solchen fortwährend begleitet. Mead verlas unter andern eine Stelle aus H. P. B.'s Tagebuche vom August 1851, in der sie berichtet, wie sie „dem Meister ihrer Träume“ begegnet sei, jenes Erlebnis, das auch Deinhard in seiner Besprechung der „Erinnerungen“ erzählt. — Als Mead sich unter wiederholtem lauten Beifall gesetzt hatte, erhob sich ein hoch bejahrter Herr und sagte: er habe sich heute Abend sehr erniedrigt gefühlt, daß er hier habe sitzen und der Verlesung eines Vortrages zuhören müssen, der sich nur mit Horchen an der Wand und Aufstöbern von Privat-Correspondenzen beschäftigte; er fühle sich beschämt. — Der Herr war Page-Hopps, einer der bekanntesten unitarischen Geistlichen Londons. Wer aber weiß, wie wenig sonst die spiritistischen und christlichen Kreise in England der Theosoph. Gesellschaft gegenüber sich freundlich gesinnt zu zeigen pflegen, der weiß die Bedeutung dieser ganz unvorbereiteten Demonstration zu würdigen.

Wenn nun aber gar in Deutschland nicht allein spiritistische Blätter, sondern gar die Münchener „Allgemeine Zeitung“ in so billiger und urteilsloser Weise über solche Fragen abspricht, so ist dies nur ein neuer Beweis dafür, wie schwer sich selbständiges Denken und Urteilen auch in Deutschland Bahn brechen, und wie vollständig befangen man hier noch in alltäglichen und sinnenfältigen Anschauungen.





Die soziale Frage der Litteratur.

Von

Karl Bleibtreu.

*

Ein geistvoller heut verschollener Schriftsteller, Max Waldau, sprach es aus: Der Gedanke siege wie die Sonne; sowie er hoch am Horizonte stehe, gehöre ihm die Welt. — Die Geschichte bewahrheitet diesen Satz. Und so darf man wohl annehmen, daß der Sozialismus in absehbarer Zeit sich theoretisch die Welt unterwerfen wird, wenn auch seine kommunistische Tendenz früher oder später abbröckeln muß. Denn sowohl die gemeinen als die besseren Neigungen der Menschen können des Privateigentums und der individuellen Bethätigung noch nicht entbehren. —

Wer aber würde bei einer Umwälzung des Klassenstaats am meisten gewinnen? Der vierte Stand im Allgemeinen? Wir zweifeln. Auf den Parteitagen der Sozialdemokratie, wie dem Züricher jüngstvergangenen, hört man von allem Möglichen reden, nur nicht von dem wahren Elend, das sofortige Linderung heischt, von der sozialen Frage des sogenannten

---

Wir geben hier einmal einer völlig exoterischen Anschauung das Wort — in dem Gedanken, daß dieses die Anhänger unserer Geistesrichtung anregen wird, sich über die hier von einem kompetenten Beurteiler dargestellten Verhältnisse ihrem innern Wesen nach klar zu werden. — Jedes Volk und jede Rasse haben ihre eigenen Altersstufen, Kindheit, Jugend, Mannheit, Greisentum; zu allen Zeiten finden sich auch alle individuellen Kraft- und Größen-Unterschiede und Entwicklungsstufen unter den einzelnen Menschen gleichzeitig ausgebildet. Dies Bild wiederholt sich immerfort; und insofern bleibt allerdings der Mensch immer derselbe — nicht aber die Individualität jedes Einzelnen. Denn nicht bloß findet die Entwickelung der Völker und der Rassen nur durch die Bethätigung der kraftvollsten und weitest fortgeschrittenen Einzelnen statt, sondern auch die ganze Entwickelung selbst ist nur die aller Einzelnen, die stets auf's Neue sich verkörpernd voranschreiten von den niederen Stufen zu den höchsten. Das Wesen dieser Entwickelung ist das der Vergeistigung und Vergöttlichung des Menschen; doch dient zu dieser Entwickelung der Geistesfreiheit die äußere Verbesserung der materiellen Kulturverhältnisse mindestens ebensoviel, wie alle Geistesarbeit. Und auch das Leiden ist dazu für jeden Einzelnen ganz unentbehrlich. Sich beklagen wird ein Esoteriker niemals. (Der Herausgeber.)

geistigen Proletariats. Traurig genug, daß die Massen, deren Schweiß den Kulturstaat kittet, kaum das Existenzminimum besitzen. Allein viel trauriger, daß die wahren Träger der Kultur in relativ schlimmerer Notlage und Unterdrückung schmachten.

Hellwald in seiner „Kulturgeschichte" bestreitet mit Recht qualitative Vervollkommnung. Der Mensch bessere sich nie, verbessere sich nur in äußeren Lebensverhältnissen. Und auch letzteres nur relativ, denn manches verschlechtert sich sogar.

Mit Ausnahme des unbewiesenen Staatssozialismus im peruanischen Inkasstaat, blieben die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft unwandelbar die gleichen. Die Pharaonen ließen ihre Pyramiden, die Sultane Vorderasiens und Indiens ihre Türme, Gottestempel und Mauerwerke durch Myriaden einer dienenden Pariakaste errichten, über welchen Priester, Krieger, Handelsleute die herrschende Gesellschaft bildeten, gerade wie heut. Auf Sklavenwirtschaft ruhte die Herrlichkeit antiker Republiken; in Athen, wie im kulturfeindlichen Sparta, gehörte die Hälfte der Einwohner dem Helotenstande an.

Von der Behandlung dieser Massen erfahren wir nichts Genaues; im allgemeinen scheint sie sehr human gewesen zu sein und, wie später bei den Türken, wurde derjenige schief angesehn, der seine Leute mißhandelte. Die Sclaven lebten als Dienstboten mit der Herrschaft zusammen und gehörten oft wirklich zur Familie, den Herrn liebend, der sie schützte und ernährte. Das immer weiter um sich greifende System der Freigelassenen milderte ihr Los vollends und, wie bei den Osmanen der Lastträgersklave öfters zum Großvezier aufstieg, so spielten die Freigelassenen in Rom und Byzanz allmählich eine bedeutende Rolle, während in den christlichen Zeiten der Proletarier höchstens in der Kirche die Möglichkeit fand, sich aus dem Staube emporzuschwingen. Als der Raub-Kapitalismus der römischen Pflanzerbarone unnatürliche Ausdehnung nahm, verschlimmerte sich auch das Los der Enterbten, gemäß der allgemeinen Rücksichtslosigkeit der Ausbeutungspolitik. Daher der Sklavenkrieg des Spartacus. Aber auch hier muß man die übertreibenden Vorstellungen vom Sklavenelend nur relativ und mit Vorsicht aufnehmen. Seneca erzählt, ein reicher Patrizier habe einen Sklaven, der ihm ein kostbares Gefäß zerbrochen, im höchsten Zorn seinen Muränen vorwerfen lassen wollen, der anwesende Augustus aber statt dessen befohlen, den Sklaven freizulassen und dafür alle Gefäße des unmenschlichen Gebieters den Muränen vorzuwerfen! Man sieht hieraus, daß Gerechtigkeit und Menschlichkeit selbst in jener Epoche wahnwitziger Verderbtheit keineswegs verstummten. Auch darf nicht verhehlt werden, daß schon in Schriften griechischer Philosophen über die Frechheit und Faulheit der Sklaven geklagt wird, ein Beweis milder Behandlung und eines ungebrochenen Selbstgefühls der Dienenden. Für die römische Plebs und die Clientel-Bundesgenossen geschah im Ganzen mehr als heute: man bot ihnen panem et circenses, Theater, Cirkus, Tempel, gab jedem Landstädtchen Straßen und Wasser-

leitungen, und raubte dem Volke nie sein Lieblingsspielzeug: das Versammlungsrecht und Mitreden auf dem Forum. Natürlich blieb man unzufrieden wie immer. Die Bundesgenossen erzwangen sich das römische Bürgerrecht mit seinen politischen und Rang-Vorrechten, die Sklaven wollten die freien Herren spielen, und die Plebs alle Ehrenstellen ebensogut mit Beschlag belegen wie die Patrizier. Wie gewöhnlich nahmen Enthusiasten aus den besten Kreisen sich ihrer an, Livius, Drusus und die Gracchen verlangten eine Landaufteilung, wie die heutige Bodenreformliga, und wie gewöhnlich verließ sie das feige Volk, als die Herrschenden mit dem bösen Säbel auf solch' krankhaften Idealismus loshieben. „Also verderb' ein Jeder, der ähnliche Werke vollführt hat!" rief Scipio Africanus, und der Mann hatte nicht Unrecht. So möge jeder Edle umkommen, der sich bloß auf das Volk verläßt. Da war Catilina ein klügerer Mann. Der brachte den Staat an den Rand des Abgrunds, indem er sich auf die einzige gefährliche Revolutionsmacht stützte, das Geistesproletariat d. h. alle diejenigen Gebildeten und Talentvollen aller Stände, welche die bestehende Philisterordnung auf die eine oder andere Art in ihrem Auslebungsrecht unterdrückt und schädigt. Dieselben Elemente stürzten sich nachher mit Begeisterung in die christliche Bewegung. Der Lehrer, Redner, Schriftsteller des Christentums focht siegreich gegen Schwert und Lictorbeil, der Militarismus und die Beamtenhierarchie des weltlichen Reichs sanken unter den Streichen der freien Geistesarbeit, der Seher und Kirchenvater entthronte die Cäsaren, der Missionar beugte die rohe Kriegskraft der nordischen Völker unter sein sanftes Joch. Man verdankt es der milden Herrschaft des Krummstabs, wenn bis zur Neuzeit ein im Ganzen freier wohlhabender Bürger- und Bauernstand blühte. Längst wies Janssen nach, daß die Lage der Bauern vor dem Bauernkrieg eine keineswegs gedrückte und elende gewesen. Im Gegenteil wird man aus der Bauernkonstitution Wendelin Hippler's mit Staunen erkennen, daß es den Bauern gar nicht um besondere Besserung ihrer materiellen Verhältnisse, sondern hauptsächlich um Aenderung der bestehenden Gesellschaftsordnung zu thun war. In schrankenlosen Forderungen des Umsturzes reichten Hutten und Münzer, Ritter, Bauern, Wiedertäufer, Bilderstürmer sich die Hände, und im Grunde lauteten doch selbst die kirchlichen Reformdrohungen Luthers beispiellos revolutionär. Den Renaissancemenschen paßte es einfach nicht mehr, die bestehende Ordnung zu dulden, da sie der allgemeinen Zeitbildung widersprach, genau so wie Ende des vorigen und Ende unseres Jahrhunderts. Nach Bismarcks Wort, die Fortschrittspartei sei die Vorfrucht der Sozialdemokratie, kann man gerade so gut den Protestantismus die Vorfrucht des sozialistischen Bauerkriegs und die Reformation Zwinglis und Calvins (Genf — Rousseau!) die Vorfrucht der französischen Revolution nennen. All' solche geistigen Bewegungen stehen in ursächlichem innerem Zusammenhang und rollen sich ab wie die Glieder *einer* Kette, von den materiellen Zeitumständen nur wenig bedingt. Ein verhängnißvoller Irrtum, zu glauben, daß eine

soziale Bewegung, was man „Revolution“ zu nennen pflegt, etwa andeute, nun habe das Elend seinen Gipfel erreicht. Im Gegenteil bricht sie meist dann aus, wenn eine momentane Besserung durch „Reformen“ bewirkt wurde. Diejenigen Uebelstände, welche man früher in verschärfter Form geduldig ertragen, erscheinen jetzt, weil man an ihrer friedlichen Heilung verzweifelt, plötzlich unerträglich, obschon sie sich relativ besserten. Denn der revolutionäre Gedanke hat mittlerweile progressiv sich fortentwickelt, der Bacillus wuchs sich aus: Nicht materielle Not, sondern eine Geistesbewegung führt die Revolutionen herbei, in bestimmten Zeit-Absätzen und nach mechanischen Gesetzen der Staatspsychologie. Es ist also völlig umsonst, durch Linderung der materiellen Notstände eine drohende Umwälzung beschwören zu wollen, da diese sich aus viel tieferen, verborgeneren Urquellen speist.

Stets hat die Menschheit irgend eine Parole, ein Stichwort der Sehnsucht und Empörung. Der alte Hussitenruf „Der Kelch für Alle!“ wiederholt sich in tausend Variationen. Und stets wird der Mensch, gemäß dem eingeborenen Prinzip der Hoffnung, wähnen, daß nun alles gebessert sei, wenn nur der jeweilige Wunsch seines Feldgeschreis erreicht wird. Arme Thoren! Das wahre Unglück, der untilgbare Wurm des Menschenlebens, steckt ewig im eigenen Innern, im ewig gleichen Prinzip der menschlichen Existenz selbst. Gram, Langeweile, Genußsucht und Blasirtheit, nimmersatte Begierde nach flüchtigen Zielen, deren Erreichung das Glück zu verbürgen scheint und nachher dennoch nicht das Glück bringt — diese Grundbedingungen des Lebens schafft keine Revolution aus der Welt, sondern nur materielle Entsagung und ideale Befriedigung durch erhöhte Bildung. Ewig werden daher nicht die Staatsmänner und Reformer, sondern die Denker und Dichter die wahren Wohlthäter ihrer Mitmenschen bleiben. Wer das intellektuelle und moralische Gefühl der Lebewesen erhöht und veredelt, wer die klägliche Beschränktheit der sinnlichen Genüsse durch geistige Genüsse zu ersetzen und zu vermehren weiß, wer zu einer höheren und freudigeren Weltanschauung verhilft, der allein hat sich wahrhaft um das Vaterland verdient gemacht, der allein besänftigt das anarchische Chaos der widerstreitenden Leidenschaften, dem gebührt die Bürgerkrone unter der menschlichen Genossenschaft. Und es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht die Zukunft, von dieser Erkenntnis beseelt, die Rangordnung der Gesellschaft wiederum nach dieser-Anschauung regeln sollte. Denn schon in den Uranfängen stand der Priesterseher oder Skalde neben dem Hordenheerkönig; bei den Griechen genoß der „Weise“ in jeder Form göttliche Ehren und wurde an die Spitze jener höchstcivilisierten glänzenden Gemeinwesen gestellt; das Gleiche kann von den Hohenpriestern, Richtern und Propheten der Juden gelten. Die Herrschaft der katholischen Kirche, von den Bischöfen der ersten Gemeinden bis auf die Allmacht der Päpste, bedeutet für den Klarblickenden nichts als den Sieg des Geistesarbeiters und des Idealismus über das Faust-

recht, der Demokratie über das Feudalsystem. Die menschliche Entwickelung in ihrer wellenförmigen Bewegung wird also einfach zu etwas Altem zurückleiten müssen. Unsere Ahnen waren so klug wie wir und kämpften in andrer Form genau denselben Kampf. Nichts elender, aber nichts gewaltiger als der Mensch, wie auch schon ein gewisser Sophokles wußte; denn nicht die Stärke scheint bewundernswert, sondern die ohnmächtige Stärke, welche unablässig den Stein des Sisyphus gen oben wälzt — nicht die Natur, sondern die sich bewußtwerdende Natur, der Mensch.

Die kühle Betrachtung, daß keine noch so radikale Revolution jemals das Elend des Daseins ändern kann, wird nicht einmal die davon Überzeugten in ihrem ehrlichen Ringen hindern, und gewiß keine Revolution auch nur einen Augenblick in ihrer Triebkraft lähmen. Denn zum Kampf allein sind wir geboren und zu hoffen liebt der Sterbliche. Revolutionen treten genau so naturgemäß ein, wie Orkane und Ueberschwemmungen und Erdbeben und vulkanische Eruptionen, und, gehorchend mechanischen Gesetzen, kommen sie einfach, wenn die Zeit erfüllet ist. Ihrem innersten Wesensgesetze aber entspricht eben, wie bei den elementaren Naturereignissen, die zerstörende Gewaltsamkeit, ihr Lebensodem heißt Zerstörung. Nur ein Thor kann an friedliche Revolutionen glauben, d. h. an Umsturzbewegungen, welche man durch entgegenkommende Reformen ablenken könne. Möchten doch Alle, welche sich in solchem Glauben wiegen (was man hofft, glaubt man), sich durch die Geschichte belehren lassen! Blut ist ein ganz besonderer Saft.

Nun aber werden wir fragen müssen, was durch die Obmacht des Sozialismus eigentlich erreicht werden solle. Gegenüber den ausschweifenden Hoffnungen der Massen allerdings herzlich wenig. Denn die bekannte Anekdote, wie Rothschild den Arbeitern, die mit ihm „teilen" wollten, vorrechnete, wieviel dabei auf jeden Einzelnen käme — eine lächerlich geringe Summe —, hat ihre ewige Gültigkeit. Der sozialistische Staat hebt das Elend auf, macht aber auch jeden Wohlstand unmöglich, und das Los des einzelnen Volksmenschen würde nur um wenige Grade gebessert werden. Ob dies Ergebnis mit der grauenhaften Langeweile und Tyrannei des Sozialistenstaats billig genug erkauft wäre, wollen wir nicht untersuchen. Gewiß scheint nur, daß die Gläubigen des neuen Evangeliums sich ganz andre Dinge versprechen und vielleicht einhalten würden, wenn sie einsähen, wie, gleich dem berüchtigten „eisernen Lohngesetz", ein ewiges Gesellschaftsgesetz das Los der Massen stets auf demselben Punkte festhalten muß. Nichts ist Zufall, nichts blinde Willkür in der Entwickelung der Dinge. Die ältesten Staaten bildeten die gleiche Minorität herrschender Kasten und Majorität der Dienenden, und dies Verhältnis blieb ewig bis zum heutigen Tage das gleiche. Der sozialistische Zukunfsstaat wird dies System wohl im Prinzip, aber nicht in der Praxis ändern. Denn dies System, weil es von Anbeginn das gleiche blieb, erweist sich als Lebensnerv der Gesellschaft, ja als Naturbedingung. Die Handarbeit für die Millionen, die leitende beherrschende Arbeit für Wenige, das ist ein Natur-

gesetz. Die Staatengebilde des Tierreichs (Ameisen, Bienen, Biber), obschon sozialistisch-republikanisch in den Produktions- und Ernährungsverhältnissen, kennen ebenfalls eine Aristokratie und aus dieser erhebt sich stets organisch, zur Bändigung derselben, eine Monarchie oder Diktatur. Ohne solche organisch nötigen Bedingungen wird kein dauerndes Staatsgebäude sich zimmern lassen.

Auf der Gründung einer wahren Aristokratie beruht die Zukunft der Menschheit. Wenn in Beamtentum, Wissenschaft und Kunst kein materieller Gewinn mehr zu ergattern, werden ganz von selbst nur die Wenigen übrig bleiben, welche von der Natur selbst zur wahren geistigen Arbeit geboren und bestimmt sind. Diese Wenigen bilden den einzig wahren Geburtsadel, die feinste Auslese im darwinistischen Kampf ums Dasein, nur sie dürfen ein höheres Ansehen beanspruchen, obschon sich dasselbe nicht in grobmateriellen Vorteilen ausdrücken soll. Das sind die Leute, welche Bücher schreiben!

Schon im Primitivzustand begnügt sich der Mensch nicht mit maschinenmäßig materiellem Leben, ein schlagender Beweis für die Unmöglichkeit, den Individualismus im sozialistischen Zwangszuchthaus zu ersticken. Die „Isolirten“ und „Wildlinge“ beweisen zwar die Thorheit der Theologie, den Menschen außerhalb des Tierreichs zu stellen, da er ganz im Tierischen auf dieser niederen Stufe versunken bleibt, sich aber hier (im Gegensatz zu der lächerlichen Annahme, er sei physisch von der Natur stiefmütterlich behandelt) an wilder Kraft und Schnelle allen Tieren überlegen zeigt. Der Gorilla vermag sich nicht entfernt mit ihm zu messen und die mißverstandene Affen-Theorie kann ihre Lächerlichkeit hier so recht erkennen, da der Affe nicht nur stets auf der gleichen Stufe stehen blieb, sondern auch intellektuell von dem tierähnlichen Menschenwildling unendlich übertroffen wird, dessen Sinne nicht nur eine höhere Vollkommenheit wie die irgend eines Tieres entfalten, sondern der auch an Schärfe der Beobachtung und Auffassung alle Tiere weit hinter sich zurückläßt. Andrerseits lehrt sein Beispiel unwiderleglich, daß nur durch das Prinzip der Genossenschaftung der Mensch zu Sprache und Vernunftreifung gelangt, womit freilich eine auffällige Abnahme der naiven Unmittelbarkeit allemal verbunden ist. Das, worin man das eigenste Wesen des Genies zu erkennen glaubte, „die originale Fortentwickelungsfähigkeit“, treibt das seltsame Menschengeschöpf zu unermüdlichem Suchen und Streben, welches zwar keinen wirklichen Fortschritt, wie wir in Uebereinstimmung mit pessimistischen Denkern auszuführen suchten, an sich bedingt, aber ein Zeugnis abgiebt für die Naturnotwendigkeit seines geistigen Lebens. Und wer dieses in ihm wachruft und wachhält, den verehrt schon der Wilde als ein höheres Wesen. Die Völker niederster Stufe bethätigen schon den Drang, eine Poesie zu bilden. Der Sänger und Weise wird von ihnen als göttlich verehrt; noch Empedokles von Agrigent heischte ganz naiv mit Erfolg von seinen Mitbürgern göttliche Ehren. Liegt aber die Intuition des Dichters in einem tieferen Urgrund, als ihm selbst, wie Hartmann in seiner „Philosophie des Schönen“

feierlich doziert, so wäre es ja nur recht und billig, den Denker und Dichter auf ein ideales Piedestal zu erheben. In der That gediehen Künste und Wissenschaften durch entsprechende Stellung im Volksleben in Hellas und Rom, ein Beweis für die Ueberlegenheit der antiken Kultur. Denn — die allein geduldete theologische Litteratur des Mittelalters belohnte die kirchenväterlichen Autoren mit obligater Heiligsprechung — die moderne Litteratur hebt, kaum begonnen, das Lied vom Schriftstellerelend an. Dante, Machiavelli, Tasso, Villon, Cervantes, die englischen Renaissancedichter, Hutten verkamen in harter Not.

Auch später, als der Buchhandel ungeahnten Aufschwung nahm, fanden Dryden, Chatterton, Swift, Otway, Samuel Johnson, Goldsmith, Fielding sogar in England kaum ihr kärgliches Brot. Gut ging es nur den Höflingen wie Calderon und Racine, oder den Schützlingen des englischen Adels, welche ministerielle Sinekuren für Dedikationen erhielten, so lange sie eben in Gunst standen — eine höchst unwürdige Protektion, welche dem Range nicht entsprach, den der Litterat schon damals in der Gesellschaft heimlich einnahm. Als nun später die Honorarverhältnisse glänzend wurden, errangen die Schriftsteller in allen Ländern, außer Deutschland, in der That eine hervorragende Stellung. In Deutschland aber liegt die Sache betrübender denn je, nämlich so, daß nur das Flache und Seichte Beifall findet, während alles Ungewöhnliche bei Theater, Zeitung, Leihbibliothek gleichmäßigem Widerwillen begegnet. So blüht denn eine Afterlitteratur, sogar in grobem Mißverhältnis zur aufgewendeten Arbeit. Denn der erfolgreiche Lustspielfabrikant verdient fast so viel wie der Börsianer, der Romanschmierer für Familienblätter mehr als der Minister. Der wahre Dichter aber muß wie Martin Greif von der Schillerstiftung leben, ins Irrenhaus wandern wie Albert Lindner. Er wandelt umher wie ein bleiches Pasquill auf das Gedeihen des Marsyastums.

Wohlan, hier steckt die wahre soziale Frage, hier ist wirklich Alles „faul im Staate Dänemark“.

Einer der Haupttrümpfe gegen die Idee des sozialen Staats wird in der Behauptung ausgespielt, daß der „Arbeiter“ geistige Arbeit nicht anerkenne und daher jeden zu materiellem Frohndienst zwingen werde. Dies aber bedeute den Untergang aller Kultur. Betrachten wir diese Behauptung näher!

Es liegt kein Zeugnis in Schrift und Wort seitens der sozialistischen Führer vor, das als Beweis dienen könnte. Zweifellos werden zahlreiche rohe Gesellen der Meinung huldigen, daß mauern und schlossern, kurz Faust- und Muskelarbeit, die wahre Arbeit vorstelle, und der geistige Arbeiter sich sozusagen nur amüsiere, auch lauter Unnützes produziere. Ein prächtiges Schöffengericht der französischen Revolution — ob Bourgeois oder Volk als Richter fungiert, kommt aufs gleiche Elend hinaus — sprach das große Wort gelassen aus, indem es einen Naturforscher zum Tode verurteilte: „Die Republik bedarf keiner Gelehrten“. Wir wollen also gar nicht in Abrede stellen, daß beim Toben einer sozialen Revolution der geistige

Arbeiter — falls er nämlich auf diesen Namen einen vollen Anspruch hat (d. h. der Forscher, der Dichter, der Künstler) und nicht die rein technische Erlernung eines sogenannten „gelehrten Berufes", dessen Wert eben nur nach Nützlichkeitsgründen taxiert wird wie jede andere bürgerliche praktische Arbeit, damit verwechselt, — ungerecht und roh behandelt werden mag. Aber wie kann Ihn (den großen „Ihn", auf dem aller Fortschritt, der Menschheit durch veredeltes geistiges Leben allein beruht) eine solche Lage überraschen?! War er nicht von jeher daran gewöhnt, von der erbärmlichen Welt mißhandelt zu werden?! Was hat er — der Hohe und Einzige, zu dessen Erzeugung und Entwicklung als Spitze des Gebäudes überhaupt nur das nichtige Treiben der übrigen Weltphänomene dienen soll — denn überhaupt zu verlieren?! Wann hätte der Geniale jemals von der bestehenden Gesellschaft etwas anderes, als Neid und Leid, Verfolgung und Verachtung, geerntet?! Was also schwatzt ihr da heuchlerisch vom Untergang der höheren geistigen Arbeit, habt ihr sie etwa je geschützt und gefördert?! Weil ihr das Seichte und Triviale in der Kunst, das Mittelmäßige in der Forschung allezeit gedeihen ließet, darum glaubt ihr und euer Staat mit Kulturförderung prahlen zu dürfen?! Macht euch nicht lächerlich! Der wahre geistige Arbeiter, der „Geniale", hat gar nichts zu verlieren, da sein Loos in der materialistischen Bourgeoisie sich täglich verschlimmert. Sondern er hat höchstens noch zu gewinnen, denn der soziale Staat wird ihn doch wenigstens nicht verhungern lassen, wie die löbliche bestehende Gesellschaft.

Daß all' die Zahllosen, deren technische Büffelei sich heut' „geistige Arbeit" schimpft, dann ihre Würde einbüßen, ist freilich wahr. Aber Ingenieure und Elektrotechniker ebenso wie Aerzte bedarf der soziale Staat erst recht; was wünscht ihr also noch? Theologen, Juristen, unproduktive Gelehrte ohne Können, Philologen insbesondere, Offiziere und die bisherige Form von Beamten braucht die „Kultur" aber durchaus nicht ob sie thatsächlich entbehrt werden können, ist eine andre Frage. Wir reden hier nur von dem Humbug der angeblichen „geistigen Arbeit", welche die sozialistische Weltanschauung angeblich vernichten wolle. Denn die wahre geistige Arbeit, die ideale und produktive, muß selbstverständlich in einem Kapitalisten- und Bourgeoisstaat verdorren, wo alles zum Marktgeschäft entwertet wird. Die Litteratur überläßt der Staat gleichgültig dem banausischen Kaufgesetz von Angebot und Nachfrage, als ob überhaupt eine Nachfrage nach idealen Gütern bestehe! Wenn z. B. der Staat die Theologen und Philologen nicht besoldet, so würden ihre Leistungen aus Mangel an Nachfrage sofort aus der Gesellschaft verschwinden. Der Staat bedarf jedoch der Priester und Schulmeister zu seinen Machtzwecken gradeso, wie er der Offiziere, Beamten und Polizisten benötigt. Die Litteratur aber muß betteln gehn, betteln um die Almosen der Vergnügungsfrivolität, buhlen um die Kunst des sogenannten „gebildeten" Pöbels, der nur Amüsement und Sinnenkitzel heischt — die sich als moralisch oder hochgebildet aufspielenden Kreise gradeso, wie der Börsenmob. Wie Staat und

Fürsten die bildende Kunst unterstützen, davon ließe sich ein erbaulich Liedlein singen. Selbst in Frankreich, beim ersten Kulturvolk, nimmt unter der Militärlast die Fürsorge für geistige Arbeit ab. Das ist logisch. Napoleon freilich handelte anders, wie seine Pensionen an verdiente Schriftsteller, selbst politisch widerstrebende, beweisen. (Seine Verbannung der Stael war nur eine rein politische Maßregel gegen die klatschhafte Intrigantin.) Aber die heutige Philisterbureaukratie und der Heldenstil unserer Machthaber sind eben nicht nach Napoleons Maßstab zugeschnitten. Da darf man sich nicht wundern, wenn aus mißvergnügten Federbeflissenen die Rousseaus und aus diesen dann die Marats werden, die eine verfaulte Mammonswirtschaft mit Stahl und Feuer in Asche legen.



Abendschein.

Vom

Wanderer.

Nun erglänzt in weiter Runde
tiefer Abendschein,
diese stille Feierstunde
soll gesegnet sein.

Meine Seele will es weiten
wie mit Sehnsuchtdrang,
was aus unvergessnen Zeiten
still herüberklang.

Was das heiße Herz begehrte
und sich ändern sah,
was mit tiefen Flammen zehrte,
ist mir wieder nah.

Goldnes Licht liegt auf den Gassen
wie Erinnrungsglut,
und ich will es nun nicht lassen,
dieses reiche Gut.

Alle Zweifel, alle Klagen
haben ihre Frist,
und mein Herz kann nimmer sagen,
wie es glücklich ist.





Auf dem Kirchhofe.

(Harburg an der Elbe.)

Von

Franz Evers.

Auf den Gräbern lächelt rings der Frieden,
und die Lebensbäume glühn,
alle Toten, die dahingeschieden,
fühlen über sich die Welt erblühn.

Und des Sommers mühelose Helle,
die verschwiegne Düfte trägt,
flutet sacht, wie eine Lebenswelle
in die andre Welt hinüberschlägt.

Und ich bin in diesem Sonnenlichte
wie in einem tiefen Traum,
meinem ahnungsoffenen Gesichte
weitet sich der unermeßne Raum.

Bei euch Toten, die ihr unten ruhtet,
fühle ich den Bruder sein.
Durch das Laub der Traueresche flutet
hell ein Glanz auf seinen Marmorstein.

Und ich fühle seine milden Hände
still auf meinem Haupte ruhn,
und mir ist, als ob ich heute fände,
was ich suchte: Segen für mein Thun.

Bruder, nun ich dich gesehen habe,
wo du jetzt die Seelenschwingen hebst,
weiß ich, über deinem stillen Grabe,
daß du drüben weiterlebst.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Magie in Indien.

In einem früheren Sphinxhefte[1]) wird unter „Hypnose und Doppelgängerei" ein Bericht des Light vom 18. April 1891 über die ans Unglaubliche grenzenden Leistungen eines indischen Fakirs wiedergegeben.

Für diejenigen unserer Leser, welche nicht im Besitze jenes Bandes sind, sei der geschilderte Fall hier kurz wiederholt.

Der Fakir, fast vollständig nackt, hatte an Hülfsmitteln nur ein Stück Teppich bei sich, mit welchem er auf einem offenen ebenen Platz, umgeben von einer aus etwa 200 Köpfen bestehenden Volksmenge, stand. Nach gemachten Beschwörungen begann es sich unter dem ausgebreiteten Teppich zu regen, und alsbald kroch ein Junge darunter hervor. Ganz plötzlich hatte der Gaukler dann ein Seil in der Hand, welches er emporschleuderte, worauf es mit einem Ende oben im leeren Raume hängen blieb und von dort bis einige Fuß über dem Boden herabhing. Der Junge kletterte am Seile empor, verschwand oben, und zwischen ihm, dem unsichtbar gewordenen und dem untenstehenden Gaukler entspann sich ein Wortwechsel, der damit endete, daß der Fakir, mit einem plötzlich vorhandenen Messer bewaffnet, ebenfalls emporklomm und ebenfalls oben verschwand, so daß nichts weiter sichtbar blieb, als der frei herabhängende Strick und der Teppich darunter. Auf einmal fielen nun abgetrennte Gliedmaßen des Knaben, sowie Rumpf und Kopf desselben herab, dann erschien auch der Gaukler wieder, langsam am Seile herniedergleitend. Er legte die Körperteile zusammen, bedeckte sie mit dem Teppich, murmelte einige Worte und in demselben Momente erschien auch der Junge wieder, sich, von außen kommend, durch die Menge hindurchdrängend. Zeugen dieses Vorfalls und Re-

[1]) Band XII, Seite 59.

ferenten desselben waren drei amerikanische Künstler, von denen zwei während der Vorstellung rasch einige Skizzen machten, während der dritte mit einem photographischen Apparate bewaffnet, etwa ein Dutzend Momentaufnahmen machte. Als sie ihre Resultate verglichen, stellte sich heraus, daß die beiden Zeichner annähernd das Gleiche mit ihrem Stifte festgehalten hatten, während die photographische Platte wohl die erregten Gesichter der Zuschauer, ihre je nach dem Gange der Handlung bald nach oben, bald nach unten gerichteten Blicke zeigte, wohl den Gaukler gestikulierend und herumdeutend erkennen ließ — aber nichts von einem Knaben, dem Seile, dem Messer, den abgeschnittenen Gliedern, kurz nichts von all dem Wunderbaren, was scheinbar geschehen war, enthielt.

Soweit der Bericht; der Versuch einer Erklärung war nicht gemacht worden; die wahrscheinlichste Deutung bleibt wohl die Annahme einer Massenhypnose, von deren Erregungsart wir allerdings keine Ahnung haben.

Daß ich aber überhaupt auf jene Darstellung hier nochmals zurückkomme, hat folgenden Grund: In dem Commentare des Çankara zu der Çariraka-Mimansa des Badarayana wird im Sutram I, I 17 das Verhältnis des Brahman zum Atman besprochen und dabei bewiesen, daß letzteres weder als Teil, noch als Umwandelung des Brahman, noch als von ihm verschieden, sondern nur als mit Brahman identisch gedacht werden kann; hierbei heißt es dann weiter[1]):

. . . . . es ist im Sinne der höchsten Realität (parama-arthatas) nicht gestattet, einen von dem allwissenden höchsten Gotte verschiedenen Sehenden oder Hörenden anzunehmen, denn es heißt: „nicht giebt es außer ihm einen Sehenden u. s. w.[2])"; während hingegen andrerseits dieser höchste Gott von dem durch das Nichtwissen aufgestellten, verkörperten, handelnden und genießenden Erkenntnis-Selbste (vijñânâtman) verschieden ist, ebensogut wie von dem Zauberer, welcher mit Schild und Schwert in der Hand an einem Faden in die Höhe zu klimmen scheint, eben derselbe Zauberer, indem er dabei in Wirklichkeit auf der Erde stehen bleibt, verschieden ist; oder wie von dem Raume in den Gefäßen, wie er durch deren Bestimmungen (upâdhi) abgegrenzt wird, derselbe Raum, sofern er durch diese Bestimmungen nicht abgegrenzt wird, verschieden ist."

Meiner Meinung nach ist hier von einem ganz ähnlichen Zauberstück die Rede, wie in dem „Light" Bericht. Der Commentar der Çankara ist vermutlich zwischen 700—800 p. Chr. entstanden; zu jener Zeit war also eine Vorführung derartiger magischer Fähigkeiten so allbekannt, daß Çan-

[1]) Deussen's Uebersetzung.

[2]) Citat aus der Brihadâranyaka-Upanishad 3, 7. 23: „Er ist sehend, nicht gesehen, hörend, nicht gehört, verstehend, nicht verstanden, erkennend, nicht erkannt; nicht giebt es außer ihm einen Sehenden, einen Hörenden, einen Verstehenden, einen Erkennenden; er ist deine Seele, dein innerer Lenker, dein Unsterbliches; — was von ihm verschieden, das ist leidvoll."

kara sie als allgemein verständliches Analogon anführen konnte. Abgesehen von ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung erscheint mir aber die zitierte Stelle auch deshalb recht wertvoll, weil sie eine interessante Bestätigung der Wahrheit jenes amerikanischen Reiseberichtes darstellt.

Werner Friedrichsort.



Levitation der Seherin von Prevorst.

Einen neuen Beweis für die Aufhebung der Schwerkraft im Somnambulismus, wofür bekanntlich Dr. Carl du Prel in dem ersten Bande seiner „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ das historische Material zusammengestellt hat, liefert mir eine mündliche Mitteilung des viel in Baden-Baden lebenden Hofrats Theobald Kerner, dessen jüngst erschienenes Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ nicht bloß manchen wertvollen Beitrag zur Litteraturgeschichte bietet, sondern auch durch seine Kapitel über „Besessene“, „Die Seherin von Prevorst“ und „Geistergeschichten“ der mystischen Weltanschauung neue Anhänger gewinnen muß. Das Buch seines Vaters, des Dichters Justinus Kerner, über „Die Seherin von Prevorst“ (das heuer auch in Reclams Universalbibliothek, mit einer Einleitung von Dr. Carl du Prel, erscheint) setze ich als Ihrem Leserkreise bekannt voraus.

Was nun Herr Hofrat Kerner mir gestern erzählte, lautet also:

„Als Knabe sah ich eines Tages die Seherin bei meinem Vater im Garten sitzen. Sie war klein und überaus leicht. Auf einmal hob mein Vater seine Hand über ihrem Haupte langsam in die Höhe. Von ihr angezogen, stand sie nicht nur auf, sondern schwebte schließlich etwa zwanzig Centimeter über der Erde. Ich erinnere mich sehr wohl an diese Begebenheit und an den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat. Soviel ich weiß, steht davon nichts im Buche meines Vaters. Ueberhaupt könnte ich Ihnen noch vieles scheinbar Unglaubliche berichten, was mein Vater und ich verschwiegen haben, um nicht für unwahr oder leichtgläubig zu gelten“.

Hoffen wir, daß jetzt, da die Zeiten günstiger geworden, der liebenswürdige alte Herr noch manches aus der Schule zu plaudern gestatte.

Baden-Baden, 19. Januar 1894. **Dr. Gottfried Kratt.**



Hypnotismus ist Magie.

Der selbstsüchtige Mißbrauch magischer Künste (schwarze Magie) hat in früheren Jahrhunderten nicht ganz mit Unrecht die Hexenverfolgungen veranlaßt; nur war freilich dieses Repressionsmittel ebenso niederträchtig roh wie unzweckmäßig und unwirksam. Der heutige „Hypnotismus“ ist durchaus nichts anderes als die „Magie“ aller früheren Zeiten; und so

segensreich derselbe in den Händen eines edlen und selbstlosen Arztes „von Gottes Gnaden“ sein kann (weiße Magie oder Theurgie), so schändlich und verderblich ist durchweg dessen mißbräuchliche Anwendung zu Experimenten von Schaustellern und materialistischen Aerzten. Welche unangenehmen Folgen solche Hexerei für diese haben kann, beweist die folgende Mitteilung, welche kürzlich durch die Presse ging:

Vor einigen Tagen schoß eine Frau Kamper in Paris drei Revolverkugeln auf den Arzt Gilles de la Tourette ab und verwundete ihn am Halse. Die schwarzgekleidete Frau gab bei ihrer Verhaftung an, sie habe sich während des Attentats in hypnotischem Zustande befunden. Aus ihren Aussagen ergiebt sich dann, daß sie in gewissem Sinne ein Opfer der Hypnose geworden ist, denn sie rief vor dem Attentat Dr. Gilles zu: „Sie sind auch nicht besser als die Anderen! Jetzt, da Sie mich kranker gemacht haben, als ich beim Eintritt ins Spital gewesen bin, nachdem Sie mich zu Ihren Versuchen mißbraucht haben, nachdem Sie aus einer armen Frau eine Unglückliche gemacht haben, die nicht imstande ist, ihren Unterhalt zu erwerben, wollen Sie mich einfach nicht mehr kennen! Doch ich, ich habe Sie nicht vergessen, mein Herr, und keinen jener Herren habe ich vergessen, denen ich zuerst als Versuchsobjekt gedient habe und die aus mir eine Elende, eine Verrückte gemacht haben“. **C. H.**



Fernfühlen eines Hundes.

In den Berliner Neuesten Nachrichten vom 29. Dezember 1893 lesen wir folgende Mitteilung die für sich selber redet:

Eine üble Weihnachtsüberraschung war dem Butterhändler J. in der Paulstraße am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages zwischen 9 und 9½ Uhr zugedacht, wurde aber durch einen eigentümlichen Umstand ziemlich vereitelt. Herr J. hatte sich unter Mitnahme seines Pudels um die gedachte Zeit zu seinen Eltern in der Gerhardstraße begeben. Der Hund zeigte während der Unterhaltung der Familie eine auffallende Unruhe, und erinnerte seinen Hern durch Zupfen an dessen Rock an die Heimkehr. „Du bist unausstehlich heute“, rief endlich Herr J. seinem Pudel zu, stand jedoch auf und empfahl sich den Seinen. Als er, zu Haus angekommen, vom Flur seine parterre belegene Wohnung betrat, gewahrte er, daß mehrere Männer das Zimmer durch ein nach dem Hofe führendes Fenster verließen und eiligst davonstürzten. Ehe sich Herr J. von seinem Schreck erholt hatte, flohen die Fremden durch den Hausflur auf die Straße hinaus und entkamen. Die Feststellungen ergaben nun, daß die ungebetenen Eindringlinge die Scheiben des Doppelfensters zerbrochen und sich in dieser Weise Eingang verschafft hatten. Die kleine Wechselkasse war geöffnet und der Inhalt, etwa 20 Mark, fehlte. Die besten Kleidungsstücke des Herrn J. lagen, zum Bündel verschnürt, in der Stube, ein Korb mit einigen Schinken, über welchen ein weißes Tuch geschlagen war, stand schon auf dem Hofe. Hieraus erhellt, daß die Einbrecher, Dank der Unruhe des Pudels, in der vollen Arbeit gestört worden sind. Herr J. weiß nicht, auf wen er den Verdacht der Thäterschaft lenken soll; jedenfalls waren die Diebe mit der Oertlichkeit sehr vertraut und hatten den Zeitpunkt, zu welchem sich Herr J. entfernte, abgelauert. **B. H.**





Anregungen und Antworten.



Die unreifen Früchte unter den Menschen.

An den Herausgeber. — In einem Ihrer letzten Rundschreiben an die Mitglieder der T. V. bezeichnen Sie es als erwünscht, daß die Rubrik „Anregungen und Antworten" von den Lesern fleißig benützt werde. Ich erlaube mir daher heute, über einen Punkt um Aufklärung zu bitten, über welche ich mir noch nicht klar geworden bin:

Wie ist es erklärlich, daß sich eine Anzahl von Individualitäten in Leibern verkörpert, welche, kaum geboren, wieder zu Grunde gehen, ja, selbst in solchen, die bereits (bei Fehlgeburten) im Mutterleibe absterben. Welchen Zweck und Nutzen kann eine solche organische Bethätigung für die Individualität haben? Und wie sind diese Fälle mit der Lehre zu vereinigen, daß alle unsere Schicksale Folgen unserer bewußten Handlungen in einem früheren Leben sind?

Görlitz, 17. Januar 1894. **Gustav Schultze.**

Durch unsere früheren bewußten Handlungen können wohl nur unsere bewußt empfundenen Leiden verursacht worden sein, da die Wirkung der Summe ihrer Ursachen gleichwertig (adäquat) sein muß. Wenn nun aber ein Kind schon wenige Wochen oder Jahre nach seiner Geburt an Schwäche oder irgend einem Leiden stirbt, so scheint mir selbstverständlich, daß die betreffende von dieser Individualität früher gegebene Ursache auch nur ebenso verhältnismäßig geringwertig und ebenso unvollkommen bewußt gegeben worden sein muß, wie es das Leiden eines solchen Kindes oft nur ist. Dies kann ja freilich auch ein hartes und schwer empfundenes sein bei besonders früh entwickelten Kindern; dann gleicht sich eben in diesem Maße die gegebene Ursache aus.

Bei Fehlgeburten ist der Fall ein anderer, weil dabei kein persönliches Bewußtsein und Empfinden der Kindes-Individualität in Frage kommt. Aber auch hiervon hat diese Individualität Nutzen, insofern sie aus dem Mißglücken der Verkörperung, unbewußt selbstthätig, lernt, und das nächste Mal, d. h. bei dem sofort folgenden ferneren Versuch derselben stärkere Willensanspannung unter geeigneteren Verhältnissen bethätigen wird.

Nun kommt hier aber noch ein anderer Faktor in Betracht. Das sind die Eltern, namentlich die Mutter. Für diese sind solche Fälle allemal eine Erfahrung, die sie geistig verwerten können; und das Leid, was sie bei dem Verluste eines geliebten Kindes empfinden, ist für sie unzweifelhaft auch wieder eine notwendige Ausgleichung von Ursachen, die ihre Individualitäten früher selbst gegeben haben müssen. **H. S.**



Woher?

An den Herausgeber. — Während in England und Amerika die spiritistische Mediumschaft sich in vielseitigster Weise entwickelt hat, bietet Deutschland in dieser Beziehung sehr wenig. Wohl sind der Sprech- und Schreibmedien wenigstens in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes zahlreiche entstanden, aber darüber hinaus hat sich mit nur wenig Ausnahmen, die leicht zu zählen sind, eine besondere mediumistische Entwickelung nicht gezeigt. Vor ungefähr 1½ Jahre hat sich jedoch in Chemnitz ein Medium ausgebildet, das infolge der ungewöhnlichen Erscheinungen, die in den mit ihm veranstalteten Sitzungen zu Tage traten, lange Zeit zu heftigen Kämpfen und Zweifeln an seiner Echtheit in den spiritistischen Kreisen Anlaß gegeben hat, bis später durch wiederholte sorgfältige Untersuchung des Mediums vor den Sitzungen allen Zweifeln an die Echtheit der Vorkommnisse der Boden entzogen worden ist.

Der Name dieses Mediums ist Frau Anna Rothe.

Nicht lange Entwickelungs-Sitzungen sind vorausgegangen; in der ersten Sitzung vielmehr, der das in Rede stehende Medium, eine Frau wohl anfangs der vierziger Jahre, beiwohnte, zeigte sich deutlich ihre mediumistische Anlage. Klopflaute wurden hörbar, der Tisch kippte, und nach nur wenig Sitzungen wurde direkte Schrift auf unter den Tisch gehaltenen Schiefertafeln oder Papierblättern erzielt. Der Tisch hob sich ohne jede Berührung; unter den Tisch gestellte Klingeln wurden angeschlagen, dem Medium auf den Schoß geworfen, entfernte Gegenstände, auch aus anderen Wohnungen, wurden herbei gebracht, und was dergleichen Erscheinungen mehr waren.

Verhältnismäßig kurze Zeit darauf trat die Mediumschaft in jene Phase, die zu den erwähnten Zweifeln Anlaß bot. Es wurden nämlich in den Sitzungen durch das Medium Blumen, vorzugsweise Rosen sowie Früchte und zwar erstere in erstaunlicher Fülle, gebracht. Waren es im Sommer und bis tief in den Herbst hinein, zu einer Zeit, wo im Freien Rosen schon nicht mehr blühten, frische Blumen, so halfen sich die geistigen Wesen im Winter, wo das Beschaffen frischer Blumen ihnen wohl zu große Schwierigkeiten bereitete, damit, daß sie die Sitzungsteilnehmer mit allerliebst gearbeiteten Wachsblumen beschenkten.

Nicht sparsam gingen sie dabei mit diesen Geschenken um. In einer, in meiner Wohnung im Spätherbst abgehaltenen Sitzung wurden wir mit einigen dreißig Rosen, angefangen von der kleinsten Knospe bis zur voll erblühten, im Entblättern begriffenen Rose, ferner mit einigen Birnen und einer noch grünen, scheinbar soeben vom Baume gepflückten Zitrone beschenkt. Die Rosen waren ebenfalls thaufrisch, als seien sie soeben vom Strauche gebrochen. Das Medium hatte eine ¾ stündige Eisenbahnfahrt hinter sich, war von mir von der Eisenbahn abgeholt worden, und ich kann mir nicht denken, daß es die große Menge Blumen in so unverletztem, thauigen Zustande irgendwie unbemerkt hätte unterbringen können.

In einer zweiten, zu späterer Jahreszeit bei mir stattgefundenen Sitzung bestand das sichtbare Andenken der geistigen Freunde nicht in frischen, sondern in den schon erwähnten Wachsblumen, und es mögen sich die dargebrachten Blumen, da jeder Sitzungsteilnehmer damit bedacht ward und mehrere Bekannte von mir zu dieser Sitzung eingeladen waren, auf gegen 20 Stück belaufen haben. Der Vorgang war stets der, daß das Medium, welches nicht in richtigem Trance verfiel, jedenfalls aber auch nicht in ganz klarem, wachen Zustande sich befand, mit der einen Hand unter den Tisch fuhr und diese dann mit einer Blume wieder hervorzog. Nicht genug aber mit diesen Blumenspenden, kamen wiederholt auch andere Gegenstände wie Glaskugeln mit darin enthaltenen Figuren, große Glasstäbe, Perlenblumen und Kränze usw. zum Vorschein; und ich habe bei einer der Sitzungen in meiner Wohnung deutlich beobachtet, wie das Medium mit der ausgestreckten, leeren Hand meinem in der Nähe stehenden Töchterchen auf die Schulter klopfte und dann, als es die Hand zurückzog und schloß, in derselben auf einmal eine große Glaskugel hatte.

In einer anderen Sitzung, die in einem spiritistischen Verein stattfand und wo die anwesenden Mitglieder das Medium so dicht umstanden, daß es sich kaum rühren

konnte, brachte dasselbe, nachdem eine ganze Anzahl Wachsblumen produziert worden waren, plötzlich einen großen, natürlichen Rosenstock mit Blumentopf unter dem Tisch hervor; und es stellte sich heraus, daß der Stock aus der Wohnung eines meiner Freunde, bei dem das Medium in den Nachmittagsstunden desselben Tages einige Zeit geweilt hatte, herbeigeholt war. Das Medium war in Gesellschaft dieses Freundes und dessen Frau in das Vereinslokal gekommen, und es ist ganz undenkbar, daß es den großen Blumenstock unbemerkt hätte mitnehmen können.

Bei einem kürzlichen Besuche zeigte mir das Medium ein kleines vergoldetes Kruzifix aus einer gypsähnlichen aber federleichten Masse. Es war dies die von geistiger Seite gegebene Antwort auf eine flehende Bitte aus verzweifeltem Mutterherzen um Gesundung der seit bald Jahresfrist auf das Krankenlager geworfenen 20-jährigen Tochter. Von der Decke herab war das Kreuz auf das Bett der Tochter geschwebt.

Woher kommen nun die Blumen und anderen Gegenstände? So groß, wie schon eingangs bemerkt, die Zweifel an die Echtheit dieser Bringungen war, so haben sich die ärgsten Zweifler bekehren müssen, da das Medium wiederholt vor den Sitzungen sorgfältigst untersucht worden ist und ein Betrug demnach als ausgeschlossen zu betrachten ist. Bedenkt man ferner, daß das Medium fast alle Tage, wie ich glaube zu seinem großen Nachteile, Sitzungen giebt und in jeder Sitzung nicht eine, sondern oft eine große Menge Blumen und dergleichen zum Vorschein kommen, dasselbe aber nichts weniger als mit Glücksgütern gesegnet ist, Geld für die Sitzungen auch nicht empfängt und deshalb nicht in der Lage ist, die gebrachten Gegenstände käuflich zu erwerben, so verliert die Betrugstheorie auch dadurch schon jeden Grund und Boden.

Wenn man nun bezüglich der frischen Blumen und Früchte nicht um eine Erklärung verlegen zu sein braucht, da die geistigen Wesen wohl in der Lage sind, dieselben irgendwoher aus nahen Gärten herzuholen, so liegt die Frage „woher" nicht so einfach bezüglich der Wachsblumen und sonstigen materiellen Gegenstände. Diese Blumen, die sich meiner Schätzung nach während eines einzigen Winters auf mehrere hundert belaufen dürften, sowie die ferner gebrachten Gegenstände als Perlblumen und Kränze, Glaskugeln usw. sind zweifellos das Werk von Menschenhänden, haben einen gewissen Handelswert und müssen irgendwoher aus menschlichen Werkstätten oder Verkaufsläden genommen worden sein; und da kaum anzunehmen ist, daß die geistigen Wesen Geld dafür bezahlt haben, so müssen sie entwedet sein. Wohl bestreiten die geistigen Wesen jeden unrechtmäßigen Erwerb, die darüber gegebenen Erklärungen sind teils aber so widerspruchsvoll, teils so ungenügend, daß sie kritischer Betrachtung nicht Stand zu halten vermögen, und für mich ist deshalb das „woher" noch immer unaufgeklärt. Auch hat, wie ich, schon mancher andere Teilnehmer an den mit diesem Medium gehabten Sitzungen sich die Frage vorgelegt, ob wir nicht durch unsere Beteiligung an derartigen Sitzungen ein Unrecht auf uns laden. So sehr ich mich über eine auf diesem Wege gebrachte Blume zu erfreuen vermag — sind doch auf Gottes weiter Welt einige Blumen leicht auf rechtmäßigem Wege zu erhalten — so bedenklich erscheint mir ein Geschenk, das menschlicher Arbeit entstammt und dessen rechtmäßigen Erwerb ich nicht zu kontrollieren vermag. Darum nochmals meine Frage: woher?

Hugo Aurig.

Die Möglichkeit, daß in den hier geschilderten Fällen magische Bringungen vorliegen, scheint mir meiner eigenen vielfachen Erfahrung nach sehr annehmbar. Für ebenso wahrscheinlich aber halte ich dann auch, daß alle Gegenstände, die von Menschen verfertigten sogut wie die Naturblumen, ohne Bezahlung aus dem Eigentum anderer Personen ohne deren Wissen und Wollen entnommen worden sind. Daß sich die Wesen, welche diese Magie ausüben, aus solcher Eigentumsverletzung kein Gewissen machen, wird sich leicht dadurch erklären, daß der Eigentumsbegriff ausschließlich auf die Sinnenwelt beschränkt ist. Auch rechnet die Geisteswelt mit ganz anderen Wertbegriffen.

Hübbe-Schleiden.





Bemerkungen und Besprechungen.



Wissenschaftliche Experimental-Gesellschaft zu Frankfurt.

In Frankfurt am Main hat sich eine Wissenschaftliche Experimental-Gesellschaft gebildet, deren Vorstand auf schriftliches Ersuchen Einlaßkarten zu den Sitzungen erteilt. Nach Abschnitt I der Satzungen ist das Programm der Gesellschaft wie folgt:

I Die W. E.-G. bezweckt experimentelle Untersuchung des Hypnotismus und Mediumismus, sowie die Anlage einer entsprechenden Bibliothek, Diskussionen und Voträge über erklärende psychologische Theorien.

II Mitglied der W. E.-G. können alle gebildeten, ehrenhaften Personen werden, welche dreimal schriftlich vom Vorstande eingeladen wurden, gegen Zahlung eines beliebigen Eintrittsgeldes und Zusicherung eines beliebigen Monatsbeitrages.

III Die Beiträge werden von dem Vorstand zur Deckung der Unkosten und Beschaffung einer Bibliothek verwendet, für welche ein Wunschbuch ausliegt.

IV Der Vorstand der W. E.-G. besteht aus dem Vorsitzenden, Geschäftsführer, Bibliothekar und 2 Aufsichtsmitgliedern, deren Wahl der alljährlichen Hauptversammlung zusteht.

V Gäste dürfen einmal eingeführt werden, bedürfen aber zum Wiedererscheinen der Einladung. Ihre Namen brauchen nur dem Vorstand bekannt gegeben zu werden, wenn Anonymität erwünscht ist.

VI Beim Ausscheiden eines Mitgliedes oder dessen Verabschiedung durch Majorität der Hauptversammlung verliert dasselbe alle Rechte an den Verein. Bei Auflösung des Vereins (durch Majorität der Hauptversammlung) wird das Vermögen desselben versteigert und der Erlös gleichmäßig unter die Mitglieder verteilt.

VII Die Geschäftsordnung ist die übliche parlamentarische,
Montags sind die Sitzungen für Mediumismus,
Donnerstags die Sitzungen für Hypnotismus.

Der Sitzungssaal befindet sich Stiftstraße 12,I.

Der Vorstand
der Wissenschaftlichen Experimental-Gesellschaft
zu Frankfurt am Main.



Stead und die Damen Chicagos.

In unserer Monatsschrift ward mehrfach schon William P. Stead, der berühmte englische Journalist und Herausgeber der in aller Welt verbreiteten „Review of Reviews", erwähnt. Derselbe hält sich seit vorigem Dezember in Chicago auf, wo er von vielen Seiten interviewed worden ist. Er wird gefeiert, wo er hinkommt.

In der letzten Dezemberwoche war er dort zu einer Versammlung des „Frauen-Klubs" geladen; und da er dieser Aufforderung Folge geleistet hatte, wurde er gedrängt zu reden. Er weigerte sich hartnäckig. Zuletzt wurde er dennoch von andern Rednern

und vom Vorsitze getrieben, das Wort zu nehmen. Aber was er sagte, wirkte wie eine geistige Dynamit-Bombe.

Uns liegt kein genauer Bericht über seine Worte vor. Aber der Sinn dessen, was er sagte, war kurz der, daß reich sein und zugleich selbstsüchtig sein, ein besonderes Vergehen gegen die Menschlichkeit sei. Auch reiche und selbstsüchtige Frauen, die nur ihrer sogenannten „geistigen" Interessen, ihrer Bequemlichkeit und ihrer Schöngeisterei oder gar nur ihrem Vergnügen und ihrer Eitelkeit leben, Frauen, die sich weigern, sich an der Linderung der Not ihrer Mitmenschen zu beteiligen, die nur an sich selbst und nicht an andere denken, die zu allem dem die günstigste Gelegenheit haben und davon keinen Gebrauch machen, daß diese vor ihrem Gewissen nicht höher stehen als der Auswurf der Gesellschaft.

Einige der anwesenden vornehmen Frauen bezogen das Gesagte auf sich selbst, andere betrachteten es als einen unverschämten Angriff auf die Rechte ihrer „Weiblichkeit"; und eine dieser Damen ging so weit, zu fordern, daß Herr Stead regelrecht hinausgeworfen und womöglich ganz aus Chicago verwiesen werden sollte.

Sehr möglich ist, daß Stead sich einer derben, unumwundenen, nicht mißverständlichen Ausdrucksweise bedient hat, jedenfalls ohne irgend Jemanden persönlich beleidigen zu wollen. Das thut u. a. auch Tolstoi, wo es ihm gut und recht erscheint. Aber beide sind sehr mäßig gegen jenen Geistes-Meister, der im gleichen Falle nach Matthäus (3,7 und 23,35) sagte: „Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie glaubt ihr, daß ihr dem künftigen Zorne entrinnen werdet?" und (21,31): „Wahrlich, ich sage euch, die Zöllner und die Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen!"

Das ist Alles nicht gerade zart und fein gesagt. Die Damen von Chicago aber, die sich jetzt durch Steads grundehrliche und wohlgemeinte Worte verletzt fühlen, die werden wohl über kurz oder lang eine andere Stimme hören, die sie mehr erschrecken wird — die Stimme weltgeschichtlicher Ereignisse. H. S.



Religion des Geistes

nennt Dr. Eugen Heinrich Schmitt seine seit Januar zweimonatlich in kleinen Oktavheften erscheinende Zeitschrift, die seinem „Bunde der Religion des Geistes" als Unterlage dienen soll. Ich bin gleich anfangs diesem Bunde beigetreten und mein Name wird noch heute zur Verbreitung dieses „Bundes" mißbraucht. Ich unterstütze gerne alle auf das Gute gerichteten Bestrebungen, auch wenn ich deren Unzulänglichkeiten klar erkenne. Bin ich doch ebenso gleich anfangs Mitglied der „Gesellschaft für ethische Kultur" geworden und bin es noch. Ich glaube auch und hoffe immer, daß die Geltendmachung aller derjenigen Erkenntnispunkte und Strebensziele, mit denen ich über die Willens- und Gedankenkreise solcher verwandten Bestrebungen hinausgehe, diesen vielleicht nützen könne. Wie im Falle der „ethischen Gesellschaft" aber, so bin ich auch in diesem Falle meinen Lesern Rechenschaft zu geben schuldig.

Das Programm nun, welches Dr. Schmitt in seiner neuen Zeitschrift aufstellt, ist genau dasjenige der „Sphinx", sachlich kopiert, nur in andere Worte gefaßt und irrtümlich für etwas anderes ausgegeben. Seine Ausführungsweise dieses Programms ist aber der unsrigen ganz entgegengesetzt. Während wir uns niemals mit Streiten befassen, sind alle Aufsätze die er in seiner ersten Nummer bringt, nichts als Polemik gegen die verwandten Geistesrichtungen und Bestrebungen.

Zuerst wird die Gesellschaft für ethische Kultur in einer sehr wortreichen Ausführung bekämpft, sodann den Freimaurern ein kräftiger Rippenstoß gegeben, und endlich zeigt Herr Dr. Schmitt in einer Kritik der „religiösen Bewegung der Gegenwart", daß er fast gar keine derjenigen Geistesrichtungen, die er da kritisiert, verstanden hat.

Es liegt uns gänzlich fern, uns über seine Ansichten mit ihm zu streiten. Aber einige seiner thatsächlichen Mißverständnisse sollten wir hier im Interesse unserer Leser wohl berichtigen.

Wir sind, wie allbekannt, keine Spiritisten. Wer aber den Spiritismus, namentlich seine Entwickelung in den letzten zehn Jahren kennt, weiß, daß gerade aus ihm die religiöse Wiedergeburt in der großen, weiten Welt hervorgegangen ist. Das verkennt Herr Dr. Schmitt. Indem wir aber dem von ihm unserm Freunde Edward Maitland gespendeten Lobe vollkommen beistimmen, machen wir doch auch auf dessen Anknüpfung einerseits an das, was Dr. Schmitt selbst „spiritistische" Vorgänge nennen würde, andererseits auf Swedenborg aufmerksam. Ueber Maitlands uns besonders sympathische Geistesaufgaben äußern wir uns in gesondertem Abschnitte.

Daß Herr Dr. Schmitt kein Verständnis für Theosophie und Okkultismus hat, ist seinen schulwissenschaftlich hergebrachten Vorurteilen zu Gute zu halten. Aber wie er behaupten kann, daß „der indische Pantheismus gegenüber dem seinigen die lebendige Individualität des Geistes verliere" (S. 25), das ist um so weniger begreiflich, da ja gerade alle indischen Systeme ausnahmslos die Thatsachen des Karma und der Wiederverkörperung der Individualität anerkennen, Herr Dr. Schmitt aber nicht.

Ebenso völlig die Wahrheit auf den Kopf stellend, ist der folgende Satz: „Der indischen Renaissance in der Theosophie fehlt die scharfe, klare Unterscheidung zwischen Christus und Buddha, weil sie noch die vollen Konsequenzen der Lehren Christi nicht erfaßt hat. Mit auffallenden Mangel an historischem Sinne sieht man den großen Fortschritt und die geistige Ueberlegenheit der christlichen Grundidee nicht und meint die Weltgeschichte habe im wesentlichen stillgestanden seit Buddha."

Nein, das meinen die Theosophen keineswegs, und an historischem Sinne fehlt es ihnen auch nicht. Aber Herrn Dr. Schmitt fehlt es vollständig an ethnologischen Begriffen; sonst würde er begreifen, daß das Christentum nur für die europäische Rasse, soweit diese über alle Erdteile verbreitet ist, seine Wirkung übt, daß aber alle andern Menschenrassen ihre eignen Religionen haben und fürs Christentum so gut wie gänzlich unzugänglich sind. **Hübbe-Schleiden.**



Was ist Mystik?

Die Frage ertönt lauter und lauter in jüngster Zeit, und wird wohl noch immer dringender gestellt werden. Mit dem Hervortreten neuer wahrhaft religiöser Bedürfnisse, die auf ethische und moralische Werte hinzielen, geht Hand in Hand das Verlangen (auch in weniger zubereiteten Kreisen), den inneren Grund des Menschen, die geheimnisvolle Ursache seiner Lebensbestimmung kennen zu lernen. Da hat man etwas von Mystik oder „Mystizismus" gehört, ohne sich ein klares Bild davon machen zu können, und nun möchte man gern eine Antwort auf seine Frage haben.

Hier ist nun vor allen Dingen eine einfache und klare Antwort von nöten, die ohne schwerdeutige Symbologie sich äußert und die herrschenden verschwommenen Begriffe über dies intimste Gebiet des Lebens zerstört. Das Buch des Grafen von Leiningen[1]) giebt eine solche Antwort und kann deshalb allen denen, die mit Ernst nach erster Klarheit in den in Frage stehenden Dingen suchen, warm empfohlen werden.

In der Einleitung des Buches heißt es: „Die vorliegende Schrift soll nicht beweisen, nur erläutern. Das darin Vorgetragene ist nicht persönliche Ansicht des Verfassers oder dessen ausgedachtes System, sondern bildet nur einen kleinen Teil jener Lehren, die den mystischen Ueberlieferungen aller Zeiten und Völker zu Grunde liegen. Darum bedarf es auch der Beweise nicht. (Die ja auch jeder nur an sich selber erleben kann. Ed.). Wessen geistige Entwickelung so weit gereift ist, daß er sein Ziel und seine Bestimmung als außerhalb der Zeit und der Sinnenwelt liegend erkennt, dessen Sehnsucht nach einem unbekannten höheren Geistesleben erwacht ist, dem braucht die Existenz dieses Geisteslebens nicht erst nachgewiesen zu werden. Der Andere aber,

[1]) Was ist Mystik? Von Carl Grafen zu Leiningen-Billigheim. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Preis: 2 Mark.

den die Bande dieses endlichen Lebens noch fesseln, wird seine Welt- und Lebensanschauung nicht ändern und seinem bisherigen Lebenszwecke nicht darum entsagen, weil er die entgegengesetzten Lehren in einem Buche vertreten findet".

Das Buch hat 4 Teile: Der Okkultismus — Der Mensch — Mystik — Der „Weg" (zur praktischen Mystik nämlich), denen ein Prolog vorausgeht und ein Epilog nachfolgt. Daran schließt sich noch ein Anhang, der die Bedeutung der in der okkulten Litteratur am häufigsten vorkommenden Ausdrücke und Benennungen klarmacht und teilweise aus dem von H. P. Blavatsky nachgelassenem Werke „The Theosophical Glossary" geschöpft wurde. Zum Teil sind die einzelnen Aufsätze schon in den Jahren 1888 und 1890 in der „Sphinx" erschienen, und nun wohl hier und da erweitert worden. Jedenfalls erfüllt die Schrift ihren Zweck: sie erklärt und erläutert den allgemeinen Begriff und das Wesen der Mystik, und das ist bei dem jetzt überall erwachenden Interesse für das Gesamtgebiet des Okkultismus von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, „denn es werden gegenwärtig alle Erscheinungen dieser Richtung, wenn sie auch geradezu sich ausschließende Gegensätze bezeichnen, Mystik und Theosophie (oder Spiritismus!) genannt, und gelten alle für dasselbe. — Mystik aber ist: Ein Schauen und Erkennen unter Vermittelung eines höheren Lichtes und ein Wirken und Thun unter Vermittelung einer höheren Freiheit". **Evers.**



Zoroaster.

Von Dr. Adolf Brodbeck, dem Mitgliede des ersten Religions-Parlements zu Chicago, ist unter obigem Titel „ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes" erschienen[1]). Das Buch ist lebendig und leicht verständlich geschrieben und dürfte manchen Interessenten finden. Es behandelt die Grundfragen der Religion, Moral und Philosophie an der Hand der Geschichte und im Vergleiche mit der weisen Lehre Zoroasters, der hier eine bündige und übersichtliche Ausdeutung zuteil wird.

Drei Punkte sind es vorwiegend, die erörtert und klargestellt werden sollen: 1. daß die griechische Philosophie ebensogut wie die griechische Religion und Kunst in ihren Hauptzügen aus dem Orient stammt, also kein originales Produkt ist, 2. daß die christliche Religion, nebst der ihr zugrunde liegenden jüdischen, ebenfalls in allen wesentlichen Punkten im Osten Asiens ihre Quelle findet. 3. Handelt es sich um das Verhältnis von Philosophie und Christentum. Es wird nachgewiesen, daß beide großenteils dem System Zoroasters entstammen, der selbst wieder indische und alt-chaldäische Elemente in sich trug und vom Verfasser als Brücke für die Vermittelung der indischen und chaldäischen Weisheit mit der Philosophie der alten Griechen und der Religion der Christen angesehen wird.

Was den 4. Zielpunkt des Buches anbetrifft: die Religion des Idealismus, so ließe sich einiges darüber bringen. Unter seiner „Religion des Idealismus" versteht Brodbeck eine erneuerte, gereinigte und vertiefte Religion, deren Grundgedanke der Glaube an das Ideal, an die Vervollkommnung ist. (Ihr sollt vollkommen sein!). Er fordert von der christlichen Religion, wie auch von der Philosophie, daß sie allen phantastischen Jenseitsglauben aufgeben und nur den wahren Gehalt dieses Glaubens, nämlich den Glauben an das Ideal als ihren Grundgedanken festhalten solle. Dieser Forderung kann man nur in beschränktem Maße zustimmen. Was ist denn der „Jenseits"-glaube anders, als der Glaube an das Ideal? und warum sollte der Glaube an ein übersinnliches Weltziel von Schaden sein, wenn er in Wissenschaft und Philosophie sich zurechtfindet und in der That die Erkenntnis des Einzelnen bedeutet? Grade das sichere Gefühl (der Glaube) von der eigenen selbstbestimmten Weiterentwickelung (auch über diesen leiblichen Tod hinaus), drängt den Menschen dahin, „vollkommen" zu

[1]) Leipzig 1893, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis: 8 Mk.

werden, sein Ideal zu erfüllen. Denn mit der Vervollkommnung jedes Einzelnen in einem Erdenleben ist es doch wahrlich sehr schwach bestellt. Wohl aber könnte die christliche Religion an Lebensfähigkeit gewinnen, wenn sie die Fortschritte der Wissenschaft und Kultur sich in ihrer Lebensverwirklichung zunutze machte und wenn sie der tieferen Einsicht der großen Religionssysteme des Ostens sich öffnen wollte. Und hier stimmen wir Brodbeck bei: daß sie nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hat, sich wieder enger an ihre Urquelle (des Ostens) anzuschließen und den Wahrheitsgehalt dieser alten Religionen sich voll anzueignen durch stete ernste und aufrichtige Arbeit.

Die Proben aus dem Zend-Avesta, der zoroastrischen Bibel („Lichtstrahlen aus der Religion des Lichtes"), welche den zweiten Teil des Werkes ausmachen, sind uns sehr willkommen, weil sie in charakteristischer und verständlicher Auswahl gegeben werden.

Des Weiteren wird Zoroaster mit Moses und der alt-chaldäischen Religion, dem Alten Testament, mit Christus und dem Neuen Testament in Vergleich gesetzt. Ferner mit Pythagoras, Heraklit, Empedokles, Sokrates, mit Platos Ideenlehre und der alexandrinischen Philosophie. Dann werden Spuren von Zoroasters Lehren in der altchristlichen und mitteralterlichen sowie in der neueren Philosophie nachgewiesen, und endlich wird der Zend-Avesta vom Standpunkte der Kunst aus erläutert.

Den Schluß des Buches bildet das kurzgefaßte Resultat eingehender Studien über Zoroaster, eine knappe Darstellung seiner Metaphysik und Religion, seiner Naturlehre und Moral, seines politischen und sozialen Systems. Dann ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Begriffe in Zoroasters Religion und einige litterarische Notizen.

Evers.

✠

Eine moderne Traumdichtung.

Von Gerhart Hauptmann, dem neuerdings so bekannt gewordenen „modernen" Dichter, ist eine Traumdichtung erschienen.[1]) Das ist auch ein Ereignis, ein zeitsymptomatisches. Wer hätte sich das vor ein paar Jahren träumen lassen, als des Dichters „Vor Sonnenaufgang" von der berliner „Freien Bühne" aufgeführt wurde, und ein Entrüstungsschrei durch das biedere deutsche Publikum ging. Das war eine neue Welt, die damals die Bretter betrat, die Welt der Verkommenen, wiedergegeben in novellenhafter Lebensstimmung, die man eben mitempfinden mußte. Dies Mitempfinden hätte damals mancher lernen können; und mancher hat es wohl auch gelernt.

Hauptmann war der Sprosse einer stillen Art. In Andeutungen erging sich seine hinbrütende und manchmal dumpfaufschreiende Kraft. Aber diese Andeutungen wuchsen sich aus, in einer interessanten Entwickelungsskala, bis zu den „Webern", dieser teilweise grandiosen, auf enger Basis doch so weit greifenden sozialen Stimmungsdichtung. Ueberhaupt steckt unendlich viel Stimmung in dem ganzen Hauptmann. Das ist es, was uns seine an sich unerquicklichen, oft widerwärtigen Verhältnisse degenerierter Menschenklassen und Einzelmenschen, sein „Elend des vierten Standes" mit zarten Fingern in die Seele drückt. Nebeneinander liegen stets bei ihm: Mitleid und Abschreckungstheorie. Alles, was Hauptmann schreibt, ist Mitleidsdichtung, alles will uns für soziale Vernichtung unterm brutalen Lebensjoch, für den Hunger so vieler Tausende warm, verständnisvoll machen. Daher auch sein Idealismus neben aller naturalistischen Rücksichtslosigkeit, wie sich das jetzt in seinem „Hannele" herauskrystallisiert hat.

Ich habe die Aufführung des „Hannele" im königl. Schauspielhause in Berlin gesehen. Ich war enttäuscht. Ich sah, daß alles, was zu einer Traumdichtung gehört, nicht vorhanden war. Ich sah das, was als Visionen oder Fieberphantasien des todkranken Hannele erscheinen sollte, in brutaler, teilweise ekelhaft puppenartiger Wirklichkeit vor meinen Augen herumspazieren. Man verlangte von mir, ich solle zugleich mit dem im Armenhausbett liegenden Mädchen in natura auch ihre Traumvisionen in

[1]) Hannele, Traumdichtung in zwei Teilen. Illustriert von Julius Exter. (Berlin 1894, S. Fischer). Preis: 5 Mk. — geb. 7 Mk. 50 Pf.

gleicher natura herumwandeln sehen. Das verursachte mir etlichen psychologischen Schmerz, und ich glaube doch, daß ich genügend Phantasie besitze, um bei nur einigermaßen guter Aufführung im Theater die Illusion festhalten zu können.

Ich gebe zu, daß dieser Mangel in der einheitlichen Wirkung auf den Hörer in der Dichtung selber liegt, aber er wurde durch die recht schauspielerhafte Bühnen-Wiedergabe nur noch stärker aus Licht gerückt. Herr Matkowsky mag ein guter Romeo und noch manches andere sein, aber ein „Herr Jesus Christus" ist er ganz gewiß nicht. Am allerwenigsten in Hauptmanns Traumstück, wo er sogar die wunderbare Stimmung des Dichters durch seine elende Deklamation vollkommen zerstört. Er kann ja, weil „der Herr Jesus" vom phantasierenden Hannele mit dem Lehrer Gottwald identifiziert wird, eine liebevolle einfache Menschlichkeit in seine Sprache legen, aber er darf nicht pathetisch deklamieren, wo die Erscheinung Christi, dem katholischen Vorstellungsbilde des Hannele entsprechend, eine gewisse erhabene Heiligkeit und Milde auch in ihren Worten zeigen muß („Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt"). — Und jene drei Engelerscheinungen in ihrer wackelnden Steifheit ließen auch manches zu wünschen übrig. Nur das Spiel der Frau Conrad-Schlenter (als „Hannele") hat mich befriedigt, und das umsomehr, weil die Rolle des vierzehnjährigen Mädchens außerordentlich schwierig ist. —

Heute liegt mir Hauptmanns Dichtung als Buch vor — und zwar mit Karrikaturen von Julius Exter; denn anders kann man diese Illustrationen zum großen Teile mit dem besten Willen nicht bezeichnen. Mag nun damit eine alte Holzschnittmanier, oder Gott weiß was, nachgeahmt sein sollen, der Münchener Maler Julius Exter, den ich in seinen Farben sehr liebe, ist ganz gewiß kein Zeichengenie, und am allerwenigsten ein Buch-Illustrator. Und hier in der bildlichen Wiedergabe der Dichtung liegt ganz derselbe Fehler wie bei der Aufführung im königl. Schauspielhause in Berlin: alle Stimmung geht verloren, alles Visionäre, Traumhafte wird uns in brutaler Wirklichkeit mit karrikaturenhafter Verzerrung vor Augen gehalten.

Hauptmanns „Hannele" ist zur Lektüre geeignet. Da hilft das eigene Feinempfinden des Lesers über die Mängel in der Psychologie des Stückes hinweg, weil der starke Stimmungsgehalt dieses Feinempfinden festhält. Aber als Drama auf der Bühne ist das Stück verfehlt; denn bei solchen Themen, die mehr oder weniger in das über-(inner)sinnliche Lebensgebiet hineinzielen, gehört ein ganzer Meister zu ihrer Gestaltung. Vor allem ist ein Wissen um die einzelnen Vorgänge unbedingt nötig; und in diesem Punkte ist Shakespeare, trotz unserer modernen Mehrempfindung im Einzelnen, ein viel größerer Psychologe gewesen.

Trotzdem sage ich zu dem Stücke ja, wenn ich es als Zeitsymptom betrachte. Und das thue ich. Aber manch Einer mag sich hüten vor diesem Wege, den Hauptmann in diesem einen „Hannele" betrat. Willkürliche Symbolik und biblisch-heilige Schönfarbe allein thun's nicht. Es will dieses innersinnliche Leben in Psychologie gemeistert, und soviel ich weiß, auch erlebt sein!

Und ein Wort sei noch hinzugefügt. Unsere letzten Jahre haben in der Kunst soviel Produkte der Mitleidserregung für das „Elend des vierten Standes" gezeitigt. Das war eine heilsame und gute Erscheinung im großen Strome unserer Entwickelung. Aber man hat es fast vergessen, daß es auch hungernde Proletarier des Geistes giebt, grade in unserer Zeit nicht in geringer Zahl. Den heiligen Hunger dieser Geistesproletarier zu stillen gilt es; das ist auch ein Ziel, und ein großes. Die große Seele unserer Zeit ist wach geworden, und ihr Ruf nach Sättigung wird immer dringender. Und ein Shakespeare müßte es sein, der mit vollen Schüsseln zum Mahle lädt; und ein Shakespeare könnte es sein, wenn wir außer den „Armenleuten" des Leibes auch der Armenleute des Geistes gedächten. Denn jener große Britte, der Welt- und Menschenbeherrscher, war überall zu Hause — und er hat die Geistesproletarier seiner Folgezeit, die hungrigen, sattgemacht. **Evers.**



Noch einmal das Bild der Welt.

Der Verfasser des von mir im Februarhefte besprochenen Weltbildes Herr A. Matthes in Berlin N. (Schlegelstr. 23, III) ersucht mich, hier noch einmal ausdrücklich zu erklären, daß er meine Schrift „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" bei Abfassung der seinigen nicht gekannt habe. Ich bin der Meinung dies in meiner Besprechung schon klar angedeutet zu haben; aber ich wiederhole es hier, gerne seinem Wunsche folgend.

Sodann hätte in der Wiedergabe seines Bildes die erste Horizontalreihe in der gleichen Weise (durch fetten oder doppelten feinen Strich) von den folgenden getrennt werden sollen, wie die erste Vertikalreihe von den übrigen.

Auf die Vorarbeiten früherer Zeit legt Herr Matthes deshalb wenig Gewicht, weil sie der wissenschaftlichen Methode entbehren, die erst jetzt auf Grund der Ergebnisse der heutigen Einzelwissenschaften möglich ist.

Das bisher vorliegende Einleitungsheft enthält in gedrängter Darstellung die Erklärung des Titels und der äußeren Form des Weltbildes, die Aufgabe, besonders im Verhältnis zur bisherigen Entwickelung der Wissenschaften, die Entstehung des Weltbildes, die allgemeine Charakteristik, die vier Betrachtungsgrundsätze bei der Erklärung desselben und die Methode.

Herr Matthes erklärt sich auch bereit allen Lesern der „Sphinx", bei Berufung auf dieselbe, dies erste Heft gegen Einsendung von 50 Pf. (auch in Briefmarken) frei zuzustellen und auch Subskriptionen auf die drei folgenden Hefte zum halben Preise von 1 Mk. 50 Pf. annehmen zu wollen. **Hübbe-Schleiden.**



Es giebt keinen Tod.

Von dem Buche der Florence Marryat „There is no death", dem wir im letzten Dezemberhefte S. 475—76 eine längere Besprechung gewidmet haben, ist nunmehr eine deutsche Uebersetzung bei A. H. Payne in Leipzig erschienen. Die Ausstattung ist sehr hübsch und scheint doch nicht teuer zu sein. Es freut uns, daß sich jetzt mehr und mehr Verlagshandlungen in Deutschland finden, die es „wagen" sich mit „Uebersinnlichem" zu befassen. Es dämmert immer mehr in weiteren Kreisen. **H. S.**



Eugène Nus,

der geistvolle Schriftsteller, Philosoph und Mystiker ist am 17. Januar 1894 zu Cannes plötzlich gestorben in seinem 78. Lebensjahre. Seine Schriften sind mehrfach in unserer Monatsschrift besprochen worden, so Les grands Mystères und A la recherche des destinées. Im Märzhefte 1892 brachten wir von ihm die hübsche Humoreske: „Unsere Dummheiten". **H. S.**



Theosophic Thinker.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint der 2. Jahrgang des schon früher von uns empfohlenen kleinen Wochenblattes in englischer Sprache „The Theosophic Thinker" in Bellary, Britisch Indien, in etwas größerem und schönerem Gewande. Der Preis ist derselbe wie bisher 8 sh. sthr. jährlich, einzusenden an T. A. Swaminatha Aiyar, Manager of the Theosophic Thinker in Bellary, Britisch Indien. **H. S.**



Als die Sonne noch ein Mensch war.

Im vorigen Hefte habe ich einige „Aphorismen" von Herrn Dr. jur. Morris de Jonge zum Abdrucke gebracht. Manches darin stimmt ganz mit meinen eigenen Anschauungen überein, anderes nicht. Da ich aber, soweit es mir irgend zulässig erscheint, mit besonderer Vorliebe auch die abweichenden Ansichten Anderer in der „Sphinx" zu Worte kommen lasse, habe ich diese „Aphorismen" veröffentlicht. Das erste Streben der Theosophie ist ja, daß jeder sich möglichst gewöhne, selbständig zu denken und zu urteilen. Das erwartet die „Sphinx" von ihren Lesern.

Obwohl ich deshalb einige sehr starke Stellen in diesen „Aphorismen" habe stehen lassen, glaubte ich doch im Interesse unserer Monatsschrift wie des Verfassers selbst einige andere Stellen streichen zu müssen. Nun wünscht jedoch Herr Dr. de Jonge dringend, daß auch diese Stellen unsern Lesern mitgeteilt werden. Diesem seinem eigenen Wunsche willfahre ich gerne, weil die Sache an sich für unsere Leser jedenfalls ein psychologisches Interesse haben dürfte.

In dem 2. Absatze des 5. Aphorismus hatte Herr Dr. de Jonge folgenden Satz eingefügt:

„Auch die Sonne ist Mystiker, ihre Denkarbeit aus sich herausstrahlend und schaffend; Theosoph war sie vor Jahrquintillionen, in den Anfängen ihrer Entwickelung, als sie noch ein Mensch war".

Daß die Sonne nie ein Mensch war, ist selbstverständlich, und es wird das auch wohl niemand meinen. Aber ich verstehe den Sinn dieses Satzes nicht. Vielleicht versteht ihn einer unserer Leser?!

Sodann fügt Herr Dr. de Jonge in den 6. Aphorismus den Satz hinein:

„Den Körpermenschen (des Andern) muß man oft hassen, um seinen Seelenmenschen um so stärker lieben zu können! Solcher Haß ist nur verwandelte Liebe; er ist Liebe in der Form der Gerechtigkeit!"

Es ist ein Grundstein, auf dem die „Sphinx" ruht, daß „Haß" als solcher immer, auch wenn er glaubt, aus Liebe entstanden zu sein, nicht mehr „göttlicher" Natur ist. Daher halten wir es nicht für gut, demselben, in welcher Form es immer sein mag, Raum zu geben.

Nun noch ein Wort über den letzten Aphorismus:

Es steht geschrieben: „Liebe deinen Mitmenschen, wie dich selbst!" Ich aber sage: „Liebe die Menschheit mehr als dich selbst!"

Mehrere unserer Leser haben daran Anstoß genommen, daß Herr Dr. de Jonge in offenbarem Anklange an den Stil der Bergpredigt (Matth. V. 43, 44) das Mosaische Gesetz und gleichzeitig Jesus von Nazareth selbst zu verbessern sucht. Man fragt mich, ob ich Herrn Dr. de Jonge dazu für kompetent erachte? — Nein, ich nicht; ich weiß auch nicht, ob sonst jemand. Für die andern Leser hat es aber immerhin als Zeichen der Zeit ein psychologisches Interesse, daß heutzutage Jemand diese Form wählt; und jenes Bedenken bezieht sich nur auf die Form. — Gegen die Sache selbst, gegen den ausgesprochenen Gedanken wird wohl kein Theosoph etwas einwenden; auch ist ja jedem unserer Leser bekannt, daß Jesus sehr viel weiter ging, als jener Satz besagt: „Liebe die Menschheit mehr als dich selbst". Diese Forderung hat er selbst durch seinen Tod erfüllt. Aber er hat auch durch sein ganzes Leben die all-umfassende Forderung verwirklicht: Liebe über Alles Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften!"

Hübbe-Schleiden.





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Prospekthefte stehen unentgeltlich zur Verfügung

Zu dem Januar-Rundschreiben

über den „Zweck unseres Esoterischen Kreises", das im Februarhefte Seite 161—163 abgedruckt ward, ersucht mich eine von den drei Persönlichkeiten, die mich in den letzten Monaten des verflossenen Jahres „zeitweilig vertreten" haben, folgende „Berichtigung" aufzunehmen:

1. Es ist unwahr, daß das November-Rundschreiben von mir, dem „zeitweiligen Vertreter des Vorstandes" „ausgegangen" ist. Vielmehr hat Dr. Hübbe-Schleiden dessen Absendung genehmigt. Auch hat er an demselben mitgearbeitet, zahlreiche Aenderungen vorgenommen, bezw. veranlaßt und den ersten Absatz überhaupt allein verfaßt.

2. Es ist unwahr, daß ich den Tag der Gründung auf den 3. November fixiert habe; vielmehr wollte ich denselben juristisch-korrekt auf den 17. November verlegen, während Dr. Hübbe-Schleiden aus bestimmten Gründen darauf bestand, den 3. als den Gründungstag zu bezeichnen.

Berlin, 7. Februar 1894. Dr. Morris de Jonge.

In diesen Angaben sehe ich freilich keine „Berichtigung"; aber ich sehe, daß sich Jemand gekränkt fühlt. Selbstverständlich lag mir eine solche Absicht gänzlich fern; und unsre Leser werden mir gewiß gestatten, daß ich dies persönliche Mißverständnis möglichst auszugleichen suche.

Schon in dem erwähnten Januar-Rundschreiben habe ich Herrn Dr. de Jonge weder erwähnt, noch auch behauptet, daß **er** den Begründungstag des E. K. auf den 3. November fixiert habe. Thatsächlich aber ist dieser Tag weder der 3. noch der 17., sondern zweifellos der 14. November gewesen, wie ich dies bereits im Januar-Rundschreiben berichtigt habe. — Doch ist solche nebensächliche Aeußerlichkeit ja belanglos.

Was nun den eigentlichen Inhalt des November-Rundschreibens an die Mitglieder der T. V. („Unser Esoterischer Kreis") betrifft, so verhielt es sich damit so: Sowohl Herr Dr. de Jonge, wie auch ich, hatten zur Bekanntgebung des E. K. jeder ein Rundschreiben entworfen. Da diese in ihrem Redeton und ihrem Streben ganz verschiedene Geistesrichtungen ausprägten, so erwies sich eine Verschmelzung derselben als unmöglich. Es konnte sich nur darum handeln, ob Herrn Dr. de Jonge's Entwurf oder der meinige angenommen und versandt werden sollte. Eine Verkettung von Umständen, deren vollständige Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, ließ die Entscheidung zu Gunsten des de Jonge'schen Entwurfs ausfallen. Meine „Mitarbeit" an demselben mußte sich daher — wie Herr Dr. de Jonge richtig bemerkt — darauf beschränken, ihn zur Aenderung derjenigen Worte und Sätze zu bewegen, die

mir unter allen Umständen unzulässig und unmöglich erschienen. Ich bin Herrn Dr. de Jonge Dank schuldig, daß er sich nachgiebigst dazu bereit finden ließ.

Selbstverständlich weigerte ich mich, ein Rundschreiben, das nur formell unter meiner Verantwortung in die Welt hinausgehen sollte, aber dessen intellektueller Urheber ich weder war, noch das in meinem Sinne abgefaßt war, mit meinem Namen zu unterzeichnen. Dieser fehlt daher unter jenem November-Rundschreiben.

Mehr als diese Sachlage dagegen mag den einen oder andern unserer Leser wohl interessieren, welche Beweggründe mich dahin trieben die formelle Verantwortung für jenes Rundschreiben zu übernehmen, mit dessen Geistesrichtung ich doch nicht einverstanden war. Es kamen dabei äußere Umstände und auch andere Personen in Betracht; soweit es aber sich um meine eigene Verantwortlichkeit handelte, sagte ich mir, daß jenes Rundschreiben auf alle Fälle keinen großen Schaden anrichten konnte und daß mir die Möglichkeit meine eigene abweichende Auffassung geltend zu machen, sobald es mir nötig scheinen sollte, jederzeit sich bieten würde. Vor allem jedoch leitete mich bei jener Entscheidung meine Abneigung gegen jede Art von autokratischem Vorgehen meinerseits.

Ich bin nie der Meinung, daß der Geist des Guten und des Wahren nur in eines Menschen Geist sich offenbare, und am wenigsten bilde ich mir ein, daß dies gerade in meinem eignen Geiste der Fall sein müsse; vielmehr weiß ich, daß der rechte Geist sich nur in wahrer selbstvergessender Geistesgemeinschaft ausprägt. Deshalb scheint es mir auch unbedingt notwendig für unsere Bewegung, daß sich hier in Deutschland, ebenso wie in allen andern Kulturländern, mehrere Personen finden, die in gemeinsamem Geiste brüderlich zusammenarbeiten. Um nun dieses zu begünstigen, gab ich schon mehrfach Einem und dem Anderen Gelegenheit, sich als mein Mitarbeiter und Vertreter in die Mitleitung unserer Bewegung, von seiner eigenen Geistesart ausgehend, selbständig hineinzuleben.

Ich glaube wohl, daß mir jeder völlig objektiv Denkende zugeben wird, daß diese Anschauung und dieses Streben meinerseits gerechtfertigt ist; und daß ich demselben auch wohl einen nicht zu engen Spielraum gönnen darf. Und eben weil ich Allen, die sich für Theosophie begeistern und bethätigen in ihrer Eigenart den weitesten Spielraum gönne, deshalb wäre auch die Einwendung durchaus grundlos, daß das erforderliche Zusammenarbeiten etwa durch meine Eigenart erschwert werde. Denn hierin gehe ich soweit, daß ich mich freuen würde, wenn irgend Jemand Anderes die Führung übernehmen und mich von der Last, diese Bewegung anzuregen und zu leiten, ganz entbürden würde. Auch kann ich es ja nie hindern, werde es sogar mit allen meinen Kräften fördern, wenn sich irgendwo in Deutschland völlig unabhängig Kreise von Theosophen bilden und für sich und Andere wirken wollten.

Geschähe aber weder das eine noch das andere, fände sich hier Niemand, der dazu geeignet und bereit ist, dann würde die Schlußfolgerung nahe liegen, daß Deutschland darin hinter den andern Kulturländern zurücksteht, daß es für die theosophische Bewegung noch nicht reif ist.

Steglitz bei Berlin, im Februar 1894. **Hübbe-Schleiden.**

Die Beteiligung am „Esoterischen Kreise" in Berlin

ist bisher über alles Erwarten rege und zahlreich. In den Gesprächs-Abenden Freitags wurden u. a. folgende Gegenstände eingehend behandelt: Die Theosophie und die Lösung der sozialen Frage — Okkultismus — Mediumismus — Spiritismus — Seele und Geist — Die persönliche Offenbarung der Gottheit und die esoterische Bedeutung des Begriffes der Dreieinigkeit — Das Verhältnis von Theosophie und Mystik zu einander — Der Weg zur Mystik — Die innere, geistige, esoterische Anschauungsweise und die äußere exoterische Geschichtsforschung — Willensfreiheit und Individualität, Kausalität und Bewußtsein. **H. S.**

Eingegangene Beiträge für das Jahr 1894.

Von Baronin Th. v. R. in M.: 20 Mk. — Josef Hahnel in Wien: 5 Mk. — F. v. Kr. in B.: 12 Mk. — Amtsgerichtsrat Chr. Bering in Mühlheim a. R.: 5 Mk. — L. Döpke in Hamburg: 1 Mk. — Musikdirektor L. Schmutzler in Heilbronn: 4 Mk. — Hans Urban in Grulich (Böhmen): 10 Mk. — A. O. in P.: 5 Mk. — Dr. Morck in Berlin: 5 Mk. — Frau Agathe Haemmerlé in Nicopol a. Dniepr: 10 Mk. 85 Pf. — Val. Rob. Schultze in Berlin: 5 Mk. — Karl Rohm in Stuttgart: 2 Mk. — P. Dr. in N.: 5 Mk. — C. Dorasil in Troppau (Böhmen): 4 Mk. 85 Pf. — Geh.-Rat W. Schröder in Berlin: 5 Mk. — Alb. Zechin in Berlin: 3 Mk. — Landrichter Herm. Krecke in Berlin: 30 Mk. — Herm. Ulbrich in Groß-Lichterfelde: 2 Mk. — Graf v. Schack in Berlin: 3 Mk. — R. W. in Br.: 10 Mk. — M. P. in M.: 5 Mk. — Frau Direktor Sellin in Steglitz: 3 Mk. — Gustav Rüdiger in Berlin: 3 Mk. — Helene von Borcke in Berlin: 10 Mk. — Adolf Schelle in Heilbronn: 5 Mk. — Dr. Gottfr. Kratt in Baden-Baden: 3 Mk. — Adolf von Luik in Wien: 2 Mk. 22 Pf. — Schwester Frieda Hantel in Berlin: 50 Pf. — Dr. G. Koenig in Hersefeld: 3 Mk. — Ludwig Last in Wien: 6 Mk. — F. S. in Br.: 5 Mk. — H. M. in Br.: 5 Mk. — Hans Denecke in Braunschweig: 6 Mk. — Frau Maria Geisberg in Wachwitz b. Dresden: 3 Mk. — Gustav Müller in Berlin: 7 Mk. — Oskar Weierstraß in M.-Gladbach: 2 Mk. — A. U. in W.: 5 Mk. — M. G. in E.: 25 Mk. — Zusammen: 244 Mk. 42 Pf.

Ueber die für den „Esoterischen Kreis" eingezahlten Beträge wird hier nicht quittiert.

Steglitz bei Berlin, den 1. Februar 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

*

Wer kann und will?

Im Kreise unserer Leser und Gesinnungsgenossen suche ich gegen mäßiges Honorar zu meiner Unterstützung einen Mitarbeiter, der fähig ist und Lust hat, sich in den Ideen- und Wirkungskreis der Theosophie und insbesondere in die Redaktion der „Sphinx" hineinzuarbeiten und unserer Bewegung seine ganze Kraft und Zeit zu widmen. Die hauptsächlichste Vorbedingung dazu ist ein ernstes theosophisches Streben und persönliche Anspruchslosigkeit; unerläßlich ist jedoch auch einige litterarische Befähigung und Schulung sowie Gewissenhaftigkeit auch in der alltäglichen Büreauarbeit. — Ich bitte um schriftliche Anmeldung mit Angabe der gestellten Ansprüche und der besonderen Befähigung, Vorschulung, Sach- und Sprachkenntnisse (englisch, Stenographie?); auch bitte ich den, der etwa an vegetarische Lebensweise gewöhnt oder dazu geneigt ist, dieses zu erwähnen.

Steglitz bei Berlin, Februar 1894.

Hübbe-Schleiden,
Dr. jur.

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVIII, 98. April 1894.

Karma.

Wodurch entwickelt sich die Individualität?

Vom

Herausgeber.

Jeder ist sein eigenes Entwickelungsprodukt. Die Individualität ist selbst die Ursächlichkeit ihres Daseinswillens. In demselben Maße wie ihr dieser Wille als ihr eigner zum Bewußtsein kommt, erkennt sie ihn als ihren „freien" Willen und fühlt sich für ihn und seine Folgen selbst verantwortlich.

Durch das Bewußtwerden erkennen wir unsern eignen, streng kausal bedingten Willen als das Wesen unserer Individualität. Wie und wodurch ist diese aber das geworden, was sie ist?

Auch nur durch das Bewußtsein.

Nehmen wir nur den Begriff „Bewußtsein" nicht allein in unserem menschlichen Sinne, so können wir ganz umfassend sagen: Dasein ist Bewußtsein, Werden ist Bewußt-werden.

Alles Dasein besteht in Differenziation, das heißt: in der Unterscheidung von Einzelerscheinungen. Ohne das Vorhandensein von Einzelwesen ist nichts da. Eine Einheit ohne ein Anderes ist lediglich subjektiv; um objektiv in die Erscheinung zu treten, muß ein „Anderes" da sein, für das es in die Erscheinung tritt.

Daraus ergiebt sich, daß immer eine Art von Bewußtsein dabei thätig sein muß, wenn auch noch so sehr dem Unbewußtsein nahestehend. Denn wie könnte etwas unterschiedlich sein wollen, wenn es nicht wahrnehmen könnte, daß etwas „anderes" da ist?! Alles Dasein ist Daseinwollen, alles Werden ist Anderssseinwollen. Ohne irgend eine Art von Bewußtsein also, das von einem Anderssseienden Kenntnis nimmt, das Anderssseiende sich vorstellt, ist der Wille, Anders sein zu wollen, der Wille eine Einzelwesenheit zu sein, unmöglich.

Kant sagte und Schopenhauer wiederholte, daß der Anfang aller Differenziation die Vorstellungen von Raum und Zeit seien. Das ist unbestreitbar richtig; aber es ist nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob es sich dabei um unsre begrifflichen Abstraktionen von „Raum" und „Zeit" handle, sondern nur so, daß alles Vorstellen in der Unterscheidung des

räumlich nebeneinander und des zeitlich nacheinander Daseienden besteht. Dieses sind die Formen, die all unser Vorstellen, unser Bewußtsein annimmt.

Daß nun unsere menschliche Vorstellungsweise nicht allein für die Erkenntnis des Weltdaseins maßgebend sein kann, ist wohl selbstverständlich. Ob und wie weit andere Bewußtseinsformen von den unsern abweichen, können wir nicht mit Bestimmtheit wissen. Die Gesetze der Entsprechung (der Analogie) jedoch gestatten uns anzunehmen, daß etwas unserm Bewußtsein Entsprechendes auf allen andern Daseinsstufen vorhanden sein muß. In diesem Sinne können wir sagen, daß „Bewußtsein", in diesem allgemeinsten Sinne aufgefaßt, nicht nur der Anfang, sondern auch der bleibende Unterscheidungsmaßstab für alle Daseinsformen auf allen Entwicklungsstufen ist.

Der ganze Kausalprozeß der Weltentwickelung ist ein Vorgang des Bewußtseins.

Die Differenziation der Ureinheit bis zur Zersplitterung in der stofflichen Darstellung der Atomkräfte ist ein „Herabsinken" des freiesten „göttlichen" Bewußtseins bis zu der Gebundenheit des „Unbewußtseins" in der materiellen Kausalität der Kraftumwandlung und Kraftübertragung. Hier ist die Individualisierung der Kausalität auf das niedrigste Maß beschränkt und mit ihr das individuelle Bewußtsein. Hier wirkt fast ausschließlich noch das allgemeine Welt-Bewußtsein und die Kausalität der äußeren Natur.

Dieser Evolution oder Differenziation steht die Involution oder Individuation entgegen.

Von jenem tiefsten Gegenpol, dem „Unbewußtsein" der Atomkräfte (oder wie Häckel sie nennt: Der Atomseelen), entwickelt sich das Individualbewußtsein wieder aufwärts bis zum klarsten, allumfassenden Gottesbewußtsein.

Aus diesem Allbewußtsein geht Alles hervor, und darein kehrt Alles zurück.

Die Triebkraft in diesem ganzen Weltprozesse ist das, was wir in uns selbst als Lust, als Wille, Daseinswille, Werdewille und Gestaltungswille kennen. Und was leitet und gestaltet diesen Willen?

Eben das Bewußtsein. Irgend ein Bewußtsein ist auf allen Daseinsstufen der Gestalter der Individualität. Das individuelle Bewußtsein allein bestimmt die Selbstgestaltung des individuellen Daseinswillens.

Daß dieses so ist, erkennen wir am besten in unserer eigenen menschlichen Entwickelung. Hierfür hat die Muttersprache unserer arischen Rasse, das Sanskrit, das Wort Karma.

Damit wird sowohl das gegenwärtige Dasein und Erleben jedes Menschen als die Wirkung der von ihm vorher, zumeist in früheren Leben gegebenen Ursachen bezeichnet, wie auch all sein gegenwärtiges Wollen, Denken, Reden und Thun als Ursachen seiner zukünftigen Zustände und

Erlebnisse. Dabei ist das Entscheidende der Grad des wirkenden Bewußtseins, namentlich des guten oder bösen Willens. Karma ist bewußt gewollte individuelle Kausalität.

Die Thatsachen lehren uns, daß hierbei die Quelle der Ursachen, durch die das Wollen unmittelbar hervorgerufen wird, keine maßgebende Rolle spielen, sondern daß allein das Bewußtsein entscheidend ist, vermöge dessen wir uns einen Willen zu eigen machen. Hierfür will ich einen Fall anführen, der in dieser Hinsicht wohl als Aeußerstes der Möglichkeit erscheinen wird.

In der pariser „Revue de l'Hypnotisme" (von Januar 1884, S. 216) erzählt Dr. August Voisin, der bekannte Arzt der Salpêtrière, wie er im Jahre 1888 vor drei hohen Gerichtsbeamten einem seiner unglückseligen weiblichen Medien die posthypnotische Suggestion erteilt habe, eine im Bette liegende Frau mit einem Messer zu ermorden. In das Bett hatte man eine täuschend aufgeputzte Figur hineingelegt. — Die Hypnotisierte wird erweckt, führt sofort den Auftrag aus, setzt sich wieder auf ihren Platz, wie wenn nichts geschehen, und weiß offenbar in ihrem äußeren Bewußtseins nichts von dem, was sie gethan hat. — Sie wird in guter Laune entlassen. Nach drei Tagen aber stellt sie sich wieder ein und klagt, sie habe die drei letzten Nächte nicht geschlafen, sie sei von einer entsetzlichen Vision gequält worden. Sie sähe beständig eine alte Frau vor sich, die ihr die bittersten Vorwürfe mache, daß sie sie ermordet habe. — Sie wird aufs Neue hypnotisiert und durch geeignete Suggestion von ihren schlimmen Eindrücken befreit.

Dieser Fall zeigt nicht nur wie bedenklich, ja gefährlich jede Art von Mediumschaft mit Preisgabe des eigenen selbstbewußten Willens ist, sondern auch wie jeder Wille selbst der schlechteste und dem eignen Wesen fremdeste, wenn man ihn sich auf irgend einer äußeren oder inneren Bewußtseinsebene zu eigen macht, dadurch das eigne Wesen umgestaltet, es mit dem Verantwortungsgefühl und mit den Folgen solches Willens auf jener Bewußtseinsebene belastet, wie hier mit den sogar zu Visionen hypostasierten Gewissensbissen.

Nebenbei mag hier noch einmal zur Erklärung darauf hingewiesen werden, daß für solche Belastung der Individualität durch offenbare Fremd-Suggestionen, bei denen also jede eigene Verschuldung, jedes eigene „freie" Wollen ausgeschlossen scheint, ein Gefühl der Verantwortlichkeit garnicht zu begreifen wäre, wenn das Medium nicht seine jetzigen Geburts-Anlagen und Schicksale selbst in früheren Leben verursacht haben müßte. Hieraus entspringt in jenem Fall sowohl die unglückliche Entwickelung ihrer hypnotischen Mediumschaft, wie auch das höchst beklagenswerte Schicksal als Versuchstier für solche Seelen-Vivisektion von hypnotistischen Experimentatoren mißbraucht zu werden.

Was im Uebrigen die Bedeutung des Bewußtseins für die Entwickelung der Individualität auf andern als der ethischen Ebene betrifft, so ist nur daran zu erinnern, daß was immer wir erlernen, welche

Fähigkeit wir uns aneignen, dies stets mit Hülfe unseres Bewußtseins geschieht. Erst wenn wir uns die Fertigkeit ganz zu eigen gemacht haben, wenn sie uns zur „anderen Natur" geworden ist, versinkt sie wieder in das Unbewußtsein unseres Wesens und wird fortan ohne sonderliche Aufmerksamkeit ausgeübt.

Diese Erfahrung gestattet uns Rückschlüsse auf die Rolle, welche das Bewußtsein auch auf niederen Entwickelungsstufen der Individualität spielt. Als Pflanze und als Tier muß jede Individualität sehr viele Fähigkeiten sich aneignen, die sie dann wohl mit entsprechendem Aufwande von Wahrnehmungsvermögen (Bewußtsein) erlernen wird, wie wir jetzt fremde Sprachen oder Kunsttechnik mit vollem Aufwande unserer Aufmerksamkeit erlernen. Und da der Inbegriff der menschlichen Individualität nicht blos im Vorstellungsinhalt des Bewußtseins und in den Charaktereigenschaften des Menschen besteht, sondern die individuelle Gestaltung seines Körpers und aller seiner Organe und Kräfte mit umfaßt, so ist gewiß, daß auch noch bei uns Menschen das Bewußtsein mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit gestaltend auf die niederen Kraftpotenzen unsres Wesens einwirkt.

Im vollendeten Gottmenschen oder Adepten soll nach okkultistischer Ueberlieferung das Bewußtsein, die Erinnerung, seiner ganzen Vorentwickelung widerkehren. Ebenso jedoch soll er auch mit Bewußtsein wieder auf allen niederen Lebensebenen seinen Willen bethätigen können, so z. B. seine Verdauung und dergl. physiologische Vorgänge „willkürlich beeinflussen können.

Ein Fatalist (Materialist) steht im Vergleich zu dem, der das Karma erkannt hat, auf niederer Entwickelungsstufe. In ihm ist noch nicht das Bewußtsein seiner individuellen Kausalität und Verantwortlichkeit auf der seelischen und geistigen Daseinsebene erwacht. Sein Wille fühlt sich noch nicht frei auf diesen Ebenen; es wird ihm dies Gefühl getrübt und unterdrückt durch seinen Irrtum, daß er die Bedeutung des Bewußtseins für die fernere Gestaltung seiner Individualität und ihrer Schicksale noch nicht erkannt hat.

Besonders deutlich tritt das Bewußtsein als Entwickelungsfaktor hervor bei der Ausbildung des Gewissens. Dieses selbst ist der dem Ziele der Vollendung zustrebende Wille in uns. Das aber, was jeweilig für dies unser Gewissen maßgebend ist, der Vorstellungsinhalt dessen, was es für böse oder gut hält, wechselt sehr mit der Entwicklungsstufe. Mit der Ausbildung des Bewußtseins werden auch die Ziele, auf die das Gewissen sich richtet, klarer. Dieser veredelt und vergöttlicht sich mit der zunehmenden Entwickelung.

Fragt man nun, wie das Bewußtsein wächst an Umfang, Klarheit, Tiefe, so ist ja bekannt, das dies durch die Erfahrungen geschieht, in die der Wille (Karma der Individualität) den Menschen hineinführt. Dabei ist nicht etwa (wie Viele heutzutage meinen) das Leid überwiegend; vielmehr steht das intensiv empfundene Leid stets im Verhältnis zu den

Vorteilen der höheren Entwickelungsstufe, die dadurch gewonnen werden muß. Und ohne Leid kann ja auch Freude nicht vorhanden sein, schon des Kontrastes wegen. — Selbstverständlich aber steht auch die Entwickelung des Bewußtseins selbst vollständig unter dem Gesetze der Kausalität, und zwar auf allen Daseinsebenen, sowohl auf der des äußeren wie den des inneren Bewußtseins.

Eine mehr beiläufige Frage ist die, wie beeinflußt das Bewußtsein den Willen des Menschen. Keineswegs erfaßt der Wille all und jedes, was er weiß; und zwischen Theorie und Praxis ist oft ein sehr weiter Unterschied. Der Willens-Inhalt und der Bewußtseins-Inhalt decken sich bei keinem Menschen. Es dauert sogar oft sehr lange, manchmal mehrere Verkörperungen hindurch, bis Einer etwas, das er als erstrebenswert erkannt hat, wirklich als sein Strebensziel mit seinem Willen ganz erfaßt. Ohne das Können aber hat das Wissen wenig Wert; und das Bewußtsein hat zuletzt allein den Zweck, die Kraft und Fähigkeit des Willens zu erhöhen. Indessen ist dies immer nur eine Frage der Zeit, abhängig von der Lebhaftigkeit der betreffenden Vorstellung und von der Reife oder Stärke des strebenden Willens.

Beispiele hierfür bieten sich auf allen Bewußtseinsebenen. Wie lange vorher ward nicht jeder schon durch sein Gewissen beständig gemahnt, was er als das Gute, das Bessere thun oder was er Anderes nicht thun sollte, ehe ihm die Gewöhnung an solche Willensentscheidung für das Gute zur andern Natur geworden ist!

Zum Schlusse sei hier noch ein Wort gesagt über die Vollendung der Individualität.

Die Individualität ist ihre eigene Ursächlichkeit. Ihr Wesen ist das Einzeldaseinwollen, Anderssseinwollen. Mit der Erweiterung ihres Bewußtseinsbereiches und mit der Steigerung ihres Kraftumfanges, nimmt das Individuelle, Einzelne in ihr ab; sie geht mehr und mehr in das große Ganze auf, bis in ihr sich das Bewußtsein und der Wille des Ganzen darstellt. Das geschieht, indem aus ihr alles Sonder-Bewußtsein und Sonder-Wollen (die individuelle Kausalität das Karma) verschwinden; Es stellt sich in ihr immer vollkommener die Naturgesetzlichkeit, die allumfassende Vernunft und das göttliche Gewissen dar. Sie wird eben zur Kausalität des Großen Ganzen, wie sie vorher nur die Ursächlichkeit ihrer eignen kleinen menschlichen Individualität darstellte.

Dabei wächst natürlich das Gefühl der Willensfreiheit mit dem Umfange der in und durch den Willen wirkenden Kausalität, obwohl ein solcher Wille des „Vollendeten" den Menschen noch gebundener, als ihr eigener Wille, erscheinen mag; denn ihre individuelle Kausalität weist noch unendlich viele Abweichungen von den Naturgesetzen der stofflichen und der Geisteswelt und Verstöße gegen den „Willen" der größeren Welt-Einheit auf. Als solche Abweichungen kann den Menschen manches Thun eines Vollendeten höchstens deshalb noch erscheinen, weil sie nicht so wie

er jene Kausalität, den „Willen“, die Naturgesetze der größeren Welt-Einheit kennen.

Also frei von der Kausalität des Welt-Daseins ist der „Vollendete“ auch dann noch nicht, wenn diese ganz zu seinem eignen Willens- und Bewußtseins-Inhalte geworden ist. Frei von Kausalität ist nur das Eine, „absolute“ Sein, in dem mit allem Dasein all und jede Unterschiedlichkeit ganz ausgeschlossen ist.

Das Werden der Individualität ist Wachsen an Bewußtseins- und an Willensumfang. Die Vollendung beider ist der Inbegriff der Gottheit. Das Bewußtwerden führt den Einzelwillen zurück zur Gottheit und zur Freiheit.



Innere Sterne.

Von

Anna Nitschke.

Die Nacht hebt ihre dunklen Fänge
und Welt und Weite preßt sie ein.
Mein Aug' umdüstert Grenz und Enge
und meine Seele Druck und Pein.

Im schwarzen Sarge muß ich liegen,
und schlafend sterben will mein Herz;
da seh' ich einen Schimmer fliegen,
der lockt und leuchtet himmelwärts.

Die Sterne öffnen mir das Dunkel,
das über meinem Haupte drückt;
der Strahlen magisches Gefunkel
hat Welt um Welt mir überbrückt.

Unendlichkeit! ich kann dich lesen
mit Gottesschrift im ew'gen Raum.
Unendlichkeit!

O Wurm und Wesen,
wie arm und eng dein Lebenstraum...

In meinem Innern bricht die Schranke,
aufleuchten Sterne, weit, o weit!
und von Gedanke zu Gedanke
kündigt mein Geist Unsterblichkeit.





Bewegung von Gegenständen ohne Berührung.

Vortrag, gehalten vor dem Psychiker-Kongreß in Chicago 1893.

Von

Elliot Coues,

Professor, Dr. med. zu Washington.

Unsere Behauptung lautet: Mechanische Bewegung, entgegen der üblichen Wirkung der Schwerkraft, tritt zuweilen auf ohne Wirkung irgend einer bekannten mechanischen Kraft — oder: wägbare Gegenstände bewegen sich manchmal ohne eine uns bekannte Wirkungskraft und ohne nachweisbare Berührung derselben — oder: Gegenstände wurden oft auf Entfernung in Bewegung gesetzt, ohne irgend ein bekanntes mechanisches oder sonstiges Mittel der Bewegungs-Uebertragung — oder: Gegenstände erscheinen zeitweilig dem Gesetz der Gravitation entzogen, sie sind zeitweilig der Kraft der Levitation unterworfen und führen dann unter der Wirkung dieser Kraft spontane Bewegungen aus, d. h. Gegenstände fliegen manchmal in der Luft umher, während sie doch, wie wir alle wissen, auf dem Boden aufliegen sollten, da sie ein Gewicht haben, empfindungs- und leblos sind, und in striktem Befolgen der Gesetze der Gravitation, dem sie nichtsdestoweniger unterworfen bleiben, an ihrem Orte verharren sollten.

Mit den soeben gewählten Ausdrücken meine ich natürlich jene Bewegungen von Möbeln und andern empfindungslosen Gegenständen, die sehr bekannt sind und vielfach besprochen werden unter der Bezeichnung: Tischrücken oder Tisch-Klopfen. Was darunter verstanden wird, habe ich

---

Mit der Wiedergabe dieses Vortrages in deutscher Uebersetzung (bei der ich nur die längere Einleitung gekürzt habe) erfülle ich das unsern Lesern gegebene Versprechen, ihnen Näheres über die Reden auf dem Psychiker-Kongresse mitzuteilen. Wem etwa die hier berichteten Thatsachen widerwärtig oder gar harmlos-kindisch erscheinen, den bitte ich zu bedenken, daß gerade diese mediumistisch-magischen Thatsachen eine wesentliche Rolle spielen bei der Ueberwindung der materialistisch beschränkten Naturanschauung der heutigen agnostischen Wissenschaft. — Im geistigen Gegensatz hierzu biete ich jedoch unsern Lesern gleichzeitig im folgenden Aufsatze auch eine Probe der vor dem Theosophen-Kongresse in Chicago gehaltenen Reden. **Deinhard.**

bereits gesagt: Tische oder andere Möbelstücke und ähnliche Gegenstände sind zu Zeiten unter gewissen Umständen allerlei, dem Anscheine nach spontanen Bewegungen unterworfen, welche durch partielle oder vollständig wirksame Levitation entstehen — d. h. ein Tisch hebt sich von selbst mit einigen oder allen Füßen vom Boden oder sonstigen Unterlagen auf, fliegt eine Zeit lang in der Luft herum, ohne irgend eine sicht- oder kontrollierbare Unterlage. Dies ist, was wir im Verlauf dieses Vortrages unter Levitation verstehen.

Lassen Sie mich zunächst untersuchen, ob dieses Phänomen, menschlich gesprochen, möglich ist, und dann zur Frage der Thatsache übergehen, ob dasselbe existiert oder nicht.

Es läßt sich von vornherein von einer Unmöglichkeit überhaupt nicht reden. Eine mit den Gravitations-Gesetzen unbekannte Person kann ebensowenig einen Grund dafür angeben, daß irgend ein Gegenstand nicht in die Luft fliegt, wie dafür, daß er auf dem Boden stehen bleibt. A priori ist nicht mehr Grund vorhanden dafür, daß der Tisch nicht in die Höhe steigt, als dafür, daß er in die Höhe steigt. Es ist dies einfach eine Frage der Richtung, in welcher die Kraft auf ihn einwirkt. Jemand kann mit Bewußtsein die nötige Kraft aufwenden, damit er in die Höhe steigt, indem er ihn mit den Händen aufhebt, oder mittels eines Hebels, und er steigt dann nicht auf in Widerspruch mit dem Gesetz der Gravitation, sondern in strictem Gehorsam gegen dieses Gesetz, vorübergehend überwunden durch eine in entgegengesetzter Richtung angewandte stärkere Kraft. Ein Tisch ist ebenso sehr unter dem Einfluß des Gravitations-Gesetzes, wenn er gehoben wird, als wenn dies nicht der Fall ist — er wiegt genau soviel in der Luft, wie auf dem Boden, und das Gewicht bildet das exakte Maß für die Kraft der Gravitation. Das Steigen eines Ballons in die Luft ist nicht im Widerspruch, sondern in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Gesetz der Gravitation. Die Luft ist schwerer als das gleiche Volumen des Ballons, hebt ihn deshalb auf, wie das Wasser ein Schiff oder der Boden einen Tisch trägt. Gravitation ist der Ausdruck für relatives Gewicht. Levitation ist ausgedrückt in der Richtung, in welcher dieses relative Gewicht auftritt. Die Begriffe „aufwärts" und „abwärts" existieren eigentlich in der Natur gar nicht. Es giebt gar kein „auf" und „ab" im Universum, ausgenommen mit Rücksicht auf unsern menschlichen Standpunkt. A priori ist nicht mehr natürliche Notwendigkeit, auf dem Boden zu bleiben, als an die Zimmerdecke zu steigen, für die Dinge vorhanden. Levitation ist deshalb a priori ebenso vernunftgemäß, natürlich und notwendig, wie Gravitation; sie ist einfach der Ausdruck einer in entgegengesetzter Richtung wirkenden Kraft, als wir Gravitation wirken zu sehen gewohnt sind.

Nehmen wir also Levitation in diesem Sinne an, und lassen Sie mich nun, ehe ich die betreffenden Thatsachen selbst bespreche, untersuchen, welche Art von Kraft man bisher hinter dieser Energie der Levitation vermutet hat.

Die zahlreichen in dieser Richtung zugelassenen Spekulationen, die vielen Theorien und Hypothesen, welche von denjenigen aufgestellt wurden, welche die Thatsachen, wie wir sie nachher besprechen werden, zugeben, lassen sich unter drei Hauptgesichtspunkte zusammenfassen.

1. Die spiritistische Theorie. Die direkt spiritistische Erklärung, daß Gespenster den Tisch bewegen. Der Tisch wird aufgehoben von entkörperten menschlichen Intelligenzen, welche ihn nach ihrem Gutdünken heranbewegen, gerade wie wir es selbst thun würden; sie heben ihn auf, halten ihn in der Luft, klopfen mit ihm so, daß seine Bewegung nach einem gewissen Signalsystem Intelligenz verrät, und bekunden auf sonstige Art ihre Gegenwart und ihr Vergnügen. A priori steht dieser Erklärung nichts entgegen; ist sie die richtige, so müssen ihr die Thatsachen ganz genau entsprechen; ob sie aber die richtige ist, oder nicht, ist eine andere Frage.

2. Die telekinetische Theorie. Diese steht im Gegensatz zur rein-spiritistischen sowohl, wie zur rein mechanischen Theorie. Telekinesis, ein aus zwei griechischen Worten gebildeter Ausdruck, bedeutet Bewegung auf Entfernung erteilt, d. h. Bewegung ohne mechanischen Kontakt; Kraft, welche an einem leblosen Gegenstand in einer der Gravitation nicht entsprechenden Richtung Bewegung erzeugt und zwar auf Entfernung ohne Anwendung mechanischer Mittel oder physikalischer Vorrichtungen. Beim gewöhnlichen Tisch-Rücken oder Tisch-Heben stellt also die telekinetische Theorie die Behauptung auf, diese Bewegung werde dem Tisch durch lebende Personen mitgeteilt, die demselben gerade nahe sind, ohne ihn aber zu berühren, oder die, wenn sie ihn berühren, weder bewußt noch unbewußt irgend eine das betreffende Resultat herbeiführende Muskelkraft auf ihn ausüben. Ich möchte hier beifügen, ohne jedoch diese Theorie jetzt schon einer Kritik zu unterziehen, daß die telekinetische Theorie — nach Aksákow'scher Bezeichnung die animistische — diejenige ist, zu welcher die heutige psychische Forschung am meisten hinneigt, und daß Telekinesis als Natur-Thatsache von vielen angesehen wird, die im übrigen nicht den Ausspruch erheben, diese Thatsache erklären zu wollen.

3. Die mechanische Theorie, bekannt auch als Theorie der unbewußten Muskel-Aktion. Es ist dies die natürliche und naheliegende Rückzugs-Linie der meisten Physiker und Physiologen, welche genötigt sind, die Thatsachen des Tischrückens zuzugeben, dagegen mit psychischen Fragen wenig, wenn überhaupt, vertraut sind, sich sofort am Ende ihrer Weisheit sehen und dadurch ihre Unwissenheit verbergen möchten.

Es giebt dann noch verschiedene Modifikationen dieser drei Theorien, und besonders der zweiten, der telekinetischen Theorie, welche als die klarste, vielleicht auch vernünftigste, sich recht wohl eingehender diskutieren läßt. Allein wir wollen nicht zu weit in alle Licht- und Schattenseiten dieser Theorien eindringen, sondern uns damit zufrieden geben, wenn wir die drei Haupt-Theorien — die spiritistische, telekinetische und mechanische — mit genügender Schärfe definiert haben.

Zur Erklärung der oben angeführten Thatsache nun ist die dritte oder mechanische Theorie die einzige, die ich für vollständig absurd und deshalb für ganz unzulässig halte. Dieser Satz könnte dogmatisch erscheinen; ich beeile mich deshalb, die Bitte beizufügen, mich nicht mißzuverstehen. Ich bestreite nicht die Behauptung, daß Tausende von Malen Tische durch unbewußte Muskel-Aktion gekippt und gehoben worden seien. Natürlich ist dies der Fall gewesen und natürlich geschieht dies fortwährend, in gutem Glauben durch Personen, die sich selbst und unbeabsichtigt auch andere täuschen, in dem Glauben, die daraus resultierende Bewegung sei eine Manifestation verstorbener Menschen oder sie sei echt telekinetischer Natur. Ich habe wohl Hunderte von Malen Tische herumtanzen gesehen, die meiner Beobachtung nach einfach durch die Muskeln von Personen gedrückt und gestoßen wurden, die selbst davon gar keine Ahnung hatten. Solche Fälle erfordern keine weitere vernünftige Erklärung; der Verstand ist befriedigt durch die ausreichende Erklärung, daß die Muskelkraft direkt auf den Tisch einwirkte, wie dunkel uns auch die psychologischen Prozesse bleiben mögen, welche es einer Person ermöglichen, ihre Muskelkraft zu gebrauchen, ohne diese selbst zu ahnen. Solche Fälle sind natürlich von weiterer Betrachtung hier ausgeschlossen, weil sie nicht unter die Rubrik: Bewegung ohne Kontakt fallen. Ich schließe sie deshalb von dieser Diskussion gänzlich aus, ebenso, wie ich die Fälle mit Stillschweigen übergehen muß, bei denen beabsichtigter Betrug vorliegt. Uns interessiert hier lediglich die Frage: kommt es vor, daß ein Tisch oder sonst ein Möbel spontane Bewegung ohne Berührung durch irgend Jemand und ohne Anwendung einer mechanischen Kraft zeigt, oder kommt dies nicht vor. Wenn es gelingt, die Thatsache festzustellen, so können wir natürlich von der mechanischen Theorie ganz absehen, indem wir ihre Absurdität auf einfachste Weise beweisen, nämlich dadurch, daß sie überhaupt nicht anwendbar ist, da sie mit dem Fall überhaupt nichts zu thun hat.

Ich gehe nun daran, die Thatsache selbst als solche festzustellen.

Ich habe zu wiederholten Malen mit meiner Gattin, manchmal mit einer dritten, vierten, fünften, sechsten, siebenten oder achten Person zusammen, bei vollständiger Beleuchtung energische, selbst heftige Bewegungen eines großen Tisches beobachtet, den Niemand berührte, weder direkt, noch indirekt. Diese Personen waren alle Freunde von uns; keine davon jemals öffentliches oder Berufs-Medium, es waren wohlbekannte Damen und Herren aus Washington, deren Namen, wenn nötig, genannt werden könnten. Ihre verschiedenen Privat-Ansichten über die Natur der Vorgänge sind vermutlich so verschieden, wie ihre Charaktere, und sicher hatte keine von ihnen einige hundert Stunden für Thorheiten übrig, noch hätte je eine unter ihnen Neigung gehabt, die andern zu betrügen. Es wäre solche Annahme ganz absurd; wenn betrogen worden wäre, dann wäre Jeder von uns ein Betrüger, der Verfasser samt seiner Gattin inbegriffen, aus dem einfachen Grunde, weil im Laufe der Zeit Jeder von uns einmal abwesend war, ohne daß der Charakter der Vorgänge irgend eine

Veränderung erlitten hätte. Allein die Annahme ist nicht absurd, daß Einer von uns sich selbst getäuscht haben könnte und so unbewußt die Andern betrogen hätte. Keiner unter uns konnte immer absolut sicher sein, daß wir keine unbewußte Muskelkraft ausübten, wenn unsere Hände auf dem Tische lagen. Thatsächlich zweifele ich auch nicht daran, daß zuweilen solche Kraft ausgeübt wurde.

Um deshalb doppelt sicher zu gehen, will ich alle Fälle beiseite lassen, bei denen überhaupt Berührung der Tische stattfand; ich will ferner alle Dunkelsitzungen von der Betrachtung ausschließen, und endlich alle die Fälle weglassen, in welche außer dem Verfasser, seiner Gattin und einer dritten Person, die wir Frau A. nennen wollen, noch weitere Personen anwesend waren, wodurch wir dann den folgenden typischen Fall, der nach keiner Seite hin fraglich erscheint, übrig behalten.

Die Szene spielt im Wohnzimmer unseres Hauses. Im Centrum steht ein breiter, schwerer Tisch. Er ist aus Eichenholz, eingelegt, und wiegt vielleicht 100 Pfund. Die Platte ist oval, etwa 4½ auf 3½ Fuß. Der Tisch besitzt einen Mittelfuß, der in einen Dreifuß ausläuft. Darüber ist der Lüster-Kronleuchter, an dem 2, 3 oder 4 Gas-Brenner, je nach der Beschäftigung der Damen am Tische, angezündet werden. Dr. Coues sitzt in seinem Lehnstuhl in einer Ecke des großen Zimmers, vom Tische entfernt, lesend oder schreibend, beim Licht von zwei weiteren Gas-Brennern. Die Damen machen den Vorschlag, zu probieren, ob der Tisch „etwas thun" will, wie sie es nennen. Die Tischdecke wird entfernt; Frau Dr. Coues setzt sich auf einen niederen Schaukelstuhl, und legt ihre Hände auf den Tisch, Frau A. auf einen niederen Lehnsessel, thut dasselbe auf der anderen Seite des kürzeren Tisch-Durchmessers. Ihre Hände liegen fest auf der Platte auf.

In dieser Lage konnte natürlich keine den Tisch seitlich aufheben, sei es mit den Händen oder sonstwie. Ebensowenig konnte Eine mit ihren Händen so drücken, daß sich der Tisch an der entgegengesetzten Seite erhöbe, ohne Ausübung einer leicht zu beobachtenden Muskel-Anstrengung. Noch konnte Eine den Tisch mit ihren Knien aufheben, da ihre Knie mindestens einen Fuß unter der Tischplatte sich befinden, und kein Fuß den Boden verläßt. Noch konnte endlich Eine den Tisch dadurch heben, daß sie ihren Zehen unter einen der Tischfüße schiebt, erstens, weil der Tisch zu schwer ist, zweitens, weil der so gehobene Tisch infolge der relativen Lage des Dreifußes zur ovalen Platte diagonal sich heben und senken müßte, und das entspricht nicht den gewöhnlich beobachteten Bewegungen.

Unter solchen nun in allen Einzelheiten beschriebenen Verhältnissen und beim vollen Glanz von vier oder mehr Gasbrennern, begann der Tisch gewöhnlich zuerst zu krachen, und allerlei sonderbare Geräusche hervorzubringen, ganz und gar verschieden von dem, was man zu hören bekommt, wenn man auf ihn drückt, oder ihn dreht. Diese Geräusche zeigten bald eine gewisse „Methode im Unsinn", wie Shakespeare sagen würde, und ließen ein bestimmtes Klopfen vernehmen, aus dem man ent-

sprechend einem vorherbestimmten Signal-Codex ein „Ja" und „Nein" herauslocken und eine verständige Konversation mit irgend einem unbekannten Jemand oder Etwas beginnen konnte. Der Tisch war dann gewöhnlich höflich genug, das zu thun, um was man ihn bat. Die eine oder andere Seite wurde aufgehoben, je nach Wunsch; er beugte sich so oder so, je nach Verlangen.

Wenn die Dinge einmal im Gang waren, dann gingen wir an den Schlußversuch: beide Damen entfernen ihre Hände vom Tisch, rücken ihre Stühle einen Fuß oder zwei zurück und setzen sich bequem in ihre Stühle. Dr. Coues kann von seinem Lehnstuhl aus über und unter den Tisch hinwegsehen. Die Füße der beiden Damen sind jetzt vom Tisch mindestens einen Fuß entfernt; ihre Köpfe und Arme noch weiter; nirgends Berührung, selbst die Kleider überall ein bis zwei Fuß von dem Tisch entfernt. — Nun hebt der Tisch einen Fuß vom Boden, der dann mit einem Schlag zurückfällt; er hebt zwei Füße vom Boden etwa drei bis sechs Zoll hoch, und läßt sie mit einem Schlag auffallen, so stark, daß der ganze Boden erdröhnt und die Glasglocken des Kronleuchters über unseren Köpfen rasseln. Außer solcherlei ungestümen und heftigen Bewegungs-Aenderungen behält der Tisch sein spukhaftes Wesen bei und unterhält sich weiter mit uns durch Klopflaute; in der Regel sind seine „Ja" und „Nein" vernünftig, zuweilen den Vermutungen des Fragenden entsprechend, zuweilen aber in direktem Widerspruch mit demselben. Manchmal wird behauptet, es sei ein gewisses Individuum da, und der betreffende Charakter des Spuks dauert dann während eines längeren Gespräches an; dann verschwindet dieser Charakter wieder, und wird durch eine andere Person, oder ein anderes Etwas ersetzt, mit andern Ansichten, die auch durch andere Klopftöne mitgeteilt werden. Kurz, das leblose und vermutlich gefühllose Stück Möbel wird für eine bestimmte Zeit allem Anschein nach von Intelligenz belebt, welche dieselben Empfindungen zeigt, wie ein gewöhnlicher Mensch und sich ebenso als Individuum dokumentiert. Und bei dem allem ist ganz augenscheinlich und fraglos: keine der drei Personen im Zimmer berührt den Tisch — die zwei Damen, zwei oder drei Fuß vom Tische entfernt, Dr. Coues, zwei bis drei Meter davon weg in einer Zimmerecke — drei bis vier Gas-Brenner hell-leuchtend und Niemand sonst in Sicht.

Wenn dies nicht Telekinesis oder Bewegung von Materie ohne Kontakt ist und absolut außerhalb der Mechanik steht, dann verstehe ich nicht, was diese Worte bedeuten; dann können wir drei Obengenannten uns auf unsere Sinne nicht mehr verlassen.

Unter ähnlichen Verhältnissen — die in der Hauptsache dieselben waren, jedoch weniger zwingende Bedingungen enthielten, als die hier als Beispiel angeführten — sind wir nun öfters, als wir uns zu erinnern vermögen, Zeugen gewesen von Manifestationen identischer Art, auf welche ich hier nicht weiter einzugehen beabsichtige. Wir haben gewissenhaft viele Fälle notiert; allein die Erlebnisse glichen sich alle mehr oder weniger,

so daß wir die Notierungen bald satt bekamen. Unter den rigorosesten und exaktesten Versuchs-Bedingungen, wie ich sie soeben beschrieben, — volle Beleuchtung, keine Berührung, und nur drei Personen anwesend — wechselten die Manifestationen nie sehr stark; allein wir erreichten nie das Ziel unseres fortwährenden oft ausgedrückten Wunsches, daß nämlich der Tisch so freundlich gewesen wäre, alle drei Beine zugleich vom Boden zu erheben. Wohl hob er lustig ein Bein und ließ es wieder fallen; und wenn bei gutem Humor, auch zwei Beine zugleich und ließ sie wieder geräuschvoll niederfallen. Dies ist offenbar Levitation, zwar dem Grad, aber nicht dem Wesen nach verschieden von der entschiedeneren Levitation des vollen Erhebens vom Boden. Uebrigens zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß wir früher oder später auch diesen Vorgang beobachten werden, wenn wir die Zeit und die Geduld besitzen, die zu seiner Hervorbringung nötig sind.

Ich möchte hier noch einige ergänzende Bemerkungen in betreff der Geräusche und Bewegungen anfügen. Unter weniger zwingenden Beobachtungs-Bedingungen, als im obigen Falle, konnten wir mancherlei kuriose Dinge wahrnehmen. Die Klopftöne waren immer in ihrer Klangfarbe wesentlich verschieden von denen, die sich mit dem Nagel oder Knöchel auf einen Tisch hervorbringen lassen. Sie bewegen sich zwischen ganz leisem Tippen, wie es mit den Fingerspitzen hervorgebracht werden kann, und mächtigen Schlägen, die im unteren und im oberen Stock gehört wurden. Allein man kann sie nicht nachmachen. Sie scheinen aus dem Innern des Holzes, nicht von der Oberfläche der Platte herzukommen; sie zeigen manchmal eine sonderbare vibratorische Eigenschaft; sie kommen aus allen Teilen hervor, aus der Tisch-Platte, aus der unteren Seite, aus dem Mittelfuß, von jedem Ende des Dreifußes, manchmal sogar von den Stühlen der Herumsitzenden, und werden zuweilen, wie es scheint, echoartig, auf dem Boden, an den Wänden, an der Zimmerdecke, am Kronleuchter und an andern Gegenständen im Zimmer beantwortet. Während diese Klopftöne alle einen und denselben Grund-Charakter aufweisen, unterscheiden sie sich untereinander doch ebenso sehr, wie die Stimmen verschiedener Menschen. Ihr Geräusch ist einmal kurz, scharf, erschütternd, wie das Klicken eines Morse-Telegraphen, einer Schreib- oder einer Nähmaschine, dann wieder ganz dumpfklingend, manchmal rasch über den ganzen Tisch hinwegfahrend, wie wenn man ein Tuch zerreißt. Zu Zeiten nur einzelne lichte Schläge; dann tönt es wieder, wie wenn Einer etwa mit den Fingerspitzen auf dem Tisch einen Marsch trommelt. Dann wieder einmal ein ganzes Tonstück, ein unverkennbarer „Yankee-Doodle“ oder „Dixie“ oder etwas derartiges. Auch bekannte Nationallieder wurden versucht. Manchmal sprachen wir den Wunsch aus, diese Produktionen möchten an einem gewissen Punkt unterbrochen werden. So z. B.: „Spiele drei Takte von „Dixie“, halte dann an mit einem lauten Schlag und beginne wieder von vorne“; solcher Bitte wurde genau entsprochen. Fragen, wie „wie viel Personen sind hier im Zimmer“, oder „welche

Nummer hat unser Haus", oder etwas derart, das leicht versifiziert und leicht ausgedrückt werden konnte, wurden in der Regel korrekt beantwortet. Ich muß hier wiederholen, daß solche Dinge zu verschiedenen Zeiten vor sich gingen, wenn nach und nach alle Personen, die jemals unsern Kreis besuchten, abwesend waren, mit Ausnahme von Frau Dr. Coues, die, so weit ich mich entsinnen kann, immer anwesend war.

In Bezug auf die Bewegungen des Tisches, abgesehen von den Geräuschen, die dessen heftige Bewegungen gelegentlich hervorbrachten, muß nach Einiges bemerkt werden. Sie enthielten allem Anscheine nach alle nur überhaupt möglichen Bewegungen eines solchen Möbels, mit Ausschluß, wie bemerkt, der vollständigen Erhebung (Levitation). Sie umschlossen alles, angefangen von zarten, beinahe unmerklichen Gleit-Bewegungen, bis zu so heftigem Schwanken und so intensivem Rücken, daß dadurch der Kreis unterbrochen, und die Zehen der Umsitzenden durch das Niederfallen der Tischfüße verletzt werden konnten, und zwar so stark, daß man das Geräusch im ganzen Hause hörte. Ich habe mehr als einmal fünf oder sechs Personen mehrere Minuten lang im Zimmer herumjagen gesehen, bis sie Alle atemlos geworden waren bei dem Versuch, dem excentrischen Möbel in seinen grillenhaften Sprüngen durch das geräumige Zimmer hindurch zu folgen.

Ich glaube nicht, daß die bewußt oder unbewußt ausgeübte Muskelkraft eines der Anwesenden ausgereicht hätte, um ein derartiges Resultat, wie wir es beobachteten, herbeizuführen und hätten mehrere der Teilnehmer ihre Muskelkraft angestrengt, dann hätte wohl die Kraft des Einen der des Andern entgegengewirkt und das Resultat wäre wahrscheinlich mehr ein Festhalten, als ein Herumziehen des schweren Möbelstückes gewesen. Manchmal schien nach diesen Narrenpossen der Tisch ermattet zu sein, wenigstens legte er sich seitlich auf das Sofa, wie wenn er nach diesen Sprüngen nun der Ruhe bedürfe.

Dieses von uns beobachtete Tisch-Rücken und Tisch-Klopfen beschränkt sich übrigens keineswegs auf dieses einzige Möbel, mit dem wir gewöhnlich experimentierten. Wir nahmen auch einen sehr leichten Ecktisch, gaben die Versuche aber bald wieder auf, da der Tisch sich als nicht verwendbar erwies. Seine Verdrehungen waren so ermüdend und so sinnlos, wie die üblichen Wanderungen einer „Planchette". Er schwankte einfach so lange, bis er umfiel. So kamen wir an unsern Speise-Zimmertisch, ein ungewöhnlich, — ich möchte sagen — bemerkenswert schweres Möbelstück, so schwer, daß es von einer Person gar nicht vom Boden gehoben werden kann. Er ist aus solidem englischen Eichenholz gebaut, mit einem kräftigen Fuß an jeder der vier Ecken. Für gewöhnlich können an demselben acht Personen bequem sitzen. Dieses massive Möbelstück begann letzten Winter aktives Interesse an psychischer Forschung zu zeigen, und zwar durch öfteres Zittern und Knarren, und bekam mit der Zeit offenbar Erfahrung. Alles, was dazu nötig zu sein schien, war, daß am Schlusse des Abendessens, nachdem die Aufwärterin Früchte und Kaffee gebracht

und wieder in die unteren Regionen verschwunden war, die Umsitzenden ihre Stühle etwas zurückschoben, ihre Hände auflegten und dann einige Momente still verharrten. Dann begannen die Klopftöne und die Vorstellung endete gewöhnlich mit einem heftigen Ruck des Tisches nach der einen oder andern Richtung, einige Zoll, einen Fuß oder mehr weit. Indem ich so verschiedene Vorkommnisse aufzähle — die alle dem Hauptfall, an dem ich die Spitze meiner Ausführungen über die Bewegung von Materie ohne mechanischen Kontakt festnagele, zur Stütze dienen —, darf ich gewisse laute, gelegentlich im Zimmer gehörte Detonationen, und ebenso gewisse Lichterscheinungen nicht unerwähnt lassen; diese beiden Arten von Manifestationen wurden von allen anwesenden Personen gleicherweise gehört und gesehen, allein von Niemand hinreichend genau beobachtet.

Ich möchte zum Schluß alle diejenigen, welche diese Konstatierung von Thatsachen, diesen Bericht über Experimente hören oder lesen, darauf aufmerksam machen, daß, obwohl es sich um Konversationen, geführt mit Tischen, um Mitteilungen über intelligente Aeußerungen, ausgehend von einem empfindungslosen Stück Holz handelt, ich es aus wohlüberlegten Gründen unterlassen werde, auf die Frage des Ursprungs, der Quelle der manifestierenden Intelligenz, und auf eine Analyse des Inhalts der so erhaltenen Mitteilungen näher einzugehen. Das ist eine ganz und gar andere Sache, auf die ich mich hier nicht einlasse. Dieser Vortrag hat den einzigen Zweck der Feststellung der Thatsache von Bewegung lebloser Gegenstände ohne mechanische Berührung im Auge. Der Rest ist hier Nebensache.

Aber nachdem nun die Thatsache klar festgestellt und durch Beweise gestützt ist, möchte man von mir wohl auch eine Erklärung dieser außergewöhnlichen Dinge, für die ich hier eintrete, erwarten. Ich möchte hierauf respektvollst erwidern, daß ich zu alt bin, und vielleicht auch nicht weise genug, um den Anspruch einer Erklärung erheben zu können. Wenn ich jünger und im Besitze alles Wissens wäre, dann würde ich auch alles erklären, wenigstens zu meiner eigenen Zufriedenheit. Da ich nun aber lange genug gelebt und die Erfahrung gemacht habe, daß die Erklärung irgend einer Sache in dieser Welt nur immer neue Fragen hervorruft, so spüre ich keinerlei Neigung, neuen Schwierigkeiten zu begegnen, die sich in geometrischer Proportion zur Ausdehnung und zur Schärfe meiner Untersuchungen steigern würden. Ich begnüge mich, zu konstatieren, daß keine Erklärung etwas erklärt, so lange, bis überhaupt keine Erklärung mehr möglich ist — oder mit anderen Worten: Alles Erklären endigt mit der Einsicht der eigenen Unzulänglichkeit.

Wenn ich aber gleichwohl eine Ansicht nach dieser Richtung äußern soll, so möchte ich sie folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die mechanische Erklärung ist absurd und kommt deshalb gar nicht in Betracht.

2. Die telekinetische Erklärung ist nicht absurd, kommt sehr in Betracht, ist gemäßigt, reinlich und äußerst wahrscheinlich.

3. Die spiritualistische Erklärung ist nicht absurd, kommt recht wohl in Betracht, ist äußerst radikal, und wenn auch weniger wahrscheinlich, als die telekinetische, so doch durchaus nicht unmöglich.

Von den beiden zuletzt genannten Erklärungen, der telekinetischen und der spiritistischen, neige ich entschieden mehr zur ersteren, aus dem einfachen Grunde, weil es mir wünschenswert erscheint, daß wir unsere Untersuchungen über das Wirkungs-Vermögen des verkörperten Menschen-Geistes zuvor vollständig erschöpfen, ehe wir unsere Hypothese ins Jenseits, in das Bereich verstorbener Freunde verpflanzen. Wir sollten uns vor diesem letzten Schluß hüten, gerade, weil er so einfach und so leicht zu machen ist. Die daraus zu ziehenden logischen Schlüsse sind zu schwerwiegend für die Thatsachen, auf denen sie ruhen. Die spiritistische Erklärung erspart uns die Mühe des Denkens und fordert den Spott heraus. Alles dies ist nicht wünschenswert.

Wenn wir aber entdecken, daß verkörperte menschliche Wesen in einer gewissen Beziehung stehen zu diesen Phänomenen, und offenbar nötig sind zu ihrer Hervorbringung, so müssen wir uns vor allen andern Dingen vergewissern, ob nicht in uns selbst die eigentliche Ursache, die eigentliche Quelle dieser Manifestationen zu finden ist. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß es durchaus nicht unmöglich ist, daß diese Phänomene teilweise uns und der Welt, in der wir leben, und teilweise anderen Wesen und einer anderen Sphäre der Existenz angehören können. Wenn wir aber uns selbst als wirksame Ursache vollständig aus dem Problem eliminieren, — dann bleibt uns freilich nur noch eine einzige Lösung übrig, die nämlich, daß die von mir bezeugten und beschriebenen Vorgänge der Wirkung anderer geistiger Wesen als uns selbst und vermutlich verstorbener Menschen zugeschrieben werden müssen. In diesem Falle wäre also die spiritistische Theorie die einzige logisch haltbare.





Der Weltberuf der Theosophischen Gesellschaft.

Ein Vortrag.[1])

Von

Gyanendra Nath Chakravarti.

❧

Das Land, aus dem ich komme, hat eine bis in die Urzeit zurückgreifende Vergangenheit. Ich gehöre zu einem vom Alter gebeugten Menschenstamme. Ich bekenne mich zu einer Religion, deren Dämmerstunde — wie uns unsere Mythologie lehrt — die Morgendämmerung der Schöpfung war, eine Thatsache, an der noch keine Forschung zu rütteln vermochte. Und diese Religion, der ich angehöre, war einst von riesenhafter Macht. Sie glich der mächtigen Eiche, an deren Stamm sich die verschiedenen Epheuzweige emporranken, mit all den moralischen, politischen und sozialen Institutionen und Organisationen meines Mutterlandes.

Allein selbst der Himmel Indiens ist nicht wolkenlos. Es kam eine Zeit, in der die Eiche, um die sich alle jene Institutionen schlangen, ihren Saft verlor. Es schien, wie wenn alle diese Institutionen dahinwelken wollten mit dem schwindenden Leben der Eiche, um deren Stamm sich alle fest verschlungen hielten. Es schien, wie wenn das mächtige Gebäude mit all seiner großartigen Architektur wanken wollte, und schon waren wir daran, auszurufen: „Heiligtum der Allmacht, ist dies Alles, was von dir uns bleiben soll?"

Schon begann das Heiligtum der allmächtigen Religion nach Atem zu ringen. Jeder Augenblick schien sein letzter werden zu sollen, und trotz der inneren Kraft seiner Konstitution schien es dem Untergang geweiht.

Welch besseren Beweis könnte ich Ihnen geben von der ihm ursprünglich innewohnenden Kraft und von der Wahrheit seines inneren

---

[1]) Diese Rede wurde vor dem Chicagoer Theosophen-Kongreß gehalten. Gyanendra Nath Chakravarti, M. A., L. L. B., F. T. S., ist Professor der Mathematik am College von Allahabad und vertrat auf dem Internat. Religions-Parlament drei brahminische Körperschaften Indiens.

Wesens als die Thatsache, daß es, während Zeitalter über Zeitalter der Menschheit verging, den Faustschlägen der Außenwelt zu widerstehen vermochte? Jahrhunderte über Jahrhunderte rollten über sein eisgraues Haupt dahin. Reiche erhoben sich und Reiche brachen zusammen über seiner mächtigen Brust. Fremde Eroberer und verheerende Revolutionen zerschlugen es mit der Gewalt ihrer Waffen; die Wellen und Wogen fremder Ideen unterwühlten seinen Schoß, und dennoch steht es heute aufrecht da, bemoosten Hauptes zwar, aber als Wahrzeichen dessen, was die Wahrheit vermag, als ein Denkmal der Macht der Rischies, jener großen Ahnen der Hindus, jener Bewahrer der heiligen Wahrheiten. Und doch schien dieselbe Religion, deren Kraft ich Ihnen jetzt rühme, in den Abgrund der Vergessenheit versinken zu sollen.

In solcher Zeit, in solchen Augenblicken, wie sie noch vor 15 Jahren eintraten, als Alle die, welche die Religion kannten, von Sorge erfüllt waren um ihre Zukunft, als sie die gebrechliche Barke der jungen Generation Indiens die heimatliche Küste, den Hafen des Friedens hinter sich lassen und mehr und immer mehr den gefahrvollen Klippen des Materialismus, welcher Indien vom Westen her überflutete, entgegentreiben sahen, wurden ihre Herzen von den schlimmsten Befürchtungen erfüllt. Der Materialismus Europas hatte Indien erreicht unter dem Einfluß seiner englischen Gouverneure. Schulen wurden errichtet, in denen nur eine weltliche Erziehung erteilt wurde. Das Gemüt der indischen Jugend, welche diesen Schulen vor den Sanskrit-Schulen, in denen eine religiöse Erziehung geboten wird, den Vorzug gab, wurde mit Materialismus durchtränkt. Sie, diese Jugend, wollte nicht mehr in ihre alten Schulen gehen. Und warum nicht?

Weil es auch in Indien einen Kampf ums Dasein giebt, wie überall, wenn auch in weniger intensivem Grade. Jede hervorragende Lebensstellung, jede Anstellung seitens der Regierung wird denjenigen vorbehalten, welche die Vorteile und den vermeintlichen Segen der sogenannten liberalen Erziehung der englischen Schulen und Kollegien genossen haben.

Die Schulräume füllten sich, die Ausbildung des Intellekts wurde gepflegt, und die Jugend machte Fortschritte in den Wissenschaften nicht nur, sondern leider auch in der „Philosophie" des Materialismus. Ihr Gemüt, ursprünglich rein, ursprünglich dem Geistigen zugekehrt, ursprünglich erfüllt von dem Geiste ihrer Religion, verlor seine Farbe und bedeckte sich mit einer dicken Kruste von Ideen, die aus dem Westen herüberdrangen. Und so fing unsere Jugend an zu glauben, daß nach alle dem das Vertrauen auf ihre mächtigen Rischies eine Täuschung sei, daß die Religion, in deren Schoß sie aufgewachsen war, wohl auf Irrtum beruhe, daß all' das Licht der modernen Sonne, die so glanzvoll dem Westen geleuchtet, keine solche Illusionen erzeuge, daß es jene großen Wahrheiten, die sie mit der Muttermilch eingesogen, gar nicht kenne; und geblendet von dem täuschenden elektrischen Lichte moderner Philosophie, von den Strahlen moderner Civilisation, beging sie Treubruch an ihren alten Ueberlieferungen

und Verbindungen, an der mütterlichen Brust ihrer eigenen Geistesart. Glaubte sie doch, Wahrheit ließe sich nur finden in den Werken eines Huxley, eines Spencer, und so griff sie eifrig nach jenen uns allen wohlbekannten Theorien der Weltanschauung des Materialismus.

In jener Zeit der Krisis aber sollte Hülfe kommen. Denn Indiens Todesstunde hat noch nicht geschlagen. Indien hat noch eine große Aufgabe zu erfüllen in der Geschichtr der Kultur-Welt. Es hat noch den Strom der Entwickelung zu fördern; es hat noch seine großen leitenden Gedanken weit über die Oceane zu senden, um Millionen von Seelen aufzurichten. Deshalb kam Hülfe. Aber nicht von den mächtigen Shastras, noch auch von ihren gelehrten Priestern und Brahmanen, den traditionellen Lehrern der Menschheit. Denn seltsam und unerforschlich sind des Geistes Pfade. Hülfe kam von einer Seite, von woher sie am allerwenigsten zu erwarten war: sie kam vom Westen. Ueber die Oceane und Kontinente bot sich die hülfreiche Hand, die das gebrechliche Fahrzeug, das dem Untergange entgegensteuerte, erretten sollte. Ja, dasselbe Land, in dem wir hier versammelt sind und das vollständig von den Lehren des Materialismus getränkt war, ist es, dem die Ehre, die Genugthuung gebührt, Indien vor jenem trostlosen Verhängnisse bewahrt zu haben.

Von diesem Lande zogen zwei Personen aus, Helene Blavatsky und Henry Olcott, ausgerüstet mit einem reichen Schatze von Ideen aus den großen Vorratskammern jenes Ostens, dem Accumulator der gewaltigen Geistes-Energie, die noch dem Westen unbekannt ist.

Von dort her kam die Theosophische Gesellschaft mit den Wundern, den Erfolgen, die sich überall an ihre Fußstapfen hefteten. Sie zogen im Lande umher, und die Hindus vernahmen ihre Stimme: „Söhne Indiens — so sprachen sie — wie lange soll euer Schlummer noch währen? Wollt ihr denn nie mehr zu dem Bewußtsein euch erheben, daß gerade ihr die geistigen Ahnen der Menschheit seid? Von euch gingen wie von einer Sonne, die Strahlen der verschiedenen Religionen aus, die für die vielen Rassen und Völker der Menschheit zur Leuchte wurden. Wollt ihr niemals wieder euch dessen erinnern, daß in eueren eigenen Büchern wie in euerem eigenen Innern, eben jene Quelle fließt, aus der die Ströme unsterblicher geistiger Wahrheit entsprangen?"

Wir lauschten zuerst argwöhnisch, dann zweifelnd. Es kann nicht wahr sein. Kann dies wahr sein? Es ist zu gut, um wahr sein zu können. Und so forschten wir; wir untersuchten, kritisierten, und welch' angenehme Enttäuschung erlebten wir zu unserer Ueberraschung! Wir erkannten unsern Irrtum. Wir suchten in unsern eigenen Schriften und entdeckten unter der oberen Kruste zwischen den Erzen unserer Shastras herrlich funkelnde Diamanten. Da ging uns das Bewußtsein auf, daß nach alle dem unsere Religion nicht jenes verächtliche Ungeheuer sein könne, als das sie zu betrachten die Prediger des Kirchentums uns gelehrt hatten. Die Lehrsätze und Wahrheiten, welche in unsern eigenen Shastras unter dem Staube von Jahrtausenden begraben lagen, begannen nun

plötzlich in ihrem vollen Glanze sich unsern Augen zu enthüllen. Und warum?

Nur darum, weil sie uns nicht in der fremd gewordenen, uralt überlieferten Gestalt geboten wurden, sondern in der modernen Form des Westens. Jener Frau, jener Helene P. Blavatsky, war das stolze Vorrecht verliehen, dem Osten und seinen Bewohnern, den Hindus, Wahrheiten in einer Form zu bieten, die sie veranlaßte, zu ihrer eigenen Religion zurückzukehren. Auf diese Weise wurde uns aufs neue die indische Philosophie dargeboten, aber im Glanzschmucke der modernen Wissenschaft und bereichert mit den metaphysischen Begriffen moderner deutscher philosophischer Gedankenarbeit; und Jung-Indien, welches bis vor kurzem noch geschwelgt hatte in dem berauschenden Getränke moderner materialistischer Philosophie, konnte jetzt sehen, wie seine Religion sogar die Probe dessen bestand, was es bisher als den Gipfel menschlicher Weisheit angesehen hatte. Es kehrte deshalb zurück zum Studium seiner eigenen Shastras, zur Wertschätzung seiner eigenen Religion, und so sind wir denn heute unserm alten Heim viel näher, als wir es vor 15 Jahren waren.

Man hat die Frage aufgeworfen, in wiefern es möglich war, daß der Osten, der doch die Genugthuung hat, den größten Schatz an geistigem Wissen zu besitzen und so viele geistig höher entwickelte Menschen hervorbrachte, vom Westen her irgend einer Hülfe bedürfen konnte. — Die Antwort darauf ist die, daß die Arbeitsziele im Osten und im Westen sehr verschieden sind. Im Osten liegen diese Ziele sehr oft in der höheren Geistes-Sphäre. Der nach Erkenntnis strebende Mensch im Osten wartet, bis er in sich selbst die Eigenschaften entwickelt hat, mittels deren er auf einer höheren Ebene wirkt als diejenige, für welche Sie in Ihrer Sprache des Westens noch Begriffe besitzen. Die Arbeit in der Sphäre solches Geisteslebens bringt ein Element hervor, das keinen Vergleich zuläßt mit irgend etwas, was auf physischer oder intellectueller Ebene hervorgebracht werden kann. Allein in Indien giebt es ebenso, wie überall auf unserm Planeten, eine Menge Menschen, welche nicht genügend geistig entwickelt sind, um in das Heiligtum dieser geistigen Schulung einzudringen. Weitaus der größte Teil der gegenwärtigen Menschheit reicht nur bis zur Ebene des Intellects, und alle diese dürfen eben nicht vernachlässigt werden. Der Teil der Menschheit, der noch nicht soweit vorangeschritten ist, um sich in jene höhere Ebene des Geistes zu erheben, muß auf der Ebene des Intellects ergriffen werden. — Diese Arbeit wird nun von der theosophischen Gesellschaft gethan.

In dieser Thätigkeit, in der Verbreitung von Wahrheiten, die in den Shastras wirklich verborgen sind, aber übersehen, nicht beachtet, misverstanden wurden, in der Arbeit, die von den Ideen des Materialismus erdrückten Gemüter Jung-Indiens mit wirklichen Wahrheiten zu nähren, aus denen ihnen Stärke des Geistes erblüht, darin besteht der unschätzbare Segen, den die theosophische Gesellschaft stiftet; das indische Volk zieht daraus Nutzen und erschließt nun auch seinerseits dem Westen seine eigenen

Schätze. Die großen philosophischen und okkultistischen Werke werden nun in die Sprachen des Westens übersetzt, zur Benutzung jener theosophischen Brüder, die uns solch' gute Dienste leisten.

Der hier im Westen gemachte thatsächliche Fortschritt erregt mein Erstaunen. Allein dieser Fortschritt repräsentiert — leider muß ich es sagen — nur eine Phase des gesamten Menschenwesens; er repräsentiert nur eine Teil-Entwickelung desjenigen Wesens, das wir Mensch nennen. Der Mensch ist, wie Sie wissen, sehr zusammengesetzt, und der physische Teil ist, wenn auch wichtig, so doch nicht der wichtigste. Dieser wichtigste Teil des Menschen ist vielmehr geistiger Natur, und er bedarf erst recht der Entwickelung, da ohne diese aller materielle Fortschritt bloße Schlacke bedeutet. Und gerade das, was Ihnen der Osten geben kann, brauchen Sie hier im Westen: das Licht geistiger Wahrheiten; und wenn Sie das besitzen, so wird es für Sie zum Stein der Weisen werden, der Alles das, was er berührt, in Gold verwandelt. All' Ihr Luxus, all' Ihr materieller Fortschritt, wird dann nicht mehr das arme materielle Ding sein, das er heute ist. Im Lichte jenes Geistes wird alles hell erglänzen. Es wird all und jedes an seiner Stelle, in seinem wirklichen Werte erkannt werden; und unter dem Einflusse der theosophischen Gesellschaft dürfte einst der Tag heraufdämmern, an dem Sie bei all' Ihrem materiellen Fortschritte imstande sein werden, im Lichte jenes Geistes zu wandeln, voll bewußt jenes ewigen Heims, dessen balsamisch würzige Luft auch erst den Dingen dieses Lebens im Fleische ihren wahren Wert verleiht.

Indien fühlt heute seine Schuld gegenüber dem Westen, und ich glaube deshalb, daß die theosophische Gesellschaft in der Zukunft eine große Aufgabe zu erfüllen haben wird. Ihr Programm bedeutet die große Vereinigung des Ostens mit dem Westen, der geistigen Energie des Ostens mit der organisierenden Kraft des Westens, des Herzens des Ostens mit dem Kopf des Westens.

Nur durch solche Einheit, nur durch einen Ausgleich zwischen Geist und Materie, nur durch gegenseitige Hülfeleistung, wobei Jeder das bietet, was dem andern not thut, können wir jene Verbrüderung der Menschheit herbeiführen, nach der wir uns alle sehnen. Ja, ich kann sagen, nach meiner praktischen Erfahrung ist diese Idee schon heute mehr oder weniger verwirklicht.

Ich gehöre zur Gemeinde oder vielmehr Kaste der Brahmanen, einer Körperschaft, die sich bisher für zu aristokratisch hielt, um mit der modernen Welt in irgend eine Fühlung treten zu wollen; ich verließ diese Gemeinde, ich verließ meine Heimat — und warum? Um meine Brüder im Westen, die für dieselbe Idee kämpfen, für dieselbe Wahrheit leben, aus derselben Quelle schöpfen, zu sehen, um mit ihnen zu sprechen und mit ihnen reden zu können; und es wird für Sie nicht überraschend sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich in diesem fremden Lande, in diesem Lande, in dem ich nicht ein einziges Gesicht erblicken kann, das meiner Rasse, meinem Stamme angehört, die freundlichste Behandlung, ja, mehr als

dies, ein brüderlich warmes Entgegenkommen erfahren habe. Wo immer ich nur gewesen bin, überall empfand ich im innersten Herzen die mir entgegengebrachte Liebe und Zuneigung. Ueberall wurde ich behandelt wie ein Glied der Familie, wie Einer, den man seit langen Jahren lieb hat und wertschätzt und den keinerlei Scheidewand von uns trennt.

Dies Alles hat mein Herz empfunden, und ich werde zurückkehren, um meinen Landsleuten zu berichten von dem Empfange, den Sie mir bereitet, von der Herzlichkeit, mit der Sie mich aufgenommen, von der brüderlich warmen Hand, die Sie mir geboten haben. Und Indien ist nicht undankbar, trotz der übeln Nachrede, trotz der elenden Verleumdung, die man in sein armes Antlitz geschleudert hat. Indien, sage ich, ist nicht undankbar. Es wird eingedenk sein Ihrer Liebe; es wird sein Bestes thun, und seine Scherflein zusammenlegen, um die schwere Schuld zurückzuzahlen, welche auf ihm lastet. Und dann — nein jetzt schon — sehe ich die welke, magere Geisterhand meines Mutterlandes, des Landes der Mysterien, des geheimen Wissens und der Heiligkeit, ich sehe sie sich ausstrecken über die Meere und die Länder, und aus ihren Fingern fließen mächtige Ströme seines Geistes-Lebens herüber zu den Brüdern, zu den Völkern hier im Westen, und sie gießen über sie aus den Segen seiner Liebe, seines Friedens.





Das Evangelium der Erklärung.

Von

Hübbe-Schleiden.

Im Sommer 1881 hielten Dr. Anna Kingsford und Edward Maitland in London eigenartige Vorlesungen, die durch ihren esoterischen Charakter in weiteren Kreisen Aufsehen erregten. Zum Weihnachten desselben Jahres gaben sie diese Vorträge im Buchhandel heraus unter dem Titel: „Der Weg zur Vollkommenheit oder das Finden Christi".[1])

Dies Buch enthält die Grundzüge des Esoterischen Christentums, und sein Erscheinen ist in dieser Hinsicht epochemachend. Ueberlastung mit andern sich in den Vordergrund drängenden Arbeiten und Aufgaben ist der einzige Grund, warum es mir bisher nicht möglich war, meinem seit Beginn unserer Monatsschrift innig gehegten Wunsche Folge zu geben, unsern Lesern den Inhalt jenes hochbedeutenden Buches vorzuführen, das bisher leider immer erst noch im englischen Original und seit 1892 in französischer Uebersetzung vorliegt.

Die darin gegebenen geistigen Auslegungen christlicher Lehren und die Aufklärungen über die esoterischen (theosophischen) Grundgedanken, welche dem Christentum zu Grunde liegen, sind wirkliche Geistes-Offenbarungen. Demgemäß nennt der jetzt noch überlebende der beiden Verfasser, Edward Maitland, diese seine Lehren auch „das neue Evangelium der Erklärung", nämlich der Erklärung des alten Evangeliums unsres Neuen Testamentes; und die Vereinigung, welche er darauf im Jahre 1891 begründet hat, nennt sich The Exoteric christian Union (die esoterisch-christliche Vereinigung). Ich selbst bin Mitglied dieser Vereinigung seit 1892.[2])

Auch heute ist mir noch nicht möglich, eine Darstellung der Grundgedanken jenes Buches zu geben. Wohl aber will ich einige Mitteilungen machen über ein hochinteressantes Buch, in welchem Edward Maitland neuerdings einen kurzen Bericht abstattet über die Art und Weise, wie er und Dr. Anna Kingsford zu jenem „neuen Evangelium" gekommen sind,

---

[1]) The Perfect Way, or The Finding of Christ. By Dr. Anna Bonus Kingsford and Edward Maitland, London 1882 bei Field & Tuer, 2. Aufl. 1887, 3. Aufl. 1892; jetzt, wie wohl alle Schriften dieser Geistesrichtung zu beziehen durch The Esoteric Christian Union London SW., 37 Chelsea Gardens.

[2]) Schriftführer dieser Esoteric Christian Union ist Miss Ethel Forsyth, London SW., 37 Chelsea Gardens.

und wie die dazu nötige mystische Vorentwickelung in ihm und ihr persönlich sich gestaltet hat.[1]) Die mitgeteilten Erlebnisse sind aber nicht nur bedeutsam als Beispiele magisch-mystischer Entwickelung in unsrer Zeit, sondern auch als Vorbilder von ernstem Suchen nach der Wahrheit und von mutigem Streben nach ihrer Verwirklichung.

Diese „Geschichte des neuen Evangeliums der Erklärung“ hat sieben Kapitel, deren Inhalt durch die Ueberschriften gekennzeichnet wird: 1. die Berufung, 2. die Einweihung, 3. die Mitteilung, 4. die Widerstände, 5. die Ausarbeitung, 6. die Evangelifikation, 7. die Verbreitung und die Anerkennung. Es ist hier weder möglich einen annähernden Umriß der Erlebnisse dieser beiden Persönlichkeiten zu geben, noch auch nur einigermaßen der Fülle ihres lebendig dargestellten Verkehres in der Geisteswelt gerecht zu werden. Ich beschränke mich daher auf einige Beispiele..

Dr. Anna Kingsford ist schon hinreichend in Deutschland bekannt als Hauptvertreterin des Vegetarismus und als die Begründerin der Antivivisektions-Bewegung — weniger Edward Maitland, dessen frühere Romane „The Pilgrim and the Shrine“ und „Higher Law“ zwar schon vor 20 Jahren, als ich sie in England las, dort weithin Interesse erregten, hier in Deutschland jedoch noch nicht einmal in die Tauchnitz Edition aufgenommen worden sind.

Beide Personen waren hellsehend und hellhörend. Auf diese Weise entwickelte sich die „Berufung“ beider für ihre gemeinsame Aufgabe ganz von selbst in innersinnlichen Wahrnehmungen. Ebenso die „Einweihung“ durch die „Vision des Adonai“, von der ja nicht allein in den biblischen Schriften, sondern auch in denen eingeweihter Okkultisten stellenweis die Rede ist.

Dr. Anna Kingsford war schon von Natur in weit höherem Grade, als es Maitland ist, empfänglich für den freien Verkehr mit der Geisteswelt und für die teils intuitive, teils inspirative Aufnahme neuer Erkenntnis. Wie völlig gemeinsam aber ein einheitlicher Geist in und durch beide wirkte, zeigt ein Erlebnis (S. 41—44), welches einige Aehnlichkeit mit dem hat, was Lawrence Oliphant „Sympneumata“ genannt hat.[2]) Dies ist um so auffallender bei dem großen Alters-Unterschiede der beiden; Mrs. Kingsford war 1846 geboren, Maitland etwa 1820. Auch standen sie nicht durch Familien-Bande oder durch persönliche Neigung einander nahe.

Im Winter 1876—77 saß Maitland eines Abends allein in seinem Studierzimmer in Kensington. Mrs. Kingsford war damals von ihren medizinischen Studien in Paris zum Besuch bei Freunden nach Chelsea herübergekommen. Beide waren also einige Kilometer von einander entfernt.

[1]) The Story of The new Gospel of Interpretation told by its surviving recipient (Edward Maitland), London 1893, bei Lamley & Co. 1 & 3 Exhibition Road, SW.

[2]) „Sphinx“, Band VII. No. 40, Aprilheft 1893 S. 205.

Maitland schrieb eifrig, unter dem Nachdrucke einer ihn ganz erfüllenden Inspiration. In rasender Eile flog seine Feder über das Papier, getrieben von der Besorgnis, daß ihm von der Gedankenflut, die ihn durchwogte, wertvolles Material verloren gehen möchte. Klar stand ihm vor der Seele, was er weiter ausführen wollte, noch viele, viele Seiten lang. — Plötzlich versagt ihm der Gedankenstrom. Alles, was er schreiben wollte, ist aus seinem Gedächtnisse wie ausgewischt. Trotz eifrigsten Bemühens kann er sich auf keinen einzigen Gedanken mehr besinnen. Es ist ihm gerade, wie wenn der Gedankenstrom durch sein Gehirn wie durch ein Rohr hindurchgeflossen und wie wenn nun plötzlich der Zuflußhahn geschlossen worden sei. Dabei fühlte er sich keineswegs ermüdet; nur den beabsichtigten Gedankengang konnte er nicht wiederfinden. Da er übrigens jedoch wie immer arbeitslustig war, wandte er sich anderen Aufgaben zu. Indessen schien ihm dies Erlebnis doch so seltsam, daß er sich genau die Zeit merkte; es war halb zwölf Uhr nachts.

Am andern Morgen hoffte er, die früheren Gedanken würden ihm wieder einfallen. Aber ehe er sich an die Arbeit machen konnte, kam Mrs. Kingsford zu einem überraschend frühen Besuche zu ihm.

„Gestern Abend“, so erklärte sie sofort ihr seltsam frühes Erscheinen, „ist mir etwas so Wunderbares geschehen, daß ichs Ihnen doch sofort erzählen möchte; vielleicht können Sie es mir erklären. Ich hatte aufgehört zu arbeiten; ich mochte aber noch nicht schlafen gehen. Ich war im Geiste lebhaft mit Ihnen beschäftigt und dachte an das, was ich zur Durchführung unserer Aufgabe thun sollte. — Plötzlich fühlte ich einen unwiderstehlichen Antrieb, mich wieder an den Arbeitstisch zu setzen, Bleistift und Papier zu nehmen und zu schreiben. Und ich schrieb mit unglaublicher Schnelligkeit, fast wie in halber Geistesabwesenheit, die auf mich eindrängenden Gedanken, Worte, Sätze nieder. In kurzer Zeit waren diese großen Seiten voll. Die Handschrift, wie Sie sehen, weicht von meiner gewöhnlichen ab; und das, was da geschrieben ist, das sind auch nicht Gedanken, wie sie mir sonst eigen sind.“

Maitland las das Geschriebene und fand, daß es genau die Fortsetzung seines gestern abgebrochenen Manuskripts war. Er giebt beide Niederschriften ausführlich wieder, so daß jeder sich von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen kann. Er fragte sie, wann der Vorgang stattgefunden habe. — „Es war genau halb zwölf“, erwiderte sie; „ich war davon so überrascht, daß ich mir sofort die Zeit gemerkt habe.“

Von den vielen Berichten mystischer Erlebnisse hat mich besonders die Erzählung interessiert, wie Maitland zum ersten Male innersinnlich hellsehend wurde. Es war dies bald nach dem soeben mitgeteilten Vorkommnisse.

Maitland saß wieder an seinem Arbeitstische und war in Gedanken stark darauf gespannt, in das eigentliche Verständnis der Geschichte von der Ehebrecherin im Evangelium Johannis (Kap. 8) einzudringen. Er hatte u. a. Professor Seeley's „Ecce Homo“ gelesen und war entsetzt,

wie dort Jesus eine gewisse Prüderie dem Weibe gegenüber zugeschrieben wurde. Maitland erzählt nun weiter (S. 47—50):

„Als ich so saß und sann, verfiel ich in einen Zustand, der obwohl innerlich versenkt, doch nicht für meinen Zweck genügend innerlich war — denn ich wünschte, so zu sagen, meine Gedanken selbst zu sehen. Da hörte ich die mir bekannte innere Stimme sagen: „Du hast es in Dir. Suche es!“

Dadurch ermutigt, zwang ich mich zu weiterer innerer Sammlung. Plötzlich — zu meiner höchsten Ueberraschung, denn weder erwartete ich es, noch begriff ichs — erschien vor mir die ganze Scene jenes Vorgangs handgreiflich wie ein lebendes Bild in einer Camera obscura, so natürlich, so bis in das Einzelne ausgeführt und so scharf ausgeprägt und doch zugleich so ganz anders als jede andere bildliche Darstellung, die ich je gesehen hatte.

Ganz dicht vor mir zu meiner Rechten stand der Tempel, und Jesus saß auf einem hoch vorspringenden Säulenfuß des Portals. Vor ihm drängte sich eine Menge von Personen im Kostüm jenes Landes und jener Zeit; jeder verschiedene Anzug ließ die Gesellschaftsklasse und den Beruf des Menschen leicht erkennen. Unmittelbar vor ihm stand die Gruppe seiner Jünger und neben ihnen die Ankläger des Weibes; diese kennzeichneten sich durch ihre reiche Kleidung und durch ihr scheinheiliges Gebahren. Ganz dicht bei dem Meister, zwischen ihm und den Anklägern, stand das Weib.

Ich näherte mich der Scene so, wie wenn ich als ein Meteor durch die Luft herangeflogen käme. In dem Augenblick war Jesus gerade im Begriff sich aufzurichten. Er hatte sich gebückt gehabt, um in den Sand auf dem Boden zu schreiben. Als er aufsah, hatte ich einen vollen Anblick seines Antlitzes.

Er war von mittlerem Alter. Aber zu meinem Erstaunen war der Typus seines Angesichtes der eines Murillo, mehr als eines Raphael; und der untere Teil seines Gesichtes war mit einem kurzen dunklen Bart bedeckt. Der Ausdruck war abgehärmt und sorgenvoll und etwas müde. Seine Haut war rauh, wie abgehärtet durch die Witterung. Seine Augen lagen tief und glänzten, aber mit einem Blicke ganz besonderer Innigkeit.

Einer der Apostel, den ich sofort durch seine verhältnismäßige Jugend als Johannes erkannte, obwohl er mir den Rücken zukehrte nach der Seite, von der ich mich näherte, bückte sich eben, um die Worte zu lesen, die der Meister in den Sand auf dem Steinpflaster geschrieben hatte; und wie durch magische Gewalt gezogen, trat mein Wesen gleichsam in das seine hinein; ich versuchte durch seine Augen jene Worte zu lesen.[1]) Deren genauer Sinn ist mir entfallen; aber mein Eindruck war der, daß sie an

[1]) Da nur Johannes diese Lebensscene Jesu berichtet, so hat offenbar nur er dieselbe stark genug erfaßt, um sein Erinnerungsbild besonders stark im Astrallicht auszuprägen. Deshalb ist es erklärlich, daß es dem, der jetzt dies Bild im Astrallichte sieht, so vorkommt, wie wenn er es mit den Augen des Johannes sähe. H. S.



sich unbedeutend waren, und daß sie gar keinen andern Zweck für Jesus hatten, als sich selbst zu sammeln und vollkommen zu beruhigen.

Denn es bäumte sich in ihm eine übermächtige Entrüstung auf — nicht gegen das verklagte Weib, sondern gerade gegen die daneben stehenden Vertreter der konventionellen Orthodoxie, die Hohenpriester und die Pharisäer, ihre scheinheiligen, heuchlerischen Ankläger — jene seelischen Vivisektoren, durch deren Erbarmungslosigkeit das zitternde Weib dort in sich selbst zusammengesunken dastand voller Scham, den frechen Blicken der höhnenden Menge ausgesetzt, während ihr Vergehen in so roher Weise vor allen Anwesenden in ihrer Gegenwart ausgeschrieen war. Denn ihre Haltung zeigte, daß sie vor Scham in die Erde sinken wollte und weder ihren Anklägern noch ihrem Richter in das Angesicht zu sehen wagte.

Er, ihr Richter, hat es auch gehört; aber er weiß, daß die, welche sie anklagten, selbst tausendfach schlimmere Sünder sind als sie, da das, was sie nur von Leidenschaft oder Weichherzigkeit getrieben that, bei jenen eine kaltblütige Gewohnheit ist, erworben in tiefeingewurzelter Verdorbenheit.

Im Gegensatz zu ihnen steht das Weib vor seinen Augen wie in engelhafter Unschuld da. Daher droht ihn die Entrüstung so zu überwältigen, daß er sich nicht sofort getraut zu reden. Sein erster Antrieb ist, die Heuchler fortzujagen, wie er einst die Schacherer aus dem Tempel trieb. Um seinen heiligen Zorn vor dem Ausbrechen zu bewahren, bückt er sich und kritzelt auf dem Boden — einerlei was, irgend etwas, nur um sich in der Gewalt zu behalten.

Dabei beruhigt sich sein Geist. Entrüstung ist eine viel zu edle Leidenschaft, um an so Sinnlose, wie diese sind, verschwendet zu werden; und Ermahnungen sind fruchtlos. Er versucht den Spott.

So richtet er sich auf; er sieht sie an, sehr ruhig, gerade wie wenn er ihnen ganz zustimmte.

Jawohl, sie haben ja ganz Recht; dem Gesetze muß man folgen, und eine so offenbare Sünde muß ernstlich bestraft werden. Aber selbstverständlich ist nur der selbst Schuldlose berechtigt den Schuldigen zu bestrafen. Daher sagt er: „Wer von Euch in dieser Hinsicht schuldlos ist, der werfe nur den ersten Stein auf sie.“

Indem er dieses sagt, bückt er sich wieder achtlos nieder, um zu schreiben; aber dieses Mal nicht mehr, um seinen Zorn zu bändigen, sondern um sein Lächeln über ihre Verwirrung zu verbergen. Hätten sie ihn lächeln sehen, sie würden dadurch nur noch mehr verhärtet worden sein.

Wie?! Drängt man sich, um Munition zu sammeln, womit dieses allzumenschliche Stück Menschlichkeit gesteinigt werden muß! Oder was bedeutet sonst die allgemeine Bewegung unter diesen selbsternannten Moral-Richtern?!

„Die gehört hatten, was er gesagt, fühlten sich von ihrem Gewissen gerichtet und gingen still hinweg, einer nach dem andern, von dem Aeltesten bis zum Geringsten.“ — Kein Wunder, daß sie ihn kreuzigten, sobald

sie es konnten. Und kein Wunder, daß die meisten aller alten Ueberlieferungen diesen Vorgang nicht erwähnen. Selbst von Jesus Biographen berichtet ihn nur der, „den er lieb hatte" und dessen Name, Amt und Wesen ihn besonders als Vertreter des Liebes-Willens in der Menschheit kennzeichnet.

Soweit Maitlands Vision. Es seien hier auch kurz noch seine Worte wiedergegeben, die er über die Entwicklung solcher Fähigkeiten in sich selber sagt (S. 34):

„Bis um die Mitte des Jahres 1876 fehlte mir nicht nur jedes Bewußtsein solcher Fähigkeit, sondern auch der Glaube, daß ich sie jemals erwerben könne. Aber die Reinigung meines Körpers durch meine vegetarische Lebensweise und die beständige und innige Richtung meiner Gedanken inwärts und aufwärts, die kraftvolle Sammlung meines Geistes in dem Festhalten am Wesentlichen in allen Dingen, und dies unter dem Antriebe eines Enthusiasmus, der bis zur Weißglühhitze angefacht war — eines Enthusiasmus, sowohl des positiven Strebens wie des negativen Ueberwindens —, schließlich auch die Steigerung aller meiner Fähigkeiten durch den sympathischen Verkehr mit meiner Mitarbeiterin: dies alles hatte den Schleier, der mein Bewußtsein von der Geisteswelt noch trennte, so durchsichtig gemacht, daß er meinem Blicke die geistige Wirklichkeit nicht länger verhüllte. Und so fand ich mich plötzlich — ohne daß ich es erwartet, oder gar danach gestrebt hatte - geistig empfänglich in Hinsicht des Sehens, Hörens und Fühlens, und ich sah mich in ganz offenbarer, handgreiflicher Verbindung mit einer Welt, die ich unzweifelhaft als eine „himmlische" erkannte."

Zum Schlusse mag hier noch eine Probe von der Art der Mitteilungen gegeben werden, wie sie Dr. Anna Kingsford meist empfing (S. 89):

„Du fragst nach Art und Wesen der Inspiration und nach den Mitteln, durch die Gott die Wahrheit dir enthüllt.

„So wisse denn, daß nie eine Erleuchtung dir von außen kommt: denn das Geheimnis aller Dinge wird allein von innen offenbart. —

„Du, die du ein Prophet bist, du hast viele Leben überwunden: ja, du lehrtest viele Völker und du hast vor Königen gestanden.

„Und Gott lehrte dich in jenen Leben, die du sahst und in den früheren Zeiten dieses Erdenlebens.

„Durch Gebet, durch Fasten, durch innere Sammlung, durch angstvolles Suchen hast du dir erworben, was du weißt.

„Es giebt kein Wissen ohne Mühe, keine Erkenntnis ohne Erfahrung und kein Werden ohne Arbeit.

„Ich sah dich auf den Höhen im Osten. Ich folgte deinen Schritten in der Wildnis: ich sah dich beim Sonnenaufgange anbeten: ich zählte deine Nachtwachen in Bergeshöhlen.

„Du ein Prophet! Du hast es mit Geduld erreicht: dir offenbart in deinem Inneren Gott die Wahrheit!"





Eine gottweise Großdichtung.

Von

Peter Hille.

Psalm und Hymnus sind die beiden Urformen, in denen sich das begeisterte Verhältnis des Menschengemüts zur Ewigkeit bewegt. Der Psalm ist die persönliche, subjektive Aeußerung dieser Empfindung, der Hymnus aber giebt den Ausdruck vorwaltender Dienerstimmung wieder, der objektiven Verehrungsweise, er ist ceremoniell. Der Psalm entspricht lyrischen Volksnaturellen, der Hymnus aber trägt die epische Gewandung der Homeriden.

Der Stamm der Ibrim (Wanderer) unter den Donnern des Sinai, in den Fesseln Edoms und Assurs, affektreich, fehlend, bereuend, zuversichtlich hoffend, verzagend — er konnte nicht wohl anders sich äußern als in Psalmen. Wer könnte sich eine hebräische Odyssee vorstellen? Eher wäre noch eine Ilias möglich. Auch erlaubt der religiöse Gesamtsinn, die gleichmäßig fromme Lebensauffassung kein Einzellied. Sogar die intime leidenschaftliche Liebesdichtung — das hohe Lied — ist Volksgut. Statt des Einzelnen kommt da gleich das ganze Volk zum Ausdruck. Und ebenso wird der individuelle neuzeitliche Psalmendichter erst dann wieder sich einstellen, wenn Einer sich als Volk fühlt.

Auch die Deutschen sind ein empfindungs-ursprüngliches Volk, mithin psalmig angelegt.

Eine ältere, ruhig ihrem religiösen Besitz lebende Religion — die Innerlichkeit der Methodisten als lyrische Religion ausgenommen — wird im Byzantinergewande des Hymnus einherschreiten. Die Reformation brachte das ketzerische Lapidarlied unsers deutschen Kraft- und Kernchristen Luther:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen. —"

Aus einem Psalm entsprungen, ist es selbst wieder psalmartig, ein Adlerhauch, der Wuchtschwung eines gewaltig wogenden Gemütes. Die Reformation hatte Jene entfesselt, die im Drange nach Einzelnem das Kirchen-

tum als Fessel empfanden. Nun war Jeder auf sich gestellt, auf Christ und sich, auf sich und seinen Glauben — Paul Gerhard.

Wie wenig übrigens die Konfession ausmacht, zeigen die gleich innigen Christuslieder des westfälischen Jesuiten Friedrich von Spee, des edlen Hexenanwalts, der als Krankenpfleger bei einem wüsten Soldaten den Aufopferungstod starb. Die deutsche Weise erreicht ruhig hier ganz dasselbe wie auf der Kampfseite, nachdem dort die Aufregung sich gelegt hatte, aber die Innigkeit noch warm war.

Bald finden wir dann in beiden Konfessionen wieder die gleichen verwaschenen Kirchenlieder — nur daß im Protestantismus viele dilettierende Fürsten Vorsänger waren. Damals entstanden wieder Hymnen, allerdings Hymnen letzter Ordnung. So erscheint schon der süßlich feierliche Weihrauchs- und Epiphanienton Zinzendorffs als vorübergehende Erholung.

Der Psalm ist seiner Natur, seiner Aeußerung nach Empfindungsgedicht, Lied; aber er muß weite epische Gebiete um sich fühlen und fähig sein, Alles bald in seiner gewaltigen Glut zu schmelzen, bald wieder nur sanft es zu durchzittern. Sein Leib ist in heroischer, auch modern heroischer, nach Größenzügen gefaßter Landschaft, in einer Umgebung, die nur ihr Gewaltiges reden läßt und zurückhält ihr Kleinliches, ein reiches, kräftiges, königliches Leben, das den Atem der Gegenwart führt.

Der Psalm ist nicht etwa eine abgethane Sache, eine vergilbte Aeußerung der israelitischen Urgeschichte, sondern jene Empfindung der Ewigkeit, die den Menschen durch alle Niederungen wieder hinangeleitet zu neuen Höhen. Alle Vorbedingungen sind da, fortwährend da zum Eintritt dieser Volldichtung der Menschennatur: Der Drang nach Vollendung, die Sehnsucht zum Göttlichen, der schon Augustinus so ergreifenden Ausdruck verleiht: „Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in dir, o Gott!“ er ist noch immer der gleiche, eher noch gewachsen. Denn die Religion, das Gesamtgefühl des Menschen in der Welt, hat ihren Hauptanteil an der menschlichen Entwicklung; — und wie sollte sie das auch nicht, da sie doch ihr Sammelausdruck, ihr Höchstes ist. Der Verfeinerung folgt doch einmal die Veredelung, und die Bildung braucht doch auch nicht immer blos auf die Erde zu schauen wie ein Tier; sieht sie aber in den Himmel, so sieht sie ihn reiner und freier als dumpfe Vorgeschlechter. Und je enger und nötiger, je geringer und kleiner sich anlassen die Dinge hienieden, je mehr Alles sich zusammenzieht, um so heller wird der Himmel und erscheint zuletzt wie ein ewiger Stern.

Doch auch die Ehrwürdigkeit der Erde ist noch dieselbe wie am ersten Tage. Nur muß man auch im Kleinen das Große, im Häßlichen das Schöne sehen, kein Romantiker sein mit der Wehеklage um das Ewiggestrige, sondern ein Dichter des Heute und des Morgen. Auch die neuen Errungenschaften, auch die großen Entdeckungen und Notwendigkeitstorturen der Gegenwart haben Sinn und Bedeutung in höherem Lichte. Darum los vom Wiesenbächlein, dem genügsamen Hirtenhüttlein und der



blöden Flöte und hin zu den weltumsausenden, dienenden Kräften, die festliegend im rohen Stoffe schliefen, bis des Menschen Geist sie bildete zu eigenem Nutzen.

Sogar die Tiere haben sich an den Wandel der Zeit gewöhnt: die wilden Schreie, das ungestüme Gerassel und das gelle Pfeifen des Nachtzugs stört nicht mehr den tiefen, holdgerundeten Nachtigallschall in den Kronen der Bahnhofsanlagen. Und so müssen wir als Menschen doch unsre Zeit verstehen und darüber hinausgehen, als Männer mindestens das Tüchtige in ihr erkennen, als Menschen und Dichter aber, als Künstler und Söhne der Entwicklung auch das in ihr so überaus reichlich vorhandene Erhabene verstehen. Auch Dampf und Fernfunke (Telegraph) haben Dichterischgewaltiges, aber nur Starke verstehen die Sprache, kosmisch gehärtete Geister. Oden und Hymnen lassen sich darauf dichten als auf Mächte, als auf äußerliche Erscheinungen der göttlichen Kraft.

Kommt nun in die so hochbereite, neuen Aufschwungs überall gewärtige Zeit noch ihr Vollmensch, der über sein Einzelnes heraus die Zeit nicht blos anschaut, sondern empfindet, gesamt empfindet, wie unter göttlichem Lichte, der das blos Aesthetische, das Epische noch einmal schmilzt in seinem letzten Vollendungsgefühle, so haben wir wieder den Psalmisten.

So verschieden von vorgefaßter Vorstellung es auch aussieht bei ihm, so biblisch-modern — gerade das spricht für ihn. Der Apparat allein macht's nicht. Im Gegenteil, der verdächtigt auf Nachahmung. Haben wir die neue Zeit erst einmal begriffen, dann stellt sich auch alsbald die Verehrung für Gott ein, der all' diese Kräfte speist, für den alten Gott in neuer Erfassung. Nur ist diese Gottesverehrung eigentümlicher Art; die neue Offenbarung ist er ja auch, und dazu paßt sie.

Die Forschung, die sich erst von Gott hinwegzuspüren schien und im größten Abstande materialistisch-atheistisch sich geberdete, hat nun, nicht etwa im Sirius, sondern nah, ganz nah im Menschen selbst, die Einmündungsstelle entdeckt vom Göttlichen in den Menschen. Der Geist Gottes weht noch, aber sein Atemzug, den wir das Heute nennen, ist nicht mehr patriarchalisch. Die Amerikaner mit ihrem Reisen-, Eisenbahn- und Marseillaisenseligen Christentum wissen das besser, als unsere Prediger.

Heutzutage weidet der Herr keine sanften Lämmer mehr auf grüner Au: Neulandsthore wird der neue Hauch des Geistes aufreißen. Und auf diesen neuen Geist, der mit zunehmender Entwicklung alle Verhüllungen von sich wirft, müssen auch die echten neuen Psalmen eingestellt sein: aus unserer Zeit, für unsere Zeit, und im Lichte des Ewigen.

Der neue Psalmist muß die Welt kennen, die Welt von heute und ihren Durchdringer, er muß sie durchdrungen sehen und gehoben, und das Göttliche in ihm muß aufglühend selbst an ihr weitertragen; — so nur ist er Psalmist — und sonst nicht. –

Und einen solchen, vermein' ich, haben wir vor uns im Sänger der neuen Psalmen. Wir haben in den Psalmen[1]) vor uns eine gottglühende,

Welt und Leben innerlich durchdringende, äußerlich andeutende Dichtung — wenn man will ein mystisches Epos von hochdichterischer, schlichtgestaltender Sprache, voll melodisch das Dargestellte rundendem Edelklang, ebenso einheitlich wie umfassend in Inhalt und Wahl der Aeußerungsweisen. Herb und lieblich wechselt, Höhenpunkte sprießen aus in Reimblüten. — Zwei Fidus-Zeichnungen sind die äußeren Leitzeichen des Buches. Der nimmerruhende, immerfliegende Adler, dem darum auch die Füße zu einem Flügelpaar auswuchsen, das die weitgeklafterten, mächtig geschwungenen Schwingen unterstützt, ist Titelblatt und Signum für das erste Fünfzig der hundert Psalmen.

„Die Psalmen" unterscheiden sich von den in der „Sphinx" bereits gewürdigten „Sprüchen aus der Höhe", die das Stillbeschauliche, Gottruhende, Gemeindesichere des Esoterischen haben, bei gleichem Anschauungskreise, durch größere Leibhaftigkeit, Lebhaftigkeit und Schwungkraft der Sprache. Gilt es doch hier, als starker Ringer hinaus in die Welt, hin vor die Menschen zu treten!

Vor dem zweiten Fünfzig, beginnend auf Seite 107, finden wir als Signum ein edles Paar von Stigmafüßen auf einer Weltkugel. Der genauer Hinblickende wird noch eine größere Feinheit wahrnehmen — mehr, als das nur mit der Erde sich Befassende.

In diesen letzten fünfzig Psalmen werden die verschiedenartigsten Menschenverhältnisse und Umgebungen gestreift, hier haben wir vor uns ein Epos, ein liebewarmes Epos äußerer und innerer Bildung. Hier fühlen wir aus künstlerischer Wärme die innere Einheit der Geistesreligion, die keinen Zwiespalt kennt, keinen äußeren Zwang. Derselbe Wille, derselbe Geist ist menschlich auch in uns. Derselbe Mensch kann also von seiner einen Linie ausschauend, betrachtend ins Göttliche dringen und zugleich verständnisvoll liebend das Treiben seiner Brüder beobachten, wie es der Dichter der Psalmen thut.

[1]) Die Psalmen. Mit Titelblatt von Fidus und zwei Vignetten. (Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe", Max Spohr). Preis: 3 Mark.





Ostermorgen.

Von

Brutus.

Auferstehungstag,
was da schlummern mag
weckst du leise auf aus tiefstem Traum.
Daß sie neu gedeihn,
neue Formen leihn,
die Erwachenden, sie merkens kaum.

Uebers Frühlingsfeld
geht der Hauch der Welt,
geht die unerschaffne Liebeskraft;
und sie waltet nun,
wo die Toten ruhn,
und befreit den Stoff von seiner Haft.

Tausend Knospen sehn
in ihr Auferstehn
und die jungen Morgenröten glühn.
Lerchen in der Luft,
Blüten über der Gruft;
und die ganze Erde will erblühn.





Philo's Mystik.

Von

Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Unzählig sind die dem Sterblichen angeborenen Uebel, unter denen Philo die Leidenschaften und Begierden, nicht die spezifische Erbsünde versteht, obschon er einen gewissen Einfluß des Sündenfalls auf die Nachkommenschaft zugiebt. Von diesen Uebeln können wir uns nie gänzlich losreißen; wir können sie nicht vertilgen, sondern müssen sie nur zu mildern suchen. Bei Jedem, sei er auch noch so gut, ist durch die Geburt selbst das Sündigen mit seiner Natur verwebt, und Niemand kann daher, ohne zu sündigen, sein Leben beenden.[1]) In den ersten sieben Lebensjahren freilich[2]) haben wir noch eine unverdorbene Natur, weil die Seele noch unausgebildet ist, und weder die Begriffe des Guten noch des Bösen in ihr haften. Im darauf folgenden Knabenalter jedoch fangen wir gleich an ein sündiges Leben zu führen, indem wir teils das Böse aus uns selbst heraus erzeugen, teils es von andern begierig aufnehmen. Auch ohne Lehrer lernt die Seele das Böse von selbst und richtet sich durch ihre stete Fruchtbarkeit an Lastern zu Grund, denn die Seele des Menschen strebt, wie Moses sagt, von Jugend auf dem Bösen nach.[3])

Auf diese Weise müßten wir von den Leidenschaften hingerissen und notwendig von den uns anhängenden Uebeln besiegt werden. Allein, der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und deshalb dazu bestimmt Gott nachzuahmen oder ihm immer ähnlicher zu werden.[4]) Damit der Mensch nun, welcher von Natur verdorben ist, zu diesem Ziele gelangen könne, muß Gott sich seiner annehmen.[5]) — Dies thut Gott auf zweierlei Art: Erstens dadurch, daß er dem Menschen die Tugenden, die

---

[1]) De sacrific. Abel. 149.

[2]) Philo legt hier die klimakterischen Jahre der Astrologie zu Grunde, nämlich das 7., 14., 21., 28., 35., 2c.

[3]) Quis rerum divin. haeres. sit. 522, 523.

[4]) De migratione Abrahami III. 470

[5]) Quis rerum divin. haeres. tit. V. 23.

göttlichen Kräfte, in die Seele pflanzte, welche ganz besonders noch durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften angezogen werden. In diesem Sinne sagt Philo:[1])

„Die Menschenseele ist ein Tempel des unsichtbaren Gottes; wenn sie nämlich durch die vorbereitenden Wissenschaften[2]) gehörig vorbereitet ist, so dürfen wir frohe Hoffnung schöpfen und die Ankunft der göttlichen Kräfte erwarten. Diese steigen herab, um uns zu heiligen und zu reinigen nach dem Befehle ihres himmlischen Vaters. Wenn sie dann in die tugendliebende Seele eingezogen sind, säen sie in ihr die Saat der Seligkeit".

Zweitens aber thut sich Gott von oben und außen auf verschiedene Weise kund, indem er dem hülfsbedürftigen Menschen, entweder seine Engel, den Logos (λόγος), den göttlichen Geist (πνεῦμα ἅγιον) oder die göttliche Weisheit (σοφία) schickt; ja er sagt sogar, daß Gott selbst in die Seelen herabsteige.[3]) Daß Gott sich Allen durch seinen Geist kundgebe, sagt Philo mit folgenden Worten:[4])

„Der Herr sprach: mein Geist soll in den Menschen nicht bleiben ewiglich, weil sie Fleisch sind. Wohl kehrt er ein, aber nicht immer bleibt er auf ihnen; denn wer ist so unvernünftig oder seelenlos, daß er nie, freiwillig oder unfreiwillig, einen Begriff des höchsten Gutes erhalten habe? Auch zu den Verruchtesten schwebt oft plötzlich das Schöne in flüchtiger Erscheinung herab, aber sie sind nicht imstande, dasselbe festzuhalten, und bald entflieht es wieder. Es wäre auch gar nicht zu ihnen gekommen, wenn nicht in der Absicht, jene Menschen, welche das Laster anstatt der Tugend erwählen, zu überführen. Nur bei denen allein, die sich vom Körper loszureißen streben, bleibt der heilige Geist beständig".

Durch den Logos erleuchtet und belehrt Gott die Menschen insbesondere über sich selbst; er sendet ihn in die tugendhaften Seelen wie einen erquickenden Strom, heilt durch ihn die Krankheiten der Seele, flößt ihr seine heiligen Gesetze ein, muntert sie auf und stärkt sie zur Beobachtung derselben. Er wohnt und lebt in tugendhaften Seelen; er selbst ist vollkommen rein und keiner Sünden fähig. Er ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen.[5]) Er ist weder ungeschaffen wie Gott, noch auf dieselbe Art wie die Menschen geschaffen.

Sehr charakteristisch für die Auffassung des Logos im Christentum sind Philos eigene Worte:[6])

„Gott läßt seine Weisheit sanft in tugendhafte Seelen herniederströmen; sie sichert dieselben vor allen unangenehmen Empfindungen, läßt aber in rohe unwissende Seelen die Strafen gleich einem reißenden Strom herniederstürzen. Aber dem uralten Logos, dem vornehmsten Gesandten Gottes, hat der Vater, welcher Alles zeugte, den ausgezeichneten Auftrag gegeben, daß er auf einer Grenze zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen stehen sollte. Er fleht den Unsterblichen für den

[1]) De cherubim II. 56.

[2]) Philo nennt hier nach Pythagoras nur „Grammatik, Rhetorik und Musik". Er hätte statt dessen sagen sollen: okkulte Schulung.

[3]) Man vergleiche mit diesen Personifikationen der Gottheit bei Philo die christliche Dreieinigkeit. Die Sophia ist die weibliche Potenz der Gottheit, Maria vergleichbar. — Ueber obige Stelle s. De somniis 587.

[4]) De gigantibus 364.

[5]) De profugis 562.

[6]) Quis rerum divinar. haeres. sit. I. 501.

stets fehlenden Sterblichen um Gnade an und ist der Abgesandte des höchsten Königs an seine Unterthanen. Er freut sich seines Auftrags, er rühmt sich desselben und spricht: ‚Ich stehe mitten zwischen euch und dem Herrn' (Numeri 16, 48). Er ist weder ungezeugt wie Gott, noch gezeugt wie wir; er steht in der Mitte zwischen zwei Extremen und ist bei beiden ein Bürge; bei dem Schöpfer steht er dafür, daß niemals das ganze Geschlecht von ihm abfallen und in Unordnung zurückstürzen werde; dem Geschöpf hingegen verbürgt er, daß es die gewisse Hoffnung haben soll, der gnädige Gott werde immer für sein eigenes Werk Sorge tragen".

Philo betrachtet den Ornat des Hohepriesters als Symbol des Weltalls, und den aus zwölf Steinen bestehenden Brustschild (Urim und Thummim), das heilige Orakel, als das Symbol des Logos, welcher das ganze Weltall zusammenhält und regiert; „denn", setzt er hinzu, es war notwendig, daß derjenige, welcher vor den Vater der Welt treten wollte, (der Hohepriester im Allerheiligsten), sich dessen mit vollkommener Tugend begabten Sohnes als Fürsprecher bediene zur Vergebung der Sünden und zur Mitteilung reichlicher Güter.[1]) — — —

So viel über die direkten göttlichen Hülfen.

Die Menschen dagegen müssen ihrerseits, falls sie Kräfte genug dazu besitzen, im dritten Menschenalter (vgl. oben) durch den Unterricht (μάϑησις) in den Vorbereitungswissenschaften zur Philosophie ihren Verstand zu schärfen und an Betrachtungen zu gewöhnen suchen. Darauf müssen sie eine angestrengte Uebung folgen lassen (ἄσκησις), die in einem anhaltenden Kampf zwischen Sinnlichkeit und Vernunft besteht, bis die Gottheit, wenn wir eine Zeit lang Stand gehalten haben, dem Guten das Uebergewicht verleiht.[2])

In diesem Sinne sagt Philo:[3])

„Zur Tugend gelangt man entweder durch Natur, durch Askese oder durch Unterricht. Deswegen schreibt Moses von drei weisen Stammeshäuptern unseres Geschlechts, die zwar nicht denselben Weg einschlugen, aber zu demselben Ziele gelangten. Der älteste derselben, Abraham, strebte auf dem Wege des Unterrichts zur Tugend; der zweite, Isaak, erreichte sie durch die angeborene Kraft oder durch die Natur; der dritte, Jakob, durch asketische Uebungen. Es giebt also drei Arten, um zur Weisheit zu gelangen, und von diesen berühren sich die beiden äußersten am nächsten. Die Askese ist nämlich eine Tochter des Unterrichts; die Natur dagegen ist zwar als ihre gemeinschaftliche Wurzel beiden verwandt, aber sie hat den entschiedensten Vorzug vor ihnen. Daher konnte nun Isaak, nachdem er durch die Natur eines Bessern belehrt war, der Vater Jakobs werden, der sich durch die Askese emporarbeitete. Nur ist weder Abraham noch Jakob als Mensch, sondern beide sind als Seelenkräfte zu nehmen, jener für diejenige Kraft des Geistes, die sich zum Unterricht hindrängt, dieser für die Willigkeit zur Askese. Wenn aber der Asket kräftig nach dem Ziele läuft und hell zu schauen beginnt, was er vorher nur im Dunkeln und wie im Traume sah, so wird sein Name Jakob, „der Fersenstoßer", in den höhern Israel, „Beschauer Gottes", umgewandelt, und dann ist nicht mehr der lernende Abraham, sondern Isaak, der selbstgelehrte Naturfohn, sein Vater".

[1]) De Mose III. 155.

[2]) Quis rer. div. haer. sit 522. De somniis 588, 590.

[3]) De somniis I. 74.

Das Verhältnis zwischen Askese und Unterricht bestimmt Philo folgendermaßen genauer:[1])

„Wer auf dem Wege des Unterrichts reif wird, bleibt, vom Gedächtnis und einer glücklichen Natur unterstützt, fest bei dem Erlernten. Der Asket läßt manchmal nach, wenn er sich mit Anstrengung geübt hat, um die erschöpften Kräfte wieder zu ersetzen, wie es die Athleten zu thun gewohnt sind. Außerdem erreicht der, welcher auf dem Wege des Unterrichts nach Tugend strebt, auch dadurch Unveränderlichkeit, daß er einen unsterblichen Lehrer, den Logos, hat und unsterblichen Unterricht von ihm empfängt. Der Asket dagegen hat nur seinen eigenen freien Willen für sich, welchen er anstrengt, um das den Kreaturen angeborene Verderben auszutreiben. Aber wenn er auch das Ziel bis zur Vollendung erreicht, so fällt er doch zuweilen, von den Anstrengungen ermattet, in das frühere Uebel zurück. Der Asket ist mehr im Kampf geübt, jener aber glücklicher, denn er hat einen Andern zum Lehrer, während der Asket aus sich herausarbeitet und mit Eifer und fortgesetzter Anstrengung in das Wesen der Dinge einzudringen sucht".

Das Verhältnis des Unterrichts und der Askese zur Natur (φύσις) bestimmt Philo folgendermaßen:[2])

„Die erlernte und durch Uebung errungene Tugend ist der Vervollkommnung fähig; denn der, welcher Unterricht nimmt, strebt nach Kenntnissen, die er noch nicht besitzt, der Asket dagegen nach den Kränzen und Preisen des Kampfes; doch das selbstgelehrte Geschlecht der Naturföhne ist von vorn herein vollendet".

Nach diesen Stellen nimmt der Asket die unterste Stufe der nach Vollendung Strebenden ein, und seine Eigentümlichkeit besteht darin, daß er sich unaufhörlich bemüht, durch eigene Kraft sein Ziel zu erreichen. In diesem Sinne sagt Philo:[3])

„In der Himmelsleiter, welche Jakob im Traume sah, schaute er ein Bild seines eigenen Lebens: denn die Askese ist ihrer Natur nach ungleich; bald steigt sie in die Höhe, bald sinkt sie wieder herab, bald fährt sie mit gutem Winde, bald kämpft sie mit schlechtem, bald ist der Asket voll Leben, bald ist er todt und begraben, so daß sich die Worte Homers auf ihn anwenden lassen:

‚Daß sie Beid' abwechselnd den einen Tag um den andern leben und wieder sterben.[4])

In der That ist ihr Leben von dieser Art. Die Weisen haben nämlich den Himmel zur Wohnung erhalten, da sie unausgesetzt in die Höhe streben, die Schlechten aber die Höhlen des Hades, weil sie vom Anfang bis zum Ende auf den Tod hinarbeiten und sich an der Verwesung erfreuen. Der in die Mitte zwischen Beide gestellte Asket dagegen steigt wie auf einer Leiter auf und ab, bald von seiner bessern Natur emporgehoben, bald wieder durch die schlechtere herabgedrückt, bis der Schiedsrichter und Herr aller Kämpfe dem bessern Teil den Sieg verleiht und den schlechtern auf immer zerstört".

Der Gegenstand der Askese ist also, wie aus den angeführten Stellen ersichtlich ist, die Wissenschaft und praktische Uebung der Tugend, welche hauptsächlich in der Unterdrückung des Fleisches und seiner Lüste besteht. So sagt Philo:[5])

---

[1]) De nominum mutatione 356.
[2]) De nominum mutatione 358.
[3]) De somniis V. 68.
[4]) Odyssee XI. 303.
[5]) De somniis V. 56.

„Die Worte (Genes. XXVIII. 11.) ‚und er nahm einen Stein des Orts und legte ihn zu seinen Häupten' haben auch nach der wörtlichen Erklärung einen guten Sinn: sie bezeichnen das harte und rauhe Leben des Asketen. Diese betrachten Mäßigung, die Kunst mit wenigem zu leben, als die Grundpfeiler des Lebens; sie verachten Geld und Ruhm, selbst Speise und Trank, insofern sie der Hunger nicht zwingt davon zu kosten; sie sind im Dienste der Tugend gleichgültig gegen Kälte und Hitze und von kostbaren Kleidern wissen sie nichts".

Die drei genannten Wege sind darin gleich, daß der Tugendhafte, mag er nun durch Askese oder Unterricht nach oben streben oder von Natur aus schon das Höchste besitzen, sich dem Leibe, als der Quelle alles Bösen, so viel als möglich entzieht.

Philo spricht sich folgendermaßen sehr prägnant über dieses Thema aus:

„Nur die guten und weisen Menschen sind wahrhaft Gottes Geschöpfe. Der heilige Chor solcher Männer giebt aber nicht nur den Besitz äußerer Güter auf, sondern auch das Fleisch verachten sie. Die Athleten freilich, welche den Körper gegen die Seele auftürmen, strotzen von Kraft und Gesundheit; aber die Tugendkämpfer sind mager, bleich und abgezehrt; sie suchen die Körpermasse in Seelenkraft umzubilden, um ganz Geist zu werden. Das Irdische wird mit Recht vernichtet, wenn man Gott gefallen will; aber selten, doch nicht unmöglich, ist dies Geschlecht auf Erden zu finden."[1])

„Ein Jeder muß den Bruder des Geistes, den Leib, den Nächsten des vernünftigen Teils der Seele, den unvernünftigen, tödten. Denn nur dann kann der Geist in uns Diener Gottes werden, wenn erstens der Mensch ganz in Seele aufgelöst wird dadurch, daß der verbrüderte Leib samt seinen Begierden weichen muß; zweitens: wenn die Seele ihr Nächstes, nämlich den unvernünftigen Teil (τὸ ἄλογο τῆς ψυχῆς μέρος), aufgiebt. Dieser teilt sich wie ein Strom in fünf Arme, die Sinne, und rührt durch diese die Macht der Leidenschaften auf. Endlich muß noch die Vernunft ihren angrenzenden Nachbar, die Rede, entfernen, so daß nur das innere — geistige — Sprechen übrig bleibt, erlöst von den Sinnen, erlöst vom Leibe, erlöst von der Rede des Mundes. Denn nur, wenn der Geist auf diese Weise für sich allein lebt, kann er das Wesen der Wesen rein und ungestört verehren."[2])

Damit nun Außenstehende nicht meinen könnten, Philo verlange eine gänzliche Trennung vom Leibe und somit eine Art Selbstmord, sagt derselbe an anderer Stelle:[3])

„Verlaß den Leib, die Sinne und die Erde, soll nicht heißen: trenne dich wesentlich von ihnen, sondern es heißt bloß: entferne dich geistig von diesen Dingen, laß dich nicht von ihnen beherrschen, denn es sind deine Unterthanen!"

Es ist aber noch nicht genug, daß sich die Seele vom Leib, den Sinnen und der Rede lossage, sie muß, wenn es ihr möglich ist, aus sich selbst herausgehen. Philo sagt deshalb in Beziehung auf den Spruch (Genes. XV. 4.): „Und siehe, der Herr sprach zu ihm: Er soll nicht dein Erbe sein, sondern der von deinem Leibe kommen wird, soll dein Erbe sein".[4])

„Wer wird dein Erbe sein? Nicht der Geist, der freiwillig im Gefängnis des Leibes verharrt, sondern der sich von diesen Banden befreit, der außerhalb der Mauern heraustritt und wo möglich sich selbst verläßt. Denn es heißt ja: der aus dir heraus-

[1]) De nominum mutatione IV. 334.
[2]) De profugis IV. 264.
[3]) De migratione Abrahami III. 410.
[4]) Quis rer. divin. haeres. sit. IV. 30.

geht, wird dich beerben. Wenn du also die göttlichen Güter zu erben wünschest, o Seele, so verlasse nicht allein die Erde, d. h. den Leib, die Verwandtschaft, d. h. die Sinne, das Vaterhaus oder die Rede, sondern fliehe dich selbst, gehe aus dir heraus wie die Korybanten, die von göttlicher Begeisterung trunken sind. Denn nur da ist die Erbschaft himmlischer Güter, wo die begeisterungsvolle Seele nicht mehr bei sich selbst ist, sondern in göttlicher Liebe schwelgt und, von der Weisheit geleitet, hinauf zum Vater gezogen wird".

Anderswo heißt es:[1])

„Der Geist, der nach Freiheit strebt, muß alles Sinnliche, wie die Organe, die Täuschungen eines sophistischen Verstandes verlassen, ja sich selber muß er aufgeben Deshalb ruft auch die Schrift, das Loos eines solchen Geistes preisend, aus: ‚Der Herr, der Gott des Himmels, der mich von meines Vaters Hause genommen hat!'[2]) Wer noch im Leibe und unter dem sterblichen Geschlecht wohnt, darf Gott nicht nahen, sondern nur derjenige vermag es, den Gott aus diesen Banden befreit. Deshalb geht auch die Seelenfreude, Isaak mit Namen, hinaus, wenn sie allein mit Gott sein will, sich und den eigenen Geist fliehend, denn es heißt:[3]) ‚Isaak ging hinaus aufs Feld gegen Abend um zu beten'. Und auch Moses, die prophetische Rede, spricht:[4]) ‚Wenn ich aus der Stadt, d. h. der Seele hinausgehe, will ich meine Hände ausbreiten'; d. h. ich will alle meine Handlungen dem Herrn, vor dem keine Bosheit verborgen bleibt, vorlegen und ihn zum Zeugen und Richter derselben machen. Wenn nämlich die Seele sich ihrer selbst ganz entäußert und Gott hingegeben hat, so hört das Getümmel der Sinne auf, welches durch die äußern Gegenstände angeregt wird, und es herrscht vollkommene Ruhe. Aber dies geschieht nur dann, wenn die Seele aus sich selbst heraustritt und Gott ihre Handlungen und Gedanken weiht".

Zur Erklärung dieser Stelle führe ich einen Ausspruch Philos an, in welchem er sagt,[5]) der Geist könne in dem nämlichen Augenblick dem Wesen nach im Körper zu Alexandria sein, der Kraft nach aber in Sicilien oder in Italien oder gar im Himmel, sobald er nämlich über diese Gegenstände nachdenke.

Der Zweck des Heraustretens aus dem eigenen Ich ist das Verlangen, in Gott zu versinken, was Philo in einem schönen Bilde in Bezug auf die Worte Hanna's (I. Sam. 1. 15.) „Ich bin ein betrübtes Weib. Wein und starke Getränke habe ich nicht getrunken, sondern habe mein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet," sagt:[6])

„Anna behauptet, daß sie keinen Wein, noch anderes starkes Getränke zu sich nehme, und rühmt sich der Nüchternheit ihres Lebens. In der That ist es auch viel, einen freien, reinen, von keiner Leidenschaft trunkenen Sinn zu bewahren. Wem dieses gelingt, der mag sich selbst als reines Trankopfer dem Herrn ausgießen. Denn was bedeuten die Worte: ich will meine Seele dem Herrn ausgießen, anders als: ich will mich ihm heiligen; dadurch nämlich, daß die Bande, welche die eiteln Sorgen des Lebens um uns schlingen, gesprengt werden, damit der Geist aus sich selbst heraustrete, die Grenzen des Weltalls erreiche und selbst den himmlischen Anblick des Ungezeugten genieße".

Diese außerordentliche Höhe der Vollendung kann nur nach langen

[1]) Leg. alleg. I. 268.
[2]) Genes. XXIV. 7.
[3]) Genes. XXIV. 63.
[4]) Exod. IX. 29.
[5]) Leg. alleger. I. 154.
[6]) De ebrietate III. 238.

Kämpfen erreicht werden,[1]) und Philo unterscheidet daher drei Stufen des Fortschritts: nämlich den Anfänger (ὁ ἀρχόμενος), den Fortschreitenden (ὁ προκόπτων) und den Vollendeten (ὁ τέλειος).

Der Vollendete ist der wahre Gottmensch (ἄνθρωπος θεοῦ), weil er sich Gott zum Eigentum hingegeben. Er ist mehr als ein Mensch und bildet das Mittelglied zwischen Gott und dem sterblichen Geschlecht.[2])

Ihm kommen wegen dieser innigen Verbindung mit Gott auch wahrhaft göttliche Eigenschaften zu, so die Unveränderlichkeit und die Freude, deren Wesen Philo sehr schön beschreibt:[3])

„Demjenigen, der Tugend durch Natur ohne Anstrengung und Kampf zum Eigentum erhielt, ward als Preis die Freude zu Teil, denn er wurde, wie die Griechen sagen, γέλος, wie die Chaldäer, Isaak genannt. Das Lachen ist nämlich das sichtbare Zeichen unsichtbarer innerer Freude. Freude aber ist die beste und edelste der menschlichen Empfindungen, durch welche die Seele ganz und gar mit Wohlgefallen erfüllt wird, indem sie sich ihres himmlischen Vaters erfreut, ja selbst über das, was nicht zu unserer Lust ausfällt, wenn es nur nicht aus Bosheit, sondern zum Wohl des Ganzen geschieht. Denn wie ein Arzt bei großen und gefährlichen Krankheiten oft Teile des Körpers ablöst, um das Ganze zu retten, oder wie ein Steuermann einen Teil seiner Ladung zur Rettung des Uebrigen ins Meer wirft, ohne daß Jemand einen solchen Steuermann tadelt, so muß man auf ähnliche Weise überall das Urwesen bewundern und Alles, was in der Welt geschieht, lobpreisen und sich daran erfreuen, nur das ausgenommen, wobei Bosheit im Spiel ist, ohne daran zu denken, ob etwas uns Vorteil bringe, sondern ob die Welt gleich einem wohlgeordneten Staat zum Heile des Ganzen regiert werde".

Außer der Freude wird noch der Friede das Eigentum des Weisen genannt, und neben diesen Gütern des Herzens und Gemüts sind noch die höchsten Schätze des Geistes Eigentum des Vollendeten. Vollendung der Weisbeit aber besteht im Schauen Gottes, welches nur den Vollkommenen zu Teil wird. Ueber die Art dieses Schauens drückt sich Philo nicht bestimmt aus, sondern nennt es gewöhnlich eine unvollkommene und nur annähernde Erkenntnis.[4])

Nur einige wenige Menschen bedürfen der Anstrengung des Unterrichts und der Askese nicht, da sie Gott schon vor der Geburt, noch ehe sie etwas Gutes gethan haben konnten, vortrefflich ausbildete und zu einem bessern Schicksal bestimmte.[5]) Es sind dies die vollkommenen, göttlichen Menschen. Ueber diese sagt Philo:[6])

„Die Stelle (Genes. VI. 4.): ‚Es waren auch zu den Zeiten Riesen auf Erden' sei nicht wörtlich zu nehmen, als wären damals wirklich Riesen auf Erden gewesen; sondern die Schrift will uns mit diesen Worten andeuten, daß es dreierlei Menschen giebt: irdische, himmlische und göttliche. Die irdischen sind die, welche in das Fleisch versunken sind und nur das treiben, was Lust erregt. Himmlische Menschen sind alle

[1]) Porphyrius berichtet z. B. von Plotinos, daß dieser während sechs Jahren nur viermal zur Anschauung gelangte.

[2]) De nominum mutatione IV. 332. De somniis V. 202. De fortitudine II 377.

[3]) De praemiis ac poenis II. 413.

[4]) De Decalogo II. 198.

[5]) De allegor. III. 76. Diese Stelle scheint sich auf Präexistenz und Karma zu beziehen.

[6]) De gigantibus II. 382.

Freunde der Kunst, der Wissenschaft und Weisheit, denn das Himmlische in uns ist der Geist. Der Geist aber beschäftigt sich mit himmlischen Dingen mit den Wissenschaften und Künsten, um sich durch Betrachtung der übersinnlichen Dinge zu üben und zu stärken. Göttliche Menschen endlich sind die Priester und Propheten, welche es verschmähten, Bürger der Erde zu werden, sondern, alles Sichtbare und Sinnliche überfliegend, in die geistige Welt einwanderten und sich in den Staat unvergänglicher Ideen einschreiben ließen. — Ein solcher Mann Gottes hängt an seinem Gott allein, folgt ihm und richtet nach ihm die Pfade seines Lebens. Die Söhne der Erde aber haben den Geist aus seinem Besitz, nämlich der Denkkraft, ausgetrieben und graben in den finstern Schachten des unbeseelten Fleisches. Auf sie läßt sich der Ausspruch des Gesetzgebers anwenden: ‚Beide werden zu einem Fleische' (vgl. Genes. II. 24.); sie haben das herrlichste Gepräge verfälscht, die bessere Stellung verlassen und sind Ueberläufer geworden zum Schlechten und Entgegengesetzten".

Den „Söhnen der Erde", welche nicht Kraft genug besitzen, sich aus eigener Kraft in die Höhe zu schwingen, können fünf Hülfsmittel dienen, nämlich: die schaffende, herrschende, gebietende und verbietende Kraft sowie die der göttlichen Gnade. Denn wer einsieht, daß Gott die Welt geschaffen hat, wird von Liebe zu ihm hingerissen; wer weiß, daß Gott der Herr des Geschaffenen ist, wird — wie der Unterthan durch die Furcht vor dem König und wie ein Kind, wenn nicht durch Liebe, doch durch die Furcht vor den zügelnden Zwangsmitteln des Vaters — von der Sünde zurückgehalten; wer überzeugt ist, daß Gott gnädig ist, wird aus Hoffnung auf Vergebung sich bessern; und wer endlich glaubt, daß Gott Gesetzgeber ist, wird entweder seinen Geboten gehorchen, oder doch wenigstens seine Verbote nicht übertreten.[1])

Die in Sünden Verharrenden straft Gott nicht gleich nach seiner Güte, sondern läßt ihnen Zeit zur Bekehrung und Verbesserung ihrer Fehler oder schiebt doch die Strafe wegen der unter ihnen wohnenden Rechtschaffenen auf, da diese ein Lösegeld für die Bösen sind, die sie durch Unterricht auf bessere Wege zu bringen suchen und teils durch ihre guten Erfolge, teils durch ihre Person, um welche herum die Gottheit lauter Wohlthaten verbreitet, die Strafe abwenden. Sobald die Sündigen sich zu bessern beginnen, vergiebt ihnen die göttliche Gnade nach ihrer Gerechtigkeit, ohne sich darum bitten zu lassen.[2])

Wer aber an der Sünde wie an einer unheilbaren Krankheit darnieder liegt, der muß beständig sein nie aufhörendes Unglück tragen, verstoßen in die Gegend der Gottlosen, um hartes unaufhörliches Unglück zu leiden.[3]) Diese Gegend ist jedoch nicht der fabelhafte Hades, sondern der Sitz der Lüste, Begierden und alles Bösen[4]) (avitchi). Die Menschen glauben zwar, der Tod sei das Ende aller Strafen, da er doch vor dem Tribunal der Gottheit kaum der Anfang davon ist; denn es giebt eine doppelte Art des Todes: die Trennung der Seele vom Körper, eine, wo

[1]) De profugis 466.
[2]) De sacrific. Abel. 151.
[3]) De cherubim 108.
[4]) De congr. pagan. 432.

nicht gute, so doch gleichgültige Sache, und das Ersterben in Sünden, welches durchaus übel und je länger desto übler wird. Dieser ewige Tod besteht in einer beständigen hoffnungslosen Traurigkeit und Furcht.[1])

Die Tugendhaften dagegen, welche ein gutes praktisches Leben führten, belohnt Gott im Alter mit einem einsamen der Betrachtung geweihten Leben, wodurch sie zum endlichen Ziele ihres Strebens, zur wahren Weisheit und Erkenntnis Gottes gelangen durch wahre Freude und Glückseligkeit und Heimsuchung ihrer Seelen durch die Gottheit, deren Tempel sie sind.[2])

Diejenigen Seelen, welche nach der Vollendung ihrer irdischen Laufbahn noch starke Reize zum Bewohnen der von Natur aus bösen Körper empfinden, kehren nach dem Tode wieder in andere zurück. Die aber des eiteln Lebens völlig überdrüssig sind, betrachten den Körper als ein Gefängnis oder Grabmahl, in welches sie sich nur aus Wißbegierde einschließen ließen;[3]) sie erheben sich schnell zum Aether und wohnen dort von Ewigkeit zu Ewigkeit.[4])

---

[1]) De praem. et poenit. 921. De eo quod detur 180.
[2]) De cherubim 124. De somniis 587.
[3]) De linguar. confus. 331.
[4]) De somniis 586.



Duldsamkeit.

Die Himmelsleiter zur Wahrheit hat viele Stufen. Es ist kein Grund, Jemanden zu Boden zu schlagen, weil er auf einer etwas niedrigeren Sprosse dieser Leiter steht, als die ist, welche man selbst schon erklommen hat

L.

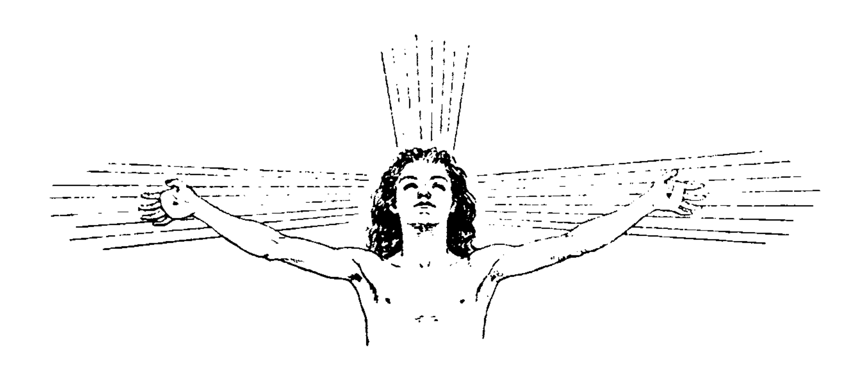


Tröstet!

Laß die brennende Menschenthräne auf dein Herz fallen und wische sie nicht ab, bis der Schmerz, welcher sie ausgepreßt hat, gestillt ist.

Stimme der Stille.





Vater unser.

Von

Wilhelm Fischer.

Auf dem rollenden Erdball,
auf Gipfeln der Berge, in Tiefen der Thäler,
auf bleichender Ebne, auf wogendem Meere,
in brausenden Städten, in friedlichen Weilern,
in Palast und Hütte, auf Strom und Haide
erschallt es von ringenden, hastenden
Menschengeschlechtern aus tiefstem Herzen
millionenstimmig klagend und rufend:
Vater unser!

Und der Sterne Gewimmel, wie Tropfen im Meere,
glanzvolle Welten, geschieden durch endlose Fernen,
doch beseelt mit göttlicher Seele:
Brüder dem gläubigen Erdenkinde,
das deinen Odem im Licht empfängt:
Die strahlenden Welten, die endlosen alle,
wie mächtige Stimmen von Engelscharen;
sie rufen jauchzend in Sphärenklängen:
Der du bist im Himmel!

Und die deinen Namen tragen:
Menschen, mit denen du selber leidest,
dich eingeboren der Seele hast,
um kindlich die Sonnenwelten alle
aus deinem Auge wiederzuscheinen;
Menschen, wie auch ihr Name laute,
auf andern Gestirnen,
wo viele Wohnungen ferne
des Vaterhauses:
In mächtigen Chören,
übertönend des Sturmes Riesenharfe
und aller Meere donnerndes Rauschen —
es singen die Söhne alle:
Geheiliget werde dein Name!

Und die Armen und Elenden,
mühselig Beladenen,
die mit dem Kreuze belastet,
dem Heileszeichen,
zum Berge des Opfers schreiten;
doch denen das Licht aus deinem Herzen
das sinnende, müde Haupt durchleuchtet
mit dem Bilde deines ewigen Reiches;
wo Seelen im leuchtenden Meere versinkend —
das scheinet den armen irdischen Augen
wie Todesnacht zu sein —
zu neuem, herrlichem Lichte erstehn,
ausatmend wieder dein göttliches Leben,
eingeatmet selber von dir:
Sie beten, in Demut ergeben dem Vater,
zu uns komme dein Reich!

Wo Not und Jammer
im Herzen wohnen,
aber die Demut, dem Vater ergeben,
die Stirne neigt dem ewigen Lichte;
wo eisiges Leid zu Thränen schmilzt,
daß selige Frühlingswärme
den Busen der seufzenden, hoffenden,
ringenden Erdengeschöpfe durchdringt,
die, von deiner Seele beseelt,
in dir, o Vater, nur wesenhaft sind,
deß Himmel im Herzen der guten Menschen
zum Himmel erst wird:
Da ringt sich empor
das tiefste Gebet
selig und seufzend:
Dein Wille geschehe!

Das eherne Gesetz
der Notwendigkeit
umflicht die Wesen alle
im Ringe des Daseins.
In seinen Bahnen
wandeln die Sterne,
Sonne und Mond.
Und auf Erden das rauschende Meer
mit Ebbe und Flut,
und des Frühlings Blühen,
und die Früchte des Herbstes, —
das blühende Kind,
der welkende Greis,
Werden und auch Vergehen:
Von deinem Gesetze, o Vater,
der Notwendigkeit
ist Alles durchdrungen
Wie im Himmel also auch auf Erden!

Du nährest uns
mit deinem Leibe.

Die Erde, unsere Amme,
giebt uns weißen Weizen
und goldenen Wein,
darin dein Sonnenlicht
uns zum Geiste wird.
In deinem Odem lebend,
erblüht uns ein Traum
seligen Erinnerns
vorzeitlichen Seins;
und auf der Erde
fruchtbarem Gefilde
finden wir in dir uns wieder;
und dein Leib,
begeistigend uns,
ist unsere Speise des Heils,
auf daß wir bitten:
Unser täglich Brot gieb uns heute!

Der du, Ungeborener,
im menschlichen Leib dich verkörpert hast,
für uns zu leiden,
dein Haupt der Dornenkrone botest,
und am Baume des Heils, am Baume der Welt,
den Schmerz der Menschheit littest,
erlösend uns
durch dein göttliches Menschentum:
In alle Herzen
verströmtest du dein Blut!
Und alle Herzen
sie leben mit deinem Leben;
und du bist in uns
und wir in dir.
Aber die Liebe zu deinem Herzen,
sie gelte den Brüdern,
der ganzen Menschheit,
in deren Leibe, du Ewiger,
trauerst und jubelst
irdisch noch immer.
Drum, wenn wir im Scheine
des Sonderlebens
die Brüder nicht lieben
wie uns selber,
so sinne mit ewigem Herzen,
daß wir in den Fesseln der Zeit,
und vergieb uns unsere Schuld!

Weil du littest,
hast du Erbarmen.
Nicht verschmähte dein ewiges Licht
die dunkle irdische Hülle.
Und dich jammert des Menschen
im eigenen Herzschlag,
und aus deinem Erbarmen,
dem unendlichen Meere,

quellen die Tropfen in uns;
und die Thräne des Mitleids
für den leidenden Bruder
ist deine himmlische Freude.
Doch wüten die Stürme,
wie reißende Tiere,
nach strengem Erdengesetze,
und ungöttliche Selbstsucht,
sie sondert den Menschen,
daß er sich nur alleinig begehre.
Aber die Starken, dir Geliebten
überwinden die Schranken,
weil Demut der Starken Kraft;
und irren wir, Vater,
mit dem Irrtum der Andern,
so hilft uns die Demut das rechte erkennen:
Und weil wir, geläutert in deinem Erbarmen,
uns wieder der Andern erbarmen,
so erleuchte uns stetig
und mache uns schuldlos,
wie wir unsern Schuldigern vergeben!

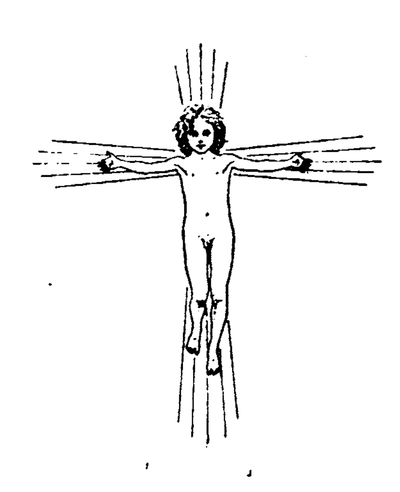
Die Sünde ist:
Nicht deinen Willen zu wollen,
der dem ewigen Schicksal,
dem Gesetze der Welten,
innerste Seele.
Zwiespältig ist das Erkennen
des Guten und Bösen;
doch alleinig der Wille in dir.
Aber der Mensch,
Zwiespältig im Guten und Bösen,
erblich dienend
des Leibes glühendem Drange,
atmet im Wunsch und Begehren
die Kraft des Herzens aus.
Und dünket der eigene Wille
sich mächtig, zu hemmen
deinen alleinigen Willen,
versinkt er in Sünde und Trauer:
Aber dein Wille besteht.
Von Ewigkeit her
wirkst du in uns,
und dein Licht vermag uns zu retten,
das zerstreut der Versuchung Finsternis.
Drum leuchte uns, Vater,
weil dein die alleinige Macht,
und schwach unser Leib,
und führe uns nicht in Versuchung!

Als du dich verkörpert hast,
Gott! zum Menschen,
da war deine Geburt
von Ewigkeit sündenlos;
aber mit dem Menschen

wurde das Gute, wurde das Böse.
Es wurzelt der Trieb
in Eigensucht:
Im Andern sich selber
nicht zu erkennen;
und deinen Willen
möchte zerstören,
wer Andern übles thut.
Aber dein Wille,
das ewige Schicksal, besteht!
Doch das Licht deines Wesens
leuchtet getrübt
in den Leibern
vielfach geschiedenen Wollens.
Das Gute ist **eins**;
doch geschiedenes Wollen,
das wirket als Gutes
und wirket als Böses,
denn Kampf ist das Leben.
Aber die Stirne
des guten Menschen
ist herrlich klar,
durchleuchtet vom ewigen Strahle.
Von ewig her sind wir
in dir geboren,
in der Wesen Schoße,
in der Wiege des Weltalls,
deines alleinigen Herzens teilhaft.
Drum send' uns ins Herze,
uns leiblichen, lebenden
Tagesgeschöpfen, —
die getrennt von dir
durch des Leibes Grenzen —
deines reinen Lichtes
herrlichen Trost!
Und trübe nicht schattend
das Aug' und die Stirn uns,
die dir nur sollen
selig erglänzen:
sondern erlöse uns von dem Uebel!

Dir jubeln die Stürme
von Nord und Ost
im eisigen Winter,
und der blühende Frühling,
der goldene Sommer,
und der schwellende Herbst
verkünden deine Herrlichkeit!
Das jauchzende Lallen
des Säuglings am Schoße
der selig lächelnden Mutter;
die duftende Blume,
der Erden Kind,
und der strahlende Stern,

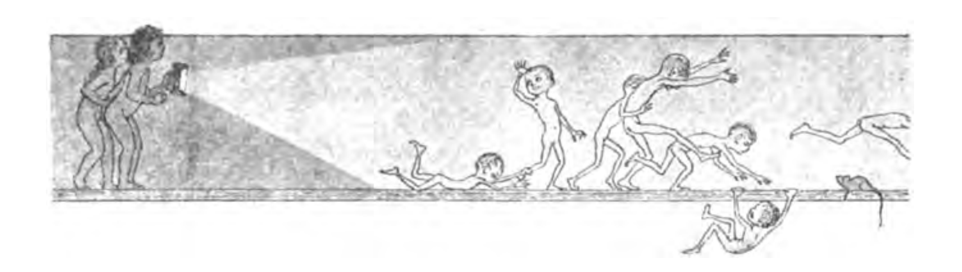
des Himmels Geborener,
sie künden unnennbar,
geheimnisvoll süß,
die Herrlichkeit, Waltender,
deines Reiches!
Und Völker strecken
unzählbar — die Hände
dir entgegen,
denn all ihre Macht
ist deine Kraft.
Gestirne ziehen
die ewigen Bahnen,
geleitet von Engeln des Lichts,
die schirmen und wehren
mit strahlenden Fittigen:
Auf daß im Einklang,
im himmlischen Reigen
die leuchtenden Welten alle kreisen,
und keines die Bahn
des anderen störe.
Und es klingt dir von Engeln
und Menschen vereinigt
durch all die Gefilde, —
gestirnte Fluren,
der Jubelgesang
der unzähligen Geister,
auf daß du die Kinder,
alle Geschaffenen
gnädig erhörest
und zum Lichte erhebest:
Denn dein ist das Reich und die Macht
und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen!





DER ERLÖSTE.

Kunstbeilage zur „Sphinx", Aprilheft 1894.



Spiritismus.

Mitgeteilt aus dem

Esoterischen Kreise.[1]

Die Thatsachen des Mediumismus haben wir bisher in allen wesentlichen Grundzügen beleuchtet. Nunmehr handelt es sich darum, festzustellen, was der Spiritismus ist oder vielmehr, was man „Spiritismus" dem eigentlichen Wortsinne nach nennen sollte, und ferner, welche Stellung zu dieser Sinnesrichtung die theosophische Bewegung in Deutschland einnimmt.

Die unkundige Menge auch der schulmäßig „Gebildeten" bezeichnet mit „Spiritismus" in der Regel Alles, was nicht entweder Materialismus oder andererseits Kirchentum ist, also jede Anerkennung übersinnlicher Thatsachen, Okkultismus, Theosophie, und sogar die spiritualistische Philosophie (Dühring). Solcher Wortgebrauch ist nur aus Unverstand und aus Gehässigkeit erklärbar. Wir dagegen nennen einen „Spiritisten" nur denjenigen, der den mediumistischen Verkehr mit „Geistern" (Spirits) zu dem Zwecke betreibt, um von verstorbenen Menschen Mitteilungen zu erhalten, die er dann als „Offenbarungen" hochschätzt.

Allerdings nennen sich auch selbst einige wissenschaftliche und philosophische Forscher „Spiritisten", und zwar deshalb, weil sie die spiritistischen Thatsachen anerkennen und sich mit deren blos spiritistischer Auslegung zufrieden geben, da sie noch keine umfassendere Erfahrung und Uebersicht über die ganze Mannigfaltigkeit der mediumistischen Vorgänge gewonnen haben. Diese Forscher aber sollte man lieber „Phänomenalisten" nennen; denn sie verwahren sich alle sehr energisch gegen das eigentliche Grundwesen der Spiritisten, nämlich deren Geistesverkehr als Selbstzweck und um dessen Offenbarungen willen.

Ferner aber sind aus dem eigentlichen Spiritismus namentlich in England und Amerika, eine ganze Anzahl von Geisteskreisen hervorgegangen, deren Träger nicht nur an Geist und Charakter hervorragen, sondern auch auf jener Grundlage sich eine Weltanschauung und eine

[1]) Die Mitteilungen aus dem E. K. der Theosophischen Vereinigung sind nicht eine Wiedergabe von so gehaltenen Vorträgen, sondern die theoretischen Ergebnisse aus den geführten Gesprächen. Die als Unterlagen und als Beispiele erwähnten Thatsachen müssen hier um der notwendigen Kürze willen wegfallen. **Hübbe-Schleiden.**



Lebensphilosophie herausgebildet haben, die nur wenig hinter der theosophischen zurückbleibt. Diese Kreise, die sich meist noch „Spiritisten“ oder „Spiritualisten“ nennen, sind schon fast als Theosophen oder gar als Mystiker zu bezeichnen.

Von allen diesen reden wir im Folgenden nicht; mit ihnen hätten wir uns nur durch philosophische Argumentation auseinander zu setzen und zu diesem Zwecke müßte man die von einander abweichenden Ansichten jedes einzelnen solchen Kreises genau formuliert vorliegen haben.

Auch soll unsere ablehnende Beurteilung des eigentlichen (niederen) Spiritismus kein Angriff auf denselben sein; und sie will Niemanden kränken. Es handelt sich für uns nur um unsere Stellungnahme gegenüber dieser Sinnesrichtung eines noch unentwickelten Geisteslebens. Von diesen (niedern) „Spiritisten“ aber unterscheiden sich der Theosoph und Mystiker, der Okkultist und auch der höher strebende Spiritist hauptsächlich dadurch, daß jener sich lediglich auf die objektive Beobachtung der übersinnlichen Erfahrungen beschränkt, wogegen diese alle das Geheimnis des Geistes in der Subjektivität des eigenen Wesens erkannt haben und daher nach der Verwirklichung dieser höheren Erfahrungen Erkenntnisse und Kräfte, nach Verinnerlichung und Vergeistigung ihres Selbst streben. Theosoph und Mystiker, Okkultist und geistiger Spiritist suchen das Geistige, das Göttliche aktiv in sich selbst; ein „Spiritist“ im eigentlichen Sinne aber ist nur, wer — wie auch so mancher Kirchenchrist — das Göttliche, den Geist, nur außer sich vermutet und erkennt und sich dem gegenüber nur passiv, nur mit äußern Sinnen aufnehmend verhält.

Beleuchten wir nun hier sowohl die Mängel wie auch die guten Seiten dieses „Spiritismus“! Und machen wir uns danach klar, welche Stellung wir besonders hier in Deutschland zu demselben einnehmen sollten!

A. Das zunächst, worin wir von demselben abweichen, sind vornehmlich vier Punkte:

1. seine unbedachtsame Ausbildung und Benutzung von Medien,

2. seine einseitige Beurteilung aller mediumistischen Intelligenzen als verstorbene Menschen,

3. seine Ueberschätzung des Wertes von mediumistischen Mitteilungen als „Offenbarungen“ und

4. seine Unzulänglichkeit hinsichtlich ernsterer Befriedigung metaphysischer und religiöser Bedürfnisse und höheren geistigen Strebens.

I. Beim Ausbilden und Benutzen von Medien (im Gegensatz zu Sehern und andern selbstthätigen Psychikern) verkennen diese Spiritisten die großen Gefahren der Mediumschaft und die durch diese verursachte Wesens-Schädigung des Mediums. Vielfach haben diese Spiritisten dabei auch nur selbstische Absichten und denken kaum an die Folgen für das

Medium. Und diesem selbst kommt oftmals seine Schädigung garnicht zum Bewußtsein; wenn dies aber doch der Fall ist, setzt es sich, durch Not oder durch Eitelkeit getrieben, über solche Bedenken hinweg. Sehr viele solcher Spiritisten werden auch zu ihrem bedenklichen Treiben nur durch Sensationslust veranlaßt; und in ihrer Wunderjägerei betreiben sie die Beschäftigung mit Medien wie eine Art von „Sport".

Wenn von den Nachteilen oder der Schädlichkeit der Mediumschaft geredet wird, so ist damit nur deren willenlose Ausbildung gemeint, nicht aber die mediale oder astrale und psychische Veranlagung an sich. Diese ist im Gegentheil gerade das, was den Fortschritt zur höchsten Vergeistigung des eigenen Wesens fördert und erleichtert — aber nur dann, wenn sie nicht als Mediumschaft entwickelt wird, sondern ganz in der entgegengesetzten Richtung der Adeptschaft und der Mystik (Seherschaft und Theurgie). Dabei wird nicht die Passivität und Willenlosigkeit des Wesens gesteigert; sondern sein Bewußtsein und sein Wille wachsen an innerer Selbstständigkeit im Dienste des Göttlich-Geistigen und werden mehr und mehr dessen bewußtes Werkzeug. Dadurch also reift die Individualität des Mediums seiner eigenen Vollendung entgegen. Bei der spiritistischen und hypnotischen Mediumschaft ist aber meist das Gegenteil der Fall. Darüber weiteres sogleich.

Die Schädigung durch Ausbildung von Mediumschaft kann sich auf allen Daseinsebenen geltend machen, auf der körperlichen und der seelischen sogut wie auf der geistigen.

Nicht einmal die untersten, anfänglichen Stufen der Mediumschaft (Tischklopfen und Schreibmediumschaft) sind immer für die leibliche Gesundheit unschädlich. Je stärker aber sich die Mediumschaft entwickelt, desto stärker kann auch die Gesundheit, besonders das Rückenmarksnervensystem, angegriffen werden. Dies ist zwar nicht immer der Fall, insbesondere aber bei den meisten öffentlichen Medien, so daß dies bei vielen als Beweis ihrer echten Mediumschaft dient. Doch ging schon manches Medium dabei früh zu Grunde; und andere retteten ihre Gesundheit nur dadurch, daß sie die Ausbeutung ihrer medialen Eigenschaften einstellten.

Bedenklicher als dieses sind die ungünstigen seelischen Beeinflussungen durch die Mediumschaft sowohl für das Medium selbst wie für die mit ihm Verkehrenden. Zwar können die Einflüsse für beide Teile auch günstig und förderlich sein, wenn das Medium von besonders guten seelischen Anlagen und Wahlverwandtschaften ist, und wenn es das Glück hat, sich in edler, reiner, wohlwollender Umgebung zu bewegen. Doch ist dieses leider in denjenigen Kreisen, die wir hier als „Spiritisten" kennzeichnen, ein seltner Ausnahmefall. Und weil diese „Spiritisten" gerade in der Ausbildung der Mediumschaft also der Passivität (nicht der Positivität) das höchst Begehrenswerte finden, so werden deren „Medien" auch in demselben Grade immer unselbstständiger und seelisch schwächer. Immer willenloser, sind sie mehr auch schlechten Einflüssen preisgegeben, wenn ihre

Umgebung sie nicht davor schützt und rettet; und die Entwicklung vieler, selbst privater Medien, verläuft oft so ungünstig, daß zuletzt sogar die „Spiritisten“ selber froh sind, wenn sie solches Medium wieder ganz von seiner Mediumschaft befreit sehen.

Ein solcher Verlauf der mediumistischen Entwickelung ist aber schon von vornherein in allen Fällen viel mehr zu befürchten, als dies von den „Spiritisten“ anerkannt wird. Denn es können fast nur die noch „massiv“ wirkenden Geister“ Jemandem zum Medium einschulen; und zuerst stellen sich aus Neugierde fast bei jedem Medium auch sehr niedrig stehende Wesen der übersinnlichen Welt ein, bis sich das Medium und seine Umgebung gegen diese zu wehren gelernt haben.

Aber auch im günstigsten Falle ist die Empfindlichkeit und die Empfänglichkeit hochgradiger Sensitivität, wenn sie zur Mediumschaft (nicht zur Adeptschaft) sich entwickelt, belästigend und schädigend. Krankhaftigkeit und seelische Unreinheit empfindet das Medium, ohne sich dagegen abschließen zu können, und es überträgt diese Einflüsse sogar leicht auf seine Umgebung unbewußtermaßen. — Jeder feinfühlende Mensch weiß, wie sich unvermeidlich, namentlich in größeren gemischten spiritistischen Sitzungen, ungünstige Einflüsse an ihn anzuhängen drohen. Und dies ist besonders bei den Sitzungen mit physikalischen Medien der Fall, da deren Wunderstücke nur durch sehr „massive“ Seelenkräfte bewerkstelligt werden können. — Wer solche üblen seelischen und halb-materiellen Einflüsse bei mediumistischen Sitzungen nicht drückend und peinlich empfindet, der mag wohl auch so veranlagt sein, daß solche Einflüsse ihm nicht schaden. Es achte aber jeder doch in solchen Fällen sorgfältig darauf, ob sein innerstes Gefühl durch die Geistesatmosphäre solcher Sitzungen gehoben oder vielmehr nur betäubt wird!

Am wichtigsten von allen Nachteilen der Mediumschaft ist die schon angedeutete innerlich-geistige Wesensschädigung des Mediums. Bei jeder Art von Mediumschaft wird die Verbindung zwischen Geist und Körper gelöst oder doch gelockert. Selbstbewußtsein, Selbstverantwortung und die Selbstständigkeit der göttlichen Kräfte im Menschen werden dadurch geschwächt, also gerade das gestört, worauf die höhere Entwicklung abzielt. -- Solches Seelenopfer eines Mediums kann möglicherweise gerechtfertigt erscheinen, wenn dadurch vielen andern Menschen großer seelischer Gewinn gebracht wird. Immer aber ist es ein Opfer, nicht ein „Segen“, eine „Begnadigung“ für das Medium, wie die „Spiritisten“ wähnen.

Schon bei einfacher Schreibmediumschaft, selbst dann, wenn sie allein und nicht in Sitzungen mit vielen Teilnehmern entwickelt wird, macht sich ein fremder Willenszwang fühlbar. Doch in höherm Maße gilt das hier Gesagte von jeder Trance-Mediumschaft also von der Mediumschaft, bei der das selbstständige, persönliche Bewußtsein des Mediums völlig preisgegeben wird, denn dadurch eben wird die seelische und geistige Selbstständigkeit des Mediums unterdrückt und gar ertötet, während doch, wie jeder weiß und fühlt, die Fortentwickelung des Menschen in der

schärfern Ausbildung seiner Selbstverantwortung und in der Festigung und Läuterung seiner geistigen Individualität beruht.

Dieses Bedenken gegen die Trance-Mediumschaft gilt auch für die höheren Grade der Hypnose, in denen das Medium seine individuelle Selbständigkeit einem Hypnotisten oder Mesmeristen preisgiebt. Nur in einem einzigen Falle kann dieses Bedenken wegfallen; wenn nämlich ein Kranker durch einen geschickten und edel-gesinnten Hypnotisten (Arzt) nur durch hypnotische Suggestion geheilt werden kann und wird. Hier wird nicht nur der Vortheil für das „Medium" dieses Hypnotisten sehr viel größer sein als sein etwaiger Nachteil, sondern mit der Hebung seiner Krankheit nimmt auch meistens in demselben Maße seine Hypnotisierbarkeit und Suggestibilität wieder ab; seine „Mediumschaft" hört also wieder auf. — Ueberdies kennt man im Falle solcher hypnotistischen Behandlung doch wenigstens die Person, an die das Medium die Verantwortung für sich abtritt, und es weiß, an wen es sich zu halten hat; die spiritistischen Einflüsse (sogenannte „Kontrollen") sind aber rechtlich unkontrollierbar. Und sind auch dies nicht immer an sich schlechte Einflüsse, so bleibt doch trotzdem jede Trance-Mediumschaft eine Art von seelischer oder geistiger Prostitution. Der Mensch entwürdigt sich durch solche Selbst-Hingabe. Nur die bewußte Beherrschung seiner eigenen innersten Seelen- und Geisteskräfte macht ihn zum wahren „Meister" seiner selbst.

II. In der einseitigen Auffassung fast aller medialen Mitteilungen, als von den „Geistern" Verstorbener herrührend, kennzeichnet sich die Urteilsschwäche oder Unerfahrenheit der eigentlichen „Spiritisten". Vermöge dieser urteilslosen Leichtgläubigkeit fallen sie auch leicht Betrügereien zum Opfer; und gerade diese Betrügereien haben daher garnicht mit Unrecht überall den Spiritismus diskreditiert.

Wie wir bei der Betrachtung der 12 verschiedenen Quellen mediumistischer Mitteilungen gesehen haben, ist in Wirklichkeit nur ein geringer Teil derselben auf Einflüsse von Verstorbenen zurückzuführen, und bei diesen ist wiederum nur in wenigen Ausnahmefällen der „Geist" oder die volle Individualität des Verstorbenen thätig. Eine höher potenzierte Geisteskraft ist überhaupt erst in so wenigen der heute lebenden Menschen entwickelt, daß solche auch nur von den wenigsten Verstorbenen erwartet werden kann. Um aber sich durch gewöhnliche „spiritistische" Medien äußern und in starker Weise geltend machen zu können, ist — wie schon erwähnt — ein Maß von „massiver" Seelen-Kraft erforderlich, wie es ein Mensch, der seine persönliche Kraft auf Erden völlig ausgelebt hat, nicht mehr haben kann. Sein Geist befindet sich alsdann in einem (Daseins-) Zustande, oder tritt doch bald nach seinem Tode in eine (Bewußtseins-) „Sphäre" ein, die ihm ein so mechanisches Einwirken auf unser leibliches Dasein, wie es bei der gewöhnlichen „spiritistischen Mediumschaft" der Fall ist, garnicht mehr ermöglicht. Und so sagen auch den „Spiritisten" ihre „Geister" selbst nach kürzerer oder längerer Entwickelung stets, daß sie sich nun in eine höhere „Sphäre" erheben würden, von der aus sie

durch ihr „Medium“ nicht mehr würden mit ihnen verkehren können, weil sie dann zu sehr „vergeistigt“ seien. Ein Verkehr mit solchem „Geiste“ ist allein dem „Seher“ oder innerlich bewußtem Menschen möglich, der sich selbst bis in dessen „Sphäre“ erhebt oder — richtiger gesagt — soweit verinnerlicht, vergeistigt; und solche Seherschaft ist das gerade Gegenteil der Mediumschaft, weil dabei die eigene Seele zu immer freierer, selbständigerer Wirksamkeit gelangt.

Dagegen ist ein physikalisches Eingreifen in unsere Lebenssphäre durch Medien nur den durch Selbstmord oder Unglücksfall plötzlich aus dem Leben herausgerissenen Verstorbenen möglich, deren lebenskräftiger Wille ihnen noch lange nachher erhalten bleibt. Man wird auch bei den sehr vielen echten und unzweifelhaften Mitteilungen von Verstorbenen finden, daß es gerade solche Personen sind, die sich geltend machen, besonders auch bei denjenigen Materialisationen, die auf verstorbene Menschen, nicht auf andere Wesen zurückzuführen sind.

In weitaus den meisten Fällen aber, wo die Spiritisten sich durch manche täuschende Symptome der Identität zu der Annahme verleiten lassen, daß sie es mit den Individualitäten von Verstorbenen zu thun haben, handelt es sich entweder nur um unbewußt ausgesponnene Auto-Suggestionen der Seele des Mediums oder doch um die von dieser aus dem Aether (Astrallicht) aufgefangenen Gedankenbilder (Seelenkörper, Astralleiber) der Verstorbenen, deren Einwirkung auf die Seele des Mediums ebenso vollständig unbewußt für die Verstorbenen stattfindet, wie dies auch bei mediumistischen Mitteilungen von Lebenden ohne deren Wissen und Ahnen thatsächlich oft der Fall ist (Wm. Stead).

III. Hinsichtlich des dritten Punktes ist nicht zu verkennen, daß in allen Ländern durch Medien Mitteilungen erhalten worden sind, die entweder ganz allgemein oder doch mindestens für die Personen, denen sie gegeben wurden, von bedeutendem Werte waren (so u. a. die „Spirit Teachings“ von M. A. (Oxon.) [Stainton-Moseyn]). Aber abgesehen davon, daß es bei der Betrachtung mancher solcher Fälle höchst wahrscheinlich wird, daß die besten dieser Unterweisungen garnicht von verstorbenen Menschen, sondern von lebenden Adepten oder aus der eignen höchsten Geistessphäre des Mediums selbst herrühren, so ist es, um solche Lehren zu erlangen, auch nicht notwendig, sich eines Mediums zu bedienen oder gar sich selbst zum Medium auszubilden. Wie bereits erwähnt, ist in der Regel sogar ein Verkehr mit solchen „Geistern“, d. h. mit denjenigen Wesen, die nur noch im geistigen Bewußtsein leben, garnicht mehr durch „spiritistische Medien“, sondern nur noch durch Inspiration oder durch „Seher“ möglich, wofür das geschichtliche Beispiel Swedenborgs als typisch gelten kann. Auch ist von Lebenden und aus gedruckten Ueberlieferungen heute selbst die höchste Weisheit besser zu entnehmen, als aus mediumistischen Mitteilungen; und erst wenn man solche Weisheit durch eigenes Suchen, Denken und Urteilen findet, bekommt sie Wert,

erst dann macht man sie sich zu eigen; solange sie nur auf Autorität angenommen wird, bleibt sie nur angelerntes Dogma, für das man des eigenen Grundes in sich selbst ermangelt.

Das nämlich ist wohl eine der bedenklichsten Seiten des Spiritismus, daß derselbe uns aufs neue mit dogmatischen „Offenbarungen" bedroht. Jeden einzelnen Menschen möglichst zum selbständigen Denken anzuregen, das ist gegenwärtig die Hauptaufgabe unseres Geisteslebens. Ist nun aber schon an sich jeder blinde Autoritätsglaube verderblich, so ist dies noch mehr der Wahn, daß irgend etwas eine wertvolle „Offenbarung" sei, blos deshalb, weil es nicht dem selbstbewußten Geiste eines lebenden Denkers entsprungen ist, während doch gerade deshalb, weil und wenn dies nicht der Fall ist, der Wert solcher „Offenbarung" für höchst zweifelhaft gehalten werden sollte, wenigstens solange bis man eben selber ihren Wert mit seiner eigenen Denk- und Urteilskraft geprüft und gut befunden hat.

Jene erst-erwähnten, an sich wirklich wertvollen, durch Medien gegebenen Lehren sind nun auch so überaus seltene Ausnahmen unter den mediumistischen Mitteilungen, daß sie kaum ein Mal unter hundert Fällen vorkommen. Vor allem aber sind diese gerade nicht das, was wir hier als „Spiritismus" bezeichnen; sie sind vielmehr der Sache nach Theosophie.

Bei allen eigentlichen spiritistischen „Offenbarungen" ist ein wesentliches Merkmal das, daß sie einander widersprechen, ebenso sehr wie die Meinungen und Vorstellungen der lebenden Menschen. Sie tragen stets das Gepräge entweder der Ansichten des Verstorbenen zu seinen Lebzeiten (und dienen dann für ihn mit als Identitätsbeweis) oder des Mediums und dessen Umgebung oder der sonstwie in den spiritistischen Kreisen des betreffenden Landes herrschenden Vorstellungen; und diese weichen ganz erheblich von einander ab, besonders die der angelsächsischen Länder, in denen Andrew Jackson Davis' seherische Sommerland-Phantasien verbreitet worden sind, und die der romanischen Länder, in denen Allan Kardecs Lehren den Spiritismus ausgeprägt haben. In England und Amerika haben aber seit der Ausbreitung der theosophischen Anschauungen sich wieder mehr und mehr deren von Davis abweichende Grundlehren, so die der Wiederverkörperung geltend gemacht, und dies sogar in den Hauptcentren des dortigen Spiritismus. So trägt z. B. schon seit vielen Jahren selbst in den allwöchentlichen Sitzungen am ältesten Hauptquartier des „amerikanischen Spiritualismus", im Bureau des Banner of Light in Boston, ein „Geist", der sich Pierrepoint nennt, die Karmalehre und die Reïncarnation vor. Weil er jedoch den dortigen Dogmatikern unbequem ist, werden seine Mitteilungen meistens totgeschwiegen.

Mögen daher solche mediumistischen Mitteilungen auch noch so klar und so bestimmt wie möglich sein, sie können an sich immer nur den Wert von subjektiven Vorstellungen oder gar von genialen Träumen des Mediums oder eines Verstorbenen beanspruchen.

IV. In eben dieser Hinsicht ist nun weiter noch der Wert des mediumistischen Verkehres mit Verstorbenen für die ernstere Befriedigung der metaphysischen und religiösen Bedürfnisse des Menschen in der Regel sehr gering. Philosophisch gebildete und wahrhaft religiöse Menschen werden sich dem „Spiritismus“ selten oder nie zuwenden; sie bedürfen seiner nicht und sind für ihn nicht zugänglich. Sie sind von ihrer eigenen Unsterblichkeit hinlänglich überzeugt, sie kennen ihr Verhältnis zu der Geisteswelt, als deren lebendiges Glied sie selbst sich fühlen, und sie streben auch bewußtermaßen schon der geistigen Vollendung in der Gottheit zu. Was also soll ihnen der Spiritismus sonst noch bieten?

Auch in dieser Hinsicht freilich verkennen wir durchaus nicht den religiös fördernden Einfluß eines „spiritistischen“ Verkehrs auf diejenigen Kreise, welche vordem allem religiösen Leben fern standen. Es sind uns zahlreiche Familien, ja sogar weite Gesellschaftskreise in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs bekannt, die nur dadurch dem öden Zeittotschlagen des äußerlichen Weltlebens entzogen worden sind, daß sie im engsten häuslichen Kreise spiritistische Sitzungen zu halten anfingen und seitdem einen für sie ebenso anregenden, wie ethisch fördernden Verkehr mit der Geisteswelt aufrecht erhalten haben. Darauf kommen wir noch unten (B, II) zurück.

Ebenso wenig wollen wir dem Wunsche, mit verstorbenen „Lieben“ weiter zu verkehren, eine innere Berechtigung abstreiten; durch den Tod kann das Band wahrer Liebe nicht zerrissen werden. Daß man daher die Gelegenheit zu weiterem Gedankenaustausche mit den Verstorbenen, die man liebt, benutzt, ist mindestens begreiflich. Aber jeder religiöse Mensch, auch wenn er sich von allem Kirchenwesen und von jeder positiven Religion abgewendet hat, wird doch empfinden, daß solcher Verkehr etwas wiedernatürliches und unheilsames ist. Wird denn wohl heute noch ein nachdenkender und feinfühlender Mensch das Erdenleben für etwas anderes, als eine mehr oder weniger harte Schule halten? Und wozu sollte man dann Verstorbene, die dieser Schulplage glücklich entrückt sind, wieder in dieselbe hineinziehen? Ist das nicht Selbstsucht? Sollten wir nicht gerade diese „Lieben“ nun endlich mit unsern weltlichen Plagen verschonen? — Haben wir nicht, und haben nicht vor allem die Verstorbenen, um Frieden und Glückseligkeit zu finden, den Blick nach ganz entgegengesetzter Richtung — auf das Innerliche, Geistige und Göttliche — zu wenden? Sollten wir nicht auch schon deshalb unsere „Lieben“ sich sobald als möglich in „höhere Sphären“ erheben lassen, statt ihnen immer wieder den Anreiz zu bieten, in unsere Bewußtseins-Sphäre herabzusteigen oder herauszutreten? — Mögen wohl in Ausnahmefällen Verstorbene selbst zu ihrer eigenen Beruhigung noch einmal einen Blick zurück auf ihre Hinterbliebenen werfen oder gar für sie helfend eingreifen wollen: aber in wie seltenen Fällen könnte ihnen solche Befriedigung selbst durch Medien wirklich voll zu teil werden? Sind sie nicht besser dran, wenn sie befangen sind in der Ruhe ihres eignen subjektiven Bewußtseinszustandes („Vierte Sphäre“,

„Himmel“ oder Dewachan)? — Während also ein mediumistischer Verkehr mit den Verstorbenen die Ueberlebenden nur selten fördert, so schädigt und und hindert er fast immer die Verstorbenen.[1])

Vor allem muß zum Schlusse dieser Kennzeichnung des Unterschiedes unsrer Geistesrichtung von der „spiritistischen“ hier zu allen vier erwähnten Punkten nocheinmal betont werden, daß, während diese mehr äußerlich, die unsere mehr innerlich ist. Der Spiritist hofft, selbst passiv, noch von außen Hülfe zu erlangen; der Theosoph will das, was er erstrebt, sich selbst aktiv erringen. Der Spiritist will sehen, wissen; der Theosoph will außerdem auch können, werden.

Ferner haftet noch der Spiritist ganz an der dualistischen oder pluralistischen Daseinsvorstellung, während jeder Theosoph einer monistischen Erfassung der Geisteswelt in seinem eignen innern Geistesleben zustrebt. (Jener bleibt noch in der heteronomen Erkenntnisweise befangen, diesem aber gilt die autonome höher.) Man kann daher das Verhältnis des Spiritisten zu dem Theosophen etwa so veranschaulichen, wie das eines Kindes oder Jünglings zum gereiften Manne.

B. Wie nun im Leibesleben jede Entwickelungsstufe ihre volle eigene Berechtigung hat, wie man es keinem Jünglinge zum Vorwurfe machen wird, daß er noch kein Mann ist, so erkennen wir auch in den Anschauungen und Bestrebungen des Spiritismus eine Durchgangsstufe, deren Dauer länger oder kürzer sein kann, die aber selten oder nie ganz übersprungen werden kann. Das haben fast alle älteren Theosophen an sich selbst erfahren. Der Spiritismus ist eine Vorstufe zur Theosophie, und als solche hat er nicht nur Selbstberechtigung, er bietet auch ganz unverkennbare Vorteile. Diese liegen in der Möglichkeit seiner Verwertung.

1. zur Ueberwindung des sinnlichen Materialismus,

2. zur inneren Erhebung von Trostsuchenden, zur Veredlung von Irrenden, und

3. zur Hinweisung auf die höchsten Ziele alles Menschendaseins.

I. Die erste Aufgabe erfüllt der Spiritismus auf zweifache Weise: durch die Vorführung und Untersuchung übersinnlicher Thatsachen und Vorgänge, besonders der sogen. „physikalischen Manifestationen“ und ferner durch den Identitätsnachweis verstorbener Persönlichkeiten in mediumistischen Mitteilungen.

1. Zur Ueberwindung des materialistischen Vorurteils, daß es keine Kräfte gäbe, die unabhängig von der unsern Sinnen wahrnehmbaren Stoffwelt wirken, genügen für den philosophisch Denkenden schon die einfachsten Schlußfolgerungen aus den naturwissenschaftlich anerkannten Begriffen

[1]) Freilich handelt sich's hier nur um den Verkehr mit Verstorbenen, wie wir sie im Abschnitte über den „Mediumismus“ als 10. Quelle kennzeichneten. Im Falle 9 ist das individuelle Wesen des Verstorbenen überhaupt garnicht beteiligt, und im Falle 11 kann man mit solchen Geistern nur verkehren, wenn man sich zu ihnen erhebt, verinnerlicht, vergeistigt.

(Aether, Kraft, Atom 2c.) und das Eingehen auf die von den Geisteswissenschaften festgestellten Thatsachen, insbesondere denen der Geschichte und Psychologie. Da aber die wenigsten heutigen „Gebildeten“ an selbständiges Denken gewöhnt sind und sich auch dazu nicht die Zeit lassen, so thun oft die einfachsten spiritistischen Erlebnisse, wie schon die zweifellose Feststellung einiger echter mediumistischer Klopflaute, die gleichen oder noch wirksamere Dienste. Freilich könnten auch schon einige exakte Beweise von Gedankenübertragung ohne sinnliche Vermittlung oder einige sicher beglaubigte Fälle von Telepathie zwischen Lebenden oder von Erscheinungen („Phantasmen“) Sterbender denselben Erfolg haben. Aber diese sind nicht so leicht experimentell vorzuführen, wie jene einfachen spiritistischen Vorgänge. Die stärkeren physikalischen Manifestationen und die Materialisation, die so oft von Kunststückmachern (wenn auch unter anderen Bedingungen) nachgeahmt werden, verfehlen deshalb meistens diese Wirkung. Und sogar die exakt wissenschaftlichen Berichte eines William Crookes und eines Friedrich Zöllner über ihre mediumistischen Beobachtungen haben nicht die gleiche Ueberzeugungskraft, wie ein einziges eigenes spiritistisches Erlebnis der einfachsten aber echten Art.

2. Identitäts-Beweise für das Fortleben des persönlichen Bewußtseins und Willens nach dem Tode liefern freilich solche Erfahrungen und Beobachtungen selten. Dazu sind besonders die Mitteilungen durch Sprech- und Schreibmedien geeignet, weil und insofern dieselben mehr gestatten, durch Fragen an die „kontrollierende Intelligenz“ die zur Feststellung der Indentität notwendigen Einzelheiten zu erhalten. Denn die geistige Persönlichkeit ist lediglich aus dem Inhalte der Mitteilungen zu erkennen. Wenn sich also nicht allein ein fremder Wille, sondern auch ein Vorstellungsmaterial kund giebt, das nur auf einen bestimmten Verstorbenen zurückzuführen ist, so wird man daraus auf die Einwirkung durch einen solchen schließen. Freilich ist dann weiter noch festzustellen, wieviel von dem Wesen des Verstorbenen sich dabei kundgiebt, ob nur Eindrücke seines Astralbildes vom Medium aufgefangen worden sind, oder ob sich dessen geistige und ethische Ideen und Bestrebungen kundthun. Auch darüber sich Klarheit und Gewißheit zu verschaffen ist in vielen Fällen möglich; und zwar zeigt sich — wie erwähnt — die vollkräftige Persönlichkeit von Verstorbenen am meisten bei denen, die plötzlich im Vollbesitze ihrer körperlichen Kräfte aus dem Leben herausgerissen wurden.

Ein höchst wertvolles und weitreichend beweiskräftiges, wenn auch nicht immer zwingendes Material solcher Identitäts-Beweise für das mediumistische Sichkundthun von Verstorbenen hat Staatsrat Alexander Aksákow zusammengetragen im 2. Bande seines Werkes: „Animismus und Spiritismus“ (Leipzig 1890, bei Oswald Mutze). — Aber solche „übersinnlichen“ Thatsachen bieten immerhin die Möglichkeit zu einer Sinnesänderung bei Materialisten, sei es nur im Kopfe sei es auch im Herzen.

II. Weitere Einwirkung kann der Spiritismus oft sogar schon da geben, wo nicht einmal ein zwingender Identitätsbeweis geliefert werden

kann, nämlich durch die mediumistische Mitteilung von „Erlebnissen“ Verstorbener seit ihrem Tode. Oft gewährt dies ihren leidtragenden Hinterbliebenen unmittelbaren Trost, besonders wenn sich daran ein längerer persönlicher Verkehr mit den Verstorbenen schließt, der den Ueberlebenden mindestens die subjektive Ueberzeugung von der Wirklichkeit desselben giebt. Wichtiger aber ist die ethische Wirkung, welche die Erzählungen Verstorbener zu üben pflegen, wenn sie — wie es vieltausendfach geschehen ist — mitteilen, welchen Eindruck auf sie mehr oder weniger unmittelbar nach ihrem Tode ihr Selbstgericht über die Fehler und Vergehen ihres Lebens gemacht hat, und welche weiteren Folgen dies für sie hatte, wie sie sich ernstlich bemühen, sich zu läutern, zu veredeln, zu vergeistigen und mit welchem Erfolge dies geschieht, auch wie andere Verstorbene darin ungünstiger gestellt sind als sie selbst, oder wie andere schon weiter fortgeschritten sind.

Selbst wenn man sich vergegenwärtigt, daß dies keine objektiven Thatsachen sein können, wenn sie den Verstorbenen selbst auch so erscheinen mögen, sondern daß sie mehr einer lebhaften Traumwelt angehören, so ist dies doch für den ethischen Eindruck solcher Mitteilungen gleichgültig. Denn entscheidend für denselben ist ja das subjektive Erlebnis und die Stimmung des sich mitteilenden Verstorbenen; und es handelt sich für jeden von uns doch darum, was werden die Wirkungen unserer guten oder bösen Handlungen und Gedanken für unser Bewußtsein und unsre Empfindung nach dem Tode sein. Daher sind auch vielfach die ergreifendsten und nachhaltigsten Wirkungen solcher Schilderungen zu beobachten. (Eine Schrift dieser Art ist Duffey: „Himmel und Hölle“, bei Max Spohr in Leipzig 1892.)

Durch eben solche Eindrücke ist auch die religiöse Vertiefung jener zahlreichen Familien- und Gesellschaftskreise bewirkt worden, von denen oben schon die Rede war.

Als ein mehr nebensächlicher Nutzen des Spiritismus mag hier auch des tröstenden und fördernden Einflusses gedacht werden, den besonders Schreib-Medien und deren „geistige Führer“ auf unglückliche Verstorbene üben können, die sich Hülfe suchend an sie wenden. Durch richtige, geschickte Behandlung und Aufklärung wird es oftmals möglich, den Sinn solcher Unglücklichen endlich vom Irdischen hinweg auf das Ewige, Göttliche zu lenken. Davon geben viele spiritistische Schriften Zeugnis. (So z. B. Bergbachs „Geisterkundgebungen“, Berlin 1891, bei Karl Siegismund.) — Dieses letztere ist nun freilich eine Aufgabe, für Medien, die schon wieder über diejenige Geistesrichtung, die wir „Spiritismus“ nennen, weit hinausgeht, und der sich auch seherisch begabte Theosophen früherer Jahrhunderte begeistert widmeten. (Swedenborg 1688—1772; Oetinger 1702—1782, u. a.) Dies ist ein vergeistigter Spiritismus von guter ethischer und theosophischer Tragweite.

III. Das gleiche gilt von der dritten Art des Nutzens, den der Spiritismus haben kann, und auch thatsächlich immer mehr jetzt hat, zumal in

denjenigen Ländern, wo er sich schon seit Jahrzehnten ausgebildet hat. Immer mehr verschwindet in Amerika und England wie auch in einigen romanischen Ländern der niedere phänomenale Spiritismus, immer mehr tritt dessen philosophische Behandluug in den Vordergrund, immer mehr machen sich dabei theosophische Anschauungen und Bestrebungen geltend. Dieses ist derselbe Einfluß wie der eben vorher erwähnte, nur nicht auf die Verstorbenen, sondern auf die noch Lebenden gerichtet. — Durch solche reine Geisteslehre mit Hinweisen auf das höchste Ziel des Strebens und sogar mit praktischen Anweisungen zu dessen Erreichung wird der Spiritismus zur Theosophie und erfüllt damit seine eigenste Aufgabe.

C. Damit wären die Grundzüge unserer Beurteilung des „Spiritismus“ gegeben. Aber für unsere Stellungnahme ihm gegenüber in deutschen Ländern kommt noch eine besondere Erwägung in Betracht.

Theosophie und Mystik waren von jeher bei allen deutschen Völkern die uns eigene Form des höheren, inneren Geisteslebens. Alle nützlichen Erfahrungen und alle guten Seiten des heutigen Spiritismus waren stets bei uns den Theosophen (meist auf seherischem Wege) bekannt und wurden von ihnen verwertet. Der heutige Spiritismus ist nur eine für uns ausländische Erscheinung; und diese konnte auch nur auf dem geistig unentwickelten Boden der nord-amerikanischen Kultur entstehen. Für diese jüngere Kulturwelt war sie zur Anregung eines innern Geistesleens als Vorschulung unentbehrlich. Diese ist in Deutschland überflüssig, und daher kann auch der Spiritismus bei uns nicht gedeihen; er fristet nur ein kümmerliches Dasein in anspruchslosen Geisteskreisen. Und wenn nicht etwa einmal für Deutschland eine Zeit gründlicher Umwälzung eintritt, die unser höheres Geistesleben gänzlich unterdrückt, so wird sich auch hier kaum eine Notwendigkeit und Möglichkeit seiner weiteren Verbreitung finden. Doch selbst dann dürfte es fraglich sein, ob nicht sogar auf unsere niedersten Volksschichten Mystik und Theosophie in volkstümlicher praktischer Verwertung wirksameren und unmittelbareren Einfluß gewinnen werden, als ein sinnenfälliger „Spiritismus“.

Sollten unsere Volksmassen zur Befriedigung ihrer höheren seelischen und geistigen Bedürfnisse nicht eher empfänglich sein für den Hinweis auf die eigene Offenbarung des Gottesgeistes in ihnen selbst? in ihrem idealen Streben? im Gefühl ihrer Solidarität? in ihrer Menschenliebe zu einander, die gewachsen ist mit dem Gefühl ihrer gemeinsamen Not? und auch in der Vernunft, die ihnen zeigt, wie man dem Elend abzuhelfen suchen kann? in ihrem Gewissen, das sie warnt, nicht über ihre gerechten Forderungen hinauszugehen? und neben ihrem Gerechtigkeitsgefühl auch im Bewußtsein ihrer Selbstverantwortung? Sollten unsere deutschen Volkskreise durch solche theosophische Erkenntnis nicht mehr als durch die Offenbarungen Verstorbener für das Gute zu begeistern sein? Sollten sie der „Medien“ bedürfen, um sich zum Bewußtsein ihrer eigenen Unsterblichkeit aufzuschwingen? Sollte nicht die Karmalehre, die auf Liebe und Gerechtigkeit begründet

ist, sie mehr als spiritistische Verheißungen anregen, unentwegt voranzustreben auch zur inneren Veredlung und Vollendung?

Gewiß ist dies so; und um unserm Volke dies zu bringen, dazu bedarf es derer, die nicht unverantwortliche Medien sind, sondern die mit vollbewußter Kraft für dieses Fühlen, Wissen, Streben eintreten, und welche, selbst des Geistes voll, die Kraft der Liebe und des Gottesstrebens auf die weitesten Kreise ausströmen.



Asphodele.

Von

Paul Lanzky.

Asphodele, liebste der vielgeliebten
Haldeblumen, welche mein Herz betrübten,
eh' Verzicht, der milde, es aufgenommen,
sei mir willkommen!

Sei willkommen mitten in Lenzesprangen,
drunter schlummern Schmerzen, wie Lustverlangen,
die vor meinem Schatten zum Styre eilten,
gern dort verweilten.

O du weißt es, Blume der tiefsten Tiefen,
welche Qualen unter die Menschen riefen,
sie ins Thal Nirvanas aus Wandelzeiten
sicher zu leiten.

Ja, du weißt es! Also sei mir willkommen,
nun Entsagungsdunkel mich aufgenommen,
unter allen Blumen du bestgeliebte,
nimmerbetrübte!





Am Euphrat.

Von

Georg Wm. Russell.

Merodach, der Priester, wandelte eines Abends mit mir am Ufer des großen Flusses.

„Du bist verzagt", sagte er, „doch das ist unvermeidlich. Du erhofftest Erfolg, der deiner Eingebung entsprechen sollte. Du mußt schon lernen mit diesem Schaffen deines Geistes selbst zufrieden zu sein. Zuletzt wird eine Eingebung in jedem Augenblicke über dich kommen, und in jeder That wird sich ein göttliches Feuer dir offenbaren.

„Ich bin hoffnungslos. Warum bin ich's? Wunsch und Wille sind in mir nicht weniger stark, denn je!"

„Weil du Erfolg jenseits deines eigenen Selbstes suchtest; du hieltest dich an äußere Dinge, da zog dein Geist dir unbemerkt irdisches Wesen an, das ihn umwölkte. Doch handelt es sich hier um mehr als das. Die Natur hat einen Rhythmus, und was in uns selbst von ihren Elementen lebt, das hat an diesem Rhythmus teil. Du weißt, daß die Natur beständig wird: Die erste Schöpfung in der großen Tiefe ist die Weisheit; aus der Weisheit wird Verlangen, und ein unaussprechliches Sehnen, aus sich heraus zu treten, trübt die uranfängliche Harmonie der Schönheit. Die Elemente werden blind und dunkel; die Natur in ihnen wird zum Unbewußtsein, zum Vergessen. — Dieser Rhythmus wiederholt sich im Menschen: Zuerst ein Augenblick der reinsten Eingebung, die weise und vollkommen klar ist; dann werden wir von großem Verlangen ergriffen, das uns zur That antreibt; der Held, der Dichter, der Liebende, sie alle horchen in gleicher Weise auf die Musik des Lebens und versuchen deren Bedeutung in Wort und That auszugestalten; in ihrer Berührung mit der Natur betäubt sie deren Einfluß, und sie vergessen das Göttliche. Wieder offenbart dieses sich ihnen in neuer Eingebung: ein neuer Antrieb, neue Trübung und dasselbe Spiel, derselbe Rhythmus der Natur tritt ein."

Irish Theosophist II, 3. Decbr. 15., 1893.

„Merodach, was du da sagst, ist Wahrheit, und doch verstehe ich den Rhythmus der Natur nicht ganz".

„Du kannst das Kleine nicht verstehen, wenn du das Große nicht kennst. Du hast es in dir, lerne es verstehen!"

Ich seufzte, wie ich ihm so zuhörte. Ich hatte alle in mir aufsteigenden Begierden bewacht; ich hatte mir gedacht, der Weg des Helden führe zu den Göttern, doch diese rastlose Anspannung meines Willens forderte von mir, noch Größeres zu ertragen. Ich sah mich dem Ziele nahe; ich hielt an und sah zurück. Eine plötzliche Versuchung erfaßte mich; die Welt erschien mir schon genug, um darin zu leben. Wann sollte ich dem fernen Ziele nachjagen? Babylon war voll der lockendsten Geheimnisse. Seine Tempel und Paläste glänzten in den diamantnen Abendstrahlen; an den fernen Höhen im Nebeldunst glühten noch die goldenen Zinnen eines Hochbaus, an dem nach und nach der Wiederschein des Lichts erstarb. Am dunkelnden Himmelsgewölbe tauchten die Sterne auf, und von weitem schallte aus den volksbelebten Straßen Summen und Getöse. Der Duft der Gärten am Ufer überkam mich, das Geplätscher der Springbrunnen lullte meine Sinne ein. Ich hörte Stimmen in der Nähe, und ich hörte eine Stimme, die ich liebte, und ich lauschte einem Sange, der allmählich mehr und mehr an mein Ohr schlug:

„Sag mir, du Geliebter, ist die Liebe Freude oder Leid?
Sind, die diesen Weg zusammengehen, traurig oder froh?"

Und eine Stimme antwortete:

„Strahlend in dem Sonnenschein der Liebe glänzt ihr Antlitz froh
im Begegnen ihrer Blicke; Freude ist ihr ganzes Sein."

Mein Trübsinn war geschwunden; ich wollte bald bei ihnen sein, wollte mit ihnen lustwandeln und plaudern in den üppigen Gärten, wo die süße Muße ewig träumte. Merodach sah mich an:

„Du wirst finden, daß diese Gedanken dich behindern," sagte er.

„Meinst du, —?" Ich zögerte, halb verwirrt, halb erstaunt.

„Ein Gedanke wie der, welcher jetzt in dir aufflammt und deinen Trübsinn verscheucht, wird dir stets wieder kommen, wenn du wieder einmal so verzagt bist; und auf diese Weise wirst du dich gewöhnen, Trost zu finden auf dem langen Wege deines großen Suchens, indem du zu alten Herzensneigungen zurückkehrst und erneuerst, was längst überwunden war. Dies Verlangen von Mann und Weib nach einander ist unter den Massen das stärkste Band, das jeden bindet, und es ist am schwierigsten zu überwinden. Die Größten der Erde sind diesen Weg nur mit Thränen gewandelt."

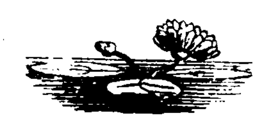
„Aber, Merodach, du kannst doch sicherlich nicht tadeln, nicht verachten, was so unbedingt Natur ist?!"

Weder tadle ich es, noch verachte ich's. Ich sage nur, es ist das stärkste Band, das uns hier bindet. Unerwünscht ist es für den nur, der nach F r e i h e i t trachtet.

„Müssen wir denn wirklich von aller Liebe lassen?"

„Die Menschen kennen zwei Arten von Liebe. Die eine fängt mit einem scharfen, plötzlichen Entzücken an, und sie erstirbt in endlosen Tönen der Sorge und des Schmerzes. Eine andere Liebe aber erwacht unter Tod und Trübsal, sie ist anfangs kühl und schwach; doch faßt sie Wurzel, so erwärmt sie, und je mehr sie wächst, desto mehr wird sie auch zur allumfassenden Freude und Seligkeit. So liebt der Mensch und so liebt der Gott. Wer diese Gottesliebe kennt, der ist wahrhaft weise. Der liebt keinen anderen, der ist die Liebe selbst. Denk wohl hierüber nach: Macht ist nicht die einzige Eigenschaft der Götter. — Und nun, lebewohl! Wir sehen uns wieder."

Ich sah seine Gestalt verschwinden, und ging dann meiner Wege. Ich sehnte mich nach jener Weisheit, die nur der verlangt, der strebt, sich müht und leidet. Und doch fühlte ich das reiche Leben voll in mir pulsieren, ich begehrte nach Erregung, nach Befriedigung. Und im großen Babylon erschien die Thorheit noch umwölkt vom Glanze ursprünglicher Schönheit.

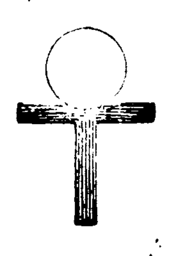


Das Ebenbild.

Es ging eine Kraft von mir aus, die hing an einem unbändigen Wunsche. Mit Blitzesschnelle zog er sie hinaus ins Leere. Da staute sich vor ihm der Raum, der Bedrängte wurde zornrot und glühend. Aber mein Wunsch schrak nicht vor seiner sengenden Umarmung. Immer weiter drängte er ihn hinaus, bis nur noch Asche ihn umfing. Mit letzter Kraft preßte er diese zu Schlacken.

Aber die glänzende Aschenschlacke strahlte mir mein Bild zurück, so schön, daß ich des Wunsches vergaß, der es erzeugte und erhielt. Da erstarb er und die Asche zerstäubte.

Nun aber weiß ich doch, wie ich aussehe; — wenn ich es dereinst vergesse, wird mein Wunsch wieder erwachen. **Lucifer.**





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Wissenschaft und sogenannter Aberglaube.

Der „Prometheus" eine schneidig naturwissenschaftlich redigierte Wochenschrift über die Fortschritte der Gewerbe, Industrie und Wissenschaft schreibt in No. 221 in einer Anzeige von du Prel's „Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften" wörtlich: „Der Inhalt vorliegenden Werkes kann an dieser Stelle nicht eingehend betrachtet werden, weil derselbe im wesentlichen Gebiete betrifft, welchen wir uns nicht entschließen können (Warum nicht? Red.), einen Platz in dem Bereich naturwissenschaftlicher Forschungen zuzuerkennen. Wenn in langathmiger Weise die Berichte von Beobachtungen an Somnambulen und die Berichte von spiritistischen Sitzungen besprochen werden, so hat dies vielleicht für Spiritisten Interesse, für uns als Naturforscher und Naturfreunde liegt keine Nötigung vor, uns mit Erscheinungen zu befassen, welche zum Mindesten gesagt, sich des vernunftgemäßen Zusammenhanges mit unserer sonstigen Naturerkenntnis noch nicht erfreuen, (Erfreut Euch doch. Red.) vielmehr den mühsamen Errungenschaften ihres logischen und experimentellen Wissenschatzes schnurstracks zuwiderlaufen." —

Wenn Jemand nicht hören will, so muß er fühlen, so lautet alte Volksweisheit, die dem Okkultismus näher steht, als der Wissenschatz jener, die die Naturerkenntnis wie eine Art Fideikommiß betrachten, an das nur sie allein Anrecht haben. Und so geschah es auch, denn in No. 26 berichtet der Herausgeber des Prometheus Herr Prof. Dr. Otto N. Witt in seinem 17ten transatlantischen Briefe wörtlich:

„Allerdings haben uns kluge und vorsichtige Leute gesagt, daß man nie eine Reise an einem Freitag oder am 13. eines Monats antreten soll und der gute Dampfer Alganquin sollte den Hafen von New-York gerade

am Freitag den 13. Oktober verlassen; aber aufgeklärt wie wir waren, ließen wir — mein Reisegefährte und ich — uns durch dieses ominöse Datum in unseren Plänen nicht irre machen. Das Resultat war, daß wir in den zweiten der beiden furchtbaren westindischen Orkane hineingerieten, welche in diesem Sommer die Ostküste Amerika's verwüstet haben. Dank der Vorsicht unseres erfahrenen Kapitäns, der sich rechtzeitig hinter einer schützenden Insel vor Anker legte, kamen wir mit einem blauen Auge davon, umschifften auch glücklich das Cap Hatteras und kamen schließlich wieder in ruhige See. Freilich dauerte diese Reise sechs Tage statt der fahrplanmäßigen 52 Stunden; dafür gab es auch allerlei zu sehen: treibende Wracks, steuerlose Dampfer u. s. w." ....

Daß dem Herausgeber des Blattes, worin alles, was des vernunftgemäßen Zusammenhanges mit unserer „sonstigen" Naturerkenntnis gelehrtendünkelig abgewiesen wurde, just ein dies nefastus nahe legen mußte, daß nicht alle Weisheit den Retorten und den Meßapparaten entstammt, sondern die Volksweisheit auch ihr Recht hat, dieses hat in Hinsicht auf den immerhin glücklichen Ausgang einen komischen Beigeschmack. Hoffentlich wird der „Zufall" Veranlassung werden, daß die Herren vom „Prometheus" sich mit den Erscheinungen befassen, die bis jetzt ihrem Wissen schnurstracks zuwiderliefen. Es kommt ja nur darauf an, nicht abzuweisen, sondern zu prüfen. S.

Zu dieser Einsendung eines jedermann bekannten Schriftstellers, dessen Name hier jedoch nichts zur Sache thut, erwähne ich noch — um Mißverständnisse zu vermeiden —, daß die Abfahrt des Dampfers Alganquin an einem Freitage, dem 13. des Monats, natürlich nicht die Ursache seiner stürmischen Reise war, denn eine ähnliche Reise würde er auch gehabt haben, wenn er 12 oder 24 Stunden später abgefahren wäre. Wohl aber liegt darin, daß den Reisenden vorher eine Warnung vor dieser Reise zuging, eine Vorahnung des Warnenden in dessen Seele subjektiv der Gedanke an Gefahr in Verbindung mit solcher Reise auftauchte. Dabei ist es unwesentlich, ob die Anregung (Veranlassung) zu diesem Gedanken durch eine alte „abergläubische" Ueberlieferung oder auf andere Weise gegeben wurde. Solche schlummernden Gedanken und Gefühle werden oft sogar durch die alle fernst-liegenden Ideen-Associationen ausgelöst. H. S.

Magisches Können.

Von einem langjährigen Leser erhalten wir die folgende Mitteilung eigener Erlebnisse zugesandt. Der Bericht bedarf keiner weiteren Erklärung; er spricht in seiner unbefangenen Natürlichkeit hinreichend für sich selbst:

Im November vorigen Jahres lag ich eines Morgens um 5 Uhr schlaflos da und sah wie in einem trüben Spiegel einen Menschen im

Nebel umherwandeln, nackt, arm und hungerig. Ich dachte mir: wer bist du? und was willst du von mir?

Als ich dann an jenem Morgen um 8 Uhr aus dem Hause fort ging, stand derselbe Mensch neben unserm Hause. Ich sah ihn gut an und erkannte ihn als den im Gesicht gesehenen.

Ich frug ihn nach einer Straße, um mit ihm ein Gespräch anzufangen. Ohne zu fragen, ob er es nötig habe, gab ich ihm etwas Geld und sagte dazu, wenn er es nötig hätte, könnte er morgen wieder kommen. — Das that er.

Am andern Tage bat ich ihn, er solle mir doch aufrichtig antworten: „Wo waren Sie gestern über Nacht?" „Im Freien". — „Was haben Sie da gemacht oder gedacht?" „Ich bin im Nebel umhergegangen, habe geweint und auch gebetet, Gott möge mir helfen". — Hatten Sie Hunger und kein Geld mehr?" „Ja!"

Daher also sah ich ihn im Gesichte Ich gab ihm dann Geld und Kleider. Er konnte wieder in Stellung treten und ist jetzt Buchhalter in Köln; er heißt Franz K.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich letzten Winter in München. Im Halbschlafe sah ich ein Dachstübchen mit sehr ärmlicher Einrichtung und einen Menschen in sehr schlechter Wäsche und bedürftig. —

Nach einigen Tagen sah ich eben diesen Menschen wirklich, frug ihn nach seiner Stube, ging mit ihm und fand seine Behausung genau so, wie ich sie gesehen. Ich half ihm den nötigen Verdienst zu finden, bei S. . . . in der Sendlingerstraße.

Im Mai 1893, als ich wieder einmal gegen Morgen schlaflos dalag, sah ich einen königlichen Katafalk halbhoch in der Luft vom Süden herkommen. Ich frug später am Tage einen Hofdiener, ob in der königlichen Familie Jemand krank sei; man sagte mir, es sei alles gesund. — Im Juni aber brachte man vom Süden her die Leiche des Herzogs Max Emanuel.

Als ich zur Pflege eines Kranken nach Franzensbad gegangen war, sah ich in der ersten Nacht dort im Traume, wie man einen Sarg in mein Zimmer brachte und abstellte. Ich frug: „Geht es mich an?" — Nein! — „Meinen Kranken?" Auch Nein!

Des Morgens erzählte ich es dem Hausherrn. Der meinte: „Es wird halt ihr Kranker sterben". Mir aber wäre bald entschlüpft: „Du selbst könntest es sein!" — So war es auch. Nach zwei Monaten starb er gerade in diesem Zimmer, und der Sarg war so, wie ich ihn gesehen hatte.

Ich habe mich auch mit Erfolg in der Seelen-Telegraphie durch Gedankenkonzentration und Willenskraft versucht. Eines Tages — es war

in Petersburg — als ich ausgegangen war, machte ich das folgende Experiment.

Mit festem Willen dachte ich an die etwa 50jährige Haushälterin in unserer Wohnung. Ich sagte ihr im Geiste: „Du mußt Thee machen!" und wiederholte das immer fort. Vielleicht eine halbe Stunde später kam ich wieder nach Hause. Ich fand den Thee fertig dastehen; und doch lag dazu äußerlich kein Auftrag vor; es war auch nicht Theezeit.

Als ich nun die Haushälterin frug, warum sie Thee gemacht habe, gab sie mir zur Antwort: „Es war mir so wie ein Herzklopfen und dann, als wenn es mir im Innern immer sagen thät: Thee mußt' machen! Nun da, nicht wahr? Ganz wie eine Närrische bin ich!" Dabei sah sie mich ratlos an. Ich erklärte ihr den Sachverhalt zu ihrem größten Erstaunen.

Einen ähnlichen Versuch machte ich mit meiner Schwester in München, auch als ich in Petersburg war. Sie sollte lebhaft an mich denken. —

Darauf hin schrieb sie mir: „Am Samstag hab ich Kuchen für dich gemacht, und mich an's Fenster gesetzt, dich zu erwarten. Ich weiß gar nicht, warum ich gerade an diesen Tag meinte, du müßtest sicher kommen".

Wenn ich mit jemandem intim bekannt bin, kann ich ihn auch in der Entfernung aus dem Schlafe aufwecken. Ich habe mehrere derartige Versuche mit Erfolg angestellt.

Es merke sich nur jeder, der es auch versuchen will, sich in der Entfernung seelisch mitzuteilen, daß er vollständig den Gesichtskreis der betreffenden Person mit festem Willen in Gedanken sich vorstellen muß und zwar einige Zeit anhaltend.

Auch eine Fieber Heilung ist mir geglückt. Einst war ich in Neapel. Dort wohnte neben mir ein kranker Abt, Pio Sa. Dieser bekam jeden Tag um 3 Uhr ein heftiges Fieber, so daß ihm die Zähne klapperten. Ich konnte es nicht mehr anhören, und hatte das Gefühl, man müsse hier helfen können. Ich wartete bis auf den nächsten Tag.

Man brachte den Kranken vor 3 Uhr, wie jeden Tag zu Bette. Ich setzte mich nun zu ihm, und als ihm schon der Fieberfrost zu schütteln anfangen wollte, machte ich auf ihn hin eine Drohbewegung mit einem Schrei: „Sie dürfen kein Fieber haben!" Er erschrak darüber und das Fieber blieb von jenem Augenblick an für immer aus. Ich saß dann noch eine halbe Stunde an seinem Bette, meinen Blick auf ihn gerichtet mit dem festen Willen, er soll nicht wieder Fieber bekommen. Es kam auch thatsächlich fortan nicht wieder.

Wiesbaden. J. S.





Anregungen und Antworten.



Wiederverkörperung.

An den Herausgeber. — Die Lehre von der Wiederverkörperung erregt in mir folgende Zweifelsfragen, um deren Beantwortung ich bitte: Woher wissen die Seelen, welche Eltern sie zu wählen haben? — Warum waren unwillig aufgenommene, schlecht behandelte Kinder in der Wahl ihrer Eltern nicht vorsichtiger? — Wenn doch in Deutschland jährlich ungefähr 500,000 Menschen mehr geboren werden als sterben, wo kommen diese neuen Seelen her? C. K.

Nicht „Seelen" werden wiederverkörpert; die „Idee der Seelenwanderung" ist nur ein dualistischer Unverstand. Daher geschieht auch die Wiederverkörperung nicht bewußt; die „Wahl" findet dabei vielmehr so naturgesetzlich selbstthätig statt, wie stets 2 Teile Sauerstoff und 1 Teil Wasserstoff, wenn sie räumlich und zeitlich zusammentreffen, sich zu Wasser verbinden. Das, was von einem Menschenwesen sich wiederverkörpert, ist nichts als die ganz abstrakte Ursächlichkeit seiner Individualität, sein Karma.

Die Thatsache aber, daß sich die Zahl der Keime in den verschiedenen Gattungen aller Naturreiche offenbar nicht wesentlich verändert, ist von der modernen Naturforschung längst anerkannt. Sowohl Darwin wie Häckel und manche andere berufen sich darauf; und eben diese Thatsache spricht allerdings sehr wesentlich mit für die Annahme der Wiederverkörperung. — Wenn die Zahl der Keime unbeschränkt sich mehren könnte, so würde längst fast jede einzelne Gattung sowohl des Pflanzen- wie des Tierreiches die ganze Erdoberfläche in Besitz genommen haben, beides Land und Meer. So fruchtbar ist die Natur in wenigstens sehr vielen Gattungen. — Während aber im deutschen englischen und russischen Volke gegenwärtig ein sehr starker Zufluß von Individualitäten stattfindet, sterben andere Völker, namentlich die der niedern Rassen, völlig aus.

Die meisten Naturvölker verschwinden vor dem rastlosen Fortschreiten der europäischen Rasse in allen Erdteilen. Viele, wie die Maoris, sind bereits ganz ausgestorben, andere sind nur noch als kleine Ueberreste früherer mächtiger Kulturen kenntlich, so die Hottentotten. Von den Indianer Nord-Amerikas sind jetzt nur noch wenige Stämme in geringer Anzahl übrig; und doch zeigen viele Spuren, daß dort vorgeschichtliche Geschlechter lebten, die sehr zahlreich gewesen sein müssen. Nur die Neger bleiben bis jetzt lebensfähig trotz des Vordringens der Civilisation in Afrika; doch auch diese wurden bisher in der schrecklichsten Weise durch den Sklavenhandel nach Amerika und durch die Sklavenjagden der Mohammedaner an Zahl verringert.

Ferner wohnten in den Thälern des Euphrat und Tigris, in manchen Teilen des westlichen Chinas, in der jetzigen „Wüste" Gobi, einst wohl hundertmal soviele Menschen, wie man jetzt dort findet. Und wo sind die überaus dichten Bevölkerungen der Azteken im alten Mexiko und der Inkas im alten Peru geblieben?

Aber freilich absolut gleich an Zahl bleibt die Menschheit nicht in den verschiedenen Jahrtausenden. Dies ist deshalb unwahrscheinlich, weil zwischen jeder

Verkörperung und der nächst-folgenden in der Regel ein bis zwei Jahrtausende des Auslebens der verstorbenen Persönlichkeiten nach dem Tode liegen. In dem längsten Erdenleben durchläuft die Menschen-Individualität höchstens drei Stufen ihres zeitweiligen persönlichen Daseins; 1. Kindheit und Jugend, 2. Vollreife der Persönlichkeit, und 3. Greisenalter, das durch innere Wesensreife ausgezeichnet sein sollte; vier weitere Daseinsstufen folgen nach dem Tode, und einzelne derselben können hundertmal so lange dauern, wie die irdischen Entwickelungsstufen. — Wie nun alles Dasein auf- und abwallt, so sind manchmal auch sehr viel mehr Menschenwesen, als zu andern Zeiten, in den für uns äußerlich, sinnlich nicht wahrnehmbaren Daseinszuständen begriffen. **H. S.** [illegible]

Thatkraft des Geistes.

In einer ihrer Reden vor dem Theosophen-Kongreß zu Chicago im vergangenen September stellte Frau Besant die verschiedene Wirksamkeit sozialer Reformbewegungen einander gegenüber. Dabei sagte sie:

Ich habe nun so viele Jahre meines Lebens der Lösung dieser Aufgaben auf der äußern materiellen Ebene gewidmet. Ich habe soviel Zeit und soviele Gedankenkraft den Bestrebungen geopfert, ein Heilmittel für die sozialen Leiden der Menschen zu finden. Aber jetzt halte ich es für meine Pflicht meine kurze Darstellung der Sachlage damit zu beginnen, daß ich Zeugnis ablege für das, was mich meine langjährige Erfahrung in diesem Bestreben hauptsächlich gelehrt hat, nämlich, daß eine Stunde der Verwendung rechter Thatkraft auf der Geistesebene für das Wohl der Menschen hundertfach mehr Gutes wirkt, als jahrelange Arbeit auf der äußerlichen, materiellen Ebene des Daseins und des Schaffens".

Vielen wird der Ausdruck „Thatkraft auf der Geistesebene" nebelhaft und unverständlich vorkommen — mehr wie ein Mangel an Thatkraft im Vergleich zur leiblichen Kraftanstrengung. Allerdings wird kein faullenzender Träumer jene geistige Thatkraft bethätigen; dazu muß die ganze sittliche, intellektuelle und geistige Kraft angespannt werden, und das Ziel des Strebens muß weit und erhaben sein. Nur so kann die Thatkraft des Geistes im Dienste der menschlichen Wohlfahrt wirken. Wenn aber mancher, der des besten Willens voll ist, klagt, wie wenig er für diese große Sache der Gerechtigkeit mithelfen könne, so gedenke er des Zeugnisses, das jene gab, die beides, leibliche und geistige Thatkraft, im reichsten Maße bethätigt hat. **D. N. D.**



Morgenland und Abendland.

In der Rede des Prof. Chakravarti, die in diesem Hefte abgedruckt ist, kommt die ungewöhnliche Beredtsamkeit der Indier nur teilweise zur Geltung. Dennoch giebt sie einen Begriff davon, wie es möglich war, daß das Geistesfeuer der beiden Indier, die auf dem Religions-Parlamente und dem Theosophen-Kongresse in Chicago auftraten, so erstaunliche Erfolge erzielt, daß ihnen die ganze gebildete Welt zulief, soweit diese für feinere Geistesspeise empfänglich war.

Ist es nicht sonderbar? Seit so vielen Jahrzehnten opfern wir alljährlich Millionen und senden Hunderte unserer besten Missionare nach dem fernen Osten, — und erreichen nichts, durchaus garnichts unter den gebildeten Gesellschaftsklassen Indiens, es sei denn daß wir aus der Einführung der Laster und der Schattenseiten unserer materialistischen Kultur im Osten rühmen wollten! Dagegen sendet Indien uns nur zwei von seinen vielen hoch begabten und geistig vorangeschrittnen Söhnen, und — sie bekehren bei uns alle Welt! **W. D.**





Bemerkungen und Besprechungen.



Kernnings Christentum.

Seit Anfang März ist nun endlich das solange schon in Aussicht genommene dritte Bändchen der Theosoph. Bibliothek: Kernnings „Christentum, oder Gott und Natur nur eins durch das Wort“ erschienen. Die Vorbereitung desselben ist durch vielerlei unerwartete Zwischenfälle unliebsam verzögert worden. Der Ladenpreis beträgt 1,50 Mk.; den Mitgliedern der T. V. aber wird das Bändchen gegen Einzahlung von nur 1,15 Mk. an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugeschickt.

Der Charakter dieses Bändchens ist der gleiche, wie der jener beiden ersten, die wir von ihm brachten. Kernnings Schreibweise wendet sich stets an den allereinfachsten natürlichen Verstand, und er redet auch zu Gelehrten nur, insofern sie solchem einfachen Verstande zugänglich sind. Während aber in den beiden ersten Bändchen versucht wurde, einen Begriff zu geben von der Methode der mystischen Versenkung, wie sie, zu jeder Zeit und überall im Wesentlichen gleich, geübt wurde und wird, so weist Kernning in diesem dritten Bändchen nach, daß auch der eigentliche Sinn des Christentums allein die Mystik ist, und was die Praxis dieser Mystik ist. Von den verschiedenen Wirkungsweisen dieser Praxis führt er als Beispiel den Erwerb der Fähigkeit des Weissagens (der Prophetie) an; und zwar thut er dies mit Hinweis auf Markus 16 Vers 15—18. Auch ist hierzu wohl noch das 14. Kapitel des ersten Korinther-Briefes zu erwähnen (insbesondere die Verse 1, 5 und 39), wo Paulus ganz denselben Gedanken ausführt: „Befleißiget euch des Weissagens“.

Während aber Paulus in seinen Briefen nie über die Theosophie hinausging, also auf deren innersinnliche Verwirklichung in der Mystik immer nur hinwies (z. B. 1. Kor. 2, 7-10), so hat Kernning auf Grundlage seiner eigenen Erfahrung gewagt, sogar in seinen Druckschriften anzudeuten, wie solche Verwirklichung zu machen ist.

Im Abendlande stehen Kernnings Schriften einzig in ihrer Art da.

Wir werden von mehreren unserer Leser gefragt, was wir auf die abfälligen Bemerkungen über Kernnings Schriften in einer uns nahe stehenden und geistig eng verwandten Monatsschrift vom März d. J. erwidern. — Nichts, als das dies subjektive Aeußerungen sind, die kräftig für die Wirksamkeit der Kernning'schen Mystik sprechen. Solche Mantram-Uebungen bilden auch die Grundlage der indischen Yoga-Schulung. Aber schon Goethe sagt:

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

H. S.



Giordano Brunos Dialoge.

Giordano Brunos wissenschaftliches Hauptwerk „Vom Unendlichen, dem All und den Welten“ wurde von Dr. Ludwig Kuhlenbeck in neuer Uebersetzung herausgegeben[1]) und mit Anmerkungen versehen.

Im „Vorworte“ spricht Kuhlenbeck über die wissenschaftliche Bedeutung dieser Dialoge des großen Nolaners, über sein Verhältnis zu Copernicus und seinen Vorgängern, und über die Unendlichkeitsidee. Er hält eine kurze geschichtliche Skizze des kosmologischen Wissens zur wahren Würdigung der Originalität des Giordano Bruno (und Copernicus) sowie zur Einführung in das vorliegende Buch für unbedingt notwendig und beginnt historisch mit dem Erwachen eines vom Priestertume befreiten philosophischen und wissenschaftlichen Denkens im hellenischen Altertum. Dabei sieht er ab „von den weiterreichenden, aber mystisch unklaren Unermeßlichkeitsphantasien (wie er sich ausdrückt) der altindischen theosophischen Kosmologie und Kosmogonie, sowie von der mehr auf die Praxis der Gestirnbeobachtung beschränkten astronomischen Zeit-Meßkunst der Chaldäer und Aegypter“. Seine historische Uebersicht giebt er gedrungen und läßt dem Auge, wo es angebracht ist, interessewecken̈de Ruhepunkte. Er hebt Partien, die im geschichtlichen Fortgang des Ganzen besonders bedeutend hervorragen und als charakteristische Abschnitte in der Entwickelung unserer fortschreitenden Erkenntnis gelten müssen, in ein volleres Licht. Er sucht große Strömungen auch in ihren Ergebnissen zu beleuchten und kann dem Leser mit starkem Eigenurteil als tüchtiger und umsichtiger Anleiter und Erklärer dienen.

Dasselbe gilt bei den oft recht willkommenen Anmerkungen des Uebersetzers, der sich als Giordano Bruno-Forscher bereits einen gewissen Namen errungen hat, im gut und klar übersetzten Texte selber, sowie auch für sein Nachwort.

In diesem Nachworte erhalten wir einen kurzen Ueberblick über die Ausgestaltung der modernen Anschauung vom Kosmos durch die Nachfolger Brunos, ohne daß Kuhlenbeck auf gelehrte Vollständigkeit Anspruch erhebt. Dieses Nachwort endet mit einem starken Hinweis auf Flammarion und Du Prel. Beide halten ganz besonders übersinnliche Erscheinungen wie Hypnotismus, Somnambulismus, Telepathie und Wahrträume zur Erforschung unseres eigenen Wesenskernes für beweiskräftig, dem Standpunkte des bisherigen (empirischen) Naturwissens zum Trotz. Beide treten damit in die Fußstapfen nicht nur Kants (wie Du Prel bewiesen hat), sondern auch Brunos.

Dr. Kuhlenbeck schließt sein verdienstvolles Buch mit folgenden Worten:

„Bereits mehren sich die Anzeichen, daß eine künftige Weltanschauung, die „nicht auf eine Gelehrtenkaste beschränkt sein wird, wie unsere heutige Philosophie, sondern in innigem Zusammenhange mit unserem Kulturleben stehen wird“ (Du Prel), „die sich nicht einseitig an das Herz des Menschen wenden wird, wie die Religion, aber auch nicht einseitig an den Verstand, wie die Wissenschaft“, auch die Vorurteile einer blos negativen Aufklärung überwunden haben wird, und daß dann allgemein an Stelle der zur Zeit noch um die Alleinherrschaft kämpfenden Gegensätze des Materialismus und Dogmatismus die Ueberzeugung von einem Endzweck des Daseins und von einem Menschentum des Universums getreten sein wird, in welcher auch, ungeachtet aller zeitweilig auf diesem Planeten „triumphierenden Bestie“, Giordano Brunos metaphysischer Optimismus wurzelt“. **Evers.**

[1]) Berlin S. W. 30, Hans Lüstenöder. 210 S. Mit Erläuterungstafeln.



Eine Geschichte der Wissenschaften.

Unter dem Titel „Im Reiche des Geistes“ hat Professor Karl Faulmann, der schon durch seine „Kulturgeschichte“, seine „Geschichte der Schrift“ und der „Buchdrucker-



kunst" bekannter wurde, nunmehr auch eine „Geschichte der Wissenschaften" herausgegeben[1]). Das Werk ist in 30 Lieferungen erschienen und liegt jetzt vollständig vor.

Eine schwierige und mühevolle Arbeit ist es, in so gedrängter Form eine historische Uebersicht über die Gesamtgebiete aller Wissenschaften zu geben, ohne daß davon eine oder die andere zu kurz kommt. Und das psychologische Betrachten, das Verstehen, wie sich ein Wissenszweig aus dem anderen herausentwickelt und seinen Kulturwert bedeutet, macht ein solches Werk lohnend und genußbringend. Da will man neue Strecken aufgedeckt sehen, die unfruchtbar schienen und nun überaus fruchtbar für das Erkennen daliegen, da will man in dunklen Gängen zuhause sein, unter der Leitung eines Führers, dessen kräftigen Händedruck man spürt — man möchte sich, im großen und ganzen wenigstens, gern einmal einem andern anvertrauen. Und hier mag Professor Faulmann vielleicht manchem Tieferwünschenden nicht vollste Befriedigung schaffen. Aber seine Arbeit ist ein sorgsames, übersichtliches, und darum ein gutes Werk und auch dem allgemeineren Verständnis leichter zugänglich. Und das ist sein ganz besonderer Vorzug. Das dürfen wir bei der Schwierigkeit der Aufgabe nicht unerwähnt lassen.

Wie viel Leiden und Märtyrertum liegt doch in diesen Blättern zusammengedrängt. Da geht der Blick leicht darüber hinweg, wenn er nicht zwischen den Zeilen zu lesen versteht; dann allerdings sieht er die Nöten und herrlichen Todessiege der aberhundert Erkenntnisträger, von denen jeder sein Teilchen zum großen Sammelbuche menschlichen Bewußtwerdens beitrug. Erkenntnisträger sage ich: denn wenn auch der Grund in all den neuen Lehren und Formen derselbe ist, sofern er dem Ewigen gehört: diese stolzen Menschen von Gottes Gnaden, die mit dem Wagemut der Kühnheit ihre neue Erkenntnisart einer ganzen Welt zum Trotz auf sich nehmen, sie bedeuten Marksteine auf dem langen Wissenswege der Menschheit — sie alle: die Bruno, Galilei, Columbus, Newton, Spinoza so gut wie die Buddha und Jesus Christus.

„Im Kampfe mit der Not reifen die tüchtigsten Menschen und die nützlichsten Lehren. Würden sie ihre Kraft und Tiefe gewinnen, wenn sie leicht wie Seifenblasen dem Geiste entstiegen? Die Eier der Würmer werden mit Leichtigkeit gelegt und in der Wärme brüten sie sich selbst aus; Menschen werden unter Schmerzen geboren. Und wie die Mutter nach schweren Wehen mit glücklächelndem Auge unter Thränen ihr Kind begrüßt, so jauchzt das „Heureka!" durch die Seele des Forschers (des Menschen, sage ich!) der nach langem Ringen zur Klarheit gelangt."

Das steht in der Vorrede des Verfassers.

Des weiteren entnehme ich daraus einiges, das gewiß von Interesse sein dürfte, und das sich zunächst auf das riesige Anwachsen der Wissenschaft (in ihrer Nutzbarmachung für viele) seit Erfindung der Buchdruckerkunst bezieht. Im Jahre 1892 erschienen in Deutschland allein 22 455 neue Bücher, darunter 2 201 theologische, 2 323 juridische, 1 528 medizinische, 1 524 naturwissenschaftliche, 3 116 pädagogische, 1 593 sprachwissenschaftliche, 1 007 geschichtliche, 852 geographische, 563 militärische. Diese Summe des Schaffens nötigt zur Arbeitsteilung. Die Wissenschaften zerfallen in Spezialfächer. Jedes Spezialfach hat bereits seine eigene Litteratur. Daraus ist die Gefahr entstanden, daß man vor lauter Hügeln den Berg nicht sieht, den sie bilden, daß man vor lauter Wissenschaften die Wissenschaft aus dem Auge verliert.

Ueberlassen wir daher das Einzelne der Spezialforschung, erfreuen wir uns am großen Ganzen, an seinem Streben, an seinen Fortschritten, an seinen Erfolgen. Einzelzüge seien uns Wege, auf denen wir zum Verständnis dieses Ganzen wandeln; wir können aber nicht alle Wege gehen. Einzelleben seien uns Beispiele, um die Größe und Schwierigkeit des Schaffens zu erkennen; aber wir können nicht alle Lebensläufe verfolgen. Wir müssen trachten, zum Gipfel zu gelangen, von wo aus wir das ganze

[1]) A. Hartlebens Verlag in Wien. — 30 Lieferungen à 50 Pfg. — Einbanddecke: 2 Mark.

Gebiet der Wissenschaften überschauen können. Und wenn wir hier auch nicht alle Einzelheiten desselben wahrnehmen, so gewinnen wir doch einen Ueberblick darüber, wie wir von einem hohen Berge den Ueberblick über ein Land erhalten.

Diesen Ueberblick giebt uns Faulmann in gut verteilten Perspektiven, deren Weitschau und Verständnis die Verlagsanstalt durch tüchtige, brauchbare Tafeln, Beilagen und Textabbildungen uns erleichtert und illustriert. Das Werk wird vom Verfasser als „ein Denkmal dem europäischen Forscherfleiße und seinen unsterblichen Werken“ gewidmet. **Evers.**

Geeinte Gegensätze.

Dr. Ferdinand Maack läßt unter diesem Titel in Bacmeisters Verlag in Leipzig eine Serie von Heften erscheinen, die ein auf dem Grundgedanken der Polarisation basiertes philosophisches System darstellen. Diese Philosophie lehnt sich an die indische Vedantalehre an, und eine Einwirkung von Hübbe-Schleidens Werk „Lust, Leid und Liebe“ in seiner kurzformulierenden, wissenschaftlich klaren Art ist unverkennbar. Aber Dr. Maack bietet viel Eigenes, viel formale Selbstäußerung in der Verbindung, Nebeneinanderstellung und Entwickelung des Ganzen.

Bis jetzt sind von der Serie zwei Hefte erschienen: I Eine Welten-Betrachtung, II Können wir die Wahrheit erkennen?; die nächsten Hefte sollen enthalten: Die Entstehung des menschlichen Geistes — Der vierfache Gegensatz.

Des Verfassers Absicht liegt in den einleitenden Worten des Prospektes klar ausgedrückt. „Er unternimmt es, das gesamte menschliche Denken, Fühlen und Wollen zu polarisieren, d. h. nachzuweisen, daß die ganze äußere und innere Welt nach Gegensätzen angeordnet ist. Die Polaritäten stehen durch Vermittelung eines Dritten, in welchem sich die Differenzen aufheben, in faktischen Wechselbeziehungen. Dies mittlere Prinzip, der Indifferenzpunkt, wird zur übersinnlichen, individuellen, einheitlichen Grundlage der Welt erweitert. Also: die ganze Welt der Erscheinungen ist geformt nach Gegensätzen, ist polarisiert. Der die Pole oder Gegensätze hervorbringende, vermittelnde und wieder vereinigende Indifferenzpunkt ist die individuelle übersinnliche Grundursache der Welt überhaupt. Das vorliegende System kennzeichnet sich demnach als ein monistischer, übersinnlicher, individualistischer Apolarismus“.

Es sei noch hinzugefügt, daß die zwanglos erscheinenden Hefte auch einzeln käuflich sind; sie sind jedes für sich allein verständlich und inhaltlich abgeschlossen. Das erste bietet eine Uebersicht über das große Ganze, während die folgenden Hefte einzelne Punkte weiter ausführen. So werden z. B. Erkenntnistheorie und Kosmogenie behandelt und auf allen Gebieten der Wissenschaften, der Litteratur, der Kunst, der Religion usw., in Theorie und Empirie, „die Polarität und der Indifferenzpunkt aufgedeckt, jene als das Irdische und Vergängliche, dieser als das Ueberirdische und Unvergängliche“.

Sobald die ganze Reihe dieser interessanten Hefte vorliegt, ist ausführlicher darauf zurückzukommen. Heute möge dieser Ueberblick als Hinweis dienen. **Evers.**



Egidys „Versöhnung“.

Von Blatt zu Blatt (Nr. 12 ist bereits erschienen) findet sich in irgendeinem Gesichtspunkte stets ein klein Teilchen Klarheit mehr. Noch aber ist es nicht die Klarheit, die zu jeder Zeit mit leidenschaftsloser Logik und Feste sich aus ihren Vorbedingungen heraus erfassen kann. Es ist noch manches Verschwommene in diesem „Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit“ zu finden, sowohl in Fragen, die sich auf soziale Verhältnisse (nämlich auf die Art ihrer Besserung) erstrecken, wie besonders in solchen religiöser Natur. Hier aber ist es das letzte esoterische Verständnis für alle Daseinserscheinungen, das in Herrn von Egidys Wochenschrift noch fehlt. Die große, heilig-

große Frage „Warum?" wird oft allzuleichthin beantwortet. Man glaubt durch Abschaffung alter Dogmen allein neue Positionen zu erringen, ohne anzuerkennen, daß in jedem der großen Dogmen unter mannigfaltigen Verkapselungen ebenfalls der Kern der Erkenntnis: „Gott" steckt. Ihn zu finden, bedarf es allerdings des esoterischen Verständnisses, — das nur der ernst Suchende findet. Und äußere „Versöhnung" allein thuts nicht; die innere aber kann nur aus dem Bewußtsein entspringen, daß in allem, auch in jedem Dinge das Eine, das Ewige wirkt, wenn auch in den mannigfachsten Formen.

Warm, unendlich warm aber berührt der tapfere Ton, in dem manches mutige Wort gesagt wird. Mancher Hinweis auf haarsträubende Schäden unserer Zeit, unserer Polizeianstalten und ähnlicher guter Dinge ist dankbar zu begrüßen. In Nr. 6 finden sich herzhafte Sätze über die letzte Versammlung Arbeitsloser in Berlin, die trotz ihrer anarchistischen Färbung ein Muster von Ordnung und Ruhe war, wie Herr von Egidy als Augenzeuge ausdrücklich betont. Da wendet er sich sehr scharf gegen das überaus brutale, ganz unberechtigte Eingreifen der Schutzmannschaft, gegen solche entwürdigende Behandlungen staatlicher Unterthanen von Seiten der „Obrigkeit". Dies Eine sei nur angeführt, als Probe, daß Herr von Egidy in der That manche kranken und wunden Stellen unseres gesellschaftlichen Körpers bloslegt, wie das heute viele thun. Sie alle sind Vorboten der Zukunft, notwendige Zeiterscheinungen. Aber an die harmonische Menschenverbrüderung, wie sie Egidy herannahen sieht, glaube ich nicht. Dazu gehören nicht nur Jahrhunderte, sondern Jahrtausende. Und wozu ist denn diese Erde für uns Menschenwesen da? sei die gelinde Frage, die mit karmatischem Verstehen wohl zu beantworten ist.

In der einen Nummer (7) zeigt Alexander Ettenburg in seinem kurzen Aufsatz „Gedanken" den Anfang eines solchen Verstehens. Da liegt ein Erkennen von Lebensentwickelung und Selbstsaat der eigenen Individualität vor. Möge auf diesem Erkennen weitergebaut werden, dann muß die harmonische Erfassung aller Lebenserscheinungen in ihren so vielseitigen, notwendigen Einzeläußerungen die unausbleibliche Folge sein. Dann erst sind wir wahre, tüchtige und dabei still-erkennende Idealisten, wenn wir den Idealismus da suchen und finden, wo er zuhause ist: nämlich im eigenen Innern. Dann wird auch das so unidealistische äußere Propagandatum wegfallen, das nicht unberechtigt den Schein einer gewissen „Eitelkeit" trägt.

Herrn von Egidys Bestrebungen sind zeitsymptomatisch zu betrachten, wie so vieles andere. Und als Zeitsymptome haben sie ihren Wert. Ein überaus starker Gemütsüberschuß und eine gewisse Ritterlichkeit, die aus mittelalterlicher Dogmatik (auch im Leben) hinauswachsen möchte, verkörpern sich in ihrem Urheber und Leiter. Möchten er und auch recht viele Andere solche Ritterlichkeit beweisen, wenn dereinst — und das dürfte in nicht allzuferner Zeit geschehen — die brutalste Wirklichkeit der Geschehnisse an uns herantritt, der Aufschrei der Thatsachen, die unbedingt nach außen thatkräftige und erprobte, aber auch nach innen erkenntnisfeste und weise Männer verlangen!

Evers.

Psychischer Naturalismus.

Im Februarheft 1894 der „Freien Bühne" findet sich ein Aufsatz von Stanislaw Przybyszewski, dessen Einleitung wir hier abdrucken. Ein Beweis ist damit gegeben, wie sich allmählich die Anschauungen, welche die Grundlage der „Sphinx" und ihres geistigen Wirkungskreises bilden, in der Gehirnarbeit so vieler selbstthätiger Köpfe zum Bewußtsein durchringen. Man wächst ganz gewaltig über den Materialismus hinaus; und ganz besonders ist das bei den so oft falsch erfaßten „Jungen" der Fall, die noch viel des Lebendigen in sich zu zerarbeiten haben, die noch in schäumender Entwickelung stehen. Ueberall zeigt sich das: in Frankreich wie in Deutschland. Man beginnt den Ton geistiger Produkte stark nach innen zu legen; und selbst die äußere Formulierung nimmt einen scharfausgeprägten Charakter an. Man sollte bei dem auf-

strebsamen Geiste der jungen Generation, die unter ihrer nervösen Mehrempfindung im Einzelnen soviel zu kämpfen, zu erkämpfen hat, jede thatsächliche Erkenntniswertung dankbar beleuchten. Nur der Hinweis, und zwar der freudige, ermutigende Hinweis, hat geisterzieherischen Wert, nicht aber der absprechende Ton, der über die notwendigen Präliminarien einer aufwachsenden Gehirnkraft nicht hinwegzusehen vermag. Deshalb sei darauf hingewiesen, wo auch immer die Gelegenheit sich bietet.

Im vorliegenden Falle handelt es sich um die scharfe Trennung unserer äußeren Persönlichkeit von unserer fortdauernden Individualität, des menschlich sich Darstellenden (mit seinem nur sekundären Bewußtseinsinhalte) von dem in uns wirkenden Ewigen (mit seinem transscendenten Erkenntnisvermögen), das unserem äußeren Persönlichkeitsbewußtsein nur als Gefühlswert zur Geltung kommt.

Ueber die Unsterblichkeit der Individualität, die in allen „großen Geistern" aller Zeiten mehr oder weniger stark zum Ausdruck kommt, über diesen Grundboden all unserer Entwickelung und aller erkennenden Weisheit schreibt Stanislaw Przybyszewski in seiner künstlerisch-psychologischen Untersuchung folgendes:

„Ich hatte einmal einen Traum, der buchstäblich in Erfüllung ging. Als das durch den Traum vorgedeutete Ereignis kam, da faßte mich ein eigentümliches Gefühl, seltsam gemischt aus Angst, Grauen, Entsetzen und einem Gefühl von intensem Unbehagen; mein Gehirn bekam plötzlich einen Ruck, weil es merkte, daß das Gesetz von der psychischen Arbeit nach dem kleinsten Kraftmaße eine Schlappe erlitt.

Ich begann, mir die Geschichte zurechtzusetzen. Es ging ja nicht anders zu erklären, als daß mein Gehirn Dinge um sich sah und hörte, die „ich" nicht gesehen noch gehört habe, die aber das Kausalitätskontinuum bildeten, das sich schließlich in dem Ereignis abgewickelt hatte. Diese Gehörs- und Gesichtseindrücke lagen da irgendwo in den Tiefen eines anderen Bewußtseins, lagen und hielten verwandte Eindrücke fest, ordneten und kombinierten sich zu logischen Reihen, bis sie dann plötzlich ins Persönlichkeitsbewußtsein traten.

Diese Manifestation meiner Individualität, die sieht und hört, was meine Persönlichkeit nicht wahrnehmen kann, diese Offenbarung von einem Etwas in mir, das ein anderes Leben führt, als das, welches „mir" bewußt wird, das feinere Sinnesorgane hat, als die, welche „mir" zu Gebote stehen, das Fremde in „mir" war es, das mich mit diesem Unbehagen erfüllte.

Ganz dasselbe Gefühl empfand ich, als ich den Bildern von Edvard Munch gegenübertrat: ich stand wieder einmal vor den Offenbarungen einer nackten Individualität, vor den Schöpfungen eines somnambulen transscendentalen Bewußtseins, vulgo das Unbewußte genannt. Man kann es ja nennen wie man will; ich nenne es Individualität, und als solche ist sie mir nicht etwa Klassenbegriff, so daß sie nur die unterste, „eben kaum merkliche" Stufe des Bewußtseins bedeutet, sondern ein Individualbegriff, als Gegensatz zum Persönlichkeitsbewußtsein gedacht. Für mich ist die Individualität das Unsterbliche, Unveräußerliche. Sie ist der Grundstock, dem durch Vererbungen fortwährend neue Eigenschaften eingeimpft werden, sie ist die Trägerin der Vererbung. Ewig pflanzt sie sich fort, und lebt kontinuirlich seit Uranfang vom ersten Aufdämmern des Lebens im organischen Keime bis in die höchste Entwickelungsstufe, bis zum Menschen hinauf. Sie ist wie eine Woge, die ewig anschwillt, und so ist sie in jedem Menschen der Sammelpunkt all der Merkmale, die alle Glieder seiner ganzen Entwickelungsreihe auszeichneten: eine Pangenesis in dem Sinne, wie sie sich Darwin dachte: jede Samenzelle trägt in sich den ganzen Menschen mit allen seinen Merkmalen.

Die Individualität giebt den Eindrücken die Intensität und Qualität, in ihr liegt der Verknotungspunkt, wo alle Eindrücke zusammenfließen, wo die heterogensten Dinge als gleichwertig empfunden werden, weil die Individualität auf sie alle mit den gleichen Gefühlston reagiert; dort wird Farbe zur Linie, Duft zum Tone:

Les parfums, les couleurs et les sons se répondent.

Die Individualität ist das Ewige im Menschen, und weil sie so unendlich älter



ist als das junge Gehirn, und weil sie so unendlich rezeptiver ist als das Gehirn, und weil sie so unendlich feinere Sinnesorgane besitzt, als das Gehirn, so ist sie der Urgrund des psychischen Lebens. Sie sättigt die Eindrücke, giebt ihnen Leben, ergießt sich in sie mit dem mächtigen Blutstrom der Gefühle und Leidenschaften, und so ist sie die Macht, die erschüttert, die Wucht, die den Pelion auf den Ossa stülpt, die Kraft die überzeugt, der Golf von Wärme, Leben und Puls.

Zwei Menschen sehen eine Landschaft. Einer sieht sie mit seinem armseligen Gehirn; Lichteindrücke, Farben, Formen, Linien, ein schön geordnetes Konglomerat, matt, stumpf, banal und langweilig. Anders erscheint diese Landschaft dem Individualitätsbewußtsein. Die Farben werden glühend und heiß und intens; Linien, die ein Kind mit dem Griffel hinkritzeln könnte, bekommen mächtiges pulsierendes Leben sie treten in Beziehung zu dem intimsten Seelenleben, sie verfließen mit Seelenformen, und man wird eins mit der Landschaft und lebt in ihr und durch sie.

Das ist das Geheimnis des intimsten aller Gefühle: der Liebe zum heimatlichen Boden, zum Vaterlande — und das ist das Geheimnis der Empfindungsweise eines starken, großen Künstlers". **Evers.**

Verein deutscher Heilmagnetiseure.

Unter dem Namen „Magnetische Gesellschaft" (Verein deutscher Heilmagnetiseure) ist ein Teil der praktischen Vertreter des Mesmerismus zu einer Vereinigung zusammengetreten, welche den Schutz der Fachinteressen und die Ausbreitung der Lehre Mesmers zum Zwecke hat. Der größere Teil der Magnetiseure Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sind dem Verein beigetreten und die Propaganda hat bereits begonnen. In einer Reihe von Experimentalvorträgen hat der Vorsitzende des Vereins, der Magnetopath Gerling, vor einem stets nach vielen Hunderten zählenden Auditorium die Art und Weise der Anwendung wie die Wirkung sowohl der mesmerischen als auch der Suggestionsbehandlung klargelegt. Auch ist vom Verein bereits eine Klinik begründet worden, in der Auskunft erteilt wird und verschiedene berliner Magnetiseure Leidende behandeln. **P. R.**

Das okkulte Siegel.

Der Verfasser eines im vorigen (Februar-)Hefte besprochenen Buches, Herr Gustav W. Geßmann (der jetzt von Wien nach Graz, Villefortgasse 15, verzogen ist) giebt uns zu dem okkulten Siegel auf seinen Büchern die Erklärung „daß es den ewigen Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Aufklärung gegen die Finsterlinge bedeuten solle". — Eben das vermuteten wir auch. Aber so wie das Siegel steht, bedeutet es das gerade Gegenteil.

Für diejenigen Leser, welche dieses Siegel noch nicht kennen, bemerken wir, daß dasselbe — abgesehen von einer Einflechtung desselben durch eine kreisförmig gelegte Schlange, die sich selber in den Schwanz beißt (das Symbol der Ewigkeit) — hauptsächlich aus zwei Triangeln besteht, von denen das eine weiß, das andere schwarz ist, und die in einander verflochten sind. Das weiße Dreieck bedeutet das Streben nach dem Lichte, dem Geistigen und Göttlichen, das schwarze bezeichnet das entgegengesetzte Streben nach dem Materiellen, Sinnlichen.

Wenn nun, wie bei Geßmann das schwarze Dreieck mit der Spitze nach oben steht, bedeutet das Siegel für den Träger, daß er das Streben nach dem Materiellen, Finstern, Bösen siegen lassen will. Da aber Geßmann, wie wir vermuteten, das Gegenteil ausdrücken will, muß er sein Siegel so umdrehen, daß das weiße Dreieck mit der Spitze nach oben steht.

Da von verschiedenen unserer Leser um eine Erklärung dieser und anderer Symbole gebeten worden ist, werden wir demnächst näher auf diesen Gegenstand eingehen. **H. S.**

Okkultistische Bilderbogen.

Unter dem Namen „G. Manethos Okkultistische Bilderbogen“ hat Gustav Geßmann bei Max Spohr in Leipzig eine Reihe von bis jetzt 20 illustrierten Blättern herausgegeben. In einfachen, kurzen und populären Worten suchen die dem Leser das leichtverständlich zu machen, was von den Einzelgebieten des Okkultismus von allgemeinerem Interesse sein dürfte.

Die Gegenstände dieser „Bilderbogen“ sind: Chirognomie (Handlesekunst), Sonnenätherstrahlapparate, automatisches Schreiben, Palmistrie, indische Fakire, Kartenlegekunst, Geomantie (Punktierkunst), Tischrücken, Hypnotisieren und Mesmerisieren, moderne Magie (Gedankenlesen), die Wünschelrute, die Suggestionen, Geisterphotographie, Psychometrie, Telepathie, das Magnetisieren, spiritistische Knotenexperimente, die Emanulektoren, Katalepsie, Mineralmagnetismus und Sensitivität.

Die teilweise sehr guten sachlichen Textillustrationen werden dem weniger Eingeweihten willkommen sein, willkommen wie die ganze praktische Art dieses Unternehmens überhaupt. Der Feinerempfindende vielleicht wird nicht befriedigt oder nur vorübergehend interessiert, denn er liebt die Ausnutzung solcher wertvoller Gebiete im Bilderbogenstiel an sich nicht. Sein ästhetisches Bedürfnis ist zu stark. — Aber das Werkchen sollte populär werden, und da ist es zu empfehlen. Auch der Preis weist darauf hin: jeder Bogen kostet nur 50 Pfennig; und dafür ist die Ausstattung des Ganzen sehr gut. **Evers.**

✻

Guten Appetit!

Die helle Empörung aller Prinzipienreiter wird Heinrich Pudor (kürzlich fälschlich genannt Heinrich Scham) hervorrufen. Er hat da wieder ein „Modernes Erbauungsbüchlein“[1]) herausgegeben mit dem Motto „Man muß die Menschheit von Zeit zu Zeit am Aermel nehmen und ihr einen tüchtigen Stoß geben, sonst kommt sie nicht vorwärts“. Und es ist dem spöttischen Schäker auch gelungen, manchen an der Nase herumzuführen. Am meisten sind aber die Fruchtesser zu bedauern, die kein anderes Heil kennen, denn das eine: die physische Ernährung des lieben Leibes. Da hat ihnen der wieder schamlos gewordene Heinrich Pudor eine leckere Speisekarte diktiert, mit allen Genüssen, die ein modernes carnivorisches Diner dem ausgefeimtesten Gourmand nur zu bieten vermag. Und auch an weisen Verhaltungsmaßregeln vor, bei und nach der Mahlzeit fehlt es nicht; auch nicht an der Tafelmusik, die hier allerdings in kindischen lyrischen Ergüssen besteht, die dem ehemaligen Leiter des Konservatoriums in Dresden wenig Ehre machen.

Aber in den Tischgesprächen findet sich manches geistvolle bon mot, manche Wahrheit, die man mit Lachen genießen kann. Und ich gebe ihn immer noch nicht ganz verloren, den jugendlichtollen, übermütigen Herrn Pudor, wenn er nur nicht allzuviel von seinen jetzt stark gepfefferten und gewürzten Speisen genießt. Denn das möchte sein erst vegetarisch dressierter und dann ausgehungerter Magen vielleicht doch nicht aushalten, und es sind schon Fälle vorgekommen, wo solche lukullischen Genüsse und Magenreize eine nicht unbedeutende Gehirnerschütterung zur Folge hatten.

Aber wie gesagt, ich gebe ihn doch noch nicht auf, unsern liebenswürdigen Wirt. Vielleicht giebt er sich über kurz oder lang wieder von einer andern Seite. Er mit seiner kindlichen Proteusnatur bringt die schönsten Verwandlungen fertig: Dr. und Direktor des Konservatoriums in Dresden — Herausgeber der kunstdeutschen Dresdener Wochenblätter — Vegetarier und namenlos schamhafter Mensch — endlich Prediger der Nacktheit und des Nichtessens — und nun wieder vom Kopf zum Fuß modern, ein liebenswürdiger Herr Wirt in Frack und weißer Weste, der uns die schönsten Grobheiten sagt; — wer weiß? wer weiß? —

„Am Humor ist das Drollige das, daß er so bitter ernst ist“. **Evers.**

---

[1]) Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein. (Leipzig 1894, Thalstraße 12 — Heinrich Pudor vorm. Verlag der Dresdener Wochenblätter. — 1 Mk. 20 Pf.

Neue Bücher.

August Riemann: Manas. Gedanken über das Seelenleben unserer Zeit. (Berlin W 1894, Philos.-histor. Verlag Dr. R. Salinger.) — 5 Mk.

Carl Andresen: Wir werden wieder geboren. Theistischer Monismus, eine mit der Lehre Christi harmonierende philosophische Weltanschauung. (Hamburg 1894, Lucas Gräfe & Sillem.) — 2 Mk.

Dr. **Ferdinand Maack**: Geeinte Gegensätze. I Eine Welten-Betrachtung. — 50 Pf. — II Können wir die Wahrheit erkennen? — 75 Pf. (Leipzig 1894, Bacmeisters Verlag.)

Dr. **C. Landmann**: Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum. Eine psychologische Studie. (Stuttgart 1894, Ferdinand Enke.)

F. **Ritter von Feldegg**: Das Verhältnis der Philosophie zur empirischen Wissenschaft von der Natur. Beantwortung der von der Philosophischen Gesellschaft in Berlin gestellten Preisfrage. Nebst einem Anhange: Widerlegung von Cl. Bacumkers immanenter Kritik des Gefühls als metaphysischen Prinzipes. (Wien 1894, Alfred Hölder.) — 1 Mk. 25 Pf.

Dr. **G. Th. Gerlach**: Freie Anschauungen über das Weltall und das Leben im Gegensatz zu theologischen Lehren. (Leipzig 1893, Max Spohr.) — 1 Mk. 50 Pf.

Max Dessoir: Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Erster Band: Von Leibnitz bis Kant. (Berlin NW 6, 1894, Carl Duncker.) — 13 Mk. 50 Pf.

Eugen Heinrich Schmitt: Warum ist eine religiöse Bewegung Notwendigkeit? Ein Wort an die „Gesellschaften für ethische Kultur“. Separatabdruck aus der Zeitschrift „Die Religion des Geistes“. (Leipzig, Alfred Janssen.) — 10 Pf.

Andrew Jackson Davis: Die Philosophie der besonderen göttlichen Vorsehungen. Eine Vision. Ins Deutsche übersetzt von Georg Moatz. (Leipzig 1894, Wilhelm Besser.) — 1 Mk.

Friedrich von Favrat's Elpoal-i-Sela. Organon aller geoffenbarten Religionen. (Wiesbaden, Selbstverlag des Verkünders und Herausgebers: Friedrich v. Favrat.) — 2 Mk. 80 Pf., eleg. geb. 3 Mk. 80 Pf.

Karl Faulmann: Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — 30 Lieferungen à 50 Pf.

Johannes Guttzeit: Die Macht des Glaubens und des Willens. (Leipzig 1893, Wilhelm Besser.) — 15 Pf.

Gustav Müller: Die einzig mögliche und wahre Lösung der sozialen Frage. (Leipzig, Max Spohr.) — 1 Mk. 40 Pf.

Heinrich Pudor: Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein. (Leipzig, Thalstraße 12, 1894, Heinrich Pudor vorm. Verlag der Dresdener Wochenblätter.)

Emil Schlegel: Innere Heilkunst bei sogenannten chirurgischen Krankheiten nach zahlreichen eigenen Beobachtungen. (Reutlingen 1894, J. Kochers Buchhandlung.) — 2 Mark.

Julius Gräfe: Du vergiftest Dich! Ein Blick in die Giftküche und Warnungsruf für Kranke und Gesunde. — 30 Pf. Von Demselben: Die geheimen Männerkrankheiten. (Dresden, bei Julius Gräfe, Hydropath, Rampische St. 17 II.) — 75 Pf.

Ferdinand Avenarius: Lebe! Eine Dichtung. (Leipzig, O. R. Reisland.) — 2 Mk.

John Henry Mackay: Die letzte Pflicht. Eine Geschichte ohne Handlung. (Berlin, S. Fischer Verlag.) — 2 Mk.

Edward Stilgebauer: Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 2 Mk.

Viktor Hoeper: Gute schlechte Menschen. Novelle. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 2 Mk.

Carl Busse: Stille Geschichten. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 4 Mk.; geb. 5 Mk.

Gustav Falke: Harmlose Humoresken. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 1 Mk.; geb. 1 Mk. 80 Pf.

Gustav Falke: Der Kuß. Ein Capriccio. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 60 Pf.

Maximilian Dauthendey: Ultra Violett. Einsame Poesien. (Berlin SW, Max Haase.) — 25 Mk. geb.

Julius Schaumberger: Die neue Ehe. Drama in vier Akten. Der „Künstler-Dramen" zweiter Band. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 1 Mk. 50 Pf.

M. G. Conrad: Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. (München, Dr. E. Albert & Co.; Separat-Conto.) — 1 Mk.

Eingegangene Beträge für das Jahr 1894.

Von Carlotto Schulz in Berlin: 5 Mk. — C. Jacobs in Hamburg: 10 Mk. — M. Bartsch in Breslau: 2 Mk. — Paul Klube in Breslau: 2 Mk. — N. N. in Hamburg: 30 Mk. — Georg Polster in Neuenmarkt-Wiersberg: 5 Mk. — Baronin zur Rabenau in Friedelhausen: 15 Mk. — Gustav Horst in Westend: 3 Mk. — Gustav Zeisig in Westend: 3 Mk. — Dr. Paul in Charlottenburg: 5 Mk. — Cap. Grafen Brockdorff in Berlin: 25 Mk. — N. Valentin in Dresden: 6 Mk. — W. Gronemeyer in Hannover: 3 Mk. 50 Pf. — Joh. Reich in Hamburg: 2 Mk. — Richard und Ida Fugmann in Voigtsberg b. Oelsnitz: 2 Mk. 50 Pf. — Julius Sponheimer in Zürich: 4 Mk. — Dr. L. in Schl.: 10 Mk. — R. B. in S.: 10 Mk. — Sophie Gräfin Brockdorff in Berlin: 25 Mk. — Johann Orendi in Kronstadt (Siebenburgen): 9 Mk. 80 Pf. — Georg Maaß in Hamburg: 5 Mk. — Frl. Helene Kraft, Weißer Hirsch bei Dresden: 5 Mk. — Frl. Clara Motzkus in Königsberg: 5 Mk. — A. F. in N.: 12 Mk. — P. D. in N.: 10 Mk. — Fritz Münster in Neuenhain bei Soden: 5 Mk. — J. Halbritter in Dresden: 20 Mk. — L. Fliegel in Zürich: 4 Mk. — Oskar Hahn in Eibenstock: 5 Mk. — G. L. in T.: 3 Mk. 25 Pf. — F. K. in W.: 3 Mk. 25 Pf. — Julius Sponheimer in Zürich: 3 Mk. 20 Pf. — Robert Stade in Hamburg: 10 Mark. — Georg Winter in Braunschweig: 30 Mk. — Gustav Crusius in T.: 120 Mk. — Emma Seeman in Berlin: 5 Mk. — G. S. in G.: 50 Mk. — J. C. Erichs in Hamburg: 40 Mk. — Vinz. Alfr. Hora in Hallein: 5 Mk. — A. Lüderitz in Dresden: 10 Mk. — Matth. Schnabl in Scheifling (Steierm.) 3 Mk. — Dr. Anton Lampa in Wien: 5 Mk. — Frau Helene von Göllnitz in Berlin: 3 Mk. — J. H. Pöhls in Hamburg: 5 Mk. — von Roberti in Baumgarten bei Titschen: 10 Mk. — Bruno Wilhelmi in Oranienburg: 5 Mk. — Franz Sorko in St. Georgen: 8 Mk. 20 Pf. Zusammen: 570 Mk. 70 Pf. —

Ueber die für den „Esoterischen Kreis" eingezahlten Beträge wird hier nicht quittiert.

Steglitz bei Berlin, den 1. März 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.



SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVIII, 99. Mai 1894.

Die geistige und die geschichtliche
Bedeutung der theosophischen Bewegung.

Von[1]

Hübbe-Schleiden.

Mit der geschichtlichen Bedeutung der theosophischen Bewegung meine ich nicht die bedeutsame Geschichte der theosophischen Bewegung, sondern die Bedeutung der Stellung, welche wir, die gegenwärtigen Träger der Bewegung, in der Geschichte einnehmen. Das Verständnis dieser unserer Bedeutung setzt freilich einige Kenntnis der Geschichte unserer Bewegung voraus. Um aber diese zu verstehen, muß man erst die geistige Bedeutung unserer Bewegung kennen, und um weiter diese völlig zu erfassen, sollte man nicht blos begreifen, was Theosophie ist, man sollte vielmehr deren Ziele selbst mit seinem Wollen sich zu eigen machen.

Was also ist Theosophie?

In dem Worte „Von Gott zu Gott" ist das Wesen der Gottesweisheit, der „Theosophie", enthalten, oder auch — wie Goethe wissenschaftlich und doch dichterisch es faßt — „vom All ins All zurück". Diese Erkenntnis des Ursprungs und des Zweckes alles Daseins ist der Weisheitskern, der allen Religionen gemeinsam zu Grunde liegt. Es ist dies die geistige Weltanschauung gegenüber der äußerlichen, sinnenfälligen, die in der heutigen Kultur die herrschende ist.

Geht man näher auf die Hauptgesichtspunkte dieses Bewußtseins ein, so treten uns deren drei entgegen:

Erstens, wenn alles, was da ist, von Gott als der Urkraft des Alls ausgegangen ist, so trägt Alles das Wesen Gottes in sich. Dies versinnbildlicht die unserer europäischen Rasse geläufigste Weisheitsüberlieferung des hebräischen Volkes dadurch, daß sie den Menschen nach dem „Ebenbilde Gottes" (des Geistes) geschaffen und ihn durch den „Odem Gottes" zum Leben erweckt werden läßt.

Zweitens ergiebt sich aus dieser Anschauung das Bewußtsein der individuellen Fortdauer, der sogenannten „Unsterblichkeit" des Menschen. Denn das, was von Gott ist und zu Gott zurückkehrt, muß fortdauern, bis es diesen Lauf vollendet hat.

[1]) Nach dem am 16. März 1894 im „Esoterischen Kreise" gehaltenem Vortrage.

Drittens geht aus dieser theosophischen Erkenntnis das Bewußtsein hervor, daß das Streben aller Entwickelung auf Vollendung dieses Laufes zu Gott, zurück zu Gott, gerichtet ist.

Diese Theosophie liegt allen Kulturreligionen zu Grunde. In ihr ist nichts enthalten, was eine Religion von der andern unterscheidet. Dennoch ist die theosophische Bewegung etwas, was sich von allen Religionen als verschiedenen Kultusformen unterscheidet. Jede von diesen legt auf ihre ganz besondere Ausgestaltung jener Weisheit das Gewicht. Die theosophische Bewegung aber hat zu allen Zeiten nur diesen gemeinsamen Grundkern betont, der in allen Menschen die gleiche Erkenntnis und das gleiche Streben fördert.

Die theosophische Bewegung hat niemals Jemandem etwas genommen, sondern allen nur gegeben. Die Darstellungsweise jeder Religionsform kann der theosophischen Bewegung dienen und hat ihr gedient. Niemals waren Kampf und Streit ihr Wesen, sondern immer nur Erklärung und Erfüllung, die Erklärung und die Deutung der Sinnbilder des Erkennens, die Erfüllung und Vollendung der Aufgaben des Wollens. Sie will die Erkenntnis vervollständigen und vertiefen, und sie will stets innern neuen Antrieb geben zum göttlichen Streben.

Demgemäß ist und war zu jeder Zeit die Wirkung, die die theosophische Bewegung bei ihren Trägern erzielte: Sie weckt das bewußte Empfinden des göttlichen Wesens in jedem Einzelnen; sie gewährt die bewußte Erkenntnis, das vollständige vernunftklare Erfassen des individuellen Entwickelungsganges und die daraus sich ergebende esoterische (innerlich-geistige) Weltanschauung, und sie zeitigt das bewußte Streben nach vollendeter Verwirklichung des göttlichen Ebenbildes in unserem Bewußtsein und des göttlichen Willens in uns und durch uns als seines vollkommenen Werkzeuges.

Diese esoterische Weisheit und dieses esoterische Streben findet sich auch in den Lehren Jesu Christi ausgeprägt. Die jedem Theosophen geläufige Erkenntnis des „Karma" faßte Jesus in dem kurzem Satz zusammen (Matth. 5, 26): „Wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du nicht auch den letzten Heller bezahlest!" Und der Apostel Paulus führte dies in seinem Briefe an die Galater (6, 7) vollständiger aus: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten: denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch sät, der wird von dem Fleische das Vergängliche (das Verderben) ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten". Ebenso stellt Jesus als Hauptforderung auf (Matth. 5, 48): „Ihr sollt vollkommen sein (oder vielmehr „werden") wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Das Ziel dieser Vollkommenheit bezeichnet er als das „Eins-sein mit dem Vater". Dieser Zustand aber ist nichts anderes als jenes „ewige Leben", das wir aus unserer Geistessaat ernten, und dasselbe, was die Indier mit dem Worte „Nirwana" bezeichnen.

Zur genaueren Feststellung dieser geistigen Bedeutung unserer Bewegung ist es zweckmäßig, ihre Unterscheidung von andern Geistesrichtungen näher zu kennzeichnen.

Zuerst kommt hier der Gegensatz der Theosophie zur materialistischen Schulwissenschaft in Frage und zwar nicht allein zur Naturwissenschaft, sondern auch zu den Geschichts- und den Sprachwissenschaften, deren Ueberwuchern in der heutigen Kultur man nicht mit Unrecht als Philologismus bezeichnet hat.

Die beiden Weltanschauungen, die hier einander gegenüberstehen, sind die innerliche und die äußerliche, die geistige und die sinnliche. Nach unserer theosophischen Erkenntnis geht alles aus dem Geiste (Gott) hervor und kehrt in ihn zurück, nach der Schulwissenschaft gebiert der Stoff den Geist.

Wie uns der Geist die Quelle alles Daseins ist, so ist er uns auch eine unmittelbare Quelle der Erkenntnis. Nach der Schulwissenschaft entspringen Wissen und Erfahrung nur der Sinnenwelt durch Wahrnehmung und Schlußfolgerung.

Vor Allem aber sind unser Gesichtskreis und die Wertschätzung der heutigen Kulturerkenntnis durchaus andere als die unserer Schulwissenschaft. Dies ist sowohl zeitlich wie räumlich der Fall. Nach der Schulwissenschaft weiß unsere Gegenwart in allen Stücken mehr als die Vergangenheit. Wir Theosophen wissen, daß unsere Gelehrsamkeit noch viel von der Weisheit der vergangenen Zeiten zu lernen hat. Ebenso glaubt unsere Schulweisheit, die abendländische Kultur sei im Besitze alles Wissens. Wir aber erkennen, daß das Abendland die Lösung aller Daseinsrätsel erst vom Morgenlande sich zu holen hat.

In diesem Gegensatze zur Schulwissenschaft stehen unserer Anschauungsweise die Orthodoxie der Kirche und der Spiritismus nahe. Nunmehr aber handelt es sich auch um die Klarstellung dessen, was uns, die Theosophen, von den Orthodoxen und den Spiritisten unterscheidet.

Zunächst sei hier betont, daß wir darin mit beiden völlig übereinstimmen, daß wir geistige oder göttliche Offenbarung durch menschliche Weissagung anerkennen. Von den Orthodoxen aber unterscheidet uns das heute noch lebendige Festhalten an dem schon im Apostel-Brief an die Ebräer unvollständig ausgesprochenen Bewußtsein, daß „wie vor Zeiten Gott manchmal und in mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten“, so dies auch heute noch geschieht, bei uns so wie bei andern Völkern, und mehr oder weniger auch im Gewissen und in der Vernunft jedes einzelnen Menschen. Darin stimmen uns auch die Spiritisten bei, jedoch hängen diese, ebenso wie die Orthodoxen, einseitig an einer Form der Offenbarung, die für sie allein maßgebende Autorität ist. Dem Orthodoxen gilt nur das für göttlich, was er im Kanon des Alten oder Neuen Testament an „Offenbarung“ findet, dem Spiritisten nur das, was ihm durch seine „Medien“ verkündet wird. Beide täuscht die Form der Kundgebung. Diese ist für sie der Maßstab der Anerkennung. Der Theosoph erkennt niemals irgend etwas auf Autorität hin an, mag es sich auch als unmittelbar von „Gott, dem Herrn,“ gegeben darstellen. Er prüft jedes auf seinen Inhalt und nimmt es nur auf Grund seines eigenen Verständnisses an, nur deshalb, weil es seiner

Vernunft als wahr einleuchtet und weil es seinem Gefühl und Gewissen als gut erscheint. Selbstständigkeit des Denkens und des selbstverantwortlichen Wollens ist das erste Hauptmerkmal des rechten Theosophen.

Noch ein weiterer Gesichtspunkt, in dem wir über die Kirchenchristen und die Spiritisten hinausgehen, ergiebt sich daraus, daß wir jede Offenbarung nach ihrem eigenen Werte schätzen und keine als unbedingte Autorität anerkennen. Dadurch wird unser Gesichtskreis ein viel weiterer, ein allumfassender. Unser Verständnis bindet uns nicht an die Lehrformen eines einzigen Meisters; wir gewinnen vielmehr aus einer ergänzenden Vergleichung der verschiedenen Religionsanschauungen ein tieferes und freieres Erfassen des Wertvollsten und des Wirksamsten in allen Formen göttlichen Erkennens und geistigen Strebens der verschiedenen Völker und Kulturen des Menschengeschlechtes. Goethe sagt einmal: „wer eine Sprache kennt, kennt keine". Ebenso kann man sagen: wer nur seine Religion kennt, der kennt keine, d. h. er kann keine in selbstständiger, unbefangener Wertschätzung beurteilen. Dieser Vorteil der umfassenden Erkenntnis, den wir vor den uns verwandten Geistesrichtungen voraushaben, bietet uns aber nicht allein die Möglichkeit eines besseren Verständnisses und einer richtigeren Erklärung des Höchsten und des Tiefsten was die Menschheit je gedacht und je erstrebt hat, — er erhebt uns auch über allen Streit und alle Unduldsamkeit. Wir überblicken die verschiedenen Gedankenfärbungen und Strebensrichtungen, wie man eine Landkarte betrachtet, oder wie man von einem hohen Berge weit nach allen Richtungen hin die Umgegend übersieht. Die verschiedenen Religionsgemeinschaften und -gruppen klimmen gleichsam jede auf ihrem eigenen Pfade mühsam zum Gipfel unseres Riesenberges heran. Oft führen diese Pfade durch Waldungen, so daß man von keinem Wege aus einen anderen Weg auf dem andere Gleichstrebende aufwärts wandeln, übersehen und verfolgen kann. Oft kommen auch die Kletterer auf ihren Wegen einander sehr nahe, manchmal treffen ihre Pfade gar zusammen; und fast immer fangen die Parteien dann zu streiten an, welcher von den verschiedenen Wegen der richtige sei (wie dies die Katholiken und die Protestanten und alle verwandten Konfessionen stets zu thun pflegen). Gewöhnlich sind sie von dem engherzigen Irrtume beherrscht, nur einer von den Wegen könne zum Gipfel des Berges führen; und daß einer von verschiedenen Wegen der nähere sein mag, ist wohl wahrscheinlich, dafür ist dann der andere aber in der Regel auch um so viel bequemer, wie er länger ist und weiter umführt. Von der Bergeshöhe sieht man aber nicht allein in ein einziges Seitenthal hinab, man überschaut alle Wege, die von den verschiedenen Seiten heraufführen. In einem Thale wandeln die verschiedenen christlichen Konfessionen aufwärts, in einem andern die hebräischen, in einem andern die mohammedanischen, in einem andern die der alten Griechen, in einem andern die brahmanischen, in noch einem andern die buddhistischen, in einem anderen die der alten Aegypter oder die der alten Inkas, oder der Azteken und noch anderer Kultur und Religionsformen. Besonders fällt

es uns bei dem Hineinblicken in die verschiedenen Thäler auf, wie mißtrauisch und gar gehässig die in einem Thale aufwärts Strebenden gegen die jenseits des Thalfirstes Wohnenden und Kletternden gesinnt sind, ja, wie viele in dem einen Thale garnicht wissen, garnicht ahnen, daß jenseits der nahen Bergeswand, in nächster Nähe, noch ein Thal ist, in dem andere Menschen, ebenso wie sie, berganstreben und auch mit ähnlichem Erfolge. — Theosophen nun sind diejenigen, die schon einen Höhepunkt erreicht haben, von dem aus sie in mehrere Thäler zugleich hinabschauen und die alle in den Thälern Bergansteigenden mit gleicher Teilnahme und mit gleicher Liebe betrachten.

Auf dieser Höhe ergiebt sich der dritte Vorzug, den der Theosoph vor vielen Orthodoxen und auch Spiritisten voraus hat: er ist nicht nur über den Streit der im Glauben verschiedenen Gesinnungsgenossen erhaben, er sieht schon den Bergesgipfel in der Aetherbläue klar vor sich, im Lichte des uralten Schnees erstrahlend. Der Weg hinauf, den er mit seinen Brüdern jetzt noch vor sich hat, ist zwar gefahrvoll und weit schwieriger als sein bisheriger, aber ihn quälen keine Zweifel über das, was ihn voranführt. Hier in dieser Höhe, wo es gilt, die ewigen Gletscher zu erklimmen, sind alle, innerlich bewußt durch ein geistiges Band verknüpft — wie die Bergsteiger, die sich miteinander durch ein langes Seil zu einer Kette verbunden haben. Hier giebt es keinen Wettstreit mehr. Hier steht ein jeder für den andern ein. Und das ist der Vorteil, den ein solcher Theosoph vor anderen Gottsuchern voraus hat, daß er dieses Geistesband, daß ihn mit seinem Führer, seinem Vordermann und auch mit jenem ersten Führer, jenem Meister des Bergsteigens verknüpft, der schon am oberen Ende dieses Seiles auf schwindelnde Höhe angelangt ist, lebendig seinen Leib umschlingen fühlt und seine Seele aufwärts heben sieht. Dieser Bergesgipfel stellt die Geisteshierarchie unseres Planeten dar: und ein rechter Theosoph ist nur, der sich schon seiner Berufung zu dieser „Gemeinde der Heiligen" bewußt ist und das lebendige Band des ihn führenden Meisters empfindet, welches ihn zu dem Höchsten, Göttlichen und Ewigen hinanzieht. Das Maß dieses Bewußtseins und dieses Empfindens kennzeichnet sich durch die Kraft des Wissens und des Könnens.

Hierauf beruht die geistige Bedeutung unserer Bewegung. Die geschichtliche wird jedem klar, der sich vergegenwärtigt, wie die geistige seit uralten Zeiten bis auf unsere Gegenwart sich kundgethan hat. Schon in den ältesten Ueberlieferungen aller großen Kulturvölker findet sich die dreifache Erkenntnis der Theosophie, ausgeprägt, wie wir sie eben angedeutet haben: das Bewußtsein unseres eigenen göttlichen Wesens, das Bewußtsein unserer Unsterblichkeit und das Bewußtsein unseres Strebenszieles in der göttlichen Vollendung.

In den verschiedensten Sinnbildern finden wir dieses dreifache Bewußtsein schon in der ältesten Urkunde unserer eigenen Rasse, im Rig-Veda; ebenso im Totenbuche der alten Aegypter, in den Ueberlieferungen der Akkader und Chaldäer, in den Mosaischen Ueberlieferungen

des Alten Testamentes, ja sogar bei den Chinesen und nicht minder in den kindlichen Naturphilosophien heutiger wilder Völker; vor allem auch in den Quellen unserer Europäischen Kultur, im Homer und in den besten Dichtungen des klassischen Altertums, ebenso in der Edda und den Sagen unserer germanischen Vorfahren; in idealster Ausprägung finden wir auch die theosophische Erkenntnis in den Urschriften des Christentums, im Neuen Testamente.

In den Kindheitszeiten aller Völker lebt dieses Bewußtsein in der Seele aller einzelnen. Erst mit der materiellen sinnlichen Fortentwickelung der Kultur wird die Vertiefung dieses Bewußtseins und die Ausgestaltung theosophischen Strebens zum Mysterium Eingeweihter. Wir sehen der exoterischen Priesterherrschaft über das Volk die esoterische Erkenntnis und das esoterische Streben wahrer Priester gegenüber stehen. Solche Mysterien hatten die Weisen aller alten Völker, nicht allein im Morgenlande. Gerade alle Anfänge unserer eigenen heutigen Kultur weisen solche Geheimlehren und Geheimschulungen auf. Dahin gehören sowohl die Mysterien der Griechen und der Römer, wie auch die Jüngerschaften der Druiden. Jesus hatte seine Geheimlehre und teilte selbst seinen Jüngern in ihrer Gesammtheit nur das mit, was sie verstanden, wie er selbst sagt (Joh. 16, 12): „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht ertragen". Ebenso schreibt Paulus an die Korinther (1. Kor. 2, 4 bis 3, 2): „Ich rede von der heimlichen verborgenen Weisheit Gottes („Theosophia"), welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unserer Herrlichkeit; — — — Milch aber habe ich euch zu trinken gegeben, und nicht Speise: denn ihr konntet noch nicht, auch könnt ihr sie jetzt noch nicht vertragen".

Ueberblicken wir das ganze Feld des reichen Geistesleben unserer Kultur, so sehen wir zu allen Zeiten das theosophische Mysterium in immer neuer Blütenfülle sich entfalten. Das Christentum ist aber nicht blos eine solche Blüte, — es ist ein ganzer Blütenkranz; oder vergleichen wir es mit einer gothischen Rosette, durch deren harmonisch gestimmte Malerei das Sonnenlicht in allen Farben auf uns herabscheint.

Schon zu Jesu Zeiten war theosophisches Erkennen und Wollen thätig bei den Essäern, ja sogar bei den Rabbanen, einem Hillel und Gamaliel, vor allen auch bei Philo, dem Vertreter der alexandrinischen Gnosis. Auch bei den Neupythagoräern, so bei Apollonius von Thyana, zeigte sich der gleiche Geist in voller Kraft; und selbst bei einem Simon Magus, dem von den Aposteln scharf bekämpften, ist ein gleiches Streben nach innerer Erkenntnis doch nicht zu verkennen.

Dies alles waren Elemente, die zum Teil ganz unbewußt, gar wider Willen, dem aufblühenden Christentume Nahrung gaben. Der nächste Höhepunkt der theosophischen Bewegung war die Systembildung der Theosophie durch die Neuplatoniker, Ammonios Sakkas, Plotinos, Porphyrios, Jamblichos und andere. Durch sie sind auch vielfach die Gnostiker und manche Mystiker des Mittelalters und der Neuzeit be-

fruchtet worden. Bei anderen tauchte theosophisches Streben und Erkennen ohne jenen Einfluß auf, so bei dem Meister Eckhart, Jacob Böhme, Swedenborg und vielen anderen.

Wollen wir nun in dieser Weltentwickelung des Geisteslebens unsere heutige Stellung richtig schätzen, so kommt noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht. Dies sind die sechshundertjährigen Perioden der Geistesentwickelung. Um 600 vor unserer Zeitrechnung lebten die größten Religionsstifter und Geistesmänner älterer Kulturen; Zoroaster, Pythagoras, Gautama Buddha, Confucius und Laotse. Wie immer dem Aufblühen des Geisteslebens große Umwälzungen in der weltlichen Kultur vorangehen, so war es auch am Anfang unserer Zeitrechnung. Das Altertum betrat mit der Begründung des römischen Kaiserreichs die abschüssige Bahn seines Unterganges. Diesem Sumpfe entwuchsen mit dem Christentume alle Keime unserer Europäischen Kultur. Sechshundert Jahre später erstand im Morgenlande der Muhamedanismus, im Abendlande faßte nach dem völligen Zusammenbruche des römischen Reiches die christliche Kultur bei den Germanen Boden (Gregor, Winfried, Beda). Weitere 600 Jahre später tritt auf dem Hintergrunde der Kreuzzüge die mystisch-magische Gestalt des Franz von Assisi hervor, und gleichzeitig erblüte ein reiches innerliches Geistesleben nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch vor allem in der Mystik, deren bedeutendste Führer unserem deutschen Volke angehörten, so die „Gottesfreunde" und Meister Eckhart, Johann Tauler und Thomas a Kempis. Aber auch der Siegeszug der Mongolen durch Asien und ihr Hereinbrechen in Europa war damals ein Gottesgericht auf Antrieb der Geisteswelt. Denn Dschengis-Khan war ein Adept, zwar nicht ein Theosoph in unserem Sinne, wohl aber ein Meister, der trotz seiner verrufenen Grausamkeit getragen war von göttlichem Bewußtsein und von Gotteskraft. Zur Zeit der französischen Revolution waren wiederum 600 Jahre seit jener Zeit verflossen. Schon vorbereitend zeigte sich unmittelbar vorher ein allgemeines Interesse für Theosophie, Magie und Mystik. Die Revolution selbst aber bereitete erst für unsere heutige theosophische Bewegung den Boden vor. Die Trägerin derselben für die Gegenwart und längere Zukunft hinaus zu sein, das ist die Aufgabe der Theosophischen Gesellschaft, die mit Beginn des letzten Viertels unseres Jahrhunderts in das Leben trat. Das etwa, was die aufblühende katholische Kirche im Mittelalter war, das zu werden ist der theosophischen Gesellschaft von der Geisteswelt bestimmt. Sie ist nicht nur die Trägerin einer freieren und tieferen Erkenntnis, sondern sie soll auch ein wesentlicher Faktor in der Entwickelung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens werden.

Die kennzeichnenden Merkmale der Theosophischen Gesellschaft sind vor allen die Verbreitung einer wahrhaft geistigen esoterischen Weltanschauung, die stets die Grundlage aller Mysterien und aller wahren Religiosität war. Noch wichtiger als dieses ist die Anregung zu höherem

Geistesleben, zum selbständigem Denken und zum hoffnungsreichen und thatkräftigen Streben nach dem Höchsten. Was aber drittens die Gesellschaft auszeichnet, ist, daß sie ein solches Band ist, mit dem, gleich jenem die Bergsteiger in der Eisregion umschlingenden Seile, die Geistesgenossen mit ihren Führern und auch unter einander verbunden sind. Der Eintritt in die Theosophische Gesellschaft ist der erste Schritt zu solcher Verbindung mit der Geisteshierarchie. Alle, die ihr Leben und ihr Streben ganz dieser Gesellschaft weihten, haben stets dies Band als Stütze und als Wegführung empfunden. Dies wissen wir nicht nur von den Begründern Henry Olcott und Helene P. Blavatsky, sondern auch von allen andern Trägern der Bewegung, unter denen vornehmlich Annie Besant durch ihre begeisterte Beredsamkeit in allen Erdteilen den Segen, von dem sie sich selbst getragen fühlt, auf alle Welt verbreitet. Auch ich selbst habe so oft und so lebendig die Beweise dieser Kraft erfahren, daß ich davon hier Zeugnis ablegen muß.

Während nun freilich die Gesellschaft als ein großes Ganzes nur die unterste, grundlegende Stufe jener Geisteshierarchie unseres Planeten ist, so kennzeichnen sich von selbst die höheren Stufen oder inneren Kreise dieser Geistesgemeinschaft nur durch die Vergeistigung und Verinnerlichung jedes Einzelnen.

Auch soll hier nicht behauptet werden, daß nicht auch außerhalb der Verbindung dieser Gesellschaft der Eintritt in die Geisteshierarchie möglich ist. Diese ist selbstverständlich nur mit einer einzelnen Genossenschaft von Bergsteigern zu vergleichen, die den höchsten Gipfel erklimmen wollen. Und deren giebt es Viele. Selbst heute bietet noch die Kirche Manchem diesen Anhalt; und sogar die spiritistische Bewegung hat ihn Vielen schon geboten. Aber erst wenn Einer solches Anhaltes sich in lebendigem Gefühle bewußt wird, gewinnt er jene Kraft, die ihn zum weiteren Voranschreiten notwendig ist und durch die er gleichstrebenden Genossen helfen kann. Denn das ist ein Hauptmerkmal alles theosophischen Strebens, daß man nicht mehr fragt: Was kann ich selbst dabei gewinnen? sondern: Was kann ich für dieses Geistesleben thun? wie kann ich andern dazu helfen?

Eben diese selbstvergessende Liebe ist auch der Grundzug der Theosophischen Gesellschaft. Fragt nun doch noch Einer: Warum soll ich mich ihr anschließen? — so wird man ihm antworten:

Die Theosophische Gesellschaft bietet dir eine unerschöpfliche Quelle der Erkenntnis für die Lösung aller Rätsel deines Daseins und für das innerlich-geistige Verständnis der Weisheit aller Zeiten. Sie ist auch für dich eine ewig fließende Quelle der Kraft im Streben nach dem Höchsten und im Dienste der göttlichen Meister der Menschheit.

Bist du aber nicht im stande, die Gemeinsamkeit des Geisteslebens in dir und in allen gleichstrebenden Seelen der gesamten Menschheit zu empfinden, hast du noch nicht das Bedürfnis, dies Bewußtsein aus dir selbst heraus durch ein Zusammenschließen mit den andern zum Ausdrucke zu bringen, dann bist du nicht reif für diese Geisteseinheit!





Friedrich Nietzsche.

Nach persönlichem Umgange.

Von

Paul Lanzky.

Als ich in den Jahren 1880—1885 auf die werdende Bedeutung der Schriften Friedrich Nietzsches hinwies, begegnete man mir mit ungläubigem Lächeln; und wenige waren der Zeitschriften, die überhaupt von einer Rezension der damals erschienenen Werke, oder gar von einer Gesamtwürdigung des Denkers etwas wissen wollten. Es handelte sich um einen neuen Philosophen. „Wer glaubt heute noch an die Philosophie, und auf alle Fälle, was geht sie uns an!“ Heute, nach einem Jahrzehnt, ist es anders geworden, wenn sich der unglückselige Denker auch mit Füßen und Händen gegen diejenigen wenden würde, die sich als seine Jünger und Anhänger ausgeben. Aber auch ernste Männer der Wissenschaft erörtern seine Bedeutung, und wenn die einen, wie Ola Hanson, voll Enthusiasmus für den Denker sind, können die andern, wie Ludwig Stein, nicht umhin, die verführerischen Eigenschaften des Schriftstellers gelten zu lassen, auch wenn sie Mittel und Resultat des Philosophen widerlegen. Sei es einem dritten, der sich in den Jahren 1884—1886 lange des persönlichen Umganges Friedrich Nietzsches erfreute, gestattet, sich zwischen die beiden Parteien zu stellen und auf das Menschliche im Denker, wie auf das Uebermenschliche im Ringenden hinzuweisen: vielleicht, daß aus dem rein Persönlichen ein läuternderes Licht auf die unvollendet gebliebene Lehre des Verstummten fällt.

* * *

Es war im Frühjahr 1880, als mir bei dem nun verstorbenen Astronomen Wilhelm Tempel — eben damals weltbekannt durch seine Beobachtungen der Nebelflecken —, auf der Sternwarte von Arcetri bei Florenz das Werk „Menschliches, Allzumenschliches“ von Friedrich Nietzsche in die Hände fiel. Fünf Jahre später stellte ich in demselben Arbeitszimmer der Sternwarte den himmelstürmenden Denker dem fast kindlichen

Astronomen vor und es war rührend, nicht nur, wie die beiden an sich so verschieden gearteten Menschen miteinander sympathisierten, sondern wie sie nachher jeder allein gegen mich über einander urteilten. Es lag eben in beiden jener Fond der Güte und des Rechtschaffenen, über welche man nicht im Zweifel bleiben konnte, wenn man einigermaßen ihres Zutrauens genoß; aber Wilhelm Tempel war nicht „ein Weltweiser in einem Eden", und Friedrich Nietzsche nahm weitere fünf Jahre „keine Vernunft an", sodaß er nicht am „Augenlicht, sondern am Geisteslicht erblindete".

Nach „Menschliches, Allzumenschliches" las ich die „Vermischten Meinungen und Sprüche", dann die „Morgenröte" und die „Fröhliche Wissenschaft", welche letzteren ich im „Magazin für die Literatur des Aus- und Inlandes" und in der „Rivista Europea" besprach. 1883 veranlaßten mich die beiden ersten Teile von „Also sprach Zarathustra" in brieflichen Verkehr mit dem Denker zu treten, der damals im Begriff stand, von Genua nach Villefranche zu gehen, das er bald mit Nizza vertauschte, wohin er mich zu sich lud. Seiner Einladung konnte ich erst im nächsten Jahre Folge leisten. Inzwischen las ich den „Wanderer und sein Schatten", die vier Teile der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und „die Geburt der Tragödie", und veröffentlichte eine Gesamtwürdigung des Denkers im „Westeuropäischen Courier".

All diese Schriften, wie die Photographie Nietzsches hatten mir den Eindruck gemacht, es mit einem in sich gefestigten, von sich eingenommenen und jedem Kampfe gewachsenen Denker zu thun zu haben. Die Briefe waren menschlicher, minder sicher, klagten über vieles Alltägliche, konnten aber auch schroff und über alle Begriffe anmaßend sein. Ich hütete mich, meine günstigen, aber durchaus nicht schmeichelhaften Besprechungen der Werke dem Verfasser zuzustellen; aber er erhielt davon Kenntnis von seinem Verleger, denn im April 1884 bekam ich eine harte Philippika zu lesen, daß ich keine Augen hätte für das Ziel seines „Also sprach Zarathustra": „dieses bedeutendste Buch aller Zeiten und Völker, die da waren". Erst 6 Jahre später sagte er dies öffentlich, fast mit denselben Worten.

Wieviel menschlicher war derselbe Mann im persönlichen Umgange! Wer keine Ahnung hatte von den ungeheuren Problemen, die er im Kopfe trug, dem gab er sich wie ein naiver Gelehrter, der über Alltägliches ein paar Stunden schwatzt, dann sich höflich zurückzieht, weil er „zu arbeiten hat". Erst dem Eingeweihten that er sich auf; und dann kamen nicht blos die Probleme zur Sprache, sondern das Zögern vor der ungeheuren Verantwortung, die ihr bloßes Stellen nach sich zog: der immer wieder durchlebte Kampf zwischen Einsicht und Gefühl, der theoretisch längst zu gunsten der ersteren entschieden war; das zeitweilige Lahmlegen der moralischen und intellektuellen, wie der physischen Kräfte, und die Folge davon: das Gefühl eines grenzenlosen Verlassenseins und Schwebens über einem Abgrunde.

Wahrlich, der Verherrlicher aller heldenhaften Fähigkeiten hat sein Lobpreisen teuer erkauft, und wie die Heiligen nach der Erlösung durch die Askese

hat er sich im Verlangen nach jedweder Stärke nur verzehrt, sie aber nie, wenn nicht im Worte, erreicht. Das war sein persönliches Verhängnis und ward das seiner Weltanschauung. Er wollte etwas über sich hinausschaffen, das Uebermenschliche; und weil es ihm immer vorschwebte, obwohl unerreichbar war, stellte er es der Menschheit als Ziel hin. Sie aber hätte noch mehr umlernen müssen als er, der wenigstens theoretisch seinen Pfad gezeichnet hatte, den er nur aus Krankheit, Familiengründen, Gesellschaftsrücksichten, Staatsinbetrachtziehung nicht gehen konnte, abgesehen von der thatsächlichen Schwäche. Darum wandte er sich mit so großer Härte gegen alles Kranke, Schwache, Mitleiderregende, Aufhaltende — er, der Kranke und Zögernde; darum verherrlichte er jede Kraft, weil sie über jene Hindernisse hinausarbeitet, die folglich zuerst zu beseitigen sind.

Der Denker kämpfte wider den Menschen, und beide unterlagen dem Fatum. Heute ist es nur billig zu fragen: mit welchen Mitteln und zu welchem Zwecke wurde der Kampf geführt? und wenn hier die Antwort nur günstig ausfallen kann, so mag man das wissenschaftliche Resultat des erwarteten Systems widerlegen, aber man darf die Bewunderung für ein titanenhaftes Streben nicht versagen.

Nietzsche selbst sah in seinen dreißiger Jahren in Wagner sein Verhängnis. In der Bewunderung Schopenhauers aufgewachsen, fand der junge Docent der klassischen Philologie an der Universität Basel in Richard Wagner jenen Künstler, der ihn und uns über die Misère des Lebens hinweghelfen sollte. Aber siehe, da erschien „Parsifal“, die Beugung des Hauptes unter das Kreuz, während der Verfasser der „Geburt der Tragödie“ und der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ in einer ersten italienischen Reise nach Licht und Gesundheit suchte, statt ihrer, oder mehr als sie, aber eine erträglichere Philosophie als jene der Entsagung und Verneinung fand. Fortan verstanden sich der Meister und sein hervorragendster Interpret nicht mehr, ja sie gingen sich aus dem Wege.

Zwei Jahre später verließ Nietzsche, an Sehkraft und Magen zugrunde gerichtet, ein wandelndes Skelett, die Universität Basel, mit einer provisorischen Pension von 3000 Francs, die aus drei verschiedenen Fonds floß, von denen der äußerste auf 10 Jahre bewilligt war; er ward zum wandernden Philosophen. So schrieb er seine nächsten Werke: in Genua, in Sils-Maria, in Venedig — sich bis Messina wagend. Aber wer nahm ihn ernst! Die Philosophen wußten, daß er ein ausgezeichneter Philologe und enragirter Wagnerianer war; die Wagnerianer verlästerten ihn, wenn sie nicht mitleidig die Achseln über ihn zuckten. Kein Mensch wußte überdies, wo er weilte. Sein Verleger beklagte sich bei ihm, daß keiner seiner Freunde kritisch etwas für ihn thäte und nannte mich als einzigen, der seine Werke kaufte und bespräche.

War das verlockend nach seiner Stellung in Basel und als Lieblingsgast von Richard Wagner im Trüb'schen, bei Luzern? War er nicht abgethan, thronte nicht der Meister in Bayreuth, interpretiert von Wolzogen und Hagen und beklatscht von der ganzen Welt? War es ein Verhängnis,

ihn jetzt verloren, oder ihn ehemals gefunden, an ihn einmal geglaubt zu haben? Die Fragen kommen immer wieder in den dunklen Zimmern, wie auf den sonnigen Gassen, durch die er allein dahinschlich, unkundig der Landessprache, ungekannt, vielleicht für einen griesgrämigen Gelehrten gehalten, er, der eine neue lichte Welt im Kopfe trug.

Ja, licht muß sie sein, um bejaht zu werden; denn mit aller Verneinung ist es nunmehr vorüber! Doch wo ist sie am sonnigsten? „Kommen Sie mit mir nach Murcia oder Barcellona: 220 wolkenleere Tage im Jahre!“ bat er mich 1883. Aber, wie er in jenem Winter, blieben wir 1884—1885 in Nizza gemeinsam hängen. Es war ihm schon die „große Stadt“, aber die spanischen Orte waren noch größer; auch schloß er oft die Augen und wohnte in Nordzimmern vor der Lichtfülle; doch die Trockenheit der Luft, und der moralische Eindruck der Spannkraft thaten ihm so unendlich wohl, daß er zum Fortgehen nicht zu bewegen war.

Dennoch wurde immer wieder von neuem nach einer Veränderung gesucht: nach einem „Halbdefinitiven“, d. h. nach einem Orte, wo die vierziger Jahre zu verbringen gewesen wären. Er sollte still sein: Nizza war es nicht; er sollte lufttrocken sein; Ajaccio, das ich 17 Tage lang erforschte, war es nicht; er sollte nicht zu fern allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln sein: das war aber die Oase Biskra am Saume der Sahara. Cannes wurde verworfen als ein kleines Nizza, St. Raphaël wegen seiner scharfen Mistralwinde, Monaco als die Mutter der Spielhölle von Monte Carlo. So blieben wir lange mit der Ausforschung der Halbinsel St. Jean, zwischen Beaulieu und Villefranche, behufs einer ständigen Ansiedlung beschäftigt. Auf der einen Seite lag Nizza mit den notwendigsten Hülfsmitteln, und näher in Villefranche ein Aquarium für das Studium niederer Seetiere; auf der anderen Seite konnte man ab und zu die klassischen Konzerte von Pasdeloup in Monte Carlo besuchen. Und in der Mitte, gleichsam zu unserer Wohnung gehörend, die ganze Halbinsel St. Jean, vom südlichen Meere umspült, mit Oliven und Reben bewachsen und von vielen bequemen und lauschigen Fußpfaden durchkreuzt.

Es war idyllisch schön, aber — die Idylle paßte für Zarathustra nicht! Einige Tage der Ermüdung, eine Sehnsucht nach Ruhe und Stille ließen sie göttlich finden; dann trat wieder der Dämon der übermenschlichen Aufgabe hervor und fand sich wie in gräßlichem Kontrast zu diesem ländlichen Frieden. Der Grund war der: Zarathustra brauchte Schüler, Anhänger, Handlanger, Arbeitsmaterial — das alles bot ihm die Einsamkeit nicht, die er an und für sich nicht ertragen konnte.

Von dem Augenblicke an suchte ich ihn zu bestimmen, zumal seine Gesundheit um vieles gekräftigt war, wieder ins Lehramt zurückzutreten und an einer deutschen Universität philosophische Fragen zu behandeln. Daran hatte er auch schon selber gedacht, nur daß ihm vorschwebte, statt allgemeine oder spezielle Themata zu erörtern, seine eigene Philosophie vorzutragen. Hieran, und an seiner exceptionellen Stellung dem übrigen

Lehrkörper gegenüber, mußte sein Vorhaben von vornherein scheitern, oder konnte vielmehr nicht weiter in Betracht gezogen werden. Indessen gab er sich der Hoffnung hin, daß die Jahre nicht mehr fern wären, wo er auf einem „einsamen Schlosse", das ihm ein Gönner zu diesem Zwecke zur Verfügung stellen würde, „einem Kreise hochsinniger und tapferer Menschen" seinen Zarathustra auslegen dürfte.

Mit Wehmuth schied ich damals, im Frühjahr 1885, von Nietzsche. Er hatte seinen 4. Teil von „Also sprach Zarathustra" in derselben kurzen Zeit von 14 Tagen improvisirt, wie die früheren, und darauf die Reinschrift besorgt; die bei seiner ungemeinen Kurzsichtigkeit eine Marter war, und ging nach Venedig, sich auszuruhen, in der Stille und dem matten Licht der Lagunenstadt. Hier lernte er wieder ohne Schlafmittel schlafen, nachdem er 2 Jahre hindurch denselben Mißbrauch mit Chloral getrieben hatte, der ihm fünftehalb Jahre später zum Verderben gereichen sollte. Ich wußte es, ich würde ihn wiedersehen, aber in demselben äußeren Kreislaufe des seßlosen Herumirrens, wie inneren Verirrens. Sein Meisterwerk war zu Ende gebracht, doch fürchtete er sowohl die Zensur, wie das Urteil der öffentlichen Meinung über diesen 4. Teil; so ließ er ihn nur privatim in 40 Exemplaren drucken, von denen er mir das vierte nach Siena sandte.

Und er verrannte sich! In Sils-Maria entstanden in jenem Sommer und in Nizza im Winter 1885/1886 jene weittragenden Gedanken von „Jenseits von Gut und Böse", die er sich nicht mehr scheute der Oeffentlichkeit zu übergeben, und zwar auf eigene Kosten, da sich kein Verleger für sie fand. Ernst Schmeitzner war nach Nietzsches eigenem Geständnis am Verlag seiner Werke zugrunde gegangen. In jenem Sommer trat er den ungeheuren Ballast von 52 Centnern unverkaufter Werke von Friedrich Nietzsche an einen anderen Verleger gegen Auszahlung von wenigen tausend Mark ab.

Auch das wirkte mehr erhebend als niederschmetternd auf den Denker. Ende September 1886 traf ich noch einmal mit ihm zusammen und verlebte den letzten Monat mit ihm. Unser Rendez-vous war Ruta Ligure, eine wahrhaft attische Landschaft, zwischen Rapallo und Recco auf einem Hochplateau am Abhang des Montefino, angesichts Genua gelegen. Hier that sich ihm das Herz auf, während er morgens an den Vorreden arbeitete, die er der zweiten Ausgabe, nicht Auflage, seiner früheren philosophischen Werke vorauszuschicken beabsichtigte, und im Laufe des Tages mit Professor Altmann aus Genua und mir allbekannte Lieblingsplätzchen aus dem Winter 1882—83, den er zum Theil in Rapallo verlebt hatte, besuchte. Es raunte ihm wieder zu, wie eine Sirene, hier Hütten zu bauen; indessen ich wußte, woran ich war, und stimmte nicht mit ein.

Der Oktober ging zu Ende. Es traten schaurige Regentage ein, mit hinschleichenden Nebeln. Da kam die alte Sehnsucht wieder nach dem wolkenlosen Himmel und der trocknen Luft von Nizza: jede physikalisch düstre Stunde wirkte doppelt düster auf Gemüt und Geist des Denkers.

Ich hätte mit ihm gehen sollen und es wurde mir schwer, dies nicht zu thun; aber ich hatte mich geistig von ihm schon getrennt und es ihm nicht verheimlicht, indem ich ihm das 2. Kapitel meiner „Abendröte“, als Gegensatz zu seiner „Morgenröte“ im Manuskript zu lesen gegeben hatte. Er billigte mich nicht, aber er verstand mich und wünschte, daß wir Freunde blieben. Auch wußte er, wie wohl ich ihm wollte, wie ich selber sah, wieviel ich ihm war. So verstanden wir beide unsere Trennung und litten beide unter ihr.

Die Stunde kam. Es hatte die ganze Nacht geregnet und der Morgen graute noch nicht. Dennoch war ich aufgestanden und kleidete mich langsam an beim Schein der Kerze. Da klopfte es an meine Thür, und Nietzsche trat herein. „Kommen Sie nicht mit: ich muß allein durch Nacht und Nebel .... den Ring aller Ringe ....“ Es klang wie Schluchzen durch die gebrochene Stimme. Der Freund umarmte mich und stürzte hinaus. Ich hörte ihn die Treppe hinuntertasten, die Hausthür ins Schloß werfen, die Uhr fünf schlagen und stand wie festgebannt am Tisch. Nach einer Weile, die mir eine Ewigkeit schien, hörte ich das Horn des Conducteurs, den Omnibus kurz halten und weiterfahren. Da griff ich nach Hut und Schirm und stürzte hinunter. In ¾ Stunden war ich in Recco; der Zug nach Genua war natürlich fort, doch der Kondukteur antwortete mir auf meine befürchtende Frage: il professore è montato sano e salvo, „der Herr Professor ist ungefährdet aufgestiegen“ eine Bemerkung, die auf die Kurzsichtigkeit Bezug hatte, mir aber doch eine Erleichterung gewährte.

Wie ist es gekommen, daß nur drei Jahre später „der Ring aller Ringe“ in so tragischer Weise seinen Abschluß gefunden hatte! Man werfe einen Blick auf Datum, Titel und Entstehungsort der drei letzten Schriften Nietzsches und lausche auf den Ton ihres Inhalts .... wie der Vorreden. An Stelle des heiteren Nizza war das mathematische Turin der Po-Ebene mit Nebeln und hartem Winter getreten: folglich keine lichte Betrachtung der Dinge, sondern eine rapide Unterwerfung aller Lösungen und eine in Diatribe übergehende persönliche Auslassung, wie im „Fall Wagner“, welchen ich 1885 glücklich verhindert zu haben glaubte, um ihn mir 5 Jahre später zugehen zu sehen. Dies alles, aus einem Gefühl, sich Luft zu machen, sich die Bahn zu ebnen und den Horizont erweitern für sein Hauptwerk, die „Umwertung aller Werte“, das gleichzeitig fortschritt. Dazu einerseits die grenzenlose Einsamkeit, andererseits der kecke Uebermut über alles hinwegzukommen, nun er sich fast am Ziele sah.

Ich weiß niemand, der die Lücken der „Götzendämmerung“ ausfüllen könnte, wie ich viele der Stunden beschreiben könnte, die zwischen einem Kapitel und dem anderen von „Also sprach Zarathustra“ und zwischen diesem und „Jenseits von Gut und Böse“ liegen; ich glaube aber nicht, daß ein zweiter jene gewiß größeren Qualen gesehen oder mit liebevollem Verständnis durchschaut hat. Dennoch liegt hier die Katastrophe. Die ungemeine Arbeitsfähigkeit dieses Gehirns hatte sich in der Einsamkeit unter

dem Heranwälzen von hundert und hundert Fragen zu einer Höhe gesteigert, daß der Denker weniger denn je ohne Schlafmittel eine Stunde der Ruhe genießen konnte. So bewirkte das Chloral früher und unheilbarer, was Erblichkeit und einseitige Ueberarbeitung menschlicher Voraussicht nach später und in geringerem Grade doch vollbracht haben würden.

* * *

Wenn es meinem persönlichen Urteile erlaubt ist, das Fazit von Nietzsches Werken zu ziehen, so muß ich gestehen, daß viel prächtiges Material und ein Plan zu einem Wunderbau vorhanden ist, — doch dieser Bau ist eine Dichtung, nicht ein philosophisches System. Ich sagte ihm das selber in gesunden Tagen, doch vergebens. Er hoffte mich durch sein Hauptwerk: „Das Buch der Umwertung aller Werte" von dem nur ein Teil im Manuskript vorliegt, des besseren zu überzeugen; ich halte mich an seine übrigen Werke, die alle Prämissen enthalten, und namentlich an „Also sprach Zarathustra", das ich sein Meisterwerk nenne. Es ist ein Dichtungswerk von eigenartiger stilistischer Vollkommenheit, voll großartiger Ausblicke und — gefährlicher Konsequenzen.

Es sind die letzteren, die es nicht gestatten, das Buch, ebensowenig wie alle anderen Werke von Nietzsche, jedermann in die Hand zu geben. Auch wollte der Philosoph nichts weniger als dies, konsequent mit seiner Lehre. Wenige Denker haben wie er für Auserwählte geschrieben, und wenn es nach seinem Sinne gegangen wäre, so hätte er mündlich eine esoterische Lehre überliefert, die nicht dem Schrifttum anvertraut worden wäre. Seine Isolirung und der Drang des Wirkens zwangen ihn, sich des allein zugänglichen Mittels, der Schrift, zu bedienen, obgleich sie mißverstanden werden könnte.

Wie weit dies der Fall werden dürfte, ahnte er nicht. Er, der sich in seinem Zarathustra ein Ideal gesetzt hatte, vor dem er „kniete", der Lehrer vom Uebermenschen, vom bevorzugten Einzelwesen, dem er alles vergab wegen dieser seiner Ausnahmestellung, sieht die Herdenmenschen und Zerstörer alles Hohen hinter sich herlaufen und Beifall klatschen. Sind die verrückt geworden, daß sie das Machtwort nicht verstanden, welches sie zu Sklaven stempelte? Und sie glauben in ihm ihren Gott gefunden zu haben, da sie weder an andere Götter, noch an Uebermenschen glauben, mit welcher Logik freilich, weiß vielleicht der Beschränkteste unter diesen „Gleichen".

Diese sich spreizenden und wortverdrehenden Anhänger sind für die Lehre Zarathustras heute die größte Gefahr. Wer wird von ihr etwas wissen wollen, wenn sie sie auf ihr Banner geschrieben haben? Wer unter den Höchsten wird sie prüfen wollen, wenn der Schmutz sie besudelte und entstellte? Und doch liegt in ihr eine Rettung der Zukunft, wenn man aus ihr alle Uebertreibung oder Mißdeutung entfernt. Nietzsche lehrt weder eine öffentliche Moral, noch ein bürgerliches Recht; er weist nur nach, daß jegliche Moral, wie jegliche gesellschaftliche Beziehung,

wie der Mensch selber und seine Begriffe wandelbar sind. Das geht die Schule und den Spießbürger nichts an, noch weniger den Agitator, welchen er irgendwohin über Land schicken würde. Kann es aber die Elite der Nation nicht vertragen, nun, so ist sie einfach der Zukunft nicht gewachsen. Mache sie Anstrengungen es zu begreifen und zu ertragen! Ist es zuviel gefordert, logische Schlüsse zu machen und die Tugenden des Hasenfußes abzulegen? Oder nicht begründete Präcedentien zu widerlegen und neue Folgerungen auf sicherer Basis zu errichten?

Doch wenn mancherlei abzustreifen ist von der Lehre, so sei uns das Leben Nietzsches heilig. Unter physischen Leiden, moralischen Bedenken und allerlei Hemmnissen hat er sein Tagewerk über alle Kräfte hinaus gethan. Und wiefern ihn geistig die werdende Wahrheit und die Freistellung jeglicher Handlung verirrten, im Handeln blieb er ein aufrichtiger Mensch, der sich nur das allgemein Gestattete erlaubte. Dabei blieb er sich nur treu. Seine Handlungen flossen eben aus ihm: diesem bestimmten Einzelwesen mit all seinen Prämissen, deren Folgerungen sie waren; seine Gedanken hingegen bezogen sich auf tausend andere Vorlagen, die jede eine andere logische Konsequenz zuließen. Er mußte handeln, wie einer von uns, obschon seine Einsicht weit über unseren Horizont hinausreichte. Für uns giebt es vielleicht noch ein Verdienst; für ihn gab es keins mehr, oder höchstens das der unermüdlichen Arbeit, der nie rastenden Deutung der sich wandelnden Wahrheit. Er mochte fehldeuten; aber sein Fingerzeig, der ihm die Einsicht gekostet hat, wird eine Spur im Lebensgange der Menschheit auf Jahrhunderte hinterlassen. Darum sei gesegnet sein Andenken!

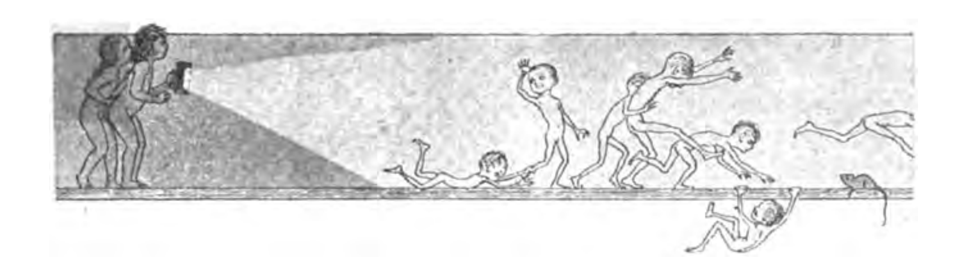


Bemerkung des Herausgebers.

Im nächsten Hefte werde ich in kurzen Zügen meinen jüngst im Esoterischen Kreise der T. V. gehaltenen Vortrag über „Friedrich Nietzsche, Grün-Deutschlands Verführer," wiedergeben. **H. S.**







Beobachtung telepathischer Vorgänge.

Von

Ludwig Last.

✻

Nicht allen Jenen, welche sich für übersinnliche Thatsachen interessieren, bietet sich Gelegenheit hypnotische oder gar spiritistische Versuche zu beobachten oder selbst anzustellen. Doch ist es viel leichter jene Vorgänge zu prüfen, welche Muskellesen, Willensübertragung und Gedankenübertragung genannt werden. Solche Vorgänge allein schon spotten aller materialistischen Erklärungsversuche und rechtfertigen dadurch das Interesse, welches sie erregen.

Das Studium telepathischer Vorgänge ist aber auch demjenigen als wichtige, ja unerläßliche Vorbereitung anzurathen, der die Absicht hat, spiritistische Erfahrungen zu machen. Denn wer ohne vorhergehendes Studium verwandter, damit im Zusammenhang stehender Erscheinungen an die Untersuchung spiritistischer Thatsachen geht, wird mannigfachen Irrtümern durch falsche Auslegung des ursächlichen Zusammenhanges ausgesetzt sein. Wer aber die Wirkungsweise der Gedankenübertragung und die der Suggestion, theoretisch und praktisch studiert hat, wird wohlvorbereitet sein und nicht Wirkungen, welche erstgenannten Gebieten angehören, spiritistischen Ursachen zuschreiben.

Umsomehr sind solche Vorkenntnisse wichtig, als sich bei spiritistischen Versuchen stets unbeabsichtigte, ja selbst unbewußte Gedankenübertragungen und Willensbeeinflussungen als Suggestionen, einmischen.

Die reichhaltige moderne Literatur über die Hypnose, welche jedem Laien die theoretische Bekanntschaft mit dem Gebiet der Suggestionen vermittelt, überhebt uns der Notwendigkeit, über dieses Studium etwas zu sagen. Man darf aber keinem Laien anraten, nach erworbener theoretischer Kenntnis der Hypnose Versuche damit zu machen, weil jeder Hypnotiseur, dem nicht praktische Erfahrung große Sicherheit giebt, und der nicht die Begabung hat, wohlthätig auf seine Patienten einzuwirken, unversehens ihnen Schaden zufügen kann. Will Jemand die

Wirkung der Hypnose an sich selbst erproben und beobachten, so wäre der Rat zu erteilen, daß er sich zu solchen Versuchen nur einem praktisch geschulten Hypnotiseur überläßt, zu dessen Charkter er unbedingtes Zutrauen hat. Auch ist die Gegenwart eines Vertrauensmannes erforderlich, welcher der Versuchsperson nachträglich gewissenhaften Bericht über die Vorkommnisse während des Schlafes geben kann. —

Völlig unbedenklich aber, weil weder nervenanstrengend, noch irgendwie von schädlicher Wirkung für die Beteiligten, ist die Beschäftigung mit telepathischen Versuchen.

Es giebt wenige Familien, in denen nicht der eine, oder andere typische Fall von Telepathie vorgekommen ist, doch setzt sich der Berichterstatter meist der Meinung aus, er wolle sich durch eine solche Erzählung blos interessant machen, oder seine Phantasie habe zu den thatsächlichen Vorgängen nachträglich ausschmückende Umstände hinzugedichtet. Zugebend aber, daß der Vorfall sich wirklich so ereignet hat, erspart man sich gewöhnlich weiteres Nachdenken darüber durch die Abfertigung, dies sei nur ein einzelner Zufall, und könne als solcher nichts beweisen. —

Bringt man dagegen versuchsweise in einer größeren Gesellschaft das Gespräch auf dies Thema, so fällt es bald auf, wie viele einander ähnliche Fälle von Gedankenübertragung sich im täglichen Leben ereignen, ohne daß man ihnen weitere Beachtung schenkt. —

So berichtet z. B. der Eine, wie er es peinlich störend fühlt und sich deshalb unwillkürlich umwendet, wenn eine andere Person ihren Blick fest auf ihn heftet, trotzdem er dies in Folge der abgewendeten Stellung nicht gesehen haben konnte.

Habe er dann versuchsweise eine bestimmte Person unter Anderen von rückwärts fixiert mit dem festen Vorsatz, dieselbe zu beeinflussen, so sei sie stets sogleich unruhig geworden und habe den Kopf unwillkürlich hergewendet mit fragendem Blick. Diese Wirkung sei nur ausgeblieben, wenn die ganze Aufmerksamkeit des Betreffenden auf einen Punkt concentriert war z. B. durch Lectüre oder ein Gespräch.

Eine ähnliche Wirkungsweise zeigt folgender wiederholt beobachteter Vorgang. Ein vollkommen vertrauenswürdiger Berichter, der oft Gelegenheit hatte in öffentlicher Versammlung zu sprechen, erzählt, wie er plötzlich beeinflußt wird, während er in freier Rede seine Meinung auseinandersetzt, wie durch das Vorgefühl, daß eine bestimmte Person aus der Mitte der Zuhörer, deren Blick er plötzlich auf sich gerichtet fühlt, eine gegenteilige Ansicht hegt und ihm widersprechen wird. Und richtig, sowie er seine Rede beendet hat, meldet sich sogleich der vermutete Gegner zum Worte und macht gerade die erwartete Einwendung. Derselbe Beobachter erzählt, wie es ihm zu Zeiten, da er durch Nervosität besonders sensibel war, oft geschehen ist, daß seine Gedanken sich ohne wissentliche Veranlassung auf einen Bekannten gerichtet haben und zu seinem Erstaunen sei eben dieser nach wenigen Schritten um die nächste Straßenecke ihm unerwartet entgegen gekommen. Ich kenne mehrere Personen, welche oft den

Empfang eines Besuches oder eines Briefes von Seiten einer, ihnen befreundeten Person voraussagen, ohne andere Anhaltspunkte dafür zu haben, als ein bestimmtes Vorgefühl.

Bei solchen eigenen Erlebnissen konnte ich nachträglich öfter die auffällige Thatsache konstatieren, daß dies bestimmte Vorausempfinden, hier eigentlich Mitempfinden, genau zu der Zeit eintrat, wenn der Besucher eben an mich dachte und den Entschluß zu diesem Besuch faßte, aber nie machte es sich vor diesem Zeitpunkt fühlbar.

Am häufigsten findet man den geistigen Kontakt zwischen eng Befreundeten und zwischen Ehegatten, welche reichliche Gelegenheit haben zum Anspinnen von sogenannten „Seelenfäden". Da zeigt sich häufig, daß Einer das Schweigen unterbricht und davon zu reden anfängt, woran der Andere soeben gedacht hat, oder gar blos gedachte Fragen des Anderen unwillkürlich beantwortet.

In keinem Verhältnis aber, findet sich der telepathische Anschluß so deutlich ausgeprägt und so sicher wirkend, wie zwischen Mutter und Kind, wo die Mutterliebe und die Hilfebedürftigkeit des Kindes die Verbindung innig machen. Wie viele Mütter (natürlich nur solche, die diesen Ehrentitel verdienen) können uns aus ihrer Erfahrung berichten, wie sie mit Sicherheit bei der geringsten kaum hörbaren Bewegung ihres Kindes sofort völlig munter aus normalem Schlafe erwachen, während von anderer Seite ausgehende, laute Störungen sie im Schlafe nicht stören. —

Es kann nicht schwer sein, für das Zustandekommen solcher Telepathie eine natürliche Erklärung zu finden, um nicht das häufige Vorkommen derselben mit der zwar bequemen aber unlogischen Behauptung abthun zu müssen, es sei alles dies nur Zufall. Zu diesem Behufe erinnern wir uns zunächst, der aus der Fachlitteratur bekannten Thatsache, daß man in der Hypnose imstande ist, posthypnotisch jene Suggestionen festzustellen oder zu bestimmen, welche einen normal Schlafenden wecken und gleichzeitig jene, welche er überhören soll. Auf diese Weise wird der in der Hypnose so vorbereitete Krankenpfleger bei großem Lärm ruhig weiter schlafen können, während ihn das leiseste Geräusch, von einem bestimmten Kranken verursacht, sofort weckt. Hiervon machen die Aerzte in Kranken- und Irrenhäusern mit Erfolg praktische Anwendung, um den Wärtern die unentbehrliche Nachtruhe zu ermöglichen, und sie dabei doch im Schlafe auf Verhalten einzelner Kranken, die kontroliert werden sollen, achten zu lassen. Dies vorausgeschickt, können wir uns leicht vorstellen, wie der innige Kontakt zustande kommt, wenn eine Mutter sich mit dem sorgenden Gedanken zur Ruhe begiebt, ob sie auch rechtzeitig erwachen werde, wenn das Kind ihrer Hilfe bedarf. Die Mutter giebt sich selbst vor dem Einschlafen die betreffende Suggestion, welcher aus dem starken Motiv der Mutterliebe die wirksame Kraft erwächst. Wissenschaftlich ausgedrückt müßte man sagen, es liegt hier eine Auto-Wachsuggestion vor.

Eine solche Erklärungsweise reicht aber nicht aus in Fällen, wo ein Kind im Augenblick höchster Gefahr einen telepathischen Hilferuf an seine

entfernt weilende Mutter ergehen läßt und diese davon beeinflußt wird, ohne daß bei ihrer Wahrnehmung ihre Sinne mit im Spiel sein könnten und ohne, daß man einen materiellen Träger für den Impuls finden könnte.

Solcher Fälle wurden mir viele berichtet; doch darf man, um Glauben zu finden, nur solche als Beispiel anführen, die exakt beobachtet und glaubwürdig verbürgt sind. Sonach will ich nur einen Vorfall als typisches Beispiel erzählen, den mir meine Mutter erzählte und der für mich umsomehr Glaubwürdigkeit besitzt, als meine Mutter nach ihrer ganzen Geistesrichtung allen „phantastischen Dingen" ganz abgeneigt war. Der Fall hat sich folgendermaßen zugetragen: Als gegen Ende der fünfziger Jahre meine Eltern etwa 10 Meilen von Wien entfernt wohnten, war meine Mutter eines Tages genötigt, allein nach der Hauptstadt zu reisen und sich auf eine Woche von den Kindern zu trennen, die unter unzureichender Obsorge daheim blieben. Wohl mag sie schweren Herzens von Hause weggegangen sein, umsomehr als sie auf die Aufsicht meines Vaters nicht rechnen konnte. Dieser war zu sehr durch den Bau einer Fabrik in Anspruch genommen. Besonders mir, dem etwa 5-jährigen Knaben, galt ihre bange Sorge, weil ich mich durch mein ungezügeltes Temperament schon einer ganzen Reihe von Unfällen ausgesetzt hatte, bei denen mich bisher immer ein „günstiger Zufall" gerettet hatte. Als meine Mutter schon einen halben Tag unterwegs war, erfuhr sie auf unbekannte Art plötzlich davon, daß mir ein Unfall zugestoßen war.

Sie war im offenen Wagen auf der Landstraße fahrend infolge der Mittagshitze ermüdet eingeschlummert, als sie jäh aus dem Schlafe auffuhr, 2 Mal laut meinen Namen rief und erschreckt dem Kutscher zurief, es sei mir etwas geschehen. Von da an wurde sie auf der Weiterreise die Angst nicht mehr los, in der bestimmten Vorahnung eines geschehenen Unfalles. Inzwischen, und zwar, wie später konstatiert worden, zur selbigen Zeit, spielte sich zu Hause folgender Vorfall ab: Ich hatte beim Kalklöschen zugesehen, wobei die brodelnde Masse mein Staunen erregte. Später benutzte ich einen unbewachten Augenblick um wieder hinzugehen und Steine in die Kalkgrube zu werfen, ohne daß ein wachsames Auge mein gefährliches Spiel bemerkt hatte.

Ich mag dem Rande zu nahe gekommen sein und stürzte in die noch nicht gänzlich erkaltete Masse. Aber in demselben Augenblick drehte sich mein Vater (natürlich „zufällig") um und bemerkte von dem Baugerüst aus, wo er beschäftigt war, meinen Sturz. Mit großer Eile kam er zur Stelle, warf eine Leiter in die Kalkgrube, zog mich heraus und wusch mich so lange im Bach nebenan, bis ich vom Kalk gereinigt war. Nach anderthalb Wochen, die ich mit verschwollenem Gesicht im Bette zugebracht hatte, hatte ich Gesundheit und Augenlicht wieder erlangt. —

Einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den beiden Vorkommnissen wird nur derjenige anerkennen, dem durch seine Studien oder durch eigene unerklärliche Erlebnisse ein Verständnis für geistige Wirkungen aufgegangen ist.



Der Widersinn des Selbstmordes.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

Es ist an uns die Frage gestellt worden: Kann nicht die theosophische Lehre von der *Selbst-Erlösung* leicht zum *Selbstmorde* verleiten? — Wenn doch diese Selbst-Erlösung nur dadurch erreicht werden kann, daß man sein persönliches Selbst, seinen Daseinswillen überwindet: ist dann nicht eines der stärksten Mittel solcher Selbstüberwindung, eine der kraftvollsten Bethätigungen des Nichtmehrdaseinwollens, die eigene Tötung, nicht blos die langsame Abtötung durch Askese, sondern vielmehr der energische, das Selbst verneinende *Selbstmord*?

Diese Fragestellung ist ein wahrer Rattenkönig von Mißverstand. — Es giebt *keine einzige* Lehre *außer* der Theosophie, die jeden Gedanken an eine Zweckdienlichkeit des Selbstmordes *theoretisch* und *praktisch* so gründlich widerlegt.

Ueberdies ist Selbstmord *niemals* eine *Verneinung* alles persönlich Daseinwollens, sondern das gerade Gegenteil. Dem Selbstmörder ist *durchaus* nicht *jedes* persönliche Dasein gleichgültig; er ist vielmehr nur mit *seinem* Dasein unzufrieden, er *möchte* ein *anderes* Dasein haben, hat aber nicht die Geduld, sein Dasein, seine Seele, sein Bewußtsein *anders* zu gestalten. Und doch ist *dies* die einzige Möglichkeit, wie es *anders werden* kann. Nur durch sich *selbst* kann eine Individualität sich ändern, nur dadurch, daß *sie* ihr Wollen und Verhalten zum Dasein ändert, daß sie *ihr* Dasein zum übrigen Dasein *anders* stellt. Nur dadurch kann sie schließlich auch ihr Dasein ganz *vollenden* und sich von *selbst erlösen*.

Dies ist jedem Theosophen klar. Ein weiteres Eingehen auf jenes Mißverständnis scheint hier aber notwendig, weil dasselbe schon im vorigen

Jahre in der Tagespresse unserer Hauptstadt zu gehässigen Schlußfolgerungen gegen unsere Bewegung führte. Den Anstoß dazu scheint die „Deutsche Warte“ gegeben zu haben. Die betreffende Bemerkung ging dann aber auch in andere Zeitungen über, wenn wir nicht irren u. a. in das „Berliner Tageblatt“ und in die „Neuesten Nachrichten“. — In einem Feuilleton der „Deutschen Warte“ vom 7. Juli 1893 heißt es bei Gelegenheit einer thörichten Besprechung von Hugo v. Gizyckis „Kritik des Spiritismus“ zum Schlusse:

„Daß die theosophischen Gesellschaften nicht ohne Weiteres als ein segensreicher Fortschritt anzusehen sind, beweist der Umstand, daß erst neulich ein begabter Mensch, der 19jährige Buchhalter Kierski, gerade durch das Studium theologischer Schriften und durch Teilnahme an diesen Bestrebungen zum Selbstmord, weil er ihn vom Kerker des materiellen Daseins befreie, veranlaßt wurde.“

Gewiß wird Niemand mehr als wir, das unglückselige Ende August Adolph Kierskis beklagen und betrauern; denn Niemand weiß besser als wir, welch' traurige Folgen seine Selbstentleibung für ihn gehabt hat. Ob gerade theologische Schriften die Veranlassung geworden sind, die Geistesstörung bei ihm zum Ausbruche zu bringen, das wissen wir nicht; es ist dies aber zu bezweifeln. Denn wenn auch die heutige Theologie wenig oder garkeine theosophische Erkenntnis enthält, so ist sie jedenfalls so trocken und so langweilig, daß sicherlich ein 19jähriger Handlungsgehilfe diese Schriften viel eher in die Ecke wirft, als daß er sich damit den Kopf verrückt.

Jedenfalls steht aber soviel fest, daß weder spiritistische Erfahrungen, noch — viel weniger — theosophische Beeinflussung Kiersky zu seinem unglückseligen Schritte getrieben haben können. Letzteres beweisen uns seine in unsern Händen befindlichen Briefe. Darin spricht er deutlich aus, daß die theosophischen Schriften für ihn keinen Wert hätten, da er nicht imstande sei, sie zu verstehen. Die Begründung unseres „Esoterischen Kreises“ war im vorigen Sommer noch nicht möglich; erst der Herbst gestattete uns, denen die es wünschen, die Gelegenheit zu mündlicher Belehrung im Gedanken-Austausche unserer regelmäßigen Gesprächs-Abende zu bieten. Leider hatte er nicht die Besonnenheit, diese Entwicklung abzuwarten; und er hat auch leider nicht persönlich bei uns Rat und Aufklärung gesucht. Die wäre sonst gerade das gewesen, was ihn mehr als alles andere in der Welt vor dem verhängnisvollen Schritte seiner Selbstentleibung würde bewahrt haben können.

Denn vor allem lehrt die Theosophie praktisch und theoretisch, daß der Tod — also auch der Selbstmord — nicht vom Dasein erlöst, sondern nur das Dasein im leiblichen Körper beendet; und zumal ist der Selbstmord keine „Erlösung“. Daß er das Gegenteil ist, beweisen uns die tausende und abertausende posthumer Mitteilungen von Selbstmördern durch Seher und durch Medien — schon seit Swedenborg, noch mehr aber im heutigen Spiritismus. — Der Zustand der Selbstmörder nach dem Tode ist stets um Vieles schlimmer, als er im ungünstigsten Falle hätte sein

können, wenn sie ihr selbstgeschaffenes Loos in unserm Erdendasein weiter ertragen haben würden.

Eine solche Mitteilung soll auch in diesem Hefte noch zum Abdruck kommen. Freilich wirken gegenteilige Erfahrungen glücklicherer Seelen in den Bewußtseinszuständen nach ihrem Tode förderlicher. Nur das positiv Gute und Schöne ist für fein besaitete Naturen nötig; abschreckende Beispiele sind für sie unwirksam oder gar niederdrückend. Dennoch zwingt uns die vorliegende Gelegenheit einmal ein solches Beispiel zur Belehrung hier vorzuführen.

Was ist aber weiter nun die theoretische Erkenntnis der Theosophie?

Sie lehrt uns das gerade Gegenteil von dem, was jene oben angeführte Fragestellung annimmt. Weder wird das Selbst durch die Abtötung mittels Askese überwunden, noch auch viel weniger durch den Mord des Leibes; und hierbei stützt auch die Theosophie sich nicht blos auf das Fortdauern des Seelen-Bewußtseins nach der Tötung des Körpers.

Was ist denn das individuelle Selbst? Doch sicherlich nicht das persönliche Bewußtsein! Wird nicht jedes Kind mit eigenartigen Anlagen des Charakters und des Geistes schon geboren? Bringt es diese Anlagen nicht schon in's Leben mit, und hat es sie nicht lange, ehe in ihm sein persönliches Bewußtsein ganz allmählich sich ausbildet?

Die Menschen kommen doch bekanntlich nicht als völlig gleichartige Keimzellen zur Welt! Ein jeder Mensch ist bei seiner Geburt bereits ein hoch gesteigertes Entwicklungsprodukt, in dem sich eine ungeheure Fülle von causaler Vorentwicklung darstellt, die von dem persönlichen Bewußtsein seines gegenwärtigen Lebens nicht abhängt, weil dieses eben später erst langsam hinzukommt.

Jene Individualität aber, die sich bei der Geburt in den Anlagen des Charakters und des Geistes wie des Körpers darstellt, die ist jenes Selbst, das es zu „überwinden", oder vielmehr zu vervollkommnen und zu vollenden gilt, wenn man sich von aller menschlich-irdischen Beschränktheit befreien oder „erlösen" will. Und das nur ist der Angelpunkt aller Theosophie, daß man in eben diesem „Selbst" die Ursache all seiner leidenvollen Schicksale erkennt. Je mehr dies Selbst veredelt und vollendet, je mehr es vergeistigt und vergöttlicht wird, je mehr es alle seine Schwächen und Thorheiten überwindet, je mehr es — nach der uralten Ausdrucksweise — das „Ebenbild Gottes" in sich darstellt, desto mehr wird es das Ziel des Friedens und der inneren Glückseligkeit in sich verwirklichen.

Daß diese Entwicklung durch Selbstmord nicht gefördert, sondern nur geschädigt wird, liegt auf der Hand. Ganz abgesehen von den trostlosen Zuständen, in denen das persönliche Bewußtsein nach solchem vorzeitigen Tode sich allmählich auslebt, ist es sicher, daß wenn sich das „Selbst" eines Menschen durch solch mörderisches Eingreifen der Ueberwindung oder Lösung der ihr selbstthätig gestellten Aufgaben entzieht, daß

es dann später — in dem nächsten Leben mit neuem persönlichen Bewußtsein — vor dieselbe Aufgabe gestellt wird, gestellt werden muß; denn Niemand kommt heraus, bis daß er nicht den letzten Heller auch bezahlt hat". Und ebenso sicher ist, daß durch das selbstmörderische Eingreifen in den natürlichen Entwickelungsprozeß die Schwierigkeit der Aufgabe fürs nächste Mal nicht erleichtert, sondern nur vermehrt wird. Denn „was der Mensch säet, das wird er ernten!" Also, unter allen Umständen ist der Selbstmord die thörichtste Entscheidung.

Aber auch das ist ein Irrthum, daß die Selbstvollendung durch Askese, durch die äußerlich gewaltsame Unterdrückung der leiblichen Natur bewirkt werde. Sie kann vielmehr dadurch fast ebenso, wie durch Selbstmord, geschädigt werden. Ja, das wird stets der Fall sein, wenn die „Abtötung" nur äußerliche Unterdrückung leiblicher Begierden und Bedürfnisse ist, denn dann stauen sich dieselben nur um soviel höher in der Seele an. Vergeistigung kann nur von innen aus im Geiste selbst geschehen. Wenn dadurch die Seele edler, reiner wird, dann wird sich dies auch in dem äußerlichem Leben zeigen; und wenn solches Leben Andern dann als „Abtötung" erscheint, so ist es für die edlere, vergeistigtere Seele doch nur das für sie Naturgemäße, keine Last, sondern nur Lust, keine Entbehrung, sondern Befreiung. Es ist der Anfang der Erlösung von der Last des eigenen Selbstes.

Je weiter diese Entwicklung voranschreitet, desto unmöglicher wird nicht nur jeder leiseste Gedanke an Selbstmord, sondern desto williger fügt sich das Selbst in die Ertragung auch der schwersten Schicksale, und desto freudiger macht es sich an die Lösung auch der schwierigsten Aufgaben. Denn es fühlt ja und es weiß auch aus Erfahrung, daß es sich nur dadurch immer mehr befreit von aller Selbstbeschränkung. Immer innerlicher und umfassender wird auf diese Weise das Bewußtsein, immer größer und gewaltiger fühlt sich das Selbst, je mehr es das Naturgesetz des „Gotteswillens" in allem Geschehen erkennt, und jemehr es eben dieses in und durch sich wirkend fühlt.

Daher ist auch der Tod eines wahren Märtyrers des Geistes das gerade Gegenteil von einem Selbstmorde. Sein individuelles Leben ist dem Märtyrer in Wahrheit garnichts mehr; er lebt nur in dem Geiste, der das Leben alles Göttlichen und der das Ewige in allem Wesen ist. Sein Tod befreit ihn wirklich von den Banden seiner menschlichen Beschränktheit; und jedes solche Erlösungs-Opfer menschlicher Individualität ist eine Gottesthat, die in der Geistesentwickelung der Menschheit einen Triumph des Höchsten über das Niedere bedeutet, einen Sieg des Geistes, der als Vorbild, allen die ihn „glauben", ihn empfinden, Segen bringt.





Der Selbstmörder nach dem Tode.

Eine mediumistische Mittheilung

durch

Raymonde.[1])

Ich tötete mich 1872 in New-York mit einem Revolver. Der Tod des Körpers war für mich erst der Anfang des Elends, und dessen Ende habe ich noch nicht erreicht.

Ich hoffe, meine Mitteilung wird euch nicht betrüben. Ich möchte gerne andere warnen, und ich glaube, daß ich anderen solche Pein ersparen kann, wenn ich meine Erfahrungen erzähle, seitdem ich zu schnell die Welt verließ.

Viele nehmen zum Selbstmorde ihre Zuflucht, um das Feuer zu ersticken, das in ihrer Seele brennt. Sie sind zu schwach, um den Sorgen und Schwierigkeiten, die ihnen bevorstehen, mutig entgegenzutreten; so treiben sie eine Kugel durch ihr Hirn in der Hoffnung, ihren Denkprozeß zu vernichten. — Thun sie das? — Möge jeder Selbstmörder antworten. Alle werden ihnen sagen, daß sie ihn nur steigerten, und daß sie ihr Elend nur vermehrten.

In dem Augenblicke, daß die That vollbracht ist, beginnt die schreckliche Rache der Reue. Und kein Leid ist schwerer zu ertragen, als der Stachel dieses Todfeindes des Friedens.

Wie Alles kam.

Als ich mein Vermögen in dem tollen Strudel der Börsenspekulation verloren hatte, mehrte sich die Zwietracht in meiner Familie. Trennung von meiner Frau war für mich unvermeidlich; wir erzielten eine gesetzliche

---

[1]) Aus dem Pacific Coast Spiritualist vom 28. Oktbr. 1893. Diese unerfreulichen Mitteilungen sind in allen Fällen — und schon viele Tausende derselben sind bekannt — wesentlich einander ähnlich, nur in der subjektiv-individuellen Vorstellungsweise verschieden. Man vergl. hierzu auch den vorhergehenden Aufsatz von Saintgeorge.

(Der Herausgeber.)

Scheidung. Meine Frau war aufgewachsen in der Meinung, Heirat sei nur eine Stufe zu gesellschaftlicher Stellung, und in meinem Eifer, sie auf die ersehnte Stufe zu erheben, wurde ich bankerott, und verlor nicht allein sie, die ich liebte, sondern auch mein gesellschaftliches Ansehn. Wer genießt ein solches im gesellschaftlichen Trubel, wenn die Mittel fehlen?

Wäre ich männlicher gewesen, ich würde meinen Charakter auf der Wage zwischen Wertschätzung und Reichtum gestählt haben, aber gesellschaftliche Schläge verletzten mich, thöricht wie ich war; und der beste Ausweg, um der Sorge zu entgehen, schien mir Selbstmord.

Eines Abends als ich am erloschenen Kaminfeuer saß und über mein Geschick grübelte, sprang ich plötzlich vom Stuhle auf, öffnete den Schrank und ergriff einen kleinen, aber sicher tötenden Buldog-Revolver. Ich setzte die Mündung dicht an meine rechte Schläfe, und still betend zog ich den Hahn. Blutüberströmt fiel ich dann auf den Fußboden meines Schlafzimmers, rote Flecken auf dem blassen Teppich hinterlassend, deren sich die Wirtin noch lange nachher mit Grauen erinnerte.

War ich tot? Mehr lebend, denn je; doch machtlos, meinen toten Körper zu bewegen, oder ihnen zu sagen, was sie mit ihm beginnen sollten. Ich verließ nicht das Zimmer, denn dort waren Wertpapiere, welche ich noch als Bindeglied zwischen mir und vergangenen Erfolgen schätzte, und auf welche ich für zukünftige Erleichterung gebaut hatte. Doch welchen Wert hatten sie für mich nun? ich konnte nicht hörbar sprechen. Obgleich ich in wirklicher Körperlichkeit dastand, wurde ich nicht gesehn; doch dachte ich noch immer, diese Dokumente auf der Welt, zu der ich mich so hingezogen fühlte, brauchen zu können. Als ich sah, wie sie in den danebenstehenden Reisekoffer gelegt, und mit meiner sorgfältig gehaltenen Garderobe zusammen von einem Beamten fortgeschafft wurden, war ich beunruhigt und wünschte, gehört zu werden, denn ich war ängstlich wie in wirklicher Not.

Die Identität meines entseelten Körpers war bald festgestellt. Die leblose Gestalt wurde auf eine kalte Steinplatte gestellt. Ich blickte auf sie mit Furcht, da der Anblick sofort die Todesursache offenbarte. Der Ausspruch, daß augenblickliche Geistesabwesenheit die That veranlaßt, beruhigte meine Verwandten etwas, welche großen Kummer über mein frühzeitiges Ende bezeugten. Es wurden einige aufrichtige Thränen vergossen, aber sie mögen mehr aus Aerger, als aus Schmerz veranlaßt worden sein. Wo war meine Frau? Suchte sie die irdische Hülle, welche kein Geheimnis verriet? Nein. Es war am Vorabend ihrer zweiten Heirat, daß ich meinen physischen Leib tötete. Ihre Hand gehörte einem Andern. Mein Herz war vereinsamt, mein Leben eine Last. Ich wünschte Vergessen und wartete, es im Tode zu finden, doch fand ich nur einen Wechsel, den ich weder wünschte noch voraussetzte.

Es ist ein Fehler der Geistlichen, daß sie gänzlich ihr Amt, die Menschen auf richtige Gedanken zu bringen, verfehlen. Obgleich ich einer fashionabeln Kirche angehörte, war ich doch nicht auf Ueberraschungen,

welche die Seele jetzt erwarteten, vorbereitet. Es ist vielleicht besser, daß ich nicht moralpredige, sondern mich auf meine Erlebnisse beschränke.

Ungern verließ ich den entseelten Leib, obgleich ich mich wunderte, warum ich immer bei ihm verweilen mochte, aber es schien zwischen ihm und mir ein Band zu sein, das uns durch ein unbekanntes Gesetz aneinander fesselte. Es schien ein Teil von mir zu sein, und doch kein wesentlicher Teil in Ansehung meiner ununterbrochenen Thätigkeit, und nach einiger Ueberlegung beschloß ich, mich so weit als möglich von ihm zu entfernen, vielleicht daß ich mich dann besser fühlte. Bald befand ich mich in einer, wie mir schien, äußern Atmosphäre der Erde. Alle meine Sinne waren bis zu einem ungewöhnlichen Grade verschärft, und ich empfand, daß ich mit jeder nur denkbaren Art von Unruhe, Ungemach und unbefriedigten Wünschen umgeben war.

Die Welt des Schuldbewußtseins.

Denkt Euch, wenn Ihr könnt, eine große Welt von Selbstmördern: Tausende von Männern und Frauen, welche durch Selbstmord ihren Tod gefunden haben. Würdet Ihr solche Gesellschaft gern haben? Würdet Ihr die schreckliche That verübt haben, wenn Ihr gewußt, daß sie Euch in die Gemeinschaft solcher bringen würde, deren Leiden vielleicht größer sind, als Eure? Unglück verlangt nicht Gefährten. Es sucht Sympathie.

Ich habe keine Worte für das innere Entsetzen, das ich erduldete. Ohne Beschäftigung im fremden Land, ohne Freund, ohne Führung, das Leben schwärzer denn je vorher. Ich warf mich in der stillen Leere eines düstern Platzes nieder. Nicht ein Strahl geistigen Lichtes drang in die Atmosphäre. Düster und traurig war der Anblick.

Nachdem mein müdes Hirn für einige Stunden geruht hatte, gewann ich Mut, mich den unglücklichen Seelen zu nähern, zu welchen mein Schicksal mich geworfen. Auf solche Gesichter hat kein sterbliches Auge geblickt. Jede Miene war der Hoffnung beraubt und trug den Stempel der gegen das Naturgesetz frevelnden Sünde. Keine ausgestreckte Hand, kein Willkommen begrüßte mich. Nur Seufzer und Klagen hörte ich, die meine traurige Seele derart erregten, daß ich einen lauten Schrei ausstieß und mich auf mein Angesicht warf, um diesem Schreckbilde zu entgehen.

Nachdem ich lange so zugebracht hatte, näherte sich mir ein junges Mädchen. Doch so sorgenvoll und verfallen war sie, daß ich sie mehr als mich selbst bemitleidete.

„Armer Mann", sagte sie, „du wirst dich nicht früher besser fühlen, als bis du einen Ausweg von hier gefunden hast. Ich bin hier ein langes schreckliches Jahr gewesen. Mein Leben war mir durch die Untreue meines Geliebten unerträglich geworden und in meiner Verzweiflung lief ich zum Fluß und stürzte mich hinein, doch hier bin ich genau so unglücklich wie zuvor. Ich finde keinen Weg aus dieser Finsternis, und jedesmal wenn eine Seele unserer Gemeinschaft zugeführt wird, fühle ich mich unglücklicher."

Aufmerksam lauschte ich ihren Worten. „Muß ich hier bleiben?“ fragte ich. „Ich weiß von keinem andern Platz“, antwortete sie, „bis ein Engel zu uns kommt. O, es ist schrecklich, sich selbst zu töten. Ich wünsche, ich hätte es nicht gethan; aber ich war so unglücklich, als Jack mich eines schöneren Gesichtes halber verließ, daß ich thörichterweise mein Leben auf Erden aufgab, aber ich habe es beklagt, solange ich hier bin. Ich bin unglücklicher, als ich es zu Hause hätte sein können. Meine Eltern waren gute ehrenwerte Leute, und ich hatte einen kleinen Bruder. Als Jack von der Universität zurückkehrte, verlobt mit einer städtischen Dame, fühlte ich, daß ich ihn nicht mehr würde zurückgewinnen können, und in meinem Schmerz ging ich an den tiefen Teich, wo der Fluß ihn noch erweiterte, und stürzte mich hinein. Ach, wie meine Mutter schrie, als man mich heimbrachte. Mein Vater ging allein ins Haus, und niemand konnte ihn zum sprechen bringen. Mein kleiner Bruder war über meinen Leichnam erschreckt und versteckte sich die Zeit über in der Scheune, bis ich an der Seite des Hügels, wo meine Verwandten seit Generationen schliefen, beerdigt war.“ „O Gott! o Gott!“ seufzte sie, „ich wünsche, ich hätte es nicht gethan und jeder kennte die Geisteswelt, das Elend des Selbstmörders und das Hineinfallen in diese Finsternis. Alle hier sind in schrecklicher Lage. Niemand scheint die Zukunft zu kennen. Einmal kam ein Engel, aber ich sah ihn nicht, ich würde ihn sonst um einen Ausweg von hier befragt haben. Vielleicht kommt er eines Tages wieder. Ich sehe die ganze Zeit nach ihm aus.“

„Sage mir, wenn du einen findest,“ sagte ich, „ich sehne mich schon jetzt von diesem Orte fort. Er ist so fremd und unbehaglich“.

Das arme unglückliche Mädchen kehrte sich zu mir, flüsterte ein „Lebewohl“ und ging in der Richtung, woher sie gekommen war, davon. Ich würde ihm gefolgt sein, allein ich wurde daran durch einen Mörder und Selbstmörder gehindert. Eine Doppeltragödie hatte sein Leben geendet.

Welch fürchterweckendes Bild bot er! Zu entsetzlich, um es zu schildern. Er glich einem Wahnsinnigen, abgehetzt, Abscheu einflößend und hoffnungslos. Er kroch auf dem holperigen Boden und behinderte meine Schritte. Ich gestehe, ich war entsetzt.

„Steh auf, Mann,“ rief ich, als er meinen Weg versperrte. Er stieß knurrende Laute gleich einem Raubtier aus, und ich sprang zur Seite, und in meiner Hast fiel ich über zwei von Kummer und Wehklagen umhüllte Gestalten. Es wurde mit jedem Augenblick finsterer. Ich hörte Stöhnen um mich. Ich sah schreckensvolle Gesichter, die jede Menschenähnlichkeit verloren. Sie gesellten sich zu mir, als ich umhertappte.

„O Gott, wo bin ich?“ schrie ich. „Im Hades“ sagte eine Stimme neben mir. „Wir alle sollten noch, wie du weißt, auf Erden sein. Wir sind vielleicht im Narrenparadiese. Die Natur war noch nicht bereit für unsere Aenderung, und dies ist die Folge davon, daß wir unser Schicksal in die eigene Hand genommen haben. Die Rache ist mein, spricht der Herrscher des Weltalls, wenn man dem Naturgesetz zuwider handelt“.

„Großer Gott" rief ich aus, „zeige mir den Ausweg von hier."

„Kehre auf demselben Wege zurück, den du herkamst," sagte er lachend.

„Lache nicht über mich," bat ich, „ich beginne die Schrecken dafür zu fühlen, daß ich gegen das Naturgesetz gehandelt habe. Wird dies meine Heimat sein?"

„Ich bin hier drei Jahre gewesen," antwortete er, „und sehe noch kein Licht. Ich war des Lebens überdrüssig, nahm Morphium, um es zu enden, und habe seitdem sozusagen starke Anfälle von Indigestion und finde gegen mein Leiden gar kein Heilmittel."

„Scherze nicht," sagte ich, „dies ist eine zu ernste Frage, um sie gering zu schätzen."

„Ich würde froh sein, könnte ich Alles hier erhellen, denn die Dunkelheit ist unerträglich geworden. Ich glaube, wir sind über der Erdfläche noch, aber das Tageslicht dieser Erde ist von uns abgeschlossen und wir können zu dem obern Reich nicht vordringen, so lange wir unsere Spanne Erdenleben nicht ausgelebt haben. Wenigstens bin ich zu dem Schlusse während meiner langen Gebundenheit hier gekommen."

„Wenn du wünschest, einige unserer interessanten Nachbarn zu sehen, so lege deine Hand in meine, damit wir nicht getrennt werden, und wir wollen einen Gang machen. Ich bin eben an einer Gruppe vorübergekommen, die du auch zu sehen wünschen magst. Ich war ganz eingenommen von dem Anblick, in der That ganz entzückt von ihrer Schönheit." Er lachte rauh und cynisch, so daß ich wünschte, er wäre weggegangen. Doch würde ich einen besseren Gefährten finden? er war sicher angenehmer, als der heulende Wolf, an dem ich vorübergegangen war.

„Ich will gehn," sagte ich, mich auf neues Entsetzen vorbereitend. „Ich wünsche, mich mit meiner Umgebung bekannt zu machen."

Umherirren im Finstern.

Schweigend wandelten wir eine abschüssige Fläche hinab; dann wandten wir uns plötzlich nach links und strauchelten einen steilen Abhang hinunter. Wir befanden uns in einer Höhle von Dämonen. O! das unbeschreiblich zurückstoßende dieser Gruppe kann ich nie mehr aus dem Gedächtnis streichen. Einige krochen gleich Reptilien. Andere sahen aus wie unbekannte Tiere. Das Menschenähnliche schien ganz verloren gegangen. Fragst du, was sie thun? Zeit töten, ist vielleicht eine richtige Antwort. All diese Geschöpfe hatten keinen Selbstmord verübt, aber sie repräsentierten Verbrechen in größerem oder kleinerem Grade. Sie schienen ohne Streben, ohne Intelligenz zu sein. Sie waren nicht thätig genug, um gefährlich zu sein. Würde ich je deren Ausdruck annehmen? fragte ich mich. Mußte ich meines Verbrechens halber unter diesen Leuten leben? Mein Begleiter ist nicht zurückstoßend, obgleich er mehrere Jahre hier gewesen ist, doch sollte ich ein scheußlicher und ekelhafter Dämon werden, ohne Worte des Mitgefühls, ohne achtungforderndes Aussehn? Gott verhüte es. Ich muß einen Weg finden, dem zu entgehn.

Ich richtete an den trägen Haufen einige Worte. Ihre Antwort war nur überraschtes Anstarren.

Die Hand meines Begleiters fester fassend, bat ich ihn, weiter zu gehn. Wir klommen wieder die Anhöhe hinauf, und ohne zu halten, bewegten wir uns sehr rasch weiter, bis ein anderer Aufenthaltsplatz erreicht war. Kein Wort wurde gesprochen, bis wir eine Baracke betraten, auf deren Fußboden drei Geschöpfe lagen. Menschen waren sie einst genannt, doch was waren sie jetzt? Der Eine mit herabhängendem Kopf, den er hin und her bewegte, fluchte und wünschte in aufhetzenden Worten den Untergang seines Klägers. Ein anderer lag in unruhvollem Schlaf, erschreckt auffahrend, wenn sein Nachbar ihn berührte. Ein Wahnsinniger schlug wild mit seinen Armen umher. Sein Gesicht eingeschrumpft, seine Glieder schwarz und schlangenartig mit karikaturhaft langen Armen. Ich fragte nichts, ich war zu entsetzt, um Fragen zu thun. Doch nach einigen Tagen erfuhr ich ihre Lebensgeschichte. Der erste war ein Frauenmörder, ein eifersüchtiger Teufel, der seiner getreuen Frau den Hals abgeschnitten, und wegen der abscheulichen That hingerichtet worden war. Er war ein Mann mit niederen moralischen Begriffen und rachesüchtiger Natur, der, als er in die Geisterwelt geschleudert worden, keine Neigung zur Besserung fühlte, sondern seine bösen Gedanken noch vermehrte. Der Typus seines Gesichtes war in höllischen Sphären öfters anzutreffen. Er war grob und leidenschaftlich, mit niedriger finsterer Stirne. Er sah aus wie ein rotes Schwein. Er hatte den Typus eines schweineartigen Menschen, wie man sie auf Erden in so scheußlicher Gestalt nicht sieht, doch die sich hier in einer Species entpuppt, die, wenn zu ihrer Vervollständigung noch Borsten hinzugefügt würden, einen Schaubudenbesitzer reich machen würden.

Der, welcher schlief, war einst ein Schankwirt. Er hatte seine Kameraden lange Zeit durch seine schädlichen Getränke vergiftet, ehe er durch gewaltthätige Hand niedergeschlagen wurde. Der wahnsinnige Dritte war ein Räuber mit blutbefleckten Händen, dessen Verstand nach Jahren der Unthätigkeit geschwunden war.

Durch meine eigene That hatte ich mich in diese Gesellschaft gebracht. Ich hielt das irdische Leben für eine Last, doch was war dieses? Ich war kein sehr schlechter Mensch, als ich noch körperlich lebte, doch ich hatte mein Licht zu früh ausgelöscht und brachte mich selbst in die Finsternis. Ich war der Gefährte von Dämonen, weil ich meinen Weg verloren hatte.

Hier waren wenige, die ich intelligent fand. Einige hatten sich gleich jenem jungen Mädchen, von dem ich gesprochen, in Gefahr gestürzt, und der „Magenkranke“, wie mein Begleiter sich selbst nannte, war gutartig hinter seinem cynischen Aeußern.

Ein neuer Ankömmling.

Eines Tages, nachdem ich mich lange ziellos umherbewegt hatte, traf ich einen Mann, der eben unsern Aufenthalt betreten. Er befragte mich

um den Weg zum Lichte; ich konnte nur sagen, daß ich ihm den nicht weisen könne. Nur schwer vermochten wir einander zu erkennen, doch konnte ich bemerken, daß er nicht erschreckt war.

„Was veranlaßte dich, hierher zu kommen?“ fragte ich.

„Ich nahm diese Richtung als Fliegender,“ antwortete er. „Ich war ein Aktienhändler und ging herunter mit dem Krach. Mir blieb nur die Wahl zwischen Ruin und Blosstellung oder Selbstmord. Ich wählte den letzteren und hier bin ich — ein entzückender Wechsel sicherlich! Und wo ist Se. Majestät der Satan? Vermutlich wird es gut sein, ihm meine Karte zu schicken. Ist er ein mürrischer Alter oder ein gutmütiger Bursche? Wie geht er hier mit seinen Leuten um?“

Er redete in dieser Weise weiter, bis ich genötigt war, ihm eine direkte Antwort zu geben. Er war so lebhaft und weltlich, daß seine Art mich erfrischte, und ich hörte aufmerksam seinen Unsinn mit an, sehr gut wissend, wie bald Traurigkeit sein erregtes Hirn überschatten würde.

„Wenn du mit mir zusammen bleibst, mein Lieber,“ sagte ich, „so wirst du nicht in schlimmerer Lage sein, als jetzt, aber meine Gastfreundschaft ist nicht fürstlich und du könntest sie verschmähen. Du magst schließen, ich sei ein wilder Mann, wenn ich sage, daß ich in einer Höhle wohne.“

„Ich hielt dich für einen Sr. Majestät Beamten, und da ich keine andere Verabredung habe, bin ich entzückt, deinen Aufenthalt zu teilen, bis ich meine Freunde von meiner Ankunft benachrichtigt habe. Ich bin sicher, ich habe hier eine gute Nummer, weil ich nicht sündiger bin, als die, welche sich erlaubten, meine Richter zu sein.“

„Wenn sie eines natürlichen Todes starben,“ unterbrach ich ihn, „sind ihre Aussichten besser. Du schnittst den Lebensfaden ohne Erlaubnis ab und mußt in dieser elenden erdgebundenen Sphäre bleiben, bis deine Zeit kommt, oder vielleicht hast du mehr Glück, als ich es gehabt habe. Ich berichtete ihm dann meine Erfahrung. —

Eine ersehnte Aenderung.

Im Jahre 1879 — ich mache von irdischer Zeitrechnung Gebrauch, der Bequemlichkeit wegen — sah ich zum ersten Male Licht. Ich hatte mich zu einer abgelegenen Stelle bewegt, damit ich soviel wie möglich allein sein konnte. Denn die aufrührerische Gesellschaft um mich regte mich mehr und mehr auf, und ich fürchtete, in einen Zustand der Verzweiflung zu geraten, der mich vernichten würde. Ich fing an zu begreifen, wie schwer es für einen Boten der Liebe und des Lichts sei, in unsere Sphäre zu dringen. Die Seelen aus der Finsternis befreien, erfordert völliges Aufgeben der eigenen Glückseligkeit. Doch diejenigen von uns, welche beständig um Befreiung bitten, werden zuletzt erhört. Durch unser beständiges inniges Verlangen, aus diesem Elend, in welches wir gefallen sind, empor gezogen zu werden in reinere Sphären, ziehen wir uns Hilfe herbei, und wenn dann der weiße Bote der Erlösung erscheint und uns zulächelt, erheben wir uns wie ein geeinter Gedanke aus unserer Gefangenschaft zu



ruhiger, geordneter Sphäre. Nach unserer langen Gefangenschaft glauben wir uns im Paradiese, und die Güte, Liebe und Sympathie, die wir in der hellen Sphäre finden, lassen jede Härte in unserer gedankenlosen Natur schmelzen.

Werden meine Worte ein in Verzweiflung ringendes Herz treffen? — ich wünsche es, und möge keine Last zu schwer erscheinen, um mit Geduld getragen zu werden. Die gütige Natur erlöst dich von deinem Körper. Man wird nicht von Ungemach befreit, indem man den Faden zerschneidet, der uns magnetisch an die Erde fesselt. Man ist ausgenommen in seltenen Fällen schlimmer daran, als zuvor. Niemand entgeht den Schwierigkeiten dadurch, daß man sich freiwillig in die Geisterwelt stürzt. Hier sind Millionen unglücklicher Seelen, die in Kummer umherirren. Ich bin einer von denen, glücklicher zwar, als anfangs, doch fühle ich mich nicht am Platze hier, weil meine Zeit zum sterben jetzt noch nicht gekommen ist und ich unter Menschen doch keinen Platz habe.

Ich dachte, diese Warnung werde mein Gemüt erleichtern. Als ich zuerst in den Kreis dieses Mediums kam, brachte ich den Einfluß meiner Vergangenheit mit, durch den ich geistig und leiblich Pein verursachte; ich bitte deshalb um Verzeihung. Doch fühle ich mich wohler heute und werde mit leichterem Herzen zurückkehren, als ich es seit 1872 gehabt habe.

Verstorbene sagen oft zu ihren irdischen Freunden, sie seien glücklich und zufrieden, auch wenn sie es nicht sind. Manchmal thun sie es, um den Frager zu trösten, manchmal, um ihre wirkliche Lage zu verbergen.

Ich will meinen wirklichen Namen in diesen Mitteilungen verschweigen. Es lebt noch Jemand, der bekümmert sein würde, wenn mein wahrer Name unter den Bekenntnissen stände. Einen andern Grund habe ich nicht, ihn der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Ich schreibe dies in der Hoffnung, daß einer, der vielleicht Selbstmord in Gedanken führt, davor zurückschrecke, um gleichem Schicksale zu entgehn. Niemand kann je ahnen, wie sehr ich durch Entsetzen und böse Umgebung gelitten habe. Daß Ihr, Männer und Frauen, nie selbst Hand an Euer Leben legen möget, ist der aufrichtige Wunsch meiner reuevollen Seele.





Die chemischen Elemente im magischen Quadrat.

Von

A. Hager.

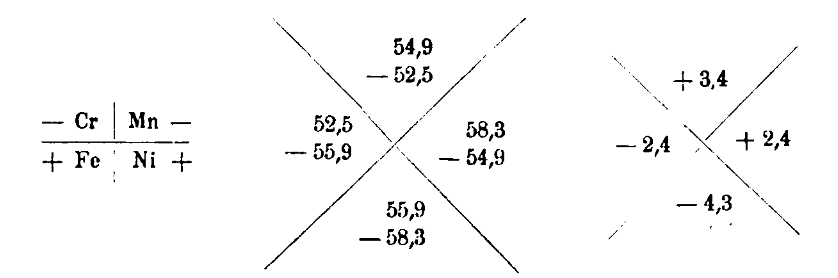
„Die Qualitäten der von uns erkannten Welt werden durch die Verschiedenheit der Quantität, also durch die Zahl hervorgezaubert".

Hellenbach: Magie der Zahlen 1887, S. 158

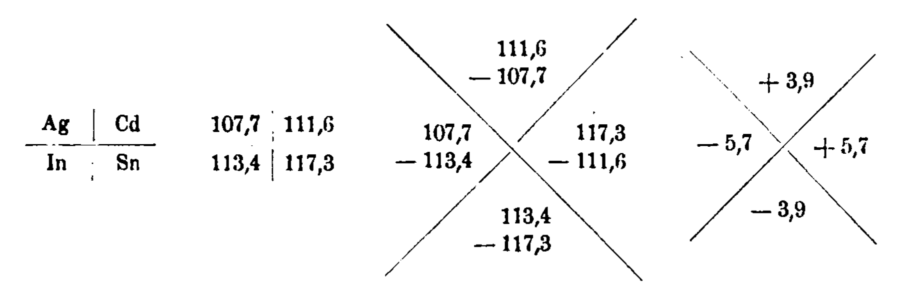
Schon lange bemüht, Gesetze zu vereinigen, um den Beweis einer logischen Weltschöpfung zu versuchen, im Gegensatz zur modernen Wissenschaft, die den Zufall und das Ziellose vertritt, gelangte ich zu dem Gedanken, daß Alles was ist, Folge einer großartigen logischen Spaltung einer Kraft sei, daß Bewegung, Materie, Leben, psychische Kräfte u. s. w. nur Komponenten sind, die vereinigt in eine Kraft aufgehen, gleich wie die beiden Komponenten Rot und Grün vereinigt Weiß ergeben. Die Sphinx Dez. 1893 brachte nun einen höchst interessanten Artikel von Dr. med. F. Maack, in welchem derselbe Gedanke, wenn auch nicht in dieser weiten Ausdehnung, ausgesprochen ist: „Plus und minus, das ist die Lösung des gesamten „Dasein" Rätsels!" Dazu war mir das magische Quadrat (M Q) total unbekannt und schien die von Dr. Maack gefundene Polarität so wichtig, daß ich sofort die chemischen Elemente im M Q zu vereinigen suchte. Nach zahlreichen Fehlversuchen benutzte ich die Tabelle und Kurve der Atomvolumina von Dr. Lothar Meyer: Die modernen Theorien der Chemie 5. Aufl. S. 144. Figur 1 giebt die Kurve in 2 Theilen in verjüngtem Maßstabe wieder. Für den, welcher sich mit Chemie kaum befaßte, seien einige Zeilen der Erklärung hinzugefügt. Man nimmt an, die kleinsten Teilchen, Molekeln, seien aus Atomen gebildet. Die Molekeln der verschiedenen chemischen Elemente bestehen entweder aus 1, 2, 3, 4, 5 oder 6 Atomen. Der Hauptunterschied bei zwei Elementen ist das spezifische Gewicht, bezogen auf Wasser-

stoff, den leichtesten gasförmigen Körper. Man nimmt ferner an, daß in gleichen Räumen gleichviel Molekeln der beliebigen gasförmigen Elemente platzfinden. Wird nun gefunden, welche Gas-Volumina und Gewichte sich vereinigen, und ist die Molekelzahl unbekannt, so erhält man Verhältniszahlen zunächst der Molekelgewichte, dann für deren Atome. Weil etwa nur die Hälfte der chem. El. unter 500° vergasbar ist, muß durch Verbindungen zwischen gasförmigen und festen Körpern die Verhältniszahl, das sogenannte Atomgewicht, gesucht werden, so daß man eine Tabelle erhält, die angiebt, wie viel mal schwerer als ein Wasserstoffatom die verschiedenen mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichneten Atome sind. — Diese Tabelle ist es nun, die benutzt wurde unter Berücksichtigung einer Kurve, die gefunden wird, indem man das Atomvolumen, (d. i. Atomgewicht dividiert durch spez. Gewicht bezogen auf Wasser) senkrecht zur Atomgewichtslinie in den entsprechenden Punkten aufträgt. — Die in der Curve am höchsten liegenden Elemente, also solche mit größtem Volumen, oder die jedesmal darauffolgenden u. s. w. bilden unter sich eine Familie, wegen ihres ziemlich gleichen chemischen Verhaltens. Bei Betrachtung der Kurve ist man zu dem Satze gekommen: Je mehr Masse im Raum, desto geringer die chemische Energie (z. B. Kupfer Kalium gegenüber). Da dieses Maximum von Energie gemäß der Curve bei Li, Na, K, Rb, Cs, periodisch auftritt, lag das magische Quadrat voraussichtlich zwischen Maximum und Minimum, Minimum und Maximum — dies ist, wie ich später fand, thatsächlich der Fall — oder es ließ sich eine Familie, die gerade 9 Elemente umfaßt, im M Q vereinigen. Letzteres war unrichtig, wie mir später bei den magischen Kreuzen auffiel, gerade der mangelnden Polarität halber: Die Familienglieder haben unter sich nahe gleiche el Polarität, die Elemente in gewöhnlicher Reihenfolge zeigen in der Kettenlinie einen Wechsel der elektrischen Beschaffenheit (s. Fig. 1). Zunächst habe die Elemente zwischen Kalium und Nickel im M Q mit der Basis 3 vereinigt, dann Nickel-Rubidium, dann Rubidium Palladium, schließlich Palladium-Cäsium. Die beiden ersten Kettenlinien der Kurve enthalten keine Metalle, hier ließ sich das Quadrat mit der Wurzel 3 nicht anbringen, bei den letzten Bögen schon wegen der Ungenauigkeit der Werte nicht. Aber die Elemente zeigen drei große Gruppen, indem sich nämlich das Quadrat mit der Wurzel 5 ausdehnt, von Wasserstoff bis Kupfer, von Kupfer bis Cäsium, schließlich von Cäsium bis zu einem noch unbekannten Element mit dem Atomgewicht 222. Bei allen drei Quadraten haben die Elemente des Mittelfeldes fast gleiches Atomvolumen.

Im Anschlusse daran, daß jede metallführende Kettenlinie der Kurve von der linken Seite, z. B. von Kalium ab, 3 elektropositive dehnbare Leichtmetalle dann bis Mangan einschl. 5 negative spröde Schwermetalle, dann 6 positive dehnbare Schwermetalle, schließlich auf der rechten Seite oben 3 negative spröde Nichtmetalle zeigt, ist zu bemerken, daß je 4 Elemente mit geringstem Atomvolumen, 2 negativ spröde und 2 pos. dehnbare, im magischen Kreuze vereinbar sind, z. B.



ebenso die Elemente 99?, Ru; Rh, Pd, wie auch 185, Os = 186,8; Jr, Pt. Ferner ist das Kreuz anwendbar bei je 4 aufeinanderfolgenden dehnbaren Schwermetallen: Kupfer bis Germanium, Silber bis Zinn, Gold bis Blei, z. B.



Fassen wir das Gesagte in einer Figur zusammen, in welcher alle drei M Q von der Wurzel 5 zur Deckung gebracht wurden, so daß alle Elemente übersehen werden. In Figur 2 ist der besseren Uebersicht halber die Quadratform umgangen, indem die Zahlen in Bezug auf die Mittelzahl radial genau so stehen wie bei dieser, aber nicht von Graden, sondern von Kreisbögen eingeschlossen sind. Die dehnbaren Schwermetalle, die im M. Kreuze vereinbar waren, habe nun mit 4 dicken Strichen, die Elemente der 3 Gruppen mit je 2 neg., spröden und 2 pos., dehnbaren Metalle im M Kreuze mit gestrichelter Linie verbunden. Auffallend ist alsdann, daß alle Verbindungslinien im Verlaufe der 3 Quadrate einmal stark ausgezogen oder gestrichen sind, bis auf 2 sich offenbar ergänzende Systeme, deren Elemente von kleinen, einfachen resp. doppelten Kreisen eingeschlossen werden. Das einfache Dreieck enthält im Verlaufe der beiden ersten zur Deckung gebrachten Quadrate mit der Basis 5 gar keine starke oder gestrichelte Linie, weist also kein einziges Schwermetall auf, während das mit Doppelkreisen markierte, beides, sowohl eine starke wie gestrichelte Linie zeigt, also gerade reich an Schwermetallen ist. Beachtet man ferner die Elemente, die in den vier M Quadraten von der Basis 5 einfaßbar waren, so überfährt man in Fig. 2, also im Quadrate mit der Basis 5 im Verlaufe der 3 Quadrate alle Linien mindestens einmal und das doppelt markierte Dreieck auch hier zweimal, jedoch das einfache nur einmal, und kommt auch gerade bei 132 resp. 1 aus. —

Zum Schlusse sei noch ein Ueberblick gestattet, welcher einige Gesichtspunkte etwas schärfer hervortreten läßt. Gemäß dem M Q mit der Wurzel 3 sollten in der Fig. 2 je 12 diametrale Elemente die doppelte Summe der 6 Elemente auf folgendem (um 22,5 Grad versetztem) Durchmesser ergeben. Wird Cu = 63 und Cs 132,7 als Endzahl des einen und Anfangszahl des anderen M. Q. doppelt gerechnet, so ergiebt sich die Summe der 4 Durchmesser mit je 6 Elementen zu 2447,6, der Durchmesser mit je 11 Elementen zu 4804,7, so daß das ganze System trotz der vielen noch ungefundenen und ungenauen Atomgewichte bis auf kaum 2% Unterschied von der Wissenschaft genau angegeben ist; das ganze Gebiet, vor kaum 100 Jahren ein Chaos, liegt in einer Figur vor uns! Einen solchen Schlüssel hat sich wohl keiner der Gelehrten geträumt. Ein Beweis dafür, daß Wasserstoff sich nicht unterteilte, derartig, daß sich die ganze Skala der Elemente ergab, wie in wissenschaftlichen Kreisen vermutet wird, liegt darin, daß Wasserstoff unbedingt mit ins M Q gesetzt werden muß, demnach Teil an der Polarität nimmt. Beachtet man schließlich die fast gleiche Summe für die kleinen Doppelkreise Mittel 335 = 273 + 62 (63!?) und die der einfachen Kreischen Mittel 273!, so wird man wie wohl schwerlich von nackten Zahlen durch den chemischen Charakter der beiden Dreiecke zu einer Annahme von zu einander polaren Systemen innerhalb des magischen Quadrates gedrängt. Es geht also deutlich hervor, daß das M Q noch manche Geheimnisse enthält und die Polarität dabei die Hauptrolle spielt. Hellenbach sah im M Q, wie Dr. Maack, Sphinx 93. S 450, schon aus Magie der Zahlen, S. 70, anführt, weiter nichts als eine graphische und abgekürzte Darstellung des periodischen Systems". Er gab sich alle Mühe, die Elemente in das M Q mit der Basis 7 zu zwängen, weil von altersher der Zahl 7 ein besonderer Wert beigelegt werde und die Chemie 7 Familien von je 9 Elementen, abgesehen von 12 übrigen Elementen, kennt. Bei den Farben wird man entschieden besser thun, nicht die Zahl 7, die ja gerade nach den Tönen auch rechnerisch festgesetzt wurde, zu beachten, um über die Polarität des sichtbaren Spektrums selbst weitere Aufschlüsse zu erhalten.

Wie kann nun die Wissenschaft einem Zufall einen Spielraum geben, wenn nur ein Gesetz, z. B. der Gestirnbewegung bekannt, ist?! Ist es alberner, ein Gesetz und einen Zufall anzunehmen, eine Welt ohne bestimmtes Ziel, dem Zufall preisgegeben, wo hie und da ein Gesetz auftaucht; oder nur Gesetze, oder nur Zufälle? Gesetz und Zufall gleichzeitig ist absurd. Es bleibt weiter nichts übrig, als den modernen Zufallsschwindel mit Zahlen der Gesetzmäßigkeit auf allen Gebieten zu erdrücken, das Ganze, was uns umgiebt, systematisch zu ordnen. Allerdings wird eine Wissenschaft, die hofft das Organische aus dem Unorganischen ableiten, das geniale Denken nur aus chemischen Kräften erklären zu können, auch derartige Beweise für ein systematisches zielbewußtes Weltentstehen im eigenen Interesse abschütteln. Mag sie thun, wie ihr beliebt, wir festigen unsere Ansicht, und das ist die Hauptsache. — Wer suchet, der findet.



Ueber den Wert der magisch-quadratischen Polarisation für die Chemie.

Erläuterungen zum vorstehenden Aufsatz des Herrn A. Hager.

Von

Ferdinand Maack,
Dr. med.

❦

Nicht nur wegen der theoretischen, sondern auch wegen der praktischen Bedeutung, welche ich für die Entwickelung der chemischen Wissenschaft den vorstehenden Studien des Herrn Hager beimesse, halte ich es für nötig, dieselben in einigen Punkten zu kommentieren. Unter der großen Abkürzung hat m. E. für nicht mit der Chemie vertraute Leser das Verständnis sehr gelitten. Vielleicht gelingt es mir, mich klarer auszudrücken. Hierbei werde ich auch (mit gütiger Erlaubnis des Herrn Hager) die brieflichen Mitteilungen benutzen, welche er mir am 15. Januar 1894 zugehen ließ, angeregt durch meinen Artikel in der „Sphinx" (Dezember 1893) über das MQ und dessen Polarisation.

Herr Hager legt seinen Untersuchungen, die Atomgewichte der chemischen Elemente in MQ-e zu bringen und diese dann zu polarisieren, die aus dem genannten Buche von Lothar Meyer entnommene Kurve (Fig. 1) zu Grunde.

Stellt man diejenigen Elemente zusammen, welche an den Spitzen der Kurven oder an zweiter, dritter usw. Stelle auf den verschiedenen auf- und absteigenden Kurvenästen liegen, so erhält man die chemischen Familien, deren Glieder sich chemisch ähnlich verhalten. Wenn man nun die neun Glieder einer Familie zum MQ mit der Wurzel 3 ordnet, so zeigt sich, daß die Summe einer horizontalen, vertikalen oder diagonalen

Reihe nicht eine und dieselbe Zahl darstellt oder mit andern Worten also, daß die Elemente einer Familie nicht magisch-quadriert, mithin auch nicht polarisiert werden können.

Hierbei ist nun aber sehr bemerkenswert, wie sich aus Herrn Hagers brieflichen Rechnungen ergiebt, daß die Summe der Reihe zwar nicht genau, wohl aber (und zwar bei allen Familien) annähernd eine konstante Größe zeigt, schwankend zwischen ca. 280 und 320. Polarisiert man die ungenauen M Q-e der einzelnen chemischen Familien, so erhält man schließlich bei allen untersuchten 7. Familien plus und minus ca. 190—194.

Wenn man bedenkt, daß erstens die Atomgewichte der einzelnen Elemente noch keineswegs ganz sicher erforscht sind (die Zahlen sind in jedem Lehrbuch etwas anders angegeben) und daß zweitens noch immer neue Elemente entdeckt werden, so möchte ich das jetzt noch ungenaue Resultat doch nicht so ganz bei Seite schieben, wie es Herr Hager thut. Durch die Vergrößerung der einzelnen Familien, deren Verschiebung oder Neubildung könnte es eventuell später gelingen, M Q-e mit der W = 4 zu erhalten oder M Q-e von anderer Form aufzustellen, welche besser stimmen. Es könnte sogar gelingen, angenommene Atomgewichte zu rektifizieren, neue Atomgewichte zu entdecken und dafür noch nicht bekannte Elemente zu postulieren oder gar das Atomgewicht des Ur-Elements zu finden, von dem alle andern Elemente abstammen. Daß derartige Spekulationen durchaus nicht kurzer Hand abgewiesen werden dürfen, dafür ist ja gerade auf chemischem Gebiet die Mendelejeff'sche Tabelle der beste Beweis. Herr Hager ist bereits zu interessanten Rektifikationen der Atomgewichte auf dem Wege magisch-quadratischer Polarisation gekommen. Für sehr wichtig erachte ich auch den Nachweis, daß Wasserstoff an der Polarisation teilnimmt und daher nicht das Ur-Element sein kann. Mit Hülfe des M Q wird sich aber das Atomgewicht des Ur-Elements feststellen lassen. Haben wir dies erst erreicht, so ist dies der erste sichere Beginn, die Träume der Alchemisten zu verwirklichen d. h. den Stein der Weisen zu finden und damit in den Besitz von Gesundheit, langem Leben und Gold zu gelangen. —

Vorläufig operieren wir aber statt mit den Familien, sicherer mit den folgenden Gruppen. Herr Hager wendet sich nämlich von den auf den verschiedenen Kurvenästen analog liegenden Elementen, zu denjenigen, welche auf einem und demselben Ast liegen.

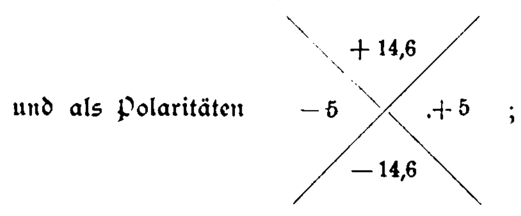
Als Polarisationsobjekt findet er das Maximum und Minimum der chemischen Energie. Die chemische Energie ist nach einem Gesetze desto geringer je mehr Materie im Raum ist d. h. das Minimum der Energie findet statt bei maximalem Atomgewicht und minimalem Atomvolumen. Je weiter nach unten und je mehr nach rechts also ein Element auf der Kurve verzeichnet steht, desto geringere Energie besitzt es.

Herr Hager polarisiert nun magisch-quadratisch mit der W = 3 die 4 mit Kreisbögen in Figur 1 bezeichneten Gruppen.

Unter geringfügiger Abänderung einzelner Atomgewichte erhält er dann, wie ich seinen brieflichen Rechnungen entnehme:

für die 1. Gruppe K bis Ni (resp. Co)
als Summe einer Reihe: 147,6

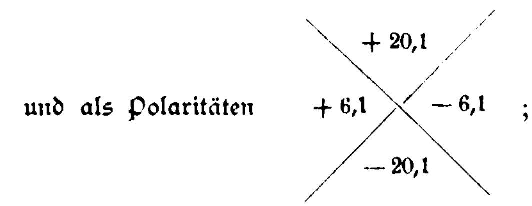
und als Polaritäten



;

für die 2. Gruppe Ni bis Rb
als Summe einer Reihe: 216,5

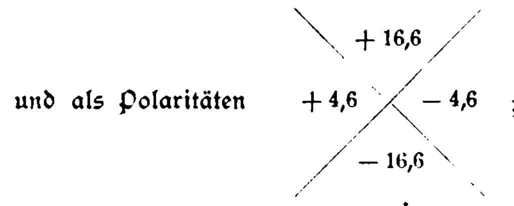
und als Polaritäten



;

für die 3. Gruppe Rb bis Pd
als Summe einer Reihe: 282,5

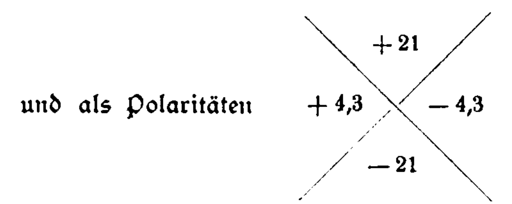
und als Polaritäten



;

für die 4. Gruppe Pd bis Cs
als Summe einer Reihe: 354,3

und als Polaritäten



.

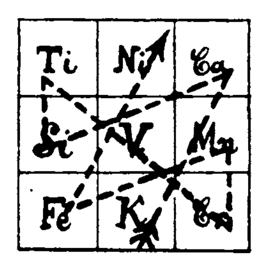
Von diesen Gruppen geht Herr Hager über zu Untergruppen und zwar 1) zu den elektronegativen, spröden Metallen; 2) zu den elektropositiven, dehnbaren Metallen. Beide Gruppen hat Herr Hager auf der Kurve mit Kreisen umgeben, die spröden Metalle mit kleinen Kreisen (der zweite kleine Kreis ist doppelt gezeichnet) und die dehnbaren Metalle mit größeren Kreisen. Beispiele sind oben angeführt. Die Untergruppe des dritten kleinen Kreises konnte aus demselben Grunde nicht berechnet werden, aus welchem eine fünfte Gruppe nicht behandelt werden konnte, weil die Kurve hier Defekte zeigt, die die Wissenschaft

noch nicht ausfüllen kann. Möchte das MQ zu deren Ergänzung beitragen!

Endlich hat (laut brieflicher Mitteilung) Herr Hager sich vergeblich abgemüht, MQ-e für die Kurvenbögen ohne Metalle zu finden. —

Zum Schluß noch einige Worte über interessante Zusammenstellungen der gewonnenen Resultate:

Ordnet man die Gruppen K bis Ni zum MQ, so erhält man:



Verbindet man dann die einzelnen Elemente durch Linien untereinander und zwar in derjenigen Reihenfolge, in welcher sie auf dem absteigenden Kurvenast verzeichnet stehen, so erhält man eine Zickzacklinie.

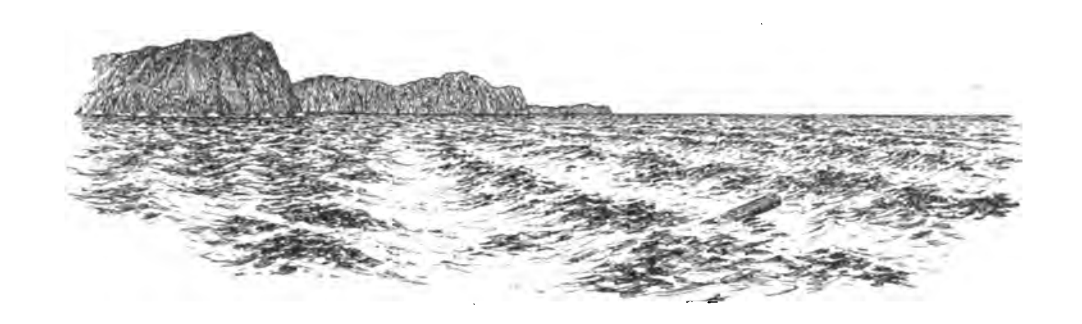
Dasselbe, was eben mit der 1. Gruppe geschehen ist, thue man mit den drei andern Gruppen. Bringt man dann alle Zickzacklinien zur Deckung, so ergiebt sich, daß die chemisch affinen Elemente resp. solche, welche häufig in Verbindung gefunden werden z. B. Fe und Cu sich decken!

Nach diesem Schema hat Herr Hager auch die drei großen Gruppen von H bis Cu, von Cu bis Cs und von Cs bis zu dem noch unbekannten Element mit dem Atomgewicht 222 zu MQ-en mit der Wurzel = 5 geordnet, die Zickzacklinien gezogen und dieselben zur Deckung gebracht. So ist die zunächst schwer verständliche Figur 2 entstanden.

Ich stimme Herrn Hager völlig bei, wenn er sagt, daß das MQ noch manche Geheimnisse enthält und die Polarität dabei die Hauptrolle spielt. Weil auch ich derselben eine so große Bedeutung beilege, glaubte ich die an manchen Stellen unklaren Ausführungen des Herrn Hager noch einmal beleuchten zu müssen, damit einerseits seine wertvollen brieflichen Mitteilungen nutzbar gemacht würden, andererseits die Leser der „Sphinx" unter der Leuchte der magisch-quadratischen Polarisation zu ebenso eingehenden Studien auf andern Gebieten[1]) angeregt würden, wie Herr Hager auf chemischem Gebiet.

[1]) Seit Einlieferung des Manuskriptes haben unsere magisch-quadratischen Polarisationsstudien eine Fülle höchst interessanter Resultate ergeben, die später veröffentlicht werden sollen.





Ein verklungener Grundton des Christentums.

Mitgeteilt aus dem

Esoterischen Kreise.

❧

„Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches!" So bekennt jeder „gläubige" Christ im dritten Artikel des Apostolikums. Wenn man ihm aber dann — wer er auch sei — den Gedanken der Wiederverkörperung jedes individuellen Geistes entgegenbringt, so schreckt er auf und weigert sich diesen eigentlichen Sinn der Auferstehung des Fleisches anzuerkennen. Je mehr Beweisgründe man ihm dafür vorbringt, desto mehr widersetzt er sich, denn — dieser Grundton geistiger Erkenntnis ist der christlichen Kultur verloren gegangen. Geistesthätigkeit und die Macht der Gewohnheit hinderten bisher seine Wiedergewinnung.

Dennoch ist das Christentum thatsächlich, ebenso wie alle andern wahrhaft geistigen Bewegungen, durchzogen von der Harmonie dieses Grundtones — selbstverständlich, da ja irgend ein klares Verständnis des Weltdaseins ohne diese Erkenntnis ganz unmöglich ist.

Die Lehre der Wiederverkörperung war nicht nur anerkannt in der Geheimlehre der Juden (Zohar II, 99b u. 199b); sie war auch ein Lehrsatz im Glaubensbekenntnisse der Pharisäer wie uns Josephus (Ant. Jud. 18, 2), berichtet. Viele Stellen im neuen Testamente beweisen deutlich, daß die Anerkennung dieser Lehre zur Zeit Jesu von Nazareth ganz allgemein war. Wie uns Hieronymus bestätigt, wurde sie als esoterische Lehre der Auserwählten in den ersten Christengemeinden überliefert. Einige der hervorragendsten Kirchenväter trugen sie ganz offen vor, so Basilides, Karpokrates, Epiphanes, Tatian, Athenagoras, Clemens von Alexandria, Origenes. Auch Tertullian kam in seinen Ausführungen dieser Lehre sehr nahe; und wenigstens die Annahme der Präexistenz wird selbst noch von den jüngern Kirchenlehrern nicht verworfen, so von Synesius von Kyrene, Hilarius von Poitiers, Nemesius von Emesa und anderen, sogar von Augustinus. — Erst unter Justinian auf dem fünften ökumenischen Konzil

zu Konstantinopel 553 ward diese esoterische Erkenntnis verketzert; und dennoch blieb ihr Verständnis durch das ganze Mittelalter vielen häretischen Sekten und einzelnen Mystikern erhalten.

Hier soll nun das Material für das Bewußtsein der Wiederverkörperung des Geistes aus den kanonischen Schriften des alten und des neuen Testamentes zusammengestellt werden.

Bei den Schriften des alten Testamentes handelt es sich freilich meist um dichterische Prophetie. Aus dieser theologische Dogmen heraus zu konstruieren, ist offenbar Spitzfindigkeit. Für uns haben diese Bibelstellen also nur in sofern Wert, als die Juden zu Jesu Lebzeiten damit ihre Ansichten belegten. Diese Ansichten sind eben die stillschweigende Grundlage der esoterischen Lehre im ersten Christentum geworden. Die hauptsächlichsten jener Stellen sind nach dem Alter ihrer Entstehung aufgeführt folgende:

Hiob XIX, 25—27: „Gott wird mich aus der Erde auferwecken; und nachdem diese meine Haut verweset, werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Denselben werde ich sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.

Psalm 90, 2—3: Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für! Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kehret wieder Menschenkinder!

Jesajas 26, 19: „Aber deine Toten werden leben und mit dem Körper auferstehen".

Hesekiel 34, 23: „Dann will ich (der Herr) ihnen einen einzigen Hirten erwecken, der sie weiden soll, nämlich meinen Knecht David; der wird sie weiden und soll ihr Hirte sein.

Hesekiel 37, 5—6: So spricht der Herr von diesen Gebeinen: Siehe, ich will einen Odem in euch bringen, daß ihr sollt lebendig werden. — Ich will euch Adern geben und Fleisch lassen über euch wachsen und mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet.

Maleachi IV, 5: Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn.

2. **Makkabäer** VII, 23 und 29. „Es wird der, der die Welt und alle Menschen geschaffen hat, euch den Odem und das Leben gnädiglich wieder geben". So redet die Mutter zu ihren sieben Söhnen, die Antiochus hinmartert, — und dann zu dem jüngsten:

„Darum fürchte dich nicht vor dem Henker, sondern stirb gerne, wie deine Brüder, daß dich der gnädige Gott samt deinen Brüdern wieder lebendig mache und mir wieder gebe".

In diesen Anschauungen war nicht nur Jesus aufgewachsen, sondern sie waren zu damaliger Zeit jedem Israeliten ganz geläufig. Das zeigt sich durchweg in allen Evangelien, so bei Johannes im Anfange des 9. Kapitels:

„Jesus sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?"

In der Vermutung, daß das Blindgeborensein ein Karma des Betreffenden, eine Wiedervergeltung früherer Sünde sei, liegt die Annahme enthalten, daß er in einem Leben vor seiner jetzigen Geburt gesündigt haben müsse.

Ebenso sprechend sind die vielerlei Stellen, in denen Herodes und das

Volk Vermutungen aufstellen, wer Jesus oder Johannes der Täufer in ihrem vormaligen Leben gewesen seien. So:

Markus 6, 14—16 und **Lukas** 9, 7—9: „Es kam vor den König Herodes Alles, was durch Jesus geschah, und er sprach: Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden; darum thut er solche Thaten. — Etliche aber sagten: Elias ist erschienen; Etliche aber: Es ist der alten Propheten einer auferstanden". Oder

Matthäus 16, 13—14 und **Markus** 8, 27—28: „Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi, und auf dem Wege fragte er seine Jünger: Wer sagen die Leute, daß ich sei?

Sie antworteten: Etliche sagen, du seist Johannes der Täufer; die andern: du seist Elias; etliche: du seist Jeremias oder der Propheten einer".

Und von Johannes dem Täufer sagt schließlich Jesus selbst, daß er eine Wiederverkörperung des Elias gewesen sei:

Matthäus XI, v. 11 u. 14; XVII, 12—13: „Wahrlich ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommmen, der größer sei, denn Johannes der Täufer.

Und (so ihr es wollt annehmen) er ist Elias, der da soll zukünftig sein.

Ich sage euch: Es ist Elias schon gekommen; und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm gethan, was sie wollten!

Da verstanden die Jünger, daß er von Johannes, dem Täufer, zu ihnen geredet hatte".

Also Jesus hat nicht allein dieser im Morgenlande allgemein verbreiteten Erkenntnis der Wiederverkörperung nicht widersprochen, sondern sie sogar bestätigt. Aber freilich, sie ausdrücklich zu lehren, war damals keine Veranlassung, da sie Niemandem etwas neues war; und sonderlich Gewicht darauf zu legen, war für die ersten zwei Jahrtausende des Christentums nicht an der Zeit, weil die europäische Rasse, für welche die Lehre Jesu bestimmt war, sich erst aus dem rohesten herausarbeiten mußte und bis heute noch eine fast ausschließlich äußerliche, sinnliche und materielle Kultur-Entwickelung durchzumachen hatte. Erst jetzt bricht allmählich auch für unsere Rasse das Morgenrot einer innerlicheren Erkenntnis an. Dies deutet auch schon Jesus an:

Johannes 16, 12—13: „Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht ertragen. Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten".

Dennoch hat Jesus die Karmalehre sowie Präexistenz und Wiederkehr mehrfach in seinen Lehren angedeutet. Dies ist in seiner Nutzanwendung nach seinem Gespräche mit der Samariterin am Brunnen zu erkennen, wo er sagt nach:

Johannes IV, 36—37: „Schon empfängt der Schnitter seinen Lohn und sammelt Frucht zu ewigem Leben, damit der da säet und der erntet, sich gemeinsam freuen. — Denn hier ist der Spruch wahr, daß ein anderer ist, der da säet, und ein anderer, der da erntet".

Es sind andere Persönlichkeiten, aber dieselben Individualitäten, die das ernten, was sie gesäet haben (Galater 6, 7). Und:

Matthäus V, 26: „Wahrlich, es wird Niemand von dannen heraus kommen, bis er auch den letzten Heller bezahlt hat".

Von sich selbst aber sagte Jesus:

Johannes XVI, 16: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen: denn ich gehe zum Vater".

Zum Schlusse dieser Zusammenstellung mag hier noch eine sinnbildliche Stelle angeführt werden, in der Johannes die Rückkehr ins Erdenleben andeutet:

Offenbarung III, 12: „Wer überwindet, den will ich zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes machen, und der soll nicht mehr hinausgehen!"

Wer also die Vollendung noch nicht erreicht hat, der muß wieder und wieder „hinausgehen" in das Leibesleben, bis er „aus dem Geiste wiedergeboren" wird und das „Ebenbild Gottes" ganz in sich verwirklicht.

Dieses „Ebenbild Gottes", das jeder von uns dereinst in sich vollkommen auszuprägen hat, stellte Jesus schon in seinem Wesen dar, wie dies so in vielen Stellen des Neuen Testamentes ausgesprochen ist, so: 1. Joh. III, 1; Matthäus V, 9, 45; Lukas VI, 35; XX, 36; Joh. I, 12; Ebräer I, 3 und vielfach in den paulinischen Briefen. Daß wir alle dieses Ziel erreichen müssen, forderte Jesus ausdrücklich in den Worten des Evangeliums

Matthäus V, 48: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!"

Auch mag hierzu an den Ebräer-Brief erinnert werden, wo es heißt:

Ebräer VI, 20 und VII, 23—24: „Unser Weg geht hinein in das Innerste des Tempels hinter den Vorhang, wohin der Vorläufer für uns eingegangen ist, Jesus, der ein Hoherpriester geworden ist in Ewigkeit, nach der Ordnung Melchisedeks.

Und ihrer sind viele, die Priester wurden, obwohl sie der Tod verhinderte (lebend) zu bleiben; dieser aber, da er ewiglich bleibet, hat ein unvergängliches Priestertum.

Und Paulus hatte mit all seinen Briefen hauptsächlich dieses Ziel im Auge. So schreibt er u. a. an die

Epheser IV, 25 und 13: „Ziehet an den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit", — „Daß wir alle hinan kommen und ein vollkommener Mann werden in dem Maße der vollen Größe Christi".

Diese Vollendung kann ein Mensch in einem Erdenleben auf Grund der gegenwärtigen Geburtsanlagen seines Geistes und Charakters nicht erreichen, wenn diese noch nicht die eines Jesus von Nazareth sind. Das ist selbstverständlich; und das konnten auch die Jünger Jesu nicht verkennen. Wenn diese aber dennoch nicht auf die Notwendigkeit der Wiederverkörperung hinweisen, so hat dies seinen Grund nur darin, daß sie Alle das Ende des objektiven Weltdaseins bereits in ihrem gegenwärtigen Leben erwarteten und deshalb sehr mit Recht strebten, in der ihnen noch gegebenen kurzen Spanne Zeit so weit wie möglich zu kommen, um sich der erwarteten Herrlichkeit wenigstens annähernd würdig zu machen. Ein solches gleichsam Berganstürmen mit letzter Zusammenraffung aller Kräfte, ist für das Vorankommen sehr förderlich — damals wie zu jeder Zeit.

Dies ist offenbar auch einer der hauptsächlichsten Gründe, warum in der Kirche bis auf den heutigen Tag die logisch notwendige Annahme

der Wiederverkörperung noch nicht anerkannt ist. Jener „Geist der Wahrheit", der sich in dem Fortbestehen der Kirche offenbarte trotz der unerhörten Greuelthaten und Vernunftwidrigkeiten, von denen die ganze Kirchengeschichte überfüllt ist, wenn sie wahrheitsgetreu berichtet wird, jener Geist hat sicherlich der europäischen Rasse die Erkenntnis dieser Wahrheit deshalb vorenthalten, weil sie dafür noch nicht reif war. Und auch jetzt sind wohl erst wenige dafür reif.

Einen rohen, trägen, unentwickelten Menschen schädigt offenbar die Vorstellung, daß er noch lange Zeit hat, und daß was er jetzt nicht thut, er später irgendwann nachholen kann. Deshalb ist das Bewußtsein der geistigen Wiederverkörperung nur für innerlich geistig strebende Menschen heilsam.

Ferner ward zu jeder Zeit diese Erkenntnis von den noch unreifen Menschen so entstellt, daß solcher Aberglaube schlimmer ist als gänzlicher Mangel eines Bewußtseins davon. Schon zu Jesu Zeiten waren alle exoterischen Vorstellungen von der Wiederverkörperung mehr oder weniger Verzerrungen der Wahrheit so alle die Thorheiten des Seelenwanderungsglaubens. Diese sind zwar selten schädlich, weil sie als Abschreckungsmittel für rohe Gemüter dienen, aber vernünftiger als die Kirchen-Lehre von den Höllenstrafen sind sie auch nicht. — Und was könnte erst das Mittelalter unserer europäischen Kultur aus dem Gedanken der Wiederverkörperung heraus an widerwärtigen Entstellungen zu Tage gefördert haben!

Also deshalb schon war Vorenthaltung dieser Wahrheit bisher wünschenswert; und es ist sicherlich deswegen heute noch nicht zu beklagen, daß diese Erkenntnis sich nur so langsam und schwerfällig bahnbricht, daß man sie noch gegenwärtig als eine Geheimlehre bezeichnen kann. Es ist dies aber auch aus noch einem andern Grunde wohl nicht zu bedauern. Diese Erkenntnis nämlich hat nur einen sehr beschränkten, durchaus relativen Wert für den selbstisch denkenden Menschen; denn das „selbstische", persönliche Bewußtsein geht ja doch nicht von einer Verkörperung auf die nächste über.

Der gewöhnliche natürliche Menschenverstand wird immer einwenden, daß die Wiederverkörperung für ihn selbst ganz gleichgültig sei; denn er identifiziert eben sein Selbst mit seinem persönlichen Bewußtsein, und jede frühere wie jede spätere Persönlichkeit seiner wiederverkörperten Individualität empfindet er als ein ganz anderes Selbst denn das seines gegenwärtigen Bewußtseins. Alle individuellen Vorteile also, die solche spätere Persönlichkeit aus seinem jetzt erworbenen guten Karma zieht, sind ihm gleichgültig. — Es ändert daran auch nicht viel, wenn man die Menschen darauf hinweist, daß sie doch gewiß das Ihrige heute dazu thun würden, sich für morgen eine bessere Stellung zu erringen — selbst dann, wenn sie gewiß wüßten, daß sie am nächsten Tage ohne alle und jede Erinnerung ihres heutigen Thuns und ihrer ganzen persönlichen Vergangenheit erwachen würden. Dagegen wendet der kurzlebige Mensch

ein, daß ihm dies für morgen wohl nicht gleichgültig sein würde, aber doch für eine Zukunft nach so vielen Jahrhunderten.

Es steht zwar unabweisbar fest, daß die Karmalehre ohne die Erkenntnis der Wiederverkörperung nur sehr unvollkommen zu begreifen und zu empfinden ist; ohne diese Erkenntnis ist eine höhere Bewußtseinsreife überhaupt unmöglich. Indessen ist die praktische Verwertung des Karma-Bewußtseins, das Sich-hinaus-arbeiten aus der Tretmühle des individuellen Karma-Daseins, in erster Linie mehr Sache des Wollens als des Erkennens.

Und das rechte Wollen, das dem Zwecke am besten dienende Streben, kann anfangs wohl gar besser ohne die Erkenntnis der Wiederverkörperung heranreifen.

Allerdings wird für den klar Denkendenden nur das geistige Selbst der Individualität dadurch gestützt und deren geistiges Bewußtsein gekräftigt. Aber wer versteht denn heute schon dieses Bewußtsein von dem seines äußern Selbst, seiner Persönlichkeit, zu unterscheiden?! Und liegt nicht doch die Gefahr sehr nahe, daß bei dieser allgemeinen Verwechslung und Vermischung durch den der Gedanke an die Wiederverkörperung nur den Eigennutz des äußern Selbstes fördern könnte, während den zu überwinden, doch der Hauptgesichtspunkt sein muß, wenn man die Thatsache des Karma klar erfaßt!

Der Grundgedanke aller Mystik und Thesophie ist der, daß alles Wollen für das große Ganze der Weltordnung geschehen soll, und daß alles Streben im Dienste Gottes gewollt werden muß. Wem daher der Gedanke der Wiederverkörperung nicht einleuchtet, der kann trotzdem in seinem Wollen und Thun für das große Ganze wirken; und er wird in diesem Sinne sogar selbstloser wirken, wird unbewußt schneller vorankommen, wenn er garnicht durch den Hinblick auf seine Wiederverkörperung zu seinem Streben selbstisch angeregt wird.

Wer also nur fragt: Was muß ich thun? und wie soll ich vorankommen? für den ist der Gedanke der Wiederverkörperung entbehrlich, ja selbst meistens noch für jeden, der nur vorwärtsschauend nach der Erklärung des Wohin? und des Wozu? seiner Entwickelung fragt. Unumgänglich nötig ist jene Erkenntnis nur für die Aufklärung über die Fragen des Woher? und des Warum? aller Entwickelung. Und zweifellos kommt keiner zur Vollendung ohne die vollständigste Erkenntnis aller dieser Fragen unsres Daseinsrätsels.

Das Bewußtsein der Wiederverkörperung ist untrennbar von dem vollständigen Bewußtsein der Individualität (im Gegensatz zu der blos zeitweiligen, kurzlebigen Persönlichkeit). Aber im unvollkommnen Maße ist der Inbegriff des Karma, das Bewußtsein, daß wir die Vollendung durch die eigene Entwickelung zu erringen haben, auch schon ohne die Erkenntnis der Wiederverkörperung lebendig zu erfassen. Fehlte doch diese Erkenntnis fast gänzlich sogar unseren größten Mystikern im Mittelalter und noch in der neuern Zeit.





Die drei Aeste.

Der Wirklichkeit nacherzählt.

Von

Wolfgang Schild.

Mai war's wieder einmal geworden, wirklicher, wahrhafter Mai. Eingezogen war er als langersehnter Frühlingskünder in die Lande, Alles erfüllend mit seinem Dufte, seinem Glanze, seiner erfrischenden Werdelust und seiner nimmermüden Treibekraft. Selbst die Hügel derer, die von hinnen gegangen, schmückte er mit neuem Grün und ließ zwischen den verdorrten Kränzen hindurch manches Blümchen sein Köpfen vorwitzig in die Höhe recken und neugierig in die Welt auslugen, sich sattsam verwundernd, daß all die Menschenkinder, welche da in seine Nähe kamen, so betrübt sein konnten, vom Schmerz gepeinigt zu einer Zeit, da die Freude, die Fröhlichkeit in der Luft zu liegen schien, die Vögel ihre Liebeslieder sich zusangen, und vom azurnen Himmel herab die Sonne in wieder gewonnener Kraft Alles belebte und die trüben Gedanken verscheuchte, die Gedanken an das Vergehen, an den Tod.

Fürwahr, ganz eigenartige Empfindungen bewegen den Menschen von Gefühl, wenn er in solchen Tagen die Stätte durchpilgert, welche dem Frieden geweiht ist. Da unten, etwas über einen Meter tief im finstern Erdenschoß unterhalb der grünen Decke liegen entseelte Menschenkörper, dem Verwesungsprozesse anheimgegeben, der sie zerlegt in ihre chemischen Elemente, und da oben in der frischen, hellen Gottesluft ist die Natur fort und fort am Werke, eben diese Elemente in neuen Formen des Daseins genießen zu lassen. Tief ergreift dieser Gegensatz, und unerschöpflich ist der Gedankenstrom, den er in der Seele entfesselt. Hat der Materialismus wirklich recht, der in diesen Gräsern, diesen Blumen, diesem Lebensbäumchen, welche zusammen das Grab eines lieben Verstorbenen schmücken, die Träger des Fortlebens eben dieses Geliebten sieht? Wie es das leibliche Auge sieht und die heutige Schulweisheit es gemäß der Kraft und Stofftheorie erklärt, scheint es fast so. Kraft und Stoff,

beide sind ewig, kein Atom des letzteren vergeht in der Natur, so wird uns gepredigt von der Wissenschaft, die sich in solchen Sachen als unfehlbar ansieht. Und die Seele, die einst all die toten Körper belebte, die wieder der Natur anheimgefallen, damit sie an ihnen ihre Schöpferkraft aufs Neue entfalte, wo ist sie, die Seele? Sie hat sich zu der Kraft gesellt, sie verstärkt, die da ringsum treibt, Grashalme, Blumen, Bäumchen schafft, um einst in unabsehbarer Reihe von Jahren wieder aus all diesen Uebergangsschöpfungen einen Menschen zu bilden als letztes Glied in der Kette. So erklärt es uns weise der Materialismus.

Werden und Vergehen, hier verdorrte Kränze, dort saftfrisches Grün, sprossende Keime, farbenprächtige Blumen, Kinder des Frühlings, der soeben ins Land gezogen. Wer wollte sich inmitten der Naturschöne so trostlosen Gedanken hingeben, wie sie der Anhänger der Stoff- und Krafttheorie zu entwickeln nicht müde wird, sich selbst einredend, daß es nichts giebt außer der sinnlichen Natur, nichts Uebersinnliches, weder Gott, noch Geist. Und doch giebt's im Leben der Menschen viel des Unerklärlichen, des Rätselhaften, welches gleichsam mit dem Finger darauf hindeutet, daß der Materialismus in seinen letzten Behauptungen irre, gewaltig irre geht.

Innig verbunden ist der Mensch als Kind derselben mit seiner Mutter Natur. Unbekümmert um seine Freuden, seine Leiden, vollbringt sie ihren Werdegang in den Gezeiten der Jahre, es sproßt im Frühlinge, es reift im Sommer, es rüstet sich im Herbste für den Winter, der wieder in sich sammelt die Kräfte deren der Frühling bedarf. Alles dies ohne Rücksicht auf das Schicksal des einzelnen Menschen, der diese Gezeiten mit durchlebt.

Ists wirklich denn so? Nimmt Mutter Natur, wirklich ganz gefühllos gegen ihre Kinder, nimmt sie gar keinen Anteil an deren Schicksalen? —

* * *

Mai war's. Bei einem Grabe des Kirchhofes eines deutschböhmischen Dörfchens kniete ein etwa neunjähriges Mädchen. Die Mutter war ihm im letzten Winter nach langer Krankheit gestorben und hier in diesem Grabe ruhte sie nun dem jüngsten Tage entgegen. Viele Thränen aufrichtigen Schmerzes hatte anfangs Aennchen Schäfer vergossen, kaum vermochte es sich zu trösten über den Verlust der guten Mutter. Jetzt aber hatte bereits der Schmerz stiller Wehmut Platz gemacht; nun war Aennchen eifrigst bedacht, das Grab der Teuren mit Blumen zu schmücken, wobei ihr drei Nachbarskinder, der Rennerfritz, Pohlefranz und der Josef vom Vetter Krombholz des öfteren behilflich waren. Der Josef war ihr der liebste, denn er war gewöhnlich sehr ruhig und in sich gekehrt. Kam er aber einmal ins Reden, so waren seine Worte stets so gewählt, daß Aennchen nicht anders glaubte, als Josef müsse, wenn er groß geworden, ein Pfarrer werden und dort in der Kirche beten für das tote Mütterlein.

Gestern hatten die Drei ihr jeder ein Windröschen auf der Wiese mit dem Messer ausgegraben, d. h. eigentlich der Pohlefranz und der Josef hatten sich dazu Zeit genommen, dem Rennerfritz, bei dem Alles

geschwind gehen mußte, dem hatte das vorsichtige Ausstechen der Pflanze viel zu lang gedauert; keck hatte er dieselbe angefaßt und aus dem Boden gerissen. Da standen nur noch zwei Blümchen, von den dreien; die sie eingesetzt auf dem Grabeshügel. Wehmütig hielt Aennchen das dritte in der Rechten; es war ganz welk. Dem Fritz gehörte es, dem sie es beim Einsetzen bereits prophezeite, daß das Blümchen nicht lang leben werde. Auch das andere, das vom Pohlefranz, hing welk das Köpfchen nieder; nur das vom Josef blühte frisch weiter. „Er wird von ihnen am längsten leben", sagte sich Aennchen, und ein Lächeln flog über ihr Gesicht, und sie blickte voller Freude nach dem Baume hin, der hart neben der Kirchhofsmauer stand, in dem Garten vom Vetter Krombholz.

Ein wunderlicher Baum war's, eine Buche mit drei großen Aesten, Aennchen zürnte ihr stets, daß sie blos diese drei Aeste getrieben und nicht einen vierten dazu, denn dann hätte sie sich auf diesen setzen können, wie die drei Knaben Tag für Tag einen von den dreien und zwar den bestimmten, für sich in Besitz nahmen. Und wenn sie nun oben throntenn in lustiger Höhe und die Schulaufgaben wiederholten, so stand Aennchen unten und blickte sehnsüchtig zu ihnen empor. Dann kam es auch wohl vor, daß auf einmal von oben her, vom Josef ausgestreut, Blüten auf sie herniederfielen, so dicht, als regnete es sie.

Heute, da die Obstbäume des Gartens im Blütenschmuck prangten, die Buche ihre drei Aeste mit ihrem jüngsten Blätterwerk in die Welt hinausreckte, hielten die drei ihre altgewohnten Plätze mit doppelter Freude besetzt. Der lustigste unter ihnen war wie immer der Fritz. Keinen Augenblick vermochte er still zu sitzen, auf und ab rutschte er und trieb förmliche Jongleurkünste, so daß dem Josef ordentlich angst davor wurde, der Wagehals könnte einmal herabstürzen und Hals und Beine brechen.

„Aber Fritz", begann nun Josef in verweisendem Tone, „sitz doch einmal ruhig! Du verwirrst mir ja durch deine Seilschwenkerkünste meine ganzen Gedanken".

„Ach was brauchst du heut zu denken!" rief Fritz in heiterster Laune, „wir leben ja so nicht lang, warum sollen wir uns denn das Leben so zur Qual machen?" Dabei schnellte er sich hoch von seinem Sitze empor und ließ sich wieder nieder fallen, so daß der Ast in bedenkliches Schwanken geriet und Pohlefranz und Josef den ihrigen kräftiger anfassen mußten, um nicht in Gefahr zu geraten.

Als der Baum wieder in Ruhe gekommen, sprach Josef weiter: „Aber Fritz, so solltest du doch nicht reden! Im Gegenteil, ich möchte lang leben, so alt werden wie diese Buche."

Fritz lachte laut auf, auch Pohlefranz stimmte in das Lachen mit ein.

Da trat Aennchen unter den Baum.' „Sieh nur, Fritz", rief sie, „deine Blume!" Damit hielt sie ihm das verwelkte Pflänzchen empor.

Fritz blickte gleichgiltig auf sie nieder. „Nun, was ist mit ihr?" fragte er. „Sie ist halb verwelkt; wirf sie weg, hast ja noch zwei andere."

„Das vom Pohlefranz hängt auch schon sein Köpfchen". „So?" rief

Fritz erstaunt. „Auch der? Nun bin ich der erste, dann kommt Pohlefranz dran, und Josef der hütet die Welt, er überlebt noch diese Buche".

„Aber Fritz", sprach Josef mit ernster Miene, „treibe doch nicht solchen Spott! Mir klopft förmlich das Herz vor Schauder, ich denke immer, deine Worte könnten zur Wahrheit werden — —

„Und wenn sie's würden, was wäre dann? Sterben müssen wir doch alle einmal und einer von uns muß doch den Anfang machen. Was liegt denn dran, wenn ich zufällig dieser erste bin? Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben. Der Lehrer Keller hat es uns da neulich erklärt und ich muß sagen, ich war noch nie so aufmerksam wie damals. Aennchen, ich bin auch ein Liebling der Götter, ich weiß es". Damit klopfte er sich stolz an die Brust.

Eine Weile schwieg das Gespräch, denn Fritz war plötzlich bleich geworden; der Ast, auf dem er saß, hatte abermals bedenklich geknarrt. Dazu lösten sich jetzt noch eine große Anzahl Blätter von den Zweigen dieses Astes und schwebten leise zu Boden. Josef vermochte vor innerer Erregung kein Wort zu sagen, er schaute unverwandt Aennchen an, das noch immer die welke Blume in ihrer Hand hielt und wehmütig sie betrachtete. Pohlefranz nur brach das ängstliche Schweigen und sagte bedächtig:

„Wißt ihr was, das werde ich euch sagen, wer zuerst von uns stirbt. Jeder hat seinen Ast, das ist der meine, und wenn ich ihn betrachte, so ist's immer als wär er ein Stück von mir. Wie er absterben wird, so werde auch ich absterben . . . ."

„Du meinst also", fiel Fritz ein, „dessen Ast zuerst verdorrt, der wird vom Klapperbein als der Erste am Kragen erfaßt und in die Grube geschmissen? Das Ding ist nicht übel, Franz, das wollen wir uns merken. Wie ist's mit dir, Seffel, bist du damit einverstanden? Nun natürlich, du warst ja von jeher der Gescheite von uns, hast dir gleich den Methusalem ausgesucht. Na, ich beneide dich nicht. Kurz ist das Leben und lang der Wahn".

Damit ließ er seinen Ast noch stärker schwanken als vorher, so daß die beiden Kameraden vor Angst laut aufschrien. Plötzlich sprang Fritz zu Boden herab, riß dem bebenden Aennchen das verwelkte Blümchen aus der Hand und eilte davon. —

Einige Jahre waren seit diesem Maientage vergangen. Aus den drei Kameraden waren drei Jünglinge geworden, von denen sich zwei um die zur herrlichen Jungfrau erblühte Anna bewarben. Der dritte hatte dem Leben und seinen Freuden freiwillig entsagt und war Geistlicher geworden. Das war der Josef. Er weilte in einem Kloster in der Hauptstadt, doch dachte er mitten in seinen gottgeweihten Stunden sehnsüchtig des Heimatsdörfleins, so sehnsüchtig, daß er manchmal alle Kraft zusammennehmen mußte, um der Versuchung zu widerstehen, dem Klosterleben zu entfliehen, im lieben Heimatsorte sich anzusiedeln und mit der Hände Arbeit sich sein Brot zu verdienen. Er wußte auch von der Liebe der beiden ehemaligen Kameraden zu Aennchen, er war ja stets der Be-

vorzugtere gewesen und hatte freiwillig auf ihren Besitz verzichtet, wie er ja dem Himmel all seine irdischen Freuden geopfert.

Aennchen dachte in Wehmut ihres liebsten Kameraden und ließ sich, da dieser, dem ihr Herz in Liebe zuschlug, nun für sie verloren war, gern die Werbung der beiden andern gefallen; doch begünstigte sie bemerkbar die Fritzens, der noch immer der lebenslustigere von beiden war. Pohlefranz, stets schüchterner Natur, sah allerdings den Vorzug, welchen Aennchen Fritz gewährte, nicht gern, doch erkannte er willig die Vorzüge des letzteren an und fand es begreiflich, daß sich das Mädchen von diesem angezogen fühlte. Er übte sich in Zurückhaltung und in stiller Wehmut, die ihm nun einmal beschieden waren, unternahm auch nichts, das ihn in Aennchens Gunst hätte höher bringen können.

In letzter Zeit war Fritz auffällig still geworden, er zog sich von den lärmenden Gesellschaften, die er bisher gepflegt, zurück, und erging sich dafür in Feld und Wald, den Vorgängen in der Natur nachspähend, oder er verharrte vor sich hinträumend oft stundenlang an einem einsamen Orte. Dem Aennchen fiel natürlich der Wechsel auf, welcher in dem Gebaren ihres Verehrers sich vollzogen, ihr kam dieser Umschwung, wie sie sich eingestand, der Fortschritt zum besseren, wie ein Rätsel vor, dessen Lösung nachzuspüren ihr größter Reiz war. Doch wie sie sich auch den Kopf zerbrach, diesen oder jenen Umstand bedachte, welcher auf das Gemüt Fritzens eingewirkt haben konnte, so konnte sie doch das Unerklärliche nicht bemeistern. Sie beschloß daher, was in diesem Falle das Beste und Kürzeste war, ihn selbst darnach zu fragen.

Die Gelegenheit hierzu bot sich ihr bald. Der Vater wurde krank, und der herbeigeholte Arzt verschrieb eine Medizin, welche in der Apotheke der nächsten Stadt zu holen war. Aennchen machte sich also dorthin auf den Weg, und dieser führte sie auf Seitenpfaden durch einen Wald. Nur mit Gedanken an den Kranken beschäftigt, eilte sie dahin und erschrak nicht wenig, als sie plötzlich sich anreden hörte und aufblickend sich vor Fritz sah, der nun die Arme weit ausbreitend, sie in diesen auffing und stürmisch an die Brust drückte.

„Fritz!“ rief sie mit glühendem Gesicht, „laß mich los und halt mich nicht weiter auf! Der Vater ist krank und ich muß eilen, daß ich ihm die Medizin bringe“.

„So?“ gab er verwundert zurück. „Dann allerdings muß ich dich freigeben, denn die Kindesliebe muß höher stehen als die andere, wenn auch der Gegenstand der letzteren auch schon zum Scheiden in Grabesnacht rüstet. Gieb mir noch einen Kuß, Aennchen, vielleicht den letzten in diesem Leben!“

Damit wollte er seine Lippen auf die ihren pressen, doch sie wandte ihr Köpfchen zur Seite und entriß sich seiner Umarmung. Ihr schauderte vor dem Anblicke des verstörten Geliebten, Furcht vor dem Schicksale desselben nahm ihr Herz ein, und Thränen entstürzten ihren Augen. Ein unsäglich wehmütiger Blick traf sie, dann fühlte sie sich sanft bei der

Rechten erfaßt. „Komm Aennchen", sagte Fritz mit weicher Stimme, „ich will dich eine Strecke Weges begleiten und dir beichten. Vielleicht erleichtere ich hierdurch mein Herz und scheuche den Dämon hinweg, welcher seit einiger Zeit auf mir zu lasten scheint."

Aennchen entzog ihm ihre Hand nicht; sie ließ es sogar jetzt geschehen, daß er ihren Mund suchte und einen Kuß darauf drückte. Sie fühlte es, daß Fritz in diesem Augenblicke ihrer Liebe und ihres Mitleides doppelt bedürftig sei.

Nach einiger Zeit stummen Weiterwanderns begann Fritz:

„Du weißt, Aennchen, wie ich dir gut bin und wie ich nichts sehnlicher herbeiwünsche als den Tag, an dem wir uns endlich einander ganz gehören, unser eigen Heim gründen werden. Du hattest gewiß im Geheimen Kummer — o schüttele nicht erst mit dem Kopfe, als wäre es nicht in der Wahrheit! aber ich sage es mir ja selbst, daß ich nicht der Mann bin, der dich glücklich machen könnte. Ich habe zu viele Fehler, die abzulegen sehr schwer sein dürfte".

Hier machte er eine Kunstpause, um Zeit zu gewinnen, ihr forschend ins Auge zu blicken. Sie befand sich in großer Erregung, er fühlte das an dem Zittern der Hand, die er noch immer in der seinen hielt. Ihr Gesicht war blaß, ihr Herz klopfte hörbar.

„Aber Fritz", sprach sie — und ihre Stimme zitterte — „habe ich dir denn Vorwürfe gemacht? Es kann ja alles noch gut werden! . . ."

Fritz schüttelte den Kopf.

„Es könnte", fuhr er fort, „aber es wird nicht. Den Willen habe ich wohl, den festen Willen, ein anderer Mensch zu werden, ein ganzer Mann, wie er deiner würdig und wert ist, aber dazu ist mir keine Zeit gelassen, ich muß — —

Er stockte und holte tief Atem. Aennchen schrie auf und schloß den Geliebten fest in ihre Arme. Fritz beruhigte sie, dann schüttelte er seinen Lockenkopf, als wollte er die trüben Gedanken von sich wegschleudern, und und sprach:

„Verzeihe nur, Aennchen, daß ich dich so erschreckte! Aber ich konnte mir eben nicht helfen, es kommt manchmal so plötzlich über mich, so eigen, so — wie soll ich dir es doch gleich beschreiben? nun sagen wir so voll Todesahnung".

„Fritz, du bist krank!"

„Nein, nein, Aennchen, ich bin nicht krank in dem Sinne, wie man gemeinhin annimmt und die Doktoren es ansehen. Ich glaube fest und bestimmt, wenn ich mit dir jetzt zum Doktor Fern ginge und er mich untersuchen würde, er thäte mich auslachen und jagte mich zum Tempel hinaus. Und doch fühle ich mich sterbenskrank, seit ich wieder einmal auf meinem Aste gesessen, wie ehemals, als wir Jungen waren, der Pohlefranz, der Krombholz und ich. Es war nach jener schrecklichen Nacht, in der ich den Freudenbecher wie toll geschwungen und ich dich tödlich beleidigte. Aber du hast mir wieder verziehen, du Liebe, du Gute!" Und

er streichelte sanft ihre roterglühende Wange. „Ich danke dir, Aennchen. Also, daß ich weiter erzähle. Am Tage nach dieser durchtollten Nacht wars, da kroch ich, um dich zu sehen, auf die dreiästige Buche und nahm wieder nach langer, langer Zeit, meinen Ruheplatz auf meinem Aste. Du weißt ja, daß von uns Dreien, dich schlossen wir, weil du ein Mädel warst, davon aus, die Buche förmlich in Besitz genommen war. Jeder hatte einen Ast, ich als der Fritz, natürlich den höchsten. Ich saß also wieder am gewohnten Platze und hielt Selbsteinkehr, zum erstenmal in meinem ganzen Leben. Und vorüberzogen an meinem Geiste all die Freuden, die ich genossen, all die dummen Streiche, die Thorheiten, die ich gemacht. Zurücksehnte ich mich in die schöne, schöne Zeit, und plötzlich erfaßte mich die alte Knabenlust mit Macht, ich mußte wieder tollen. Den Ast ließ ich schwanken, als ritt ihn der Teufel selber, so bunt trieb ich's, daß ich mehr als einmal in Gefahr geriet, abzustürzen. Der Ast knackte bedenklich, endlich hielt ich inne, der Schweiß stand mir in dicken Tropfen auf der Stirne. Ich zog das Tuch, um mir diese abzutrocknen, und mitten in dieser Beschäftigung blickte ich von ungefähr den Ast entlang. Und in diesem Zeitpunkte da war's, als sähe ich in den Spiegel der Zukunft. Einen Stich fühlte ich im Herzen. Der Ast zur Hälfte verdorrt, der Blätter beraubt. — — Denkst du noch Aennchen daran, was Pohlefranz an jenem Tage von seinem Aste sagte, was wir damals ausmachten — — ?"

„Wie sollte ich das wissen? Wer sollte sich denn solche Kindereien merken".

„Das sind keine Kindereien, Aennchen. Im einfachen Spruch wird oft durch Kindermund das Schicksal eines Menschen vorher bestimmt. Und so ist's auch mit uns. Dessen Ast zuerst verdorrt, der muß auch zuerst von hinnen gehen. Und das bin ich, denn der meine ist zur Hälfte schon seines Lebens beraubt, bald wird er ganz abgestorben sein".

„Aber red' doch nicht so! Die Natur, der gefühllose Baum, wie sollte der mit deinem Leben verbunden sein? —

„Aennchen, er ist es, ich fühl's. Die Natur ist inniger mit uns verbunden, als wir glauben. Sie ist unsere Mutter — —

Hier warf sich Aennchen an des Geliebten Brust und weinte. „Du darfst nicht sterben", rief sie, „beten will ich Tag und Nacht zur heiligen Maria, daß sie das Schicksal von dir abwendet. — — Ich weiß, sie wird mich erhören. Fritz, nicht wahr, du versprichst mir, auch zu beten — —

Er gab ihr stumm die Hand: indeß Aennchen fortfuhr, ihm die trüben Gedanken auszureden. Dabei hatte sie ganz ihres Auftrages vergessen, bis Fritz sie wieder daran erinnerte. Sie strebte nun mit verdoppelter Eile vorwärts, doch nicht, ohne zuvor den Geliebten durch ihr Bitten veranlaßt zu haben, daß er mit ihr in die Stadt gehe und dort den Doktor Fern um ärztlichen Rat angehe. Richtig traf es auch so ein, wie Fritz vorhergesagt, der berühmte Doktor fand nach genauester Untersuchung keinerlei Krankheit an dem kräftigen Burschen und lachte ihn

schließlich aus, daß er sich eingebildet habe, krank zu sein. Als Fritz gar sein Geheimnis entdeckt und von dem Aste geredet, da war der Doktor in hellen Zorn geraten, hatte auf die Mystiker geschimpft, denen er sicherlich in die Hände gefallen sei, und einen dürren Ast ergreifend bezeichnende Bewegungen mit denselben gemacht. —

Etwas beruhigter durch die Zusprache des Mannes der Wissenschaft kehrte Fritz an diesem Tage heim, aber an einem der nächsten traf ihn Aennchen bei der alten Buche, wie er in Gedanken verloren, den dürren Ast betrachtete. —

„Aennchen", sagte er, „ob du mir zürnst oder nicht, ich muß mich wieder einmal austollen, um des bösen Gedankens los zu werden. Gehst du heut abends mit zur Musik?"

„Nein, Fritz", antwortete Aennchen, „du weißt —"

„Ja, dein Vater, immer dein Vater, wird er denn nicht bald wieder . . ? Nun ja, ich seh's ein, da mußt du daheim bleiben; aber mich lässest du doch gehen? Ich will wieder gesund werden — —"

Sie erlaubte es ihm, allein auf den Tanzboden zu gehen, wenn auch mit schwerem Herzen. Sie kannte seinen Uebermut, seine ausgelassene Freude, seine Unbesonnenheit, sie wußte aber auch, daß er, ginge er ohne sie, seines Schutzengels entbehrte, denn sie war sein Schutzengel. Und an diesem Abende trieb er es wirklich toll. Er tanzte wie ein Rasender. Plötzlich aber erfaßte ihn wieder die alte Trübseligkeit und ganz durchschwitzt ging er aus der Mitte der lustigen Paare hinaus zu der alten Buche und hockte nieder auf seinen Ast. Die Nachtkälte schüttelte ihn. Als der Morgen graute, schlich er fiebernd heim. Er legte sich in sein Bett, es wurde für ihn zum Sterbelager.

An der Buche draußen im Garten neben dem Friedhofe war ein Ast völlig verdorrt, in eine Grube desselben Kirchhofes senkte man die Leiche eines Jünglings, der als Knabe den Ast sein eigen genannt. Ganz in Schmerz zerflossen, stand Aennchen unter den Leidtragenden; wehmütig blickte sie hinüber nach dem Baume und es schauderte ihr vor demselben. Heimgekehrt empfing sie von der Mutter des Verstorbenen als Andenken ein Buch, in welchem ein bereits vergilbtes Blatt Papier lag, auf welchem ein gepreßtes Windröschen aufgeklebt war. Mit Thränen las Aennchen die Unterschrift: „Mein Blümlein verblühte zuerst, soll ich's als schlechte Vorbedeutung für mich nehmen? Haha, ich lache dieser Dummheit."

* * *

Jahre waren wieder verflossen, Aennchen waltete als treue Hausfrau Pohlefranzens in Liebe ihres Gatten und ihres Söhnchens, dem sie in der Taufe zur Erinnerung an den Jugendgespielen den Namen Fritz hatte beilegen lassen. Mit Josef, dem Ordensgeistlichen, verband sie innige Freundschaft, die namentlich stets gelegentlich der Besuche, welche derselbe seinem Heimatsorte und seinen „Kameraden" abstattete, zum Ausdrucke kam. Rührend war es für sie zu erfahren, mit welcher Liebe Josef noch immer an seinem

Dörflein hing und wie lebhaft er in seiner Seele die Erinnerungen festhielt an die gemeinsam durchlebte Jugendzeit. An solchen Tagen durchwanderten sie zu Dreien die Gemarkung, und Josef zeigte ihnen all die Oertlichkeiten, an welche sich ihnen irgend eine Erinnerung knüpfte. Kamen sie aber auf diesem ihrem Rundgange in die Nähe der alten Buche, so begann Josef jedesmal ernst zu werden, und er pflegte dem Pohlefranz zuzuflüstern: „Ich bin nur neugierig, auf wie viel heuer unsere Lebensuhr steht. Voriges Jahr sah ich bereits an meinem Aste einen dürren Zweig“.

Das war auch heut der Fall, und dem Pohlefranz wollte es erscheinen, als habe Josef noch nie mit solchem Ernst seinen Gedanken in dieser Hinsicht Ausdruck gegeben. Aufmerksam schaute er denselben darum an, und es wurde ihm weich ums Herz. Josef sah so müde, so krank aus. Trug er eine Todesahnung mit sich herum? — — Mit einer Spannung wie noch nie sah er daher dem Anblicke entgegen, der für sie beide schon längst als für sie bestimmend erkannt wurde. Jetzt kam der alte Baum in Sicht, und Josef fiel auf die Knie, das Haupt zum Himmel erhoben, die Hände gefaltet. „Gott sei Dank!“ stieß er hervor, indeß Freude sein Gesicht verklärte. Nach einer Weile erhob er sich wieder, faßte Aennchen und deren Mann bei der Hand, und so zu dreien verbunden, gingen sie langsam nach dem Wahrzeichen hin, schweigend vorerst, denn jeder fühlte sich zu tief ergriffen, um die Feierlichkeit des Zeitpunktes durch Fragen zu stören, die jedes sich im vorhinein zu beantworten vermeinte. Endlich brach Josef das Schweigen und sagte:

„Freunde, ihr saht mich tieferschüttert und seht mich jetzt von Freude erfüllt. In banger Ahnung glaubte ich heute nicht anders, als meinen Ast vom Dahinsterben erfaßt zu sehen. Nennt mich kindisch, ich selbst nenne mich oft so, aber ich vermag nun einmal nicht darüber hinweg zu kommen: Dieser Baum ist mit unserem Erdenwandel eng verbunden, er ist das Wahrzeichen unseres Lebens. O, wie freue ich mich heut! Saftfrisch erhebt sich mein Ast in die Luft, ich darf also hoffen, daß mir noch Zeit gegönnt ist, damit ich den Plan, den ich für mich habe, noch ausführe. Auch der deine grünt und hat heuer einen tüchtigen Schoß zur Seite getrieben. Aber wo ist denn der dritte, der fehlt doch?

„Und das bemerkt er erst jetzt!“ rief Aennchen verwundert aus. „Der Vater vom Fritz hat ihn absägen lassen“.

In die Augen des Geistlichen trat eine Thräne. „Schade, schade!“ sagte er leise vor sich hin.

„Jetzt sind wir ihrer also nur noch zwei“, begann Pohlefranz das Gespräch wieder. „Wen wird es zuerst treffen?“

„Unser Schicksal steht in Gottes Hand“, antwortete Josef. „Wie er will. Ich glaube, ich werde es sein. Dein Ast ist kräftiger als der meine, das sagt mir der Schoß, den er getrieben“.

Pohlefranz zuckte mit den Achseln.

„Und es wäre auch das beste“, fuhr Josef fort. „Du hast für unser

liebes Aennchen zu sorgen und für dein Kind, ich erbitte mir vom Schöpfer nur die Gnade, daß ich die Aufgabe, die ich mir gestellt, erfülle und dann — —"

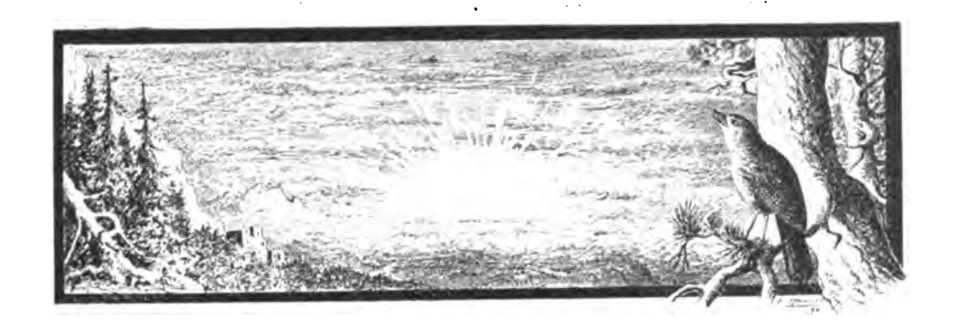
Es sollte anders kommen. Krieg kam ins Land, und Pohlefranz folgte dem Rufe des Kaisers zu den Waffen. Mit unsäglicher Traurigkeit und Sorge verlebte Aennchen die Tage daheim in ihrem Stübchen ohne Nachricht über das Schicksal ihres geliebten Mannes. In dieser bangen Zeit war ihr der Anblick der alten Buche zum Troste: der Ast ihres Franz verblieb in seiner Frische, und sie sah darin einen Beweis, daß die Gesundheit und das Leben ihres Mannes in keinerlei Weise bedroht sei. Da kam der 3. Juli heran, der Tag der Schlacht von Königgrätz. Die Luft war sehr schwül, ein Gewitter im Anzuge. Schwarz und drohend zog es über das Dörflein heran. Der Donner grollte fürchterlich, und ein Blitz folgte dem andern. Betend saß Aennchen an der Wiege ihres Kindes. Da auf einmal that's einen schrecklichen Schlag, die Stube war ein Feuer. Dem Aennchen stand vor Schreck das Herz still. „Jesus, Maria und Josef", schrie sie, nichts anderes glaubend, als daß der Blitz in ihre Wohnung eingeschlagen. So schnell sie konnte, ergriff sie ihr Kind und stürzte mit ihm ins Freie.

Draußen erfuhr sie's sofort, wohin der Blitz getroffen. In die alte Buche. Ein Stich fuhr ihr ins Herz, ihre Beine waren wie gelähmt. Franzens Ast oder der Josef's, einer von beiden. — Beider Bild trat nach einander vor ihre Seele. Inniger preßte sie ihren Fritz an die hochklopfende Brust und raffte die letzte Kraft zusammen, um sich Gewißheit zu holen. Diese mußte sie haben. „Franz oder Josef, einen hatte das Schicksal gefällt", das stand bei ihr fest. Und nun die Ecke um das nächste Haus noch, dann — —. Die Ecke war erreicht, mit einem Schrei sank Aennchen bewußtlos zu Boden. Franzens Ast war durch den Blitz vom Baume jäh abgetrennt worden, mit geteiltem Stamm stand die alte Buche an ihrem Platze. — — Aennchen wurde von rasch herbeigeeilten Nachbarinnen aufgehoben und zum Leben wieder zurückgebracht. Die Frauen lachten insgesammt über ihre Behauptung, daß ihrem Franz im Kriege was zugestoßen sei, er sei tot, sie wisse es. Man nannte sie eine Närrin.

Aennchen behielt Recht: Es gelangte vom Kriegesschauplatz die Nachricht ins Dorf, Pohlefranz sei in der Schlacht bei Königgrätz gefallen. —

Wieder sind zwei Jahrzehnte seit diesem Kriegsjahre in den Zeitenschoß hinabgesunken. Noch immer grünt die alte Buche im Garten, neben dem Kirchhofe im deutschböhmischen Dörflein. Es ist ein kühler Herbsttag. Auf einer steinernen Bank, die sich an den altersschwachen Stamm des Baumes lehnt, sitzt ein Greis, er hält den Kopf tief in beide Hände gedrückt. Was mag er nur sinnen, dieser Greis? Droben ragt der Stamm dürr in die Luft. Jetzt flüstert der Alte die Worte: „Wie Gott will, ich bin bereit!" — —





Geist und Sonne.

Von

Robert Gembböck.

Geist ist der Zusammenhang der Dinge. Das Ich ist kein eingebildeter Standpunkt, sondern wirkliches Universalcentrum, der allgemeine Berührungspunkt, von wo alles Bestehende strahlenförmig ausgeht, weil ja dem Worte Ich der Begriff einer unteilbaren, unwandelbaren Einheit zu Grunde liegt. Die Vielzahl der Individuen liefert daher den Beweis, daß dieses eine Ich nicht im tierischen Organismus liegen kann, sondern dieser in gleicher Weise sein Licht von außen empfängt, wie die Erde von der Sonne beleuchtet wird.

Wie ferner die Erde der Anziehungskraft der Sonne die eigene Schwungkraft entgegenstellt, in gleicher Weise hält das tierische Individuum den sich in ihm vereinigen wollenden Strahlen des Geistes den Widerstand seiner von den Eltern übernommenen physischen Beschaffenheit entgegen, demzufolge es innerhalb bestimmter Grenzen zu verharren, seine Gattung zu vererben strebt. Die Einstrahlung von außen erfolgt daher innerhalb der Zeit auf dem Umwege der sinnlichen Wahrnehmung.

Die Sinneseindrücke beruhen auf Unterschiedenheit der Wahrnehmungsobjekte, welche wir Stoff nennen und deren gemeinsame Stellung zum wahrnehmenden Individuum den Raum bildet. In der Zeit finden die Unterschiede ihre Einigung, ohne welche sie sich in nichts auflösen würden; jeder einzelne Akt dieses Einigungsprozesses erscheint als Bewegung der an sich toten Substanz.

Durch das Vermögen, zu verschiedenen Zeiten erfolgte Eindrücke in einem Zeitpunkt aufeinander zu beziehen, hat auch das tierische Individuum Anteil am Zusammenhange der Dinge, dieser Anteil ist jedoch ein mehr oder weniger beschränkter, in bestimmte Grenzen gebundener und erfolgt im Wege einer allmählichen Ansammlung und Aneinanderreihung der unterschiedenen Punkte innerhalb der Zeit, indem die ererbte Neigung,

um den störenden Einflüssen auszuweichen, im Anschlusse an die Wahrnehmungsobjekte sich ordnet und zergliedert, der gleichfarbige Strahl sich in Farben zerlegt, die Erinnerung und Erfahrung zustande kommt.

Wie die Schwungkraft der Erde im Verlaufe langer Zeiträume schließlich von der Anziehung der Sonne überwunden wird, so erweitert sich im Verlaufe vieler Generationen der beschränkte Kreis des tierischen Vorstellungsvermögens, indem die von außen einbezogenen Gebilde durch Wiederholung zur Anpassung führen und bleibende Gestalt annehmen. Ihre höchste Vollendung erreicht die die Außenwelt spiegelnde Vorstellung in einem Christus. Er ist es, welcher der organischen Welt als Ziel vorschwebt und als Keim von innen heraus in den Lebewesen deren Entwicklung leitet; er ist das wahre Ich, die Geistessonne, von der die Individuen Licht und Leben empfangen, „der wahre Weinstock", wie die Bibel sagt, „der Weg, die Wahrheit und das Leben".

Wie die vorstellbare Welt auf eine Dreiheit sich gründet: Raum, Zeit und Ich, so kommt beim wahrnehmenden Individuum selbst eine solche Dreiheit zum Ausdruck: Der Einfluß von außen; dann die anstoßgebende Neigung, welche die von außen empfangenen Eindrücke einem begrenzten Zwecke unterordnet, in eine bestimmte Fassung bringt, und daher das Vorstellungsvermögen, die Form bildet, in welche die Sinneszufuhr geprägt wird, und endlich die aus der Vereinbarung von innen und außen resultierende, die Form ausfüllende Vorstellung selbst.

Das Leben gleicht sonach einem chemischen Prozeß: Das Menscheninnere verbindet sich mit der Außenwelt zu einem neuen Wesen, durch welche Verbindung wir aufhören, ein selbständiges, der Vergänglichkeit unterworfenes Individuum zu sein und uns zur unwandelbaren Mitgliedschaft desjenigen erheben, der die vom Vater ausgesendeten Strahlen zum neuen Bunde aufsammelt und werden „Glieder von einem Gliede", wie die betreffende Stelle des Apostelfürsten lautet.

Die Vorstellung im Allgemeinen ist aber noch nicht die göttliche Vorstellung, deren bewegende Kraft erst dadurch über die Menschheit ausgegossen und zum Gemeingut Vieler gemacht wird, daß der menschgewordene Logos die Bande seiner eigenen Körperlichkeit durchbricht.

Um uns den Geist Gottes zu versinnbildlichen, vergleichen wir ein beliebiges Werk der Menschheit mit einem Stück Natur, etwa einer wildwachsenden Baumgruppe. Jedes Menschenwerk zwängt das Auge des Beschauers in einen bestimmten, mehr oder weniger enge umschränkten Kreis von Beziehungen, welcher dem seinen Urheber beherrschenden Zweck entspricht. Das Werk ist umso schöner, je mehr verschiedene Beziehungen in dasselbe gelegt sind. In der Natur allein ist die Kette der Beziehungen unbegrenzt, zu welcher jeder einzelne Punkt Stellung nimmt, sie allein birgt die volle Freiheit des Gedankens und bildet den Inbegriff alles Schönen.

Um jedoch die Unendlichkeit des Naturganzen auch im Kleinen zu

erschauen, muß der Beschauer die Fähigkeit besitzen, das Einzelne aus dem Bannkreis menschlicher Interessen zu sondern.

Indem der Mensch der Neigung hiezu Folge leistet, entfremdet er sich naturgemäß dem Verständnisse seiner Mitbrüder. Ihn treibt der Geist, von dem geschrieben steht, daß er sich jeder Beurteilung entzieht, selbst aber Alles durchdringt und Alles beurteilt. Von ihm gelten die Worte des Messias: „Die Welt hasset sie, weil sie nicht von der Welt sind, so wie auch ich nicht von der Welt bin." Er mag sich daher über sein Schicksal trösten: ist es doch das Schicksal desjenigen, in dem „der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Ecksteine geworden ist."



Er war kein Christ.

Während der Weltausstellung in Chicago konnte man in der Nähe des großen Ferris-Rades einen jungen Brahmanen sitzen sehen, der mit seinem Daumen-Nagel allerhand hübsche Sachen auf kleine Karten zeichnete. Er hatte hell-leuchtende Augen und einen reich-fließenden Humor. Er war meist umlagert von Damen, die ihn bewunderten.

„Nur einen Nickel, Frau! Wollen sie kaufen?"

Die Dame hatte ihm schon einige Minuten lang aufmerksam zugesehen.

„„Ich glaube kaum. Aber ich möchte wohl wissen, ob Sie ein Christ sind?""

„Ein Christ? Nein gewiß nicht! Warum sollte ich ein Christ sein? Ich bin ein Brahmane. Ich könnte Sie gerade so gut fragen: Sind Sie eine Brahmanin? Aber ich weiß ja, daß Sie es nicht sein können. Könnten Sie doch ebenso wenig eine Christin sein, wenn Sie in der Türkei geboren worden wären. Selbstverständlich würden Sie dann eine Mohammedanerin sein; und statt der Bibel würden Sie den Koran lesen".

„„Der Ansicht bin ich doch nicht!""

„Ansicht? Das ist keine Ansicht; das ist eine Thatsache. Wir alle werden in unsere Religionsformen hineingeboren. Aber im Grunde kommt es auf dasselbe hinaus, ob Christ oder Mohammedaner. — Nehmen Sie eine Blume, Frau". —

Eine andere Dame drängte sich herzu: „„Ich möchte eine solche Blume haben mit Ihrer Namensunterschrift darauf"".

„Gewiß, gerne! Das ist in einem Augenblick gemacht!" (Während er schreibt, weiter:) Dies ist nicht mein Beruf. Aber ich wollte gerne diesen großen Jahrmarkt sehen. Meine Leute sagten ‚Nein'. Aber der Dampfer kam, der Dampfer ging, und ich ging auch. So helfe ich mir mit meinem Daumennagel durch: — ich lernte es, als ich noch ein Knabe war. Ich verdiene etwas dadurch; ich sehe den Jahrmarkt; und ich gehe wieder heim. — In meiner Religion bin ich hier nichts. Hier sind die Christen obenauf, ich bin unten; zu Hause bin ich obenauf und die Christen unten. Aber wir sollten nicht so lieblos sein. Sie ziehen Apfelpudding vor; ich liebe den Citronenpudding; aber Pudding ist immer Pudding. So ists mit der Religion; verschieden, und doch dasselbe".

„„Aber fürchten Sie denn garnicht, in die Hölle zu kommen?"" fing wieder die Dame an, die sich um seine Seele sorgte.

„In die Hölle? Wieso denn? Ich fürchte mich nirgendwo hinzukommen. Wenn die Hölle nicht in mir ist, bin ich überall geborgen. **Unity.**



Gedichte in Prosa.

Von

Franz Himmelbauer.

✻

I.

Sonnengold.

Ich stand auf einer Straße, die blühende Bäume besäumten. Vorne fiel sie steil ab, für die Blicke aber, die den Hang nicht sehen konnten, schien sie in den Aether aufzugehen. Ohne wie die langen, ebenen Landstraßen in einen Punkt zusammenzulaufen, brach sie jäh ab und über ihrem Boden erhob sich das Gewölbe des Himmels. Es ist eine jener Stellen, an denen der Wanderer sich gerne sagt, daß drüben, wo die Straße aufhört, das Weltmeer rausche. Jetzt aber war dort, wo die beiden letzten Bäume standen, der letzte Streifen des Sonnenballs gesunken, und ungeblendet konnten die Blicke in den Glast des unendlichen Goldmeeres tauchen, das er zurückgelassen hatte. Es war wie ein Leuchten der Ewigkeit . . .

Zwei Liebende gingen traumverloren an mir vorüber. Ein blühender Jüngling, ein blühendes Mädchen, ein herrliches Bild reinster Liebe, ewigen, überirdischen Menschenglückes. Ihre Arme waren ineinander verschlungen, ihre Augen aber hingen in Verzückung an dem himmlischen Golde. Ich folgte ihnen mit den Blicken. Scharf hoben sich ihre schlanken Gestalten von dem goldenen Grunde ab. Und wie sie weiter gingen, schien das Gold auf sie hereinzustürzen. Ich sah nur mehr zwei leichte Schatten, von Millionen goldener Strahlen umstritten. Dann schienen sie aufgegangen im Reiche des Lichts. Ich sah sie nicht mehr, und nun verlosch allmählich die schimmernde Farbe.

Und da war es mir, als ob jener überirdische Glanz die Pforte des Himmels gewesen wäre, die sich geöffnet hatte, um zwei reine, glückliche Menschenkinder in die leuchtenden Hallen der Ewigkeit aufzunehmen.

✻

II.

Das Pochen.

Ein bleicher, leidender Mann sitzt am Schreibtisch. Es ist Mitternacht und nichts regt sich um ihn her. Der Schlaf kämpft schon lange nicht mehr mit ihm um diese Stunde. Vollends nun, wo er über einer Arbeit sitzt, die alle seine Nerven anspannt und seine Phantasie in eine verzehrende Glut setzt. Da geht ein eigentümliches, gedämpftes Pochen durch den Raum. Sechs oder sieben leise Schläge. Dann ist es wieder still. Und nach einer Weile kommt es wieder, und so immer wieder nach ungleich langen Pausen. Der Mann, der im Zimmer sitzt, hört es anfangs nicht. Dann nistet es sich in sein Ohr und macht ihn unruhig. Endlich empfindet er es. Er horcht auf. Nach einer Weile wiederholen sich die Schläge. Dann wieder. Seine Gedanken sind nicht mehr bei der Arbeit, sondern hängen an dem ungewohnten Geräusch, das ihn so seltsam aufstört. Er öffnet das Fenster und horcht hinunter. Alles still. Solange er horcht, alles still. Kaum aber sitzt er wieder bei seiner Lampe, so läßt es sich wieder hören. Und nun scheint es von der anderen Seite zu kommen. Er eilt ins Nebenzimmer und blickt von hier aus auf die Straße. Aber nichts, was das Rätsel erklären könnte. Das macht ihn bangen, und ein Frösteln überläuft ihn kalt. Von einem niegekannten Schauder erfaßt, huscht er sich auf seinem Stuhl zusammen. Da hört er es voll Entsetzen wieder! Und, o Grauen, es scheint nun aus ihm selber zu kommen. Aus seinem Herzen! Ein schwerer Anfall etwa, der es zu zersprengen droht! Der fürchterliche Gedanke bringt ihn einer Ohnmacht nahe. Er suchte die Erklärung jenes unheimlichen Klopfens in der Außenwelt, während es in seinem Innern sitzt! Er hat sein eigenes Herz unheimlich schlagen hören, nicht gefühlt, sondern wirklich gehört, wie er die Feder hörte, die übers Papier knisterte! Seine erhitzte Phantasie malt diesen Gedanken immer fürchterlicher aus und eine namenlose Todesangst überfällt ihn. Kalter Schweiß tritt auf seine Stirne, und wie gehetzt stürzt ihm das Blut durch die Adern. Er fürchtet die Gewißheit, aber endlich zuckt seine Hand krampfhaft zur Brust. Wahrhaftig, da drinnen tollt's und tobt's, wie wenn ein Roß sich aufbäumt, das dem Tod entgegeneilt. Dem Tod! Ein schneidender Blitz durchfährt ihn dabei, ein fürchterlicher Schmerz, dann kann er nicht mehr denken. Und dann liegt er regungslos.

Und regungslos und tot fand man ihn am andern Morgen. Ein Herzschlag hatte sein Leben geendet.

Was aber war das Pochen? War es wirklich sein Herz, das plötzlich wild und wahnsinnig stürmte? Oder hatte es erst so heftig zu schlagen begonnen, als schon jene furchtbare Angst wie ein Blitz auf ihn hereingefallen war? Und war jener unheimliche Pocher, der ihm das Ende kündete, er selber vielleicht, der Urewige, Unbarmherzige, der alle Menschen haßt: — der Tod? — —

❦

III.
Der Gang über die Heide.

Ein jugendfrischer Mensch stand vor einer endlosen Heide. Er sah nicht, daß es Nacht war um ihn, sah nicht, was rings um ihn geschah. Er blickte nur vor sich in die Heide, in die er seine Schritte lenkte. Er wußte nicht, warum er es that, er kannte auch nicht sein Ziel. Aber eine geheimnisvolle Macht trieb ihn vorwärts. Er mußte, auch wenn er nicht gewollt hätte. Daran dachte er übrigens nicht. Er ging mit frischer Zuversicht und eine frohe Hoffnung schwellte seine Brust. Ein breiter, schöner Pfad that sich ihm auf, der in mildem Licht erglänzte. Da richtete er seine Blicke zum Himmel und sah den Mond voll sorgender Liebe leuchten. Er dankte im Herzen dem milden, wachenden Gestirn, das ihm den Weg erhellend wies. Allmählig blinkten auch Sterne am Himmel auf. Erst einer, dann ein zweiter, und immer mehr und mehr, und je länger er zusah, desto zahlreicher wurden sie. Aber nur einige von ihnen leuchteten ihm ein wenig. Auch diesen dankte er und fühlte sich glücklich in der Hut aller. Plötzlich aber gewahrte er etwas, das ihn im Innersten erschrecken machte. Er sah, wie das silberglänzende Gestirn sich immer mehr zum Rande des Himmels neigte. Kurze Zeit nur noch, und es mußte versunken sein. Da war seine Lust geflohen und die Sorge quälte ihn. Er flehte zu den dunkeln Mächten, sie sollten ihn seines Schutzes, seiner Hilfe nicht berauben. Aber die Grausamen hörten ihn nicht. Immer tiefer sank die Leuchte und es war ihm, als ob raunende Winde wehmütige Zurufe von ihr brächten. Dann war sie dahin. Ein unendlicher Schmerz brach über den Verlassenen herein. Zuerst stand er wie betäubt, keines Gedankens fähig. Dann wühlte sich das Leid immer tiefer in seine Seele, daß er laut aufschrie vor Weh. Er wäre am liebsten tot liegen geblieben auf der Erde. Aber er durfte nicht. Er mußte wandern und wandern, dem Unbekannten entgegen. Er fühlte seine Bestimmung. Traurig, übertraurig und voll der Gewißheit, daß er nie wieder froh werden könne, wollte er seinen Weg fortsetzen. Aber er tappte im Finstern und verlor seinen Pfad. Lange irrte er umher. Endlich drang ein schwacher Schein an sein Auge und jetzt erst dachte er wieder der Sterne, die noch immer auf ihn herunterflimmerten. Allmählig gewöhnte sich sein Auge daran, und es war ihm, als ob sie nun stärker leuchteten, als früher, wo noch das glänzende Mondlicht sie überstrahlte. Jetzt fand er auch einen Weg wieder, der, war er auch nicht so schön wie der alte, ihn dennoch ans Ziel zu führen verhieß. Die gährende Kraft von früher war aus ihm gewichen, aber die Hoffnung richtete ihn wieder auf. Er mußte ja an ein Ziel kommen, wozu hätte ihn sonst ein dunkler Drang in die fremde Heide geführt? — Ein helles Licht blendete oft seine Blicke. Dann hielt er inne, und es war ihm für einen Augenblick, als käme das Vergangene wieder zurück. Für einen Augenblick. Denn das trügerische Meteor, das strahlend die Luft durchschnitt, erlosch so schnell, wie es gekommen. Dann war es immer nur noch dunkler um ihn, und der Flug seiner Seele erlahmte immer mehr.

❦

Langsam verglomm jetzt der Stern, der ihm am stärksten geleuchtet hatte, und die andern folgten sachte nach. Da befiel den Wanderer ein heftiges Entsetzen. Er fühlte sich totmüde und alt. Aber er mußte fort, fort zum Ziele. Sollte er es jetzt verlieren, wo er ihm schon nahe sein mußte? — Wieder fuhr ein Meteor durch die Lüfte, von einem Sturm begleitet. Da sah der Unglückliche sein Haar im Winde flattern und erschrak bis ins Mark seines Lebens: Es war schneeweiß. Dann sah er nichts mehr. Er war blind geworden durch den blendenden Schein, ein blinder Greis. Aber er wollte es nicht glauben. Ohne Pfad tappte er umher, bis er nicht mehr konnte. Mit einem Seufzer glitt er zur Erde. Dann war er tot.

Eine Weile blieb es grau und still. Nur ein eisiger Wind strich über die Heide. Dann rötete sich der Himmel und stolz und prächtig stieg die Sonne empor.



In stilles Sinnen verloren.

Von

A. Allmann.

In stilles Sinnen verloren
und Einsamkeit,
denk ich an eine vergang'ne
trübdunkle Zeit.

Da war ich in Schmerz versunken
in engem Kreis,
und fand nicht Trost, noch Frieden —
nur Thränen heiß.

„Es dringt der Ton durch Lüfte,
es fliegt das Licht
schneller als Sturmesflügel, —
und Sehnsucht nicht?"

So rief ich. Ach! Deine Flügel,
Glaube, die kannt ich nicht.
Trauern konnt ich und klagen,
doch wollen nicht.

Nun kehre, o Lebensfreude,
auch mir zurück!
Erwache, lebe und wandle,
mein totes Glück!





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht **durch** die Schulwissenschaft, sondern **trotz** ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumen läßt!
Shakespeare: Hamlet I, 5.

Ein Wahrtraum.

Schauplatz der Begebenheit ist das Tuchmacherstädtchen Kratzau, eine Meile nördlich von Reichenberg, der größten Fabrik- und Tuchmacherstadt Nordböhmens, gelegen. Die Meister des ersteren Städtchens befanden sich seit jeher in einer gewissen geschäftlichen Abhängigkeit von Reichenberg, weil sie meist zu wenig Kapital besaßen, um mit ihren Tuchen die großen Märkte von Brünn und Pilsen zu beziehen. Sie mußten vielmehr ihre Ware bald nach deren Fertigstellung an die Tuchkaufleute in Reichenberg losschlagen. Von der größern oder geringern Kauflust der letztern hing nun das Schicksal der K. Tuchmacher ab. Unter den letzteren gab es auch solche, welche um Lohn für andere „schnellten" d. h. das Tuch webten. Ein solcher Lohnweber war auch in der Zeit, in welcher das nachstehende Vorkommnis fällt, unser Großvater. Sein Verdienst war recht knapp, reichte kaum hin, die ziemlich zahlreiche Familie zu ernähren. Man kann sich daher vorstellen, welche Aufregung sich der Familie bemächtigte, als die Großmutter, welche die fertige Ware abzuliefern pflegte, mit der Nachricht heimkehrte, Knösche Paul habe ihnen die Lohnwerste abgejagt und es sei für die nächste Zeit nicht die geringste Arbeit zu bekommen. Brotlos geworden, und dazu in härtester Winterzeit! Die Scheiben waren wie die „Pelzflecke" zugefroren und eine Kälte herrschte draußen, daß die Nägel auf dem Dache nur so knallten. Der Großvater setzte sich traurig auf einen Querbalken des Webstuhles und stützte den Kopf in die Hände. Die Großmutter aber schlich sich leise hinaus in die eisigkalte Winternacht. Vor einem Kreuze warf sie sich in den Schnee auf die Knie nieder und betete inbrünstig zu Gott um Hilfe in dieser Not. In der folgenden Nacht hatte sie einen seltsamen Traum. Es kam ihr vor, als befände sie sich in der Schützengasse zu Reichenberg. Dort käme sie vor ein Haus, dessen Thüre sie sich schüchtern nähert um einen Blick in den Flur zu thun. Da

erblickte sie neben der Stiege eine Mangel stehen. Einem innern Drange folgend tritt sie in das Haus ein und steigt eine Treppe hoch empor. Oben angekommen, klopft sie an eine Thür und als sie diese öffnet, sieht sie sich in einer Stube, in welcher ein junges Mädchen eine grüne Werfte schert. Das Mädchen lächelt ihr freundlich zu und weist sie an den Meister, der ihr gleichfalls liebevoll entgegenkommt und ihr die Werfte, welche das Mädchen von der Schermaschine abwickelt, in den mitgebrachten Korb giebt und dazu den zum Weben nötigen Schuß packt.

Aus diesem Traum erwachend, erschien ihr derselbe wie von Gott eingegeben. Felsenfest stand es bei ihr, daß sie in Reichenberg die grüne Werfte erhalten und mit derselben sich in der Folge ihr Los günstiger gestalten werde. Den Traum teilte sie vorderhand niemand mit, am nächsten Morgen aber hockte sie sich einen Korb auf die Achsel, und sagte: „Jetzt geh' ich auf Reichenberg und hol' die Werfte."

Verwundert schüttelte der Großvater den Kopf, doch ließ er die Großmutter, ohne ein Wort zu sagen, gewähren. Dieselbe ging nach der Stadt und geradeswegs in die Schützengasse nach dem Hause hin, welches sie im Traume gesehen. Das Herz klopfte ihr wohl höher, als sie demselben immer näher kam, in der Befürchtung, es könne der Traum doch nicht erfüllt werden. Hier befand sie sich an Ort und Stelle, das war das altertümliche Haus. Jetzt kam es ihr überdies noch vor, als höre sie eine Stimme, welche ihr zuflüsterte: „Da ist's, da darfst Du nur 'neingehn, da wirst Du schon Arbeit kriegen." Zagend wagte sie sich nach der Thüre vor, welche offen stand, um einen Blick in den Flur zu werfen, ob auch die im Traume gesehene Mangel unterhalb der Treppe stehe. Und ein Freudestrahl blitzte über ihr Gesicht — richtig, da stand die Mangel und dort führte die Treppe zur Höhe. Hochklopfenden Herzens stieg sie diese empor und sah sich bald einem jungen Mädchen gegenüber, welches eine „Scherrahme" hurtig drehte, und auf diesem Rahmen befand sich die grüne Werfte. Auch der Meister war zur Stelle, den sprach die Großmutter, dabei ihre betrübte Lage schildernd, um Lohnarbeit an. Und der erklärte ohne langes Besinnen — es war, als sei dies schon längst bei ihm beschlossene Sache —: „Nun, die können sie sich mitnehmen und den Schuß gleich dazu." — Bewegten Herzens sah die Großmutter ihn, nachdem die Abwickelung der Werfte vom Rahmen erfolgt war, diese grüne Werfte ihr in den Korb legen. So schnell, als sie nur ihre Füße zu tragen vermochten, eilte sie dann mit ihrem Korbe heimwärts.

Gablonz. **Wolfgang Schild.**

Was wollte der Spuk?

Zu dem nachfolgenden Berichte weisen wir auf unsere eingehende Nachschrift zu dem ganz ähnlichen Falle hin, den wir im Maiheft 1893 mitteilten. Man vergleiche daselbst Seite 246—248.

„Am 6. März 1892, ungefähr um 7 Uhr abends, ist hier in seiner Villa der Handschuhfabrikant Herr A. S. gestorben. Am 4. Oktober des.

selben Jahres, abends 7 Uhr, begaben sich die beiden Töchter des Verstorbenen, Rosa und Emma (Mädchen im Alter von damals 17 und 20 Jahren), in das in der Villa befindliche Fremdenzimmer, um von dort etwas zu holen. In diesem Zimmer befinden sich zwei Schränke nebeneinander; der eine derselben, unmittelbar in der Zimmerecke stehend, enthält die Kleider des Verstorbenen; der zweite daneben stehende Schrank dient zur Aufbewahrung der Leibwäsche. Kurze Zeit, nachdem die beiden Mädchen in jenes Fremdenzimmer eingetreten waren, hörten sie ein heftiges Klopfen, wie wenn jemand mit der Faust an die Thür eines der beiden Schränke schlüge. Erschrocken eilten sie aus dem Zimmer und berichteten der Witwe (ihrer Stiefmutter) den Vorfall mit dem Bemerken, es müsse ein Dieb im Zimmer versteckt sein. Nun begab sich die Witwe mit den beiden Mädchen und mit allen übrigen damals in der Villa befindlichen Personen, im ganzen acht an der Zahl, in jenes Fremdenzimmer. Sie öffnete zunächst den versperrten Wäscheschrank und wollte eben auch den Kleiderschrank aufsperren, als aus diesem heraus abermals heftige Schläge, wie mit der Faust gegen die Thür geführt, ertönten. Nun bemächtigte sich aller Anwesenden ein panischer Schreck und in wilder Flucht eilten sie aus dem Zimmer. Der von diesem Vorfalle sofort verständigte Bruder des Verstorbenen, Herr Bezirksvertretungssekretär A. S., ein mir sehr befreundeter Herr, stellte noch am selben Abende eine Untersuchung an, um irgend eine mögliche Ursache jener Klopflaute zu entdecken, allein vergebens.

Am nächsten Morgen teilte er mir das oben Erzählte mit. Ich erwiderte, daß ich, wenn eine sinnenfällige Ursache jener Klopflaute nicht zu ermitteln sein sollte, sehr geneigt wäre, zu glauben, daß dieselben eine Manifestation seines verstorbenen Bruders seien, vielleicht ein Versuch desselben, irgend eine wichtige Mitteilung zu machen. Herr Sekretär S., welcher damals solchen Anschauungen noch sehr skeptisch gegenüberstand, und dem sehr daran gelegen war, eine sinnenfällige Ursache der Klopflaute zu entdecken, veranstaltete sodann nochmals eine Untersuchung und zwar mit seiner mir bekannten außerordentlichen Gründlichkeit durch volle zwei Stunden, allein abermals ohne Erfolg.

Jetzt machte ich ihm den Vorschlag, in jenem Zimmer eine spiritistische Sitzung abzuhalten, was nach erfolgter Zustimmung der Witwe auch geschah. Nun bin ich aber im Spiritismus allerdings praktisch vollständig unerfahren und hatte als Anleitung für die Durchführung jener Sitzung nur Hans Arnolds bekanntes Buch: „Wie errichtet und leitet man spiritistische Zirkel in der Familie?“ — Die Sitzung (an welcher blos Sekretär S., dessen Tochter, eine Tochter seines verstorbenen Bruders und ich teilnahmen) blieb resultatlos und wurde auch nicht wiederholt. —

Im Juni l. J. erfuhr ich von Herrn Sekretär S., daß sich das Phänomen des Klopfens in jenem Kleiderschranke seither noch zweimal, etwa im Januar und im Februar d. J., wiederholt habe, und zwar jedesmal in Gegenwart der beiden Töchter des Verstorbenen und um die 7. Abendstunde. Dies veranlaßte mich, über diesen Vorfall an den damaligen Re-

dakteur der „Sphinx“, Herrn Charles de Thomassin, zu berichten und ihn um seine Meinung zu ersuchen. Herr de Thomassin antwortete, man werde diese Manifestation wohl nur in der Weise erklären können, die auch ich in meinem Briefe als Vermutung angegeben hatte, nämlich daß der Verstorbene eine Mitteilung zu machen wünsche; er empfahl die Wiederholung der Sitzung und einen Versuch mit dem verbesserten Psychographen „Ouija“.

Ich bezweifle nun zwar keineswegs die Phänomene des Spiritismus; allein es fehlt mir bis jetzt noch an einer logisch befriedigenden Erklärung. Deshalb, und weil überdies die Witwe eine Wiederholung der Sitzungen nicht besonders geneigt war, unterblieb eine solche Wiederholung; und auch die Bestellung des Psychographen schob ich hinaus; sie erfolgte erst am 1. Oktober. —

Da ereignete sich am 4. Oktober — also genau ein Jahr nach dem ersten Klopfen — noch nachstehendes Phänomen, zu dessen besserem Verständnis ich eine Beschreibung der hiebei in Betracht kommenden Räumlichkeiten der Villa S. vorausschicken will. In jener Ecke der Villa, welche einerseits gegen Osten andererseits gegen Süden gelegen ist, befindet sich im ersten Stockwerke das Schlafzimmer der Witwe; an dieses Eckzimmer anstoßend liegt auf der Ostseite das Speisezimmer, auf der Südseite das sog. Kinderzimmer für die beiden jüngeren Söhne; an letzteres anschließend die Küche, und dieser gegenüber, durch den Gang getrennt, das Dienstbotenzimmer. Dieser Gang, von welchem aus sämtliche Räumlichkeiten des ersten Stockwerkes zugänglich sind, ist gegen die Stiege durch eine Glasthür abgeschlossen; letztere ist mit einem sogenannten Vexirschlosse versehen, das nur mit dem Mechanismus vertraute Personen öffnen können.

An jenem 4. Oktober nun, etwa um ½10 Uhr abends, hörte das im Dienstbotenzimmer noch wach im Bette liegende Dienstmädchen, daß die von der Stiege zum Gange führende Thür geöffnet wird, und daß jemand schleifenden Schrittes zur Thür des Speisezimmers geht und diese (unversperrte) Thür öffnet. Das Dienstmädchen fürchtete sich aufzustehen und nachzusehen, horchte, hörte aber weiter nichts mehr. An demselben Abende hatte sich die Witwe, da ihre beiden Stieftöchter abwesend waren, in dem Kinderzimmer bei ihren beiden Knaben aufgehalten und war dort auf dem Divan eingeschlafen. Ungefähr ebenfalls um ½10 Uhr wachte sie auf und hörte, daß jemand schleifenden Schrittes über den Gang bis an die Thür des Kinderzimmers kommt, dann die Thür des Speisezimmers öffnet, in dieses eintritt und noch am Drücker der von da zu ihrem Schlafzimmer führenden Thür probiert. Sie stand auf, ging in das Schlafzimmer, schaute auch noch in das Speisezimmer, und da sie niemanden sah, sperrte sie ab und legte sich zur Ruhe.

Am nächsten Tage erzählten sich die Witwe und das Dienstmädchen gegenseitig das Gehörte; es wurde dann der ebenerdig wohnende Hausmeister — die einzige sonst noch in der Villa wohnende Person — befragt, ob und warum er gestern abends so spät noch hinaufgekommen sei; dieser beteuerte aber, daß er nach 8 Uhr abends nicht mehr in das Stockwerk gegangen sei. —

Am 23. Oktober wurden nun in der S.'schen Villa Versuche mit meinem inzwischen angekommenen Psychographen „Ouija" angestellt, und zwar blos in Gegenwart der Witwe, ihrer beiden Stieftöchter und ihrer beiden Söhne. Zunächst wurden mehrere, nicht auf das Klopfen bezügliche Fragen gestellt, welche teils in Ja- und Nein-Zeichen, teils in Buchstabenschrift rasch beantwortet wurden, wobei die Witwe und gleichzeitig abwechselnd eines der beiden Mädchen ihre Hände auf das Tischchen legten. Endlich wurde die Frage gestellt: „Was hat im vorigen Jahre und späterhin wiederholt im rückwärtigen Zimmer im Kleiderschranke geklopft?" Hierbei hatten die Witwe und Fräulein Rosa S. die Hände auf das Tischchen gelegt. Sehr rasch erfolgte die Antwort: „Euer Vater." Diese Antwort rief allgemeine Bestürzung und Furcht hervor. Trotzdem wurden noch folgende Fragen gestellt, welche nachstehend beantwortet wurden:

Frage: „Warum hat er geklopft?"
Antwort: „Weil Ihr ihn vergeßt."
Frage: „Was sollen wir thun?"
Antwort: „Beten und Messen lesen lassen."
Frage: „Verzeiht er uns?"
Antwort: „Ja" (in Buchstaben).

Von den weiteren Fragen und Antworten will ich folgende erwähnen:

Auf die Fragen bezüglich des künftigen Berufes der beiden Söhne erhielt man die Antwort, daß der gegenwärtig neunjährige Knabe in 39 Jahren Major, der gegenwärtig zehnjährige Knabe in 18 Jahren Forstmeister sein würde.

Die Frage, ob die Witwe wieder heiraten wird, wurde bejaht, und weiter geantwortet, daß ihr zukünftiger Ehegatte Theobald Quoda heißen, Doktor der Rechte und aus Bahama sein wird. Da die geographischen Kenntnisse der Anwesenden nicht so weit reichten, wurde gefragt, wo Bahama liege, worauf die Antwort erfolgte: „In Amerika". Weiter wurde geantwortet, daß die Witwe diesen ihren zukünftigen Ehegatten „hier" kennen lernen werde. — Ob diese Antworten auch richtig sind, wäre freilich erst abzuwarten.

Ich bemerke, daß bei dem vorstehend geschilderten Experimente weder ich noch Herr Sekretär S. anwesend war; die beteiligten Personen gaben dem letzteren die bündigste Versicherung, daß sie keine dieser Antworten selbstthätig herbeigeführt haben. Ich schenke dieser Zusicherung insbesondere auch deshalb Glauben, weil der als Antwort auf die Frage über die Ursache des Klopfens erhobene Vorwurf, daß die Hinterbliebenen des Verstorbenen seiner nicht gedenken, nicht nur richtig, sondern auch nicht schmeichelhaft ist, also kaum angenommen werden kann, daß diese selbstthätig eine solche Antwort erteilt hätten, und weil die als Heimat des künftigen Ehegatten der Witwe angegebenen Bahama-Inseln den Beteiligten unbekannt waren."

K. in Böhmen, am 5. November 1893. Dr. jur. J. K.



Besessenheit.

Vom Augusthefte 1893 an sind in den „Rußkaja Skarina" die „Memoiren" Valerian Alexandrowitsch Panajew's erschienen.

Ein besonderes Interesse nimmt in denselben der Bericht über einen Vetter Panajews, mit Namen R-sky, in Anspruch.

Der R-sky's waren zwei Brüder, Alexander und Wladimir. Der Letztere war ein überaus unsympathischer Knabe und niemand mochte ihn leiden, „mit Ausnahme seiner Mutter und einer alten, den beiden Kindern gemeinsamen Wärterin, welche im Hause eine große Rolle spielte, nicht infolge erwiesener Dienstleistungen oder irgend welcher anderer Umstände; — der Ursprung ihres Ansehens war ein wenig geheimnisvoll."

Besonders mochte Alexander den Bruder nicht leiden und ertrug sogar dessen Anwesenheit nicht.

Bald starb Wladimir, und sein Tod machte Alexander aus einem fröhlichen Knaben zu einem traurigen und melancholischen. Im Jahre 1839 beendete er sein Studium auf der Universität Kasan als Kandidat und mit der goldenen Medaille. Darauf befiel ihn, schreibt Panajew, „eine Krankheit, welche sich in dem Fehlen eines Willens äußerte. Er hörte auf sich zu waschen, auszukleiden und infolge dessen auch die Wäsche zu wechseln. Außerdem fing er an nach dem Essen vom Tische Brotstücke, Nachbleibsel von Braten u. a. zu sammeln und in seine Taschen zu stecken. Er hörte fast ganz auf zu sprechen, saß schweigend da, machte Anstalten fortzugehen, und dann passierte ihm das, was nur den allerkleinsten Kindern zu passieren pflegt."

Da sich seine Umgebung über seinen Zustand zu beunruhigen anfing, beschloß sein Onkel, energische Maßregeln zu ergreifen. Man brachte ihn mit Gewalt in eine Badestube, entkleidete ihn und wusch ihn. Aber da ereignete sich folgender mißlicher Fall: er weigerte sich hartnäckig wieder angekleidet zu werden, und mit Gewalt dieses auszuführen erschien unmöglich. Der Onkel wollte zur Peitsche greifen, aber die Mutter R-skys eilte in die Badestube, schützte ihren Sohn und schickte sich darauf sogleich an, mit ihm davonzufahren. Man hüllte R-ysky in einen Pelz, legte ihn in einen Wosok (Schlittenkutsche) und fuhr mit ihm auf diese Weise in zweimal vierundzwanzig Stunden 120 Werst. Unterwegs ging er nicht aus dem Wosok hinaus, aber nach der Ankunft „sprang er aus dem Wosok, wie ihn die Mutter geboren hatte, und lief in die erste beste Bauernscheune." —

„Wofür wird mich der Leser halten," — fährt Panajew fort, — „wenn ich berichte, daß R-sky in dieser Scheune 20 Jahre lang gestanden, nackend, in gebückter Stellung, doch ohne mit den Händen den Boden zu berühren, nachdem er zuvor noch befohlen hatte, die Fensterrahmen herauszunehmen, die Thüren aus den Angeln zu heben und diese sowohl wie jene mit Schafsfellen zu verhängen; indessen ist das ein wirkliches Geschehnis, welches durch keine Zweifel aufgehoben werden kann und für das noch hunderte von lebenden Augenzeugen da sind." (Dies ist in den 80er Jahren geschrieben.)

Panajew sah ihn persönlich im Jahre 1842 und beschreibt ihn folgendermaßen: „Er stand in der erwähnten Scheune nackend und in einer gebückten Stellung gleich einem vierfüßigen Tiere; die Hände hingen indessen herab ohne sich auf den Boden zu stemmen. Seine Haare bildeten ein Büschel langen schwarzen Filzes, das ihm über die Stirn herabhing; seine Beine hatten von den Knieen bis zu den Sohlen bereits die gewöhnliche menschliche Form eingebüßt und glichen Klötzen. Seine Augen waren geschlossen, desgleichen der Mund und mit geschlossenem Munde sprach er auch, was einem Geblök ähnlich war. Bei ihm dejourirten beständig zwei Bauernjungen, welche sich einige Male im Laufe des Tages abwechselten. Diese Jungen hatten die Worte, welche R-sky mit geschlossenem Munde sprach, allmählich verstehen gelernt und dienten als Dolmetscher. Eben diese Jungen hatte er veranlaßt, ihm Haare aus dem Barte zu reißen und deswegen hatte er anstatt eines Bartes nur einige Haarbüschel."

Doch ungeachtet dessen fuhr R-sky fort, sich in der Litteratur auf dem Laufenden zu erhalten, denn seine Mutter und Schwester waren verpflichtet, ihm beständig vor-

zulesen, was sie auch im Winter nicht unterlassen durften: sie „kleideten sich dann in Pelze, umhüllten ihre Füße mit Pelzdecken und saßen so mehrere Stunden im Hausflur vor seiner Thür. Kurz, R-sky war über alles, was in der Welt geschah, wohlunterrichtet und urteilte über alles, wie ein geistig vollkommen gesunder und gebildeter Mensch. Alles dieses mag unglaubwürdig erscheinen, ist jedoch eine unbestreitbare Thatsache".

Die Details von R-sky's Leben anlangend, erzählt Panajew folgendes: „R-sky aß nur ein Mal in der Woche. Als Essen wurden ihm verschiedene Kisell's (säuerlicher Mehlbrei) bereitet, oft bis zwanzig Sorten. Diese Kisell's legte man in irdene Schalen (Ploschkee), die zur Illumination benutzt werden, und stellte sie in einer Reihe auf dem Hofe auf. Sobald alles bereit war, mußte auf seinen Befehl die ganze Zeit über, während welcher er aß, auf dem Glockenturme, (d. i. Kirchturme) die Glocke geläutet werden. Zum Essen ging er, winters und sommers, nackt auf den Hof hinaus und aß aus den Schalen direct mit dem Munde, wobei er sofort die leergewordene Schale zerschlug, so daß jedesmal neue benutzt werden mußten." — „Niemand hat gesehen, daß er sich je hingelegt hätte, um auszuruhen. Aber ein Mal am Tage kam jene Wärterin, von welcher oben berichtet worden, zu ihm und dann mußten alle nicht nur aus der Scheune, sondern auch aus dem Hausflur sich entfernen. Die Wärterin blieb einige Stunden bei ihm und es liegt die Vermutung nahe, daß R-sky zu dieser Zeit geruht hätte."

Nachdem R-sky so unter irgend einer (geheimnisvollen) Mitwirkung oberwähnter Wärterin 5—6 Jahre gestanden, gesellte sich zu ihm ein Weib, das ihm sehr anhing und „zu seinen Füßen starb, nachdem es selbst in einen entsetzlichen physischen und moralischen Zustand gekommen war."

Nachdem 12 Jahre seit Beginn seiner Krankheit verflossen waren, fing R-sky wieder auf menschliche Art zu sprechen an, und nach dem Tode seiner Mutter „kam er aus der Scheune heraus, erschien im Hause, kleidete sich an, empfing die erschienene Obrigkeit und erfüllte alle Formalitäten eines rechtmäßigen Erben. Darauf entfernte er sich wieder, hielt sich aber nur mehr eine kurze Zeit in der Scheune auf." Darauf fing er an, ein ganz gewöhnliches Leben zu führen, heiratete ein einfaches Frauenzimmer und hatte auch Kinder. Bald verlor er seine Füße und man mußte ihn im Rollstuhl herumfahren.

Das letzte Mal sah ihn Panajew, der ihn mit seiner Tochter besuchte, im Jahre 1883. Er interessierte sich wie früher für Litteratur und alles, was einen intelligenten Menschen sonst interessieren kann. „Kurzum," meint Panajew, „er setzte uns in Erstaunen sowohl durch sein Gedächtnis und seinen Verstand, wie auch durch den Umstand, daß er geistig nicht zurückgeblieben war, als ob er garnicht 20 Jahre in einer Scheune gestanden hätte, zusammengekrümmt, nackt, winters, im Frost." Nach einigen Jahren starb er.

Die Krankheit Alexander R-sky's befand sich, nach den Worten Panajew's, in irgend einem geheimnisvollen Zusammenhange mit dem Tode seiner Bruders Wladimir. Er hatte Panajew selbst während seiner Krankheit auf dessen Vorschlag, seine Lebensweise doch zu ändern, geantwortet, daß „dieses nicht von seinem Willen abhinge und daß er keinen eigenen Willen hätte". Außerdem hatte man oft gehört, wie er ausgerufen: „Wolodja, Wolodja![1]) Wirst du mich bald freigeben?"

Dieses — wie Panajew versichert — wirkliche Geschehnis klingt zwar unwahrscheinlich, aber die Versicherungen des Verfassers und seine Berufungen auf die Zeugen lassen die volle Möglichkeit einer Controle zu, denn den Familiennamen des Kranken zu erfahren wird demjenigen nicht schwer fallen, der das Geschlechtsregister der Panajews kennt. Leicht begreiflich wird uns ein solcher Fall von Besessenheit durch einen Verstorbenen, seitdem wir mit der Besessenheit durch den fremden Willen Lebender völlig vertraut geworden sind in der hypnotischen Suggestion. **H. J.**

[1]) Wolodja ist Diminutiv für Wladimir.





Bemerkungen und Besprechungen.

Der Ring des Nibelungen im Opernhause zu Berlin.

Die Nibelungen-Sage enthält selbstverständlich viel Esoterisches wie alles, was dem halbbewußten Schaffen des Volksgeistes entspringt. Um mir auf die beste Weise einen Eindruck davon zu verschaffen, bis zu welchem Grade dieses Esoterische der Sage unserem Dichterkomponisten selber zum Bewußtsein gekommen ist, besuchte ich vor Kurzem den Cyclus der Vorstellungen von Richard Wagners Tetralogie im kgl. Opernhause zu Berlin. — Offenbar ist der Sinn für das Esoterische Wagner selbst erst in den letzteren Jahren seines Lebens mehr aufgegangen, und dieses Bewußtsein ist ihm wohl erst bei seiner Schöpfung des Parsifal völlig klar geworden. In seinen Nibelungen ist es in viel geringerem Maße zu finden, als es selbst in Jordans genialer Neudichtung offenbar zu erkennen ist.

Von den vier Vorstellungen hat die erste bei Weitem den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Die drei letzten sind mir fast eine größere Strapaze geworden, als manche meiner gefahrvollen Abenteuer in den Urwäldern von Aequatorialafrika, in denen ich doch wenigstens nie vier bis fünf Stunden lang in drückender Theaterluft zu sitzen hatte. Denn selbst die Musik, die mich sonst vieles vergessen ließ, konnte in solcher Ausdehnung mich nicht über diese Schattenseite unseres ungesunden Kulturlebens hinwegheben.

Meisterhaft formuliert und zuweilen in wirklich dichterisch schöner Weise verwendet sind die Motive, obenan das Siegfried-, das Wotan- und das Rheingoldmotiv, in dessen orchestralem Wellengewoge man sich gleichsam badet. Auch die lyrischen Parthien, der Gesang der Rheintöchter in der Götterdämmerung und am Schluß des Rheingold, das Lenzeslied in der Walküre und die Erweckungs-Scene im Siegfried fesseln wunderbar durch ihre Poesie. Aber die epischen Endlosigkeiten und die philosophirenden Melodiewüsten übermüden und erschöpfen den gutwilligen Zuhörer.

Selbst durch die hochentwickelte Technik unserer Oper lassen sich die völlig undramatischen Stellen der Nibelungen nicht dramatisch und die von Wagner geforderten scenischen Unmöglichkeiten nicht möglich machen. Aber die Inscenierung des Werkes im Berliner Opernhause hat das

Beste geleistet, was ich überhaupt von einer Bühne erwarten konnte — als Erläuterung eines großartig angelegten Orchesterwerkes. Ich hatte den Vorzug, von der ersten Bank des Parquets mich in die einzelnen Feinheiten des Orchesters vertiefen zu können, welches dieses Riesenwerk vollendet zum Ausdruck brachte. Ja, die Aufführung des „Rheingold" fand ich hier so ideal, wie überhaupt wohl eine Theatervorstellung möglich ist. Selbst bei der Aufführung des „Parsifal" in Bayreuth fand ich nicht eine so verhältnismäßig gut gelungene Ueberwindung des unvermeidlichen Theaterapparates, der meine Illusion stört. Das Ensemble war ausgezeichnet, Alles vorzüglich einstudiert, die Regie vortrefflich, die scenische Ausstattung tadellos künstlerisch, die Lichtwirkungen überraschend schön.

Da mir die Musik die Hauptsache war, gereichte es mir zu besonderer Freude, daß ich an diesen vier Abenden den Kapellmeister Felix von Weingartner kennen lernte, der mir durch seine geniale Leitung des Orchesters die Intentionen Wagners plastisch anschaulicher interpretierte, als wenn ich selbst die Partitur vor mir gehabt hätte. Die Individualität Weingartners, seine frische Lebendigkeit, sein feines Nüancieren und sein geistvolles Individualisieren in allen Einzelheiten machte es mir zu einem selten erlebten Genuß, der mich dafür entschädigte, vier Abende dem Theater gewidmet zu haben. Er machte es mir durch sein von innerem Leben zeugendes, durchgeistigtes Wesen von Neuem klar verständlich, daß eine solche Leistung nicht auf der technischen Fertigkeit des Dirigenten beruht, sondern auf der innersten Seele des Menschen, die bei Weingartner ganz Musik ist. Ich bewunderte seine Sicherheit und sein Leben mit dem Orchester in dem Musikwerke um so mehr, als ich später erfuhr, daß er ohne eine einzige Probe zu dieser Riesenarbeit an das Orchester herangetreten war, um den ganz plötzlich erkrankten Kapellmeister Sucher zu vertreten. Wieviel von dem esoterischen Gehalte der Tetralogie Weingartner bekannt ist, weiß ich nicht, nach seinem musikalischen Gefühl zu urteilen, muß er aber wohl Verständnis dafür haben. Vielleicht ist er gar unbewußtermaßen selbst ein Theosoph. Dr. **Hübbe-Schleiden.**



Der Baum der Vollendung.

In seiner Reise nach Aegypten berichtet Lepsius, daß die Neger in Kordofan von einem „Baume der Vollendung" erzählen, der so viele Blätter hat, wie Menschen leben. Auf jedem Blatte steht ein Name; und wird ein Kind geboren, so wächst ein neues Blatt. Wird ein Mensch krank, so welkt sein Blatt. Soll er sterben, so bricht Asraël, der Todesengel, es ab. — In der Bezeichnung des Menschheits-Lebens als eines „Baumes der Vollendung" ist angedeutet, daß die Seele (Wesenheit) eines Menschen erst dann die Vollendung erreicht, wenn sie in allen verschiedenen Formen von Blättern oder Leben verkörpert gewesen ist. **M. Z.**



Die Dichte der Erde.

Der englische Physiker Poynting in Birmingham hat kürzlich eine neue Bestimmung der Gravitationsconstanten und damit der mittleren Dichte der Erde ausgeführt. Es kommt bei derartigen Untersuchungen darauf an, experimentell die Anziehungskraft zwischen zwei Körpern zu bestimmen, deren Massen bekannt sind, und ihre Größe zu messen.

Das Newtonsche Gravitationsgesetz sagt, daß die Anziehung zwischen zwei Körpern dem Produkt ihrer Massen direkt und dem Quadrate ihrer Entfernung umgekehrt proportional ist. Durch Messung der Anziehungskraft zweier Massen erhält man also den Proportionalitätsfactor, und damit wiederum die Attraction anderer bekannter Massen, wenn deren Entfernung gegeben ist, oder bei bekannter Attraction und Entfernung die Masse des einen Körpers, wenn außerdem diejenige des andern bestimmt ist.

Die Anziehung der Erde auf eine bekannte Masse stellt ihr Gewicht dar; man findet demnach die Masse der Erde selbst, und weiter auf Grund ihrer bekannten Dimensionen ihre mittlere Dichte.

Das Verfahren, welches Poynting anwendete, besteht darin, daß er eine sehr empfindliche Wage auf beiden Seiten mit Gewichten von 20 kg belastete und dann beobachtete, welche Einwirkung eine große Kugel von 153 kg auf diese Gewichte ausübte, wenn sie abwechselnd unter das rechts und links auf der Wage befindliche Gewicht gebracht wurde. Er vergrößerte also gewissermaßen die Erdanziehung um einen bekannten Betrag und bestimmte denselben als Teil der ersteren, so daß er auch die Erdanziehung selbst in absolutem Maße erhielt.

Aus einer großen Anzahl einzelner Wägungen ergab sich das mittlere specifische Gewicht des Erdkörpers zu 5,49, ein Wert, welcher kleiner ist als alle anderen, die in neuerer Zeit gefunden wurden. Baily erhielt (1843) 5,67, Cornu und Baille (1878) 5,56, Wilsing (1885 und 1887) 5,59, Jolly 5,69. **B. L. A.**

Materialismus und geistige Weltanschauung.

Mehrere Persönlichkeiten in einem Individuum.

In dem bekannten wissenschaftlichen Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart hat Dr. Landmann „eine psychologische Studie: Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum" (1894) herausgegeben. Das Buch ist mit umfassender Sachkenntnis der physiologischen Psychologie, insbesondere auch des Hypnotismus in seinen wissenschaftlich bereits anerkannten Erscheinungsformen geschrieben.

Es stehen bekanntlich unsere geistige Weltanschauung und der Materialismus einander diametral gegenüber. Wir wissen durch Erfahrung und allseitige Erwägung, daß das innerste „geistige" oder „göttliche" Wesen alles Daseins in der Natur wie im Menschen das anfängliche ist, daß aus ihm heraus die Seele sich gestaltet, und aus dieser wiederum der Körper. Wir wissen aber andrerseits auch, daß diesem Differentiations-Vorgange die Individuation (der Evolution die Involution) folgt und gegenübersteht, und daß diese letztere darin besteht, daß sich wiederum mehr und mehr aus dem Stofflichen, dem verhältnismäßig Unbewußten, das Bewußtsein der Seele (unser allbekanntes Tagesbewußtsein) und aus diesem wiederum das höhere oder innere „göttliche" Geistesbewußtsein heraus entwickelt.

Die materielle Wissenschaft nun weiß nur von der letzteren (Individuations-) Seite des Welt-Entwickelungsprozesses, wie wir ihn besonders in der Entfaltung der organischen und seelischen Fähigkeiten vor sich gehen sehen. Und es ist auch höchst verdienstlich, daß dieser Vorgang bis ins Kleinste eingehend beobachtet und erkannt werde. Dazu bietet die physiologische Psychologie die Vorstufe. Allen denen, die an dieser wissenschaftlichen Pionier-Arbeit Interesse nehmen, ist die sorgfältige Spezial-Studie Dr. Landmann's als wertvolles Material zu empfehlen. **W. St.**

Lebe!

Ferdinand Avenarius hat es versucht, uns eine „Dichtung"[1]) nicht in epischer Gestaltungsart, sondern in lyrischen Einzelstimmungen zu geben, die je in ihrer Variation auch eine verschiedene, charakteristische Formbehandlung erfahren. Mag die rein-formale Behandlung des Ganzen auch manches zu wünschen übrig lassen (die Lyrik zerreißt oft die Plastik und den Lebensaufbau der Dichtung), so spricht doch eine reife, männliche Dichternatur zu uns. Ueber lyrische Einzelvorgänge einer feinentwickelten, empfindsamen Psyche hinaus kommt der Dichter zu starken ethischen Potenzen. Die weiche Gefühlsliebe zum Weibe ringt sich durch zur starken Erkenntnisliebe für die Menschen; aus dem Schmerz des persönlichen Verlustes wächst die Gefühlsbefriedigung des Mitleids: die Arbeit für das Wohl der Andern. Lebe und arbeite für die Vielen (nicht nur für Einen), du kannst überall dich bethätigen und lieben — das ist die starke Stimme, die im Innern des Helden erwacht. Und damit schreitet die Dichtung stark in unser lebendiges Erkenntnisgebiet hinein.

Aber auch das seelische Fortleben der verstorbenen Geliebten wird in der Dichtung teils direkt, teils indirekt zum Ausdruck gebracht. Der Held fühlt sich immer von der Liebe der Verstorbenen geleitet; er empfindet sie als seinen guten Genius, der ihm zuletzt mit den Worten „Das schenk' ich dir!" die weite blühende und geschäftige Welt zeigt; dort solle er wirken und leben. Und dort findet er sich in seinem Beruf — er ist Arzt —, und lernt das Elend der Armut kennen, und lernt es lindern. In den Partien, die darauf hinzielen, versucht der Dichter modern zu werden; und hier fehlt ihm wohl die letzte packende Gestaltung.

Eine Stelle von unendlich lieblicher Stimmung möchte ich zum Schlusse hersetzen:

> Der Frühling lächelte still ins Thal.
> Grünen überall. Grünen überall.
>   Da stand ich vor einem Grabe,
>   vor einem blühenden Grabe.
>   Wie wundersam mich's überkam —
> Mir war's, du kichertest draus hervor:
> „Hab mich ja nur versteckt, du Thor,
> hab dich ja nur erschreckt ..." —
>   Du, die ich verloren habe.

Evers.



Es regt sich immer mehr.

Auch in einem „Buche des Spiels" von Alban von Hahn wird jetzt schon die Chiromantie als Gesellschaftsspiel zur Unterhaltung à la „fin du siècle" empfohlen.

W. St.



Noch einmal Kernnings Uebungen.

Unsere Bemerkungen auf S. 315 des Aprilheftes bestätigt uns Dr. Franz Hartmann, der Herausgeber der „Lotosblüten" indem er uns schreibt: „Ich habe mich auch nicht gegen die Kernning'schen Uebungen, sondern nur gegen deren verständnislose Anwendung ausgesprochen."

H. S.





Anregungen und Antworten.



Äußeres und inneres Geschehen.

An den Herausgeber. — Über eine merkwürdige Beobachtung, die ich gemacht habe, möchte ich gerne Ihre Ansicht kennen lernen.

.... Zugleich mit meinem Übergange zur vegetabilischen Ernährungsweise vollzog sich eine weitere Wandlung in meinem Leben. Ich bekam Du Prels „Kreuz am Ferner" zu lesen und wurde dadurch zu eingehenden okkultistischen Studien angeregt, deren Endergebnis mein Beitritt zur theosophischen Vereinigung war. Dies Alles hat mir dasjenige gebracht, was ich schon längst fühlbar vermißte, körperliche und geistige Gesundheit und das Bewußtsein, daß der stets empfundene Drang zur Vervollkommnung den ich mir im Hinblick auf die materialistischen Anschauungen, denen ich theilweise auch verfallen war, nicht deuten konnte, einen höheren Grund hat. Auch das will ich noch beifügen, daß ich durch mediumistische Experimente mich von der Realität der spiritistischen Thatsachen zu überzeugen versuchte, und daß ich dabei durch Unterstützung eines ganz vortrefflichen Schreibmediums außerordentlich Interessantes — wie z. B. eine Versöhnung übers Grab hinaus, die mich selber anging und über deren absolute Unantastbarkeit für mich kein Zweifel besteht — erleben durfte, was ich als ein besonderes Glück ansehe.

Je mehr sich nun bei mir durch den Übergang zur naturgemäßen, einfachen Lebensweise einerseits, sowie andererseits durch das gleichsam Hineingedrängtwerden in das okkulte Gebiet, dem ich bis dahin vollständig ferne stand, eine Wendung in der gesamten Lebensanschauung vollzog, umsomehr stieß ich allenthalben auf merkwürdige Übereinstimmungen und Anknüpfungspunkte. Nicht nur erfuhr ich, daß die meisten hervorragenden Okkultisten sich dieser Lebensweise befleißigten, auch in modernen spiritistischen Werken wird als beste Nahrung für Medien die fleischlose Kost (einschließlich der Enthaltung vom Alkohol und Tabak) empfohlen. Dann aber fiel mir vor Allem die schroffe Stellung auf, welche ein Mann wie Dr. du Prel der medizinischen Schulwissenschaft von heute gegenüber einnimmt, und zugleich bemerkte ich auch, daß umgekehrt die zum Naturheilverfahren übergehenden früheren Mediziner (ich nenne beispielsweise die Herren Oberstabsarzt Dr. Katz in Gundelsheim und Sanitätsrath Dr. Bilfinger in Stuttgart) dem Gebiete des Okkulten näher treten, während gerade die Mediziner sonst die ausgesprochensten Gegner dieser Geistesrichtung sind.

Wie mag es kommen, daß auf diese Weise bei mir, und ebenso bei andern, durch so verschiedenseitige Anregung eine so vollständige Wandlung in kurzer Zeit herbeigeführt wird?

Heilbronn, 18. Februar 1894. L.

Die Thatsache wird vielen aus eigener Erfahrung bekannt sein. Aber auch ihre Erklärung liegt wohl nahe.

Alle äußern Vorgänge, die als die Ursachen der inneren erscheinen, sind in Wirklichkeit nur die Veranlassungen, nur die Mittel des Geschehens. Geistige Wandlungen haben selbstverständlich ihre Ursachen in der Geisteswelt, und dieser

dienen eben alle die verschiedenen Mittel, welche zum gewollten Zwecke führen. Ob gleichzeitig, oder in wie kurzer Zeit, für eine Menschenseele die verschiedenen Mittel Anwendung finden können, hängt allein von der erreichten Reifestufe solcher Seele ab; und dies Heranreifen der Seele kann bereits im innern Geistesleben lange vorbereitet und schon weit vorangeschritten sein, ehe es dem eignen äußeren Bewußtsein klar wird und auch andern Menschen gegenüber durch äußere Thatsachen in die Erscheinung tritt. **H. S.**

O, rühret nicht daran!

An den Herausgeber. — In Kreisen theosophisch Gesinnter hörte ich schon manchmal die Ansicht aussprechen, man solle doch diejenigen, die sich in irgend einem Glauben befriedigt fühlen, möge das Geglaubte auch so unverstanden sein, wie es bei orthodoxen Kirchenchristen oft der Fall ist, — man solle solche Personen lieber ganz mit theosophischen Anschauungen verschonen, man behellige sie unnötig damit und lasse sie nur unbefriedigt zurück, nachdem ihnen das Kirchentum verleidet worden sei. — Mir scheint fast das Gegenteil das Rechte. Man soll nicht nach Art politischer Parteiführer hetzen und auch eine an sich gute Sache nicht durch deren Verbreitung mit Feuer und Schwert zu einer schlechten machen; aber man soll nach Art der echten Männer der Wissenschaft alles Dargebotene zunächst selbst ernst prüfen und sodann das für wahrhaft gut Befundene weitergeben, und zwar Jedermann anbieten — zum Selbstprüfen und zur Verwertung als Prüfstein für das bisher Unerkannte! — Darf ich Sie um Ihre Meinungsäußerung hierüber in unserer Monatsschrift ersuchen?!

Charlottenburg, 7. März 1894. **W. S.**

Die Besorgnis, daß man gläubigen Seelen ihren Frieden raube, ohne ihnen etwas Besseres oder auch nur überhaupt etwas, das Wert für sie hat, dafür darzubieten, diese Besorgnis ist in der That nicht von der Hand zu weisen. Es geschieht dies wirklich in den meisten Fällen, wo das gläubige Gefühl der Menschen noch nicht bis zur klaren Erkenntnis seiner Selbstberechtigung als inneres Erlebnis erwacht ist, als Erlebnis, das als Wahrnehmung nicht nur mit den Erfahrungen und Schlußfolgerungen der Sinnen- und Verstandeswelt vollkommen gleichwertig ist, sondern sogar noch viel wertvoller und das noch viel unmittelbarer und innerlich mehr überzeugende Gewißheit bietet. Wo dieser Standpunkt — wie in den allermeisten Fällen, namentlich bei orthodoxen Christen — noch nicht gewonnen ist, da kann allerdings die unvorbereitete Mitteilung von bloß geschichtlichen Aufklärungen und von scheinbar den Glauben stürzenden Thatsachen der äußeren Welt den Menschen ihren Frieden auf lange Zeit hin rauben. Der bloß verneinende Verstand gewährt nur oberflächliche Befriedigung auch dann, wenn er allein vom Streben nach Wahrheit getrieben wird; er kann nie das ertötete Gefühl ersetzen. Dieses giebt eine viel tiefere innerlichere Befriedigung.

Ein solches negatives Vorgehen mit zersetzendem Verstande ist aber das Gegenteil von Theosophie. Diese raubt niemals irgend Jemandem etwas, sondern sie erklärt ihm vielmehr das, was er schon hat, und sie befestigt ihn dadurch nur im Besitze seiner innersten, heiligsten Schätze. Wird er dadurch von der äußerlichen Anschauung zu inneren Erkenntnissen geführt und wird er dadurch auch vielleicht den äußeren Formen des Kirchenwesens entfremdet, so geschieht dies nie im negativen, im feindlichen Sinne, sondern nur so, wie man sich von dem entwöhnt, was einem in der Kindheit lieb war, oder wie ein Weib nicht mehr mit einer Puppe spielt, nachdem sie Mutter geworden ist.

Freilich kann man hier einwenden, daß nur sehr wenige Menschen heutzutage zum selbständigen Nachdenken reif und zum erfolgreichen Selbstprüfen fähig sind. Wird man wohl Viele auf die höhere Erkenntnisstufe heben können? — Nein, wahrscheinlich nicht. Aber der Theosoph hat auch garnicht die Aufgabe, die Wahrheit, die er selbst besitzt, jedem beliebigen Menschen aufzudrängen. Zwar ist jedermann verpflichtet, Niemanden die Unwahrheit zu sagen, Niemanden das einzureden, was er selbst für

unwahr hält, ja, nicht einmal das, was er selbst nicht ganz versteht. Man soll aber gewissenhaft auswählen, welche Wahrheit und in welcher Form man sie verschiedenen Menschen und verschiedenen Gesellschaftskreisen mitteilt. Wer seine Mitmenschen lieb hat und wer ihnen Gutes thun will, der muß sie erst individualisierend recht verstehen und beurteilen lernen, damit er den Einzelnen nicht durch erzieherische Mißgriffe schadet.

Man kann fast garnichts dazu thun, um bei einem andern Menschen an die Stelle seines toten Wortglaubens das innere (mystische) Erlebnis treten zu lassen. Wann immer aber man ihm helfen will, soll man dieses Ziel für ihn nie aus den Augen lassen. Und jede esoterische Erkenntnis, jeder Hinweis auf dies Ziel kann ihm zur Veranlassung werden, daß in ihm inneres Geistesleben wach wird. Solche Veranlassung wird niemals da geschehen, wo Jemandem unerbetene und unwillkommene Erklärungen aufgedrängt werden, wohl aber möglicher Weise da, wo ein Bedürfnis für geistige Erkenntnis sich durch Fragen oder Suchen kund thut.

Niemals zerstören wir Jemandem seine Ideale; zeigen wir ihm ein noch höheres, so mag er selber wählen. Nie reißen wir etwas nieder, wir bauen stets nur auf. Selbst da, wo alt-ehrwürdige Tempel zu Ruinen verfallen sind, bauen wir neue an der alten Stelle; und wir bauen sogar mit den Marmorquadern jener alten Tempel.

H. S.



Agrapha.

Im V. Bande Heft 4 der „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Altchristlichen Litteratur" (Jahrgang 1889) hat der Kirchenrat Alfred Resch „Agrapha, außercanonische Evangelienfragmente" herausgegeben. Aus diesen mögen hier die folgenden Aussprüche angeführt werden, die Jesus von Nazareth zugeschrieben werden:

Wer mir nahe ist, der ist dem Feuer nahe; wer mir fern ist, der ist fern vom Reiche Gottes.

Was schwach ist, soll errettet werden durch das, was stark ist.

Mein Geheimnis ist für mich und die so mein sind.

Als er Jemanden am Sabbath arbeiten sah, sprach er zu ihm: Weißt du, was du thust, so wirst du gesegnet sein; weißt du es nicht, verflucht bist du, ein Uebertreter des Gesetzes.

Wenn die zweie eins sein werden, wenn das außen wie das innen und das männliche so wie das weibliche, weder männlich noch weiblich, — wenn ihr dies vollbringt, dann wird meines Vaters Reich zu euch kommen.

In welchem Zustande ich euch finden werde, in dem Zustande will ich euch richten.

Beweiset euch als ehrliche Wechsler!

Unter andern Aussprüchen, die Resch nicht Jesus zuschreibt, sind die folgenden:

Hast du deinen Bruder gesehen, so hast du deinen Herrn gesehen.

Sei niemals voll Freude, wenn du nicht mit Liebe in des Bruders Antlitz blickst.

Selig sind, die da trauern über das Verlorensein derer, die nicht Glauben haben.

Selig wer da fastet, auf daß er die Armen speisen möge.

Wenn der Nachbar eines Auserwählten sündigt, so sündigt der Auserwählte selbst (dem Apostel Matthias zugeschrieben).





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx“ zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Prospekthefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Die Gesprächs-Abende des Esoterischen Kreises

in Berlin sind mit der Sitzung am 13. April d. J. für die Sommerzeit ausgesetzt worden.

Bei andauernd reger Beteiligung wurden noch folgende Gegenstände eingehend behandelt: Karma, die theosophische Begründung der Ethik. — Die Lehre der Wiederverkörperung, ein verklungener Grundton des Christentums. — Die geistige und die geschichtliche Bedeutung der theosophischen Bewegung. — Was ist Gott? — Friedrich Nietzsche, Grün-Deutschlands Verführer.

Besprochen wurden ferner u. a. die Fragen: Wie verhält sich die Wiederverkörperungslehre gegenüber der (anscheinenden) Bevölkerungszunahme der europäischen Rasse? — Die esoterische Selbst-Erlösungslehre verwirft den Selbstmord als Widersinn.

Es wurden sodann die folgenden Fragen in autokopierten Abzügen an die Mitglieder des E. K. versandt und deren Beantwortungen derselben vorgetragen und besprochen:

1. Was ist Theosophie? — Wie ist am besten, am kürzesten und am wirksamsten diese Frage zu beantworten, wenn sie in gebildeten Gesellschaftskreisen gestellt wird, die nicht mehr als den Namen oder gar nur Entstellungen unserer Bewegung gehört haben?

2. Was ist Inspiration? Und was ist ihr Verhältnis zur Intuition und zum Genie?

3. Was ist das Gewissen?

4. Was ist die Bedeutung und der Wert des Gebetes?

5. Findet ein Wiedersehen der Verstorbenen im Zwischenzustande nach dem Tode statt?

6. Wieweit ist die Vorschrift gültig: Widerstrebet nicht dem Uebel?

7. Wieweit habe ich in der Nächstenliebe zu gehen? — Habe ich nicht außer den Pflichten gegen meinen Nächsten, auch solche gegen mich selbst, geistige und körperliche? — Kann die Pflicht der Selbstvervollkommnung niemals die Pflicht der Selbstaufopferung überwiegen?

8. Setzt die Individualität in jedem Leben die Ausbildung aller von ihr bisher erworbenen guten und schlechten Eigenschaften und Fähigkeiten

fort oder können einige derselben so völlig verborgen bleiben, daß sie weder äußerlich noch innerlich erkannt werden?

9. Sollten Theosophen bei der Erziehung ihrer Kinder lieber deren besondere guten Veranlagungen ausbilden oder mehr diejenigen Fähigkeiten zu wecken suchen, die ihnen am meisten fehlen?

10. Sollten Theosophen in ihren Kindern den persönlichen Willen ausbilden, der zum Leben in der Welt erforderlich ist, oder vielmehr dessen möglichste Hingabe an den göttlichen Willen der Weltordnung fördern?

11. Wie kann man seine Willenskraft zur Durchführung der Selbstvervollkommnung stärken?

12. Woran kann man unterscheiden, welche Gedanken und Willensäußerungen aus dem höheren Selbste und welche aus dem niederen Selbst des Menschen kommen?

13. Was ist der Wert der vegetarischen Ernährung und der Alkohol-Enthaltung?

14. Was ist der Wert der Askese?

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Zur Kenntnisnahme für Theosophen

und für alle, die sich für Theosophie interessiren, teilen wir mit, daß seit dem 16. März d. J. sich in München ein Theosophischer Kreis als Glied der Europäischen Sektion der „Theosophischen Gesellschaft" gebildet hat. — Nähere Auskunft darüber gewährt der unterzeichnete Schriftführer in München, Georgenstraße 36 II. **Otto Huschke.**

Zum Verständnisse der vorstehenden Anzeige bemerke ich, daß es sich hier nicht um die „Theosophische Vereinigung" handelt, welche ja den Zweck hat, theosophische Anschauungen und Bestrebungen in den weitesten Kreisen des deutschen Sprachgebietes einzuführen, während die Theosophische Gesellschaft (Theosophical Society) eine mit der englischen Sprache die ganze Erde umspannende Organisation für alle diejenigen ist, die schon mehr in den Geist des theosophischen Wissens und Wollens eingedrungen sind und welche demgemäß schon das Bedürfnis eines engeren, rein-menschlichen Zusammenschließens haben. — Ich beziehe mich hierzu auch auf meine Ausführungen im Märzheft 1893 Seite 95 und auf meinen Leitartikel in diesem Hefte.

Auch ich bin gerne bereit, allen (nicht etwa gerade in München wohnenden) Deutschen den Anschluß an die Theosophische Gesellschaft zu vermitteln. Eine Reihe von Mitgliedern unseres Esoterischen Kreises ist auch schon dieser allgemeinen Gesellschaft beigetreten, und es ist selbstverständlich, daß sich eine engere geistige Organisation unserer Vereinigung an die alle Völker und Rassen der Menschheit umfassende Organisation der Theosophischen Gesellschaft angliedern muß. Dies ist in zweckmässiger Weise und in weiterem Umfange nur möglich, wenn sich solcher engere Kreis einheitlich ausbildet.

Je mehr zersplitterte kleinere Kreise sich vor der Begründung einer festen inneren Organisation für das ganze deutsche Sprachgebiet bilden, desto mehr wird die Erreichung des notwendigen Zieles erschwert. Der deutsche National-Charakter, der von Haus aus jeder freiwilligen Einfügung in eine größere Organisation abgeneigt ist, steht dem Streben nach einheitlichem Vorgehen an sich hindernd entgegen. Und doch bedarf es nur zweier oder dreier Menschen, die sich ganz dieser Aufgabe widmen wollen und können, um zum Ziele zu gelangen. Sollten sich nicht die in Deutschland finden?!

Steglitz im April 1894. **Hübbe-Schleiden.**



Eingegangene Beträge im März 1894.

Von M. L. Hoermann in Birmingham: 8 Mk. — Dr. Alfred Gysi in Zürich: 8 Mk. — W. Schmidt in Hamburg: 2 Mk. — Bruno Heeger in Breslau: 1 Mk. 50 Pf. — L. S. F. in F.: 47 Mk. — Heineck aus Hungen: 3 Mk. — Hugo Aurig in Adlershof: 5 Mk. — Lehrer R. in Leipzig: 5 Mk. — C. Dorasil in Troppau: 4 Mk. 85 Pf. — F. N. in P.: 1 Mk. 50 Pf. — C. V. in P.: 1 Mk. 50 Pf. — Marie Oeser in Dresden: 5 Mk. — N. N. in München: 3 Mk. — Agnes Schuchardt in Tettenborn: 5 Mk. — Carl Goering in Altona: 3 Mk. — F. Hamann in Waldau: 3 Mk. — O. Kresse in Berlin: 10 Mk. — Peter Knauer in Chicago: 4 Mk. 10 Pf. — Dr. H. B. in Berlin: 20 Mk. — J. W. Bischof in Lemberg: 3 Mk. 20 Pf. — Johs. Herm. Müller in Hamburg: 10 Mk. — Lisa Hammel in Darmstadt: 2 Mk. — B. Diamant in Bruck: 9 Mk. 70 Pf. — Ph. Gloggau in Luzern: 3 Mk. — Heinr. Strehly in Graz: 1 Mk. 65 Pf. — Dr. med. Jde in Stettin: 8 Mk. — G. Hering in Glauchau: 4 Mk. — G. N. in Hamburg: 5 Mk. — Dr. A. v. Bentivegni in Cottbus: 6 Mk. — Eck in Nueva Germania: 10 Mk. — Zusammen: 203 Mk. — Am 17. Februar 1894: Von Friedrich Schutz in Baden-Baden: 5 Mk.

Steglitz bei Berlin, den 1. April 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Die Verantwortung für die Redaktion der „Sphinx“

übernehme ich, nach dem Ausscheiden des Herrn Franz Evers aus derselben, fortan allein. Auf vielfache mir aus dem Kreise unserer Leser kundgegebene Wünsche und Anfragen bemerke ich, daß ich an dem Programme unserer Monatsschrift nach wie vor festhalte. Alle Zusendungen für dieselbe aber bitte ich fernerhin an keine Person zu adressieren, sondern nur: „An die Redaktion der **Sphinx** in **Steglitz** bei Berlin.“

Steglitz, den 1. April 1894. **Dr. Hübbe-Schleiden.**

An unsere Mitarbeiter.

Den Manuskriptsendungen, die wir nicht bestellt haben, bitten wir ein adressiertes und frankiertes Couvert zur etwaigen Rücksendung beizufügen. Ohne dieses können wir keine Rücksendung zusichern, da wir mit Manuskripten überhäuft werden.

Die Redaktion der „Sphinx“.

Verlagsbuchhandlungen,

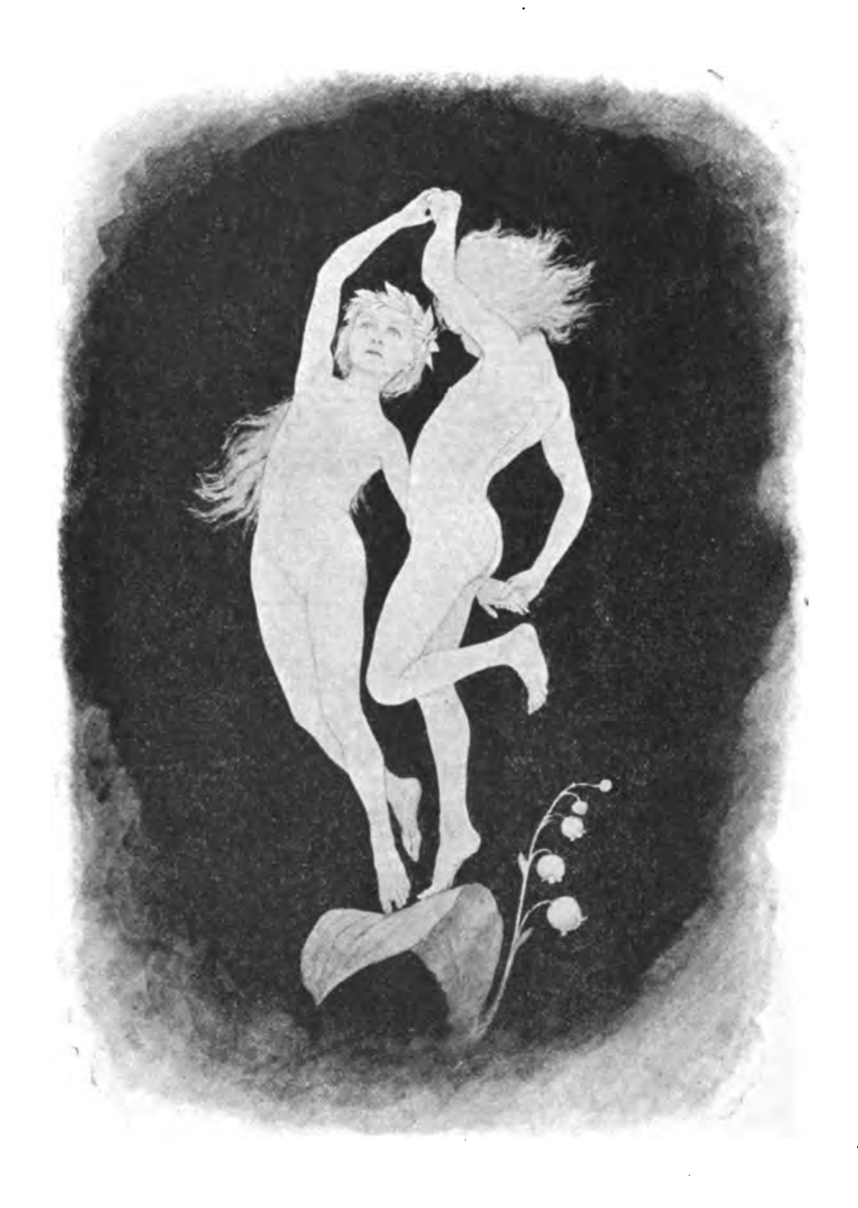
die uns Bücher zuschicken, ersuchen wir wiederholt um Angabe des Preises, den jedes Buch hat, ferner um gebundene bez. um je zwei ungebundene Exemplare, wenn außer der Anzeige noch eine Besprechung erfolgen soll.

Die Redaktion der „Sphinx“.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Hübbe-Schleiden in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.



Tänzer.

Aus der Kindermusik von

Diefenbach.

Kunstbeilage zur „Sphinx" Juniheft 1894

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVIII, 100. Juni 1894.

Rundfrage über die Unsterblichkeit.

Zum hundertsten Hefte der Sphinx.

Vom

Herausgeber.

Trotz der materialistischen Gedankenströmung, die sich seit dem vorigen Jahrhundert innerhalb der europäischen Rasse geltend macht, nimmt auch noch heute — und wohl heutzutage mehr als früher — jeder ernster nachdenkende Mensch ein mehr oder weniger lebhaftes Interesse an der Frage, ob von seinem Wesen wohl nach seinem Tode irgend etwas Seelisches oder Geistiges mit individuellem Bewußtsein fortleben wird, ob also ein Kern seines Wesens — wie man auch sagt — „unsterblich" ist oder nicht, und ob solch etwaiges Fortleben wohl kürzere oder längere Zeit dauern wird. Trotz aller anscheinend dagegen sprechenden Thatsachen und Verstandesgründe lebt sogar nicht blos bei ungebildeten Volksmassen, sondern auch in den meisten gebildeten Menschen ein gewisser Hang zur Bejahung jener Frage, selbst da, wo diese Bejahung als sehr unwillkommen nur gefürchtet wird. Die Wichtigkeit dieser Frage drängt sich um so mehr in den Vordergrund des Bewußtseins, je mehr man sich durch Alter, oder durch schwere Erkrankung dem eigenen Tode näher gerückt fühlt oder wenn man diejenigen, die man liebt, dem Tode anheimfallen sah. Die meist sehr oberflächlichen Erwägungen, mit denen dann die Menschen sich wohl abzufinden, — selten aber sich zu beruhigen — pflegen, das Zurückgreifen auf Kirchenlehren oder auf die Ausführungen älterer und neuerer Philosophen, befriedigt heutzutage die Anhänger des „Unsterblichkeits"-Bewußtseins fast ebenso wenig wie dessen Gegner. Dagegen würde es für Jedermann von höchstem Werte sein, zu übersehen, was die Besten unserer Zeitgenossen über diese Frage denken und was sie für oder gegen sie zu sagen haben. Auch könnte damit unserem Kulturleben ein mächtiger Antrieb zu neuem geistigem Streben gegeben werden.

In diesem Sinne richte ich an die hervorragenden und führenden Männer unsres deutschen Volkes die Bitte um ihre möglichst kurze und entschiedene Aeußerung über die folgenden Fragen:



1. Was halten Sie von der Annahme, daß von der menschlichen Individualität, von der „Seele“ oder dem „Geiste“, nach dem Tode des Körpers irgend ein bewußter Wesenskern fortdauert?

2. Auf welche Thatsachen oder Vernunftgründe stützen Sie Ihre Meinung über diese Frage?

Sowohl für die Wirkungskraft der Aeußerungen hierüber, wie auch im Interesse ihrer weiteren Verbreitung in der Oeffentlichkeit ist eine möglichst kurze Fassung erwünscht. — Zur Erklärung der Fragen aber seien hier noch wenige Worte hinzugefügt.

Die Abstufungen in der Sicherheit des eigenen Gefühls oder Bewußtseins in Betreff dieser Frage können sehr verschiedene sein; man kann die Fortdauer der geistigen Individualität für gewiß oder für wahrscheinlich oder für möglich oder für unwahrscheinlich oder für unmöglich halten. Auch kann die Art der Fortdauer sehr verschieden gedacht werden; es kann entweder ein Fortleben des persönlichen Bewußtseins mit völliger Rückerinnerung an das vorhergegangene Erdenleben sein oder, wie Lessing und Schopenhauer meinen, eine Wiederverkörperung des individuellen Willens in einer neuen Persönlichkeit ohne Erinnerung an die vorhergegangenen Lebensläufe als andere Persönlichkeiten, wobei dann die Anlagen des Geistes und Charakters, mit denen man geboren wird, die in allen früheren Lebensläufen nach und nach erworbenen Errungenschaften für die weitere Aufwärtsentwickelung fortsetzen. Es wäre aber endlich auch beides zugleich zu denken, so daß zuerst nach dem Tode das seelische (persönliche) Bewußtsein des Menschen sich auslebt, soweit noch der Ueberschuß seiner Seelenkraft reicht, und daß darnach der individuelle Wesenskern des Menschen seine Evolution auf Grundlage einer neuen Verkörperung aller seiner schon erlangten Fähigkeiten und Eigenschaften mit frischen Lebenskräften fortsetzt.

Ueber die Thatsachen, die man für und gegen ein Fortwirken des persönlich-bewußten Willens unabhängig vom Gehirn und Nervensystem anführen kann, sei nur erwähnt, daß irgend eine noch so große Anzahl von negativen Erfahrungen an sich nichts gegen irgend welche positiven Erlebnisse beweisen, sondern daß die Stichhaltigkeit der letzteren allein auf Grund der Exaktheit ihrer eigenen Beobachtung zu beurteilen sind. Soviel hierüber nur zur Rechtfertigung dieser Rundfrage (Enquête) überhaupt gegenüber denjenigen, die sie, durch ein weithin herrschendes Vorurteil beeinflußt, als vollständig außerhalb des Bereiches wissenschaftlicher Untersuchung liegend wähnen könnten.

Im Voraus sage ich den Einsendern, die den Mut haben ihre Ueberzeugung unumwunden auszusprechen, im Interesse dieser bedeutsamen Lebensfrage unserer Geisteskultur aufrichtigen Dank und bitte die Beantwortungen an mich selbst zu adressieren.

Steglitz bei Berlin. **Dr. Hübbe-Schleiden.**





Wissenschaft und Unsterblichkeit.

Nach

Frederik W. H. Myers.

Was sagt die Wissenschaft über die Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode? — Garnichts! Ihr erscheint die Bejahung unbewiesen, die Verneinung unbeweisbar.

Das bejahende Gefühl erstirbt um so eher, je mehr es erfolglos nach Beweisen sucht; und bei der großen Tragweite dieser Frage ist das Schweigen der Wissenschaft noch mehr entmutigend, als offene Angriffe. So schwindet diese große Hoffnung unsrer Väter mehr und mehr dahin.

Für die Wissenschaft kann die Lösung dieses Rätsels nur eine Frage von Thatsachenbeweisen sein. Nun scheint mir aber, daß seit einem Menschenalter, ja, besonders seit einigen Jahren, Entdeckungen gemacht sind, die unsere ganze Stellung zu der Frage nach einer unsichtbaren Welt und nach unserm vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dasein völlig umgestalten müssen.

Man hört wohl manchmal sagen, daß die größten Geister sich „vergeblich" mit der Lösung dieser Frage befaßt haben. Aber mit welchen Thatsachen arbeiteten sie? Welche Beobachtungen hatten sie zu ihrer Verfügung? Welche Art von experimentellen Untersuchungen haben sie verfolgt, „vergeblich" verfolgt?

Der Gedanke, daß man die Lösung dieser Frage überhaupt wissenschaftlich unternehmen könnte, ist bis jetzt noch fast Niemandem ernsthaft in den Sinn gekommen. Die bloße Wichtigkeit einer Frage ist noch kein Beweis dafür, daß unsre Väter sie im richtigen Sinne zu lösen versucht haben müßten. Und es stellt sich schließlich heraus, daß dies noch nie geschehen, daß dieser Versuch ganz neu und daß er keineswegs aussichtslos ist.

Dieser Aufsatz ist ein Auszug der Hauptgedanken aus Frederik Myers neuester Sammlung von Essays „Science and a future life" (London 1893, bei Macmillan & Co.). Myers ist nicht als Essayist berühmt, sondern vor allem durch seine Verdienste um die Society for Psychical Research für immer unvergeßlich. (Der Herausgeber.)

Einige jener Entdeckungen — im Bereiche des Automatismus und der menschlichen Persönlichkeit — sind jetzt schon weithin wissenschaftlich anerkannt, obwohl ihre Bedeutung und Tragweite bisher erst unvollkommen verstanden wird. Andere Entdeckungen, die ebenso sicher festzustellen sind, werden noch bestritten oder ignoriert; indessen sind sie in der That so eng mit jenen bereits anerkannten verbunden, daß auch sie bald mithelfen werden, die wissenschaftlichen Anschauungen gründlich umzugestalten.

Schon seit den Versuchen — ich will nicht sagen Mesmers, aber — De Puységurs war es Allen, die nur ein paar Bücher darüber lesen und die darin enthaltenen Berichte durch eigene Experimente nachprüfen mochten, ganz bekannt, daß manche Männer und Frauen bei völliger Gesundheit durch verschiedene Verfahren in den Zustand des sogenannten „Somnambulismus" oder der mesmerischen Ekstase (Trance) versetzt werden können, und daß diese dann vernünftig reden und handeln, ohne davon nach ihrer Zurückführung („Erweckung") in den Zustand ihres äußeren Bewußtseins irgend etwas zu erinnern.

Wir kennen aber sogar Fälle, wo der zweite (innere) Bewußtseins-Verlauf derart mit dem ersten (äußeren) verbunden ist, daß er jederzeit leicht an dessen Stelle treten kann und daß somit solche Person abwechselnd zwei verschiedene Leben lebt mit ganz verschiedenen Gedächtnissen (Identitäts-Bewußtseinen) und ganz verschiedenen Charakteren. Ja, wir wissen sogar von Fällen, die teils von selbst, teils experimentell erzeugt wurden, wo das zweite Bewußtsein dauernd an die Stelle des ersten getreten ist und die Person jetzt ein ganz „anderes Selbst" (wie man es in alten Zeiten nannte) hat, als das, womit sie ihr irdisches Bewußtsein begann.

Diese Erfahrungen sind anerkannt, aber noch erst sehr unvollkommen verstanden. Bis jetzt sind sie fast nur von Aerzten beobachtet worden; die selten deren tiefe psychologische Bedeutung erkannten. Diese ist aber die, daß keine uns bekannte Form des menschlichen Bewußtseins auch nur annähernd unser ganzes Selbst umfaßt. Wir wissen jetzt noch garnicht, einen wie geringen Teil von uns selbst wir bisher für das Ganze hielten.

Aber unser Begriff der Persönlichkeit vertieft sich ebenso sehr wie er sich erweitert. Wir fangen an, immer tiefere Kräfte zu entdecken — Kräfte, die durch die Vorgänge irdischer Entwickelung schwer zu erklären sind und die uns zwischen verschiedenen Menschen eine direkte Geistesverbindung zeigen, von der wir durchaus nicht logisch gezwungen sind anzunehmen, daß der Tod sie unterbrechen und zerstören müßte. Die unmittelbare Wirkung eines Menschengeistes auf einen andern ohne die Vermittlung der bekannten Sinnesorgane kommt sehr häufig, fast beständig vor; und daß diese Thatsache hinreichend isoliert und unter zwingenden Bedingungen experimentell bewiesen worden ist und täglich wird, davon sind eine Menge wissenschaftlicher Experimentatoren völlig überzeugt — Männer, unter denen sich nicht wenige befinden, die sich durch ihre exakten Untersuchungen auf anderen Gebieten allgemeine Anerkennung erworben haben.

Freilich beweist solche unmittelbare Gedanken- und Gefühls-Ueber-

tragung noch nicht, daß etwas im Menschen ist, was durch die materialistische Hypothese nicht erklärt werden könne. So betrachtet Professor Lombroso die Gedanken als Gehirn-Vibrationen, die sich als Aetherwellen fortpflanzen. Solche Erfahrungen jedoch geben uns Aufklärung über andere vorher unbegreifliche Thatsachen.

Wenn wir also sehen, wie ein Experimentator einen entfernten Freund ein hallucinatorisches Bild von sich selbst sehen machen kann, so verstehen wir auch jene „Phantasmen Lebender", oder sogenannte „Anmeldungen Sterbender", wie sie überall vorkommen und bei denen ebenfalls der Sterbende einem entfernten Freunde, der oft nicht einmal etwas von seiner Krankheit weiß, als hallucinatorisches Bild erscheint und von ihm Abschied nimmt.

Man nimmt gewöhnlich an, daß eine besonders starke schnelle Blutcirkulation im Gehirne für eine besonders kräftige „seelische" (psychische) Wirkung notwendig sei. Aber in einigen der von uns veröffentlichten Fällen solcher „Phantasmen" [1]) verursachte der Sterbende eine sehr starke seelische Wirkung, während er anscheinend ganz bewußtlos war und während alle seine körperlichen Funktionen bis zur tiefsten Ebbe herabgesunken waren. Ja, diese besondere Art telepathischer Energie scheint gerade im umgekehrten Verhältnisse zu stehen zu der wahrnehmbaren Thätigkeit des Nervensystems oder des äußeren Bewußtseins.

Die Lösung dieses Rätsels bedarf freilich noch eines viel reicheren Materials zur Unterlage, als wir es bisher haben. Diesem Zwecke diente ein „Census der Hallucinationen", der seit 1889 in Frankreich, England, Amerika und Deutschland unternommen worden ist [2]). Und durch die neuerdings geübte experimentelle Hervorbringung von hypnotischen Hallucinationen haben wir ein weiteres Mittel in Händen, um diese Thatsachen nicht mehr blos in anekdotenhafter Weise zu behandeln, sondern sie exakt und systematisch zu erforschen.

Hier drängt sich nun von selbst die Frage auf, ob diese „Phantasmen", die häufig als Fernwirkung lebender Menschen nachgewiesen werden, auch Beweise für die Wirkung von schon vor einiger Zeit verstorbenen Todten liefern. Wenn ein Mann z. B. garnicht weiß, daß seine Frau gestorben ist und sieht ihre Erscheinung kurz nach ihrem Tode, so liegt darin wohl Beweismaterial für uns enthalten. Oder wenn ein völlig Fremder ein Phantasma sieht und nachher diese Erscheinung mit einer Photographie in einem Album identifiziert, und wenn sich dann herausstellt, daß sie Jemand darstellt, der kürzlich in dem Zimmer starb, in welchem die Erscheinung gesehen wurde. Ferner kommen auch Fälle von Wiederholung solcher übereinstimmenden Wahrnehmungen vor, so daß man dies nicht mehr als „Zufall" bezeichnen kann, auch wenn man diese Fälle

[1]) „Phantasms of the Living". Von Gurney, Myers and Podmore, London 1886 (Trübner & Co.) 2 Bände mit über 700 solcher wissenschaftlich behandelten Fälle.

[2]) Part XXV der Proceedings of the Society for Psychical Research, London 1893 (Kegan, Paul, Trench, Trübner & Co.).

übrigens noch nicht erklären kann. Wenn endlich auch verschiedene Personen gleichzeitig oder nach einander (aber unabhängig von einander) solche Phantasmen sehen, die sie übereinstimmend beschreiben, so ergiebt sich daraus die Wahrscheinlichkeit, daß hier Ursachen wirken, die über die subjektiven Zustände der Wahrnehmenden hinausliegen.

Das Studium von Fällen dieser Art hat mich allmählich überzeugt, daß die am wenigsten unwahrscheinliche Hypothese die Annahme ist, daß hier die überlebenden Persönlichkeiten von Verstorbenen auf die noch hier auf Erden Lebenden einwirken. Ich glaube zwar, daß dieser Einfluß meistens indirekter und traumhafter Art ist, aber ich kann mir die Thatsachen doch nicht erklären, ohne solchen Einfluß anzunehmen.

In diesem Glauben werde ich bestärkt durch die schon oben erwähnten Vorgänge des Automatismus. Der Inhalt, der auf diese Weise — meistens durch automatisches Schreiben — erhaltenen Mitteilungen scheint uns auf drei verschiedene Quellen zurückzuführen. Von diesen ist die erste das eigene Selbst des Automatisten. Hieraus fließt unzweifelhaft die große Masse aller solcher Botschaften — auch dann, wenn der Automatist dies Wissen, um das es sich handelt, längst vergessen hatte. Was in den Geist des Menschen hineingegangen ist, kann auch wieder aus ihm herauskommen, mag auch der Automatismus die einzige Möglichkeit hierzu bieten.

Zweitens finde ich einen geringen Prozentbetrag von solchen Mitteilungen, die offenbar telepathisch sind, d. h. Thatsachen wiedergeben, die dem Automatisten unbekannt, aber irgend einer lebenden Person in seiner Umgebung bekannt waren.

Drittens aber zeigt sich ein noch geringerer Rest von Botschaften, die ich so nicht erklären kann — Botschaften, die offenbar weder dem Automatisten, noch auch irgend einer mit ihm in Verbindung stehenden, lebenden Persönlichkeit, wohl aber irgend einer verstorbenen Person bekannt waren und zwar sogar einer Person, die dem Automatisten völlig fremd war. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß in irgend einer Weise — wie traumhaft oder mittelbar es auch immer sein mag — diese Botschaften doch von solcher verstorbenen Persönlichkeit herrühren.[1])

Ich wünsche keineswegs diese Ansichten denjenigen aufzudrängen, die nicht vorbereitet sind, sie anzunehmen. Was ich wünsche ist nur, daß soviel andere Menschen, wie immer möglich, sich selbst befähigen sollten, unabhängig von meinem hier mitgeteilten Beweismaterial selbständig zu urteilen, und daß sie das Material, was bisher angesammelt ist, studieren und die Experimente und Beobachtungen, die zum eigenen Urteilen nötig sind, selbst machen sollten. —

Wenn wir erwägen, wie die Thatsachen des Hypnotismus erst eine langsame stufenweise Entwickelung haben durchmachen müssen, bis sie jetzt

[1]) Man vergleiche hierzu auch Part XVI der „Proceedings of the Society for Psychical Research“.

allmählich als Thatsachen, nicht mehr als Betrug, von der amtlichen Wissenschaft anerkannt worden sind, so ist auch die schrittweise Anerkennung, welche jene weiterreichenden Vorgänge allmählich finden, keineswegs erstaunlich.

Die Thatsachen, um die es sich hier handelt, sind wohl nicht diejenigen, die gerade aus dem ganzen Weltall von Thatsachen ausgesucht werden könnten, als am besten geeignet uns zu trösten und uns zu erbauen. Aber diese Thatsachen sind gerade solche, deren wir nach wissenschaftlicher Methode zuerst habhaft werden mußten und die wir am leichtesten uns geistig aneignen können. — Wenn es ein unsichtbares Weltall giebt, so werden wir es uns am leichtesten gemäß der größten Vorstellung, die wir uns vom sichtbaren Weltalle machen, denken können. Wir werden es uns demgemäß als einen ungeheuren aber streng zusammenhängenden Entwickelungsprozeß vorstellen, in welchem Gedanke und Bewußtsein von jeher das innerste Wesen des Prozesses selbst waren und sind.

Wenn dieses nun der Fall ist, so sollten wir erwarten, daß unsere erste Ahnung des wahren außerirdischen Wesens unserer Entwickelung, die gelegentliche Wahrnehmung einer Fähigkeit in uns sei, die wir bei unsern irdischen Vorfahren noch nicht finden. Hier, wie immer, können wir nun auch von der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft schließen.

Der Vergleich des Menschen, wie er ist, mit der Raupe, und des Menschen, wie er nach dem Tode sein wird, mit dem Schmetterling ist ziemlich alt. Doch nehmen wir einmal vergleichsweise an, daß einige gewöhnliche Raupen einander zu untersuchen und über ihre Zukunft nachzudenken anfingen! Zunächst finden sie sich vollkommen geeignet für das Leben und Sterben auf einem Kohlblatte. Dann aber bemerken sie gewisse Punkte und Seiten in der Zusammensetzung ihres Wesens, welche für das Raupenleben gänzlich überflüssig sind. Diese deuten darauf hin, daß die Raupengestalt von einem vollkommeneren Insekte abstammt und ein solches selbst wieder zu werden bestimmt ist. Jene Anzeichen dieser Entwickelung sind so stark verhüllt durch den Raupencharakter, daß sie leicht übersehen und bestritten werden können. Aber unsere Raupe hält an ihrem einmal gewonnenen Gesichtspunkte fest; sie behauptet, daß diese sonderbaren Merkmale auf der Abstammung von Luftwesen deuten. Und nun setzt sich einen Augenblick ein Schmetterling auf das Kohlblatt nieder. Die Raupe weist triumphierend auf die morphologische Uebereinstimmung mancher der hervorstechenden Eigenschaften des Schmetterlinges mit einigen im eignen Wesen schlummernden und keimenden Wesensseiten hin; und während sie ihre Mitraupen hiervon zu überzeugen sich bemüht, fliegt der Schmetterling davon.

Dies meine ich ist genau der Vorgang, den wir in der Geschichte unserer menschlichen Entwicklung sehen. Ich will nur zwei große Namen nennen. Plato war die erste Raupe, welche die Behauptung geistiger Wesensseiten in uns aufstellte. Seine Lehre von der „Erinnerung“ dessen, was wir lernen, sagt soviel wie, daß unsere Fähigkeit, Geometrie zu lernen, eine

Wesensseite ist, die wir aus einem früheren Dasein schon in dieses Leben mit hineingebracht haben. Und diese Ansicht, auf der Sokrates und Plato, die Begründer der Wissenschaft, bestanden, wird aufs neue jetzt von dem bedeutendsten aller lebenden Naturforscher aufgestellt. Wallace bekennt sich, wie ja jeder weiß, zu einer nur gering von Platos abweichenden Anschauung. Er ist der Ansicht, daß solche plötzliche Zunahme unserer Fähigkeiten — in der Mathematik, Musik oder dergl. — welche ohne erkennbare Vererbung auftreten, einen Kraftzuwachs aus einer Welt außerhalb unserer rein irdischen Entwicklungsordnung bedeuten. In ähnlicher Weise möchte ich vermuten, daß die Fähigkeit der Telepathie und verwandter Kräfte, die sich jetzt im Menschen kund thun, die Ergebnisse einer Entwickelung außerhalb unserer irdischen und physischen Evolution sein müssen.

Doch habe ich hier noch einen andern Punkt hervorzuheben, um die Parallele zwischen dem Menschen und der Raupe zu vollenden. Wir haben entdeckt, daß wir Menschen gelegentlich in einer Weise mit einander in geistige Verbindung treten, wie sie für uns unerklärlich ist und wofür wir keine Ursachen in unserer irdischen Entwickelungsgeschichte finden. Auf diese Weise erhalten wir zuweilen Kenntnis von Dingen, die wir auf gewöhnlichem Wege nicht erreichen könnten. — Meine Schlußfolgerung ist nun die der Raupe hinsichtlich des Schmetterlings: Hier ist eine Aehnlichkeit unseres Wesens mit dem von uns unsichtbaren Intelligenzen. Daher sind wir das, was diese sind, wahrscheinlich selber einst gewesen und werden es auch wieder werden.

Und indem ich mich einen Augenblick an die religiöse und philosophische Seite im Menschenwesen wende, weise ich darauf hin, daß unsere kleinen und sogar wunderlichen Fälle von Telepathie zwischen Lebenden oder zwischen Lebenden und Verstorbenen sich zu den Grundanschauungen der Religion und einigen hochstehenden Philosophien gerade so verhalten wie Laboratorium-Experimente zu den großartigen Vorgängen der Natur. Derselbe direkte Einfluß von einem Geiste auf den anderen, den wir jetzt im Kleinen nachweisen, würde, wenn er im Großen wirkend angenommen wird, die Wirksamkeit des Gebetes, die Gemeinschaft der Heiligen und sogar die Thätigkeit des heiligen Geistes beweisen.

Die Zeit der deduktiven Gedankenfolgen a priori, der bloß subjektiven Meinungsäußerungen leitender Persönlichkeiten, des dilettantenhaften Geschwätzes und der frommen Wünsche ist vorüber; die Frage nach dem Fortleben des Menschenwesens ist ein Zweig der Experimental-Psychologie geworden: Ja oder Nein? Ist in den thatsächlich festgestellten Vorgängen des Automatismus, der Phantasmen-Erscheinungen und dergleichen Beweismaterial für das Vorhandensein übersinnlicher Kräfte im Menschen vorhanden — oder für eine Einwirkung verstorbener Persönlichkeiten auf unsere körperliche irdische Sinnenwelt? Das ist die ganz bestimmte Frage; diese können wir vernunftgemäß erörtern, und entweder wir oder unsere Nachkommen haben gut begründete Hoffnung sie einst zwingend zu beantworten.

Vor allem sollten auch die weiteren Schlußfolgerungen daraus, welche dieser Frage eine so besondere Bedeutung geben, uns zur höchsten Anspannung unserer Kräfte anspornen. Und hiergegen sind um so weniger Bedenken zu erheben, als die hier einzuschlagenden Wege der Forschung so gerade und so zielbewußt gewandelt und so klar und scharf bestimmt werden können, daß Jedermann den Fortschritt der Untersuchung beurteilen und die Ergebnisse abschätzen kann. „Wenn ich in irgend einem Punkte, sagte Baco von Verulam, zu leichtgläubig oder nicht aufmerksam genug war oder die Untersuchung unvollständig gelassen habe, so sind jedenfalls meine Darstellungen so klar, daß man meine Irrtümer nachweisen möge, ehe die herrschenden Anschauungen dadurch irregeleitet werden; und es wird für andere leicht sein, meine Arbeit fortzusetzen". Das ist sicherlich der rechte Sinn, in dem Diejenigen arbeiten sollten, welche glauben, daß nur solche geduldige Unterwerfung des Menschengeistes unter die Thatsachen des Weltalls, nur dies der Natur Gehorsamsein — der Natur, die wir doch schließlich zu beherrschen hoffen — daß nur diese schließlich die Aussichten und die Hoffnungen des Menschen über unsere materielle Welt hinaus ausdehnen werden.



Geistesfortschritt.

Victor Hugo meinte „mit dem 20. Jahrhundert werden alle Kirchen-Dogmen und alle Völker-Grenzen schwinden".

Das wird nun wohl sobald nicht eintreten. Wenn aber auch nur erst die Völker mit und für einander wirken und wenn nur die Dogmen erst verstanden würden!

Und der Geistesfortschritt wird nur in dem Maße statthaben, wie jede Art des Kampfes um das Dasein zwischen Einzelnen und Völkern überwunden wird.

Den trefflichsten Wahlspruch in diesem Sinne hat sich William F. Stead für 1894 aufgestellt als die Zusammenfassung seines ganzen Wirkens in den letzten Jahren. Er sagt: Arbeite für die Geistesgemeinschaft derer, welche lieben, im Dienste derer, welche leiden!

H. S.



O, diese Theosophen!

Gespräch eines Laien mit einem Gelehrten.

Von

H. Delius.

Der Gelehrte: Seit einigen Jahren ist in Deutschland eine ganz merkwürdige psychische Epidemie aufgetreten. Früher hatten wir nur den Spiritismus als Symptom der hochgradigen Nervosität unseres Zeitalters zu beklagen, jetzt am Ende des Jahrhunderts kommt auch noch die sogenannte Theosophie hinzu, um unklare Köpfe noch mehr zu verwirren. Da werden die haarsträubendsten Behauptungen aufgestellt, aber von Beweisen ist natürlich gar keine Rede. Es scheint diese Schwärmerei für Indien und den Buddhismus in eine Modekrankheit auszuarten. Ja wenn sich diese Leute wenigstens die Mühe nehmen wollten, ein tüchtiges Werk über die Lehre Buddha's zu studieren: einen Köppen, Oldenberg, Silbernagl. Aber Gott bewahre! Man liest die „Secret Doctrine" der Frau Blavatsky, den „Geheimbuddhismus" dieses verworrenen Sinnett, die „Studien in den Geheimwissenschaften" des Freiherrn Dr. du Prel. Alles muß geheim sein, was die stumpfen Gehirnnerven unserer Zeitgenossen noch reizen soll.

Der Laie: Verzeihen Sie, Herr Geheimrat, wenn ich Ihnen offen bekenne, daß ich selbst zu diesen unglücklichen Geschöpfen gehöre, die — wie Sie glauben — dem Reiz des Geheimnisvollen nicht widerstehen können. Ich bin nämlich ein treuer Leser der „Sphinx" seit Anfang ihres Erscheinens.

G. Wirklich? Nun da kann ich Ihre Geduld nur bewundern. Ich verspüre immer ein wissenschaftliches Gruseln, wenn ich in diese Zeitschrift dann und wann einen flüchtigen Blick werfe. Mein Kollege Max Müller

in Oxford hat übrigens Ihre englischen Glaubensbrüder schon zu wiederholten Malen ganz gehörig abgetrumpft. Namentlich in seinem Aufsatze gegen Frau Blavatsky im „Nineteenth Century“, der ja kürzlich auch in der Berliner „Zukunft“ abgedruckt ist, und noch gründlicher in seinen Gifford Lectures über psychologische Religion, die auch unter dem Titel „Theosophie“ im Buchhandel erschienen sind. Sehen Sie: das ist ein Mann, der gehört werden muß, wenn von Theosophie die Rede sein soll. In dieser Schrift steht allerdings Nichts von Geisterklopfen und Tischrücken; der Geist aber, der dort spricht, ist der Geist soliden, gründlichen Wissens und Forschens. Die Quellenforschung ist die einzig wahre Methode, die hier in Anwendung kommen darf. Haben die modernen Theosophen hierin etwas geleistet? Nein! Von gründlicher Arbeit will man natürlich nichts hören. Man stützt sich einfach auf die konfusen Behauptungen eines Laien wie Sinnett, auf die Bücher haarsträubenden Inhalts einer abenteuernden Russin, die sich vermutlich als Spionin einige Zeit auf indischem Boden herumgetrieben hat und wahrscheinlich einem Yogi in die Hände gefallen ist, der sie in seinen magischen Künsten in die Schule nahm. Dort wird sie die Kunststückchen gelernt haben, mit deren Hülfe sie dann später Anhänger für ihre theosophische Gesellschaft warb. Mich wundert nur eins bei der Sache, daß doch trotz des starken Hangs zum Wunderbaren und zum Aberglauben unserer sogenannten gebildeten Klassen die Seifenblase der modernen Theosophie nicht längst geplatzt ist. Dr. Hodgsons's Bericht über die Schwindeleien der Frau Blavatsky hätte genügen können, um den sonderbaren Schwärmern die Augen zu öffnen. Aber nichts auf dieser Welt hat ein so zähes Leben wie der Aberglaube.

L. Sie vergessen den Unglauben, Herr Geheimrat! Die Sucht, Alles zu leugnen, was nicht jederzeit in den Laboratorien der Naturwissenschaft nachweisbar ist. Alle Achtung vor der heutigen Naturwissenschaft, solange diese sich in der Ebene der materiellen Dinge bewegt. Wenn sie aber behauptet, damit sei die Welt abgeschlossen, so verfällt sie in jenen Unglauben, der eigentlich noch viel tadelnswerter ist als der Aberglaube, weil letzterem doch ein dunkles Ahnen zu Grunde liegt, daß es außer der den Sinnen zugänglichen Welt noch andere, und zwar höhere Daseins-Ebenen giebt. Wenn die Herren Naturforscher den Okkultismus studierten, so . . . . . .

G. Okkultismus! Ja, das ist ja das Stichwort, welches die Theosophen immer im Munde führen. Die theosophische Gesellschaft behauptet ja allerhand tiefe Geheimwissenschaft zu besitzen. Aber Sie entschuldigen, wenn ich Ihnen rund heraus erkläre: Ich glaube nun einmal nicht daran und will deshalb auch nichts davon hören. Beim bloßen Hören des Wortes Okkultismus möchte man die Geduld verlieren. Den Hypnotismus lasse ich meinetwegen gelten. Am besten daran gefällt mir die Lehre von der Suggestion, dem Einpflanzen von fremden Ideen in ein zur Empfänglichkeit vorbereitetes Gehirn. Mir kommt es überhaupt vor, als wenn

Ihr ganzer Okkultismus auf weiter nichts beruhte als auf Suggestion. Einer suggeriert dem Andern irgend eine abenteuerliche Idee, bis schließlich die halbe Welt den ganzen Unsinn glaubt. Wenn dann ein Fakir im kataleptischen Zustand sich begraben läßt, nach zwei Tagen wieder ausgegraben und zum normalen Bewußtsein zurückgebracht wird, — woran gar nichts Auffälliges oder Ueberraschendes ist —, so übertreiben die Herren Theosophen die zwei Tage zu zwei Wochen. Erlaubt man sich dann einige Zweifel, so sagen sie: „Ihr versteht eben nichts vom Okkultismus. Ihr müßt die „Sphinx“ aufmerksamer lesen!“ Sagen Sie mir nur das Eine: Warum haben denn Frau Blavatsky und ihre Anhänger nicht Dr. Hodgson und dessen Freunde verklagt, als diese 1884 den Schwindel mit den Mahâtmâ-Briefen aufdeckten? Hätte Frau Blavatsky ein reines Gewissen gehabt, so hätte sie sich bei ihrem russischen Temperament doch gewiß zur Wehr gesetzt. Sie brauchte ja bloß die Hülfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen, um ihre Unschuld zu beweisen, wenn eine Spur davon vorhanden gewesen wäre. Sie machte sich aber damals so schnell wie möglich aus dem Staub.

L. Sie scheinen ja gut über alles unterrichtet zu sein, was man Frau Blavatsky von gegnerischer Seite zum Vorwurf gemacht hat. Die Gerechtigkeit verlangt aber, sich über diese Vorgänge auch von jener Seite informieren zu lassen, die ihre Verteidigung führte. Nach den theosophischen Journalen nahm die Sache folgenden Verlauf: Frau Blavatsky wollte durchaus gegen ihre Ankläger einen Prozeß anstrengen. Sie wollte ihre Unschuld vor Gericht beweisen, ihre Verläumder vor Gericht laden. Aber ihre Freunde, alle ihre intimen Anhänger, protestierten gegen dieses Vorhaben. Und sie hatten ihre sehr triftigen Gründe; denn ganz abgesehen von den enormen Kosten eines solches Prozesses, welche die damaligen Theosophen nicht aufbringen konnten, nennen Sie mir doch, bitte, irgendwo auf der Erde einen Gerichtshof, der in Fragen des Okkultismus kompetent wäre, d. h. in der Frage, ob die in Rede stehenden Mahâtmâ-Briefe *notwendig* gefälscht sein müssen, oder ob sie nicht am Ende doch auf einen okkulten Briefschreiber zurückgeführt werden können! Haben Sie die „Erinnerungen“ der Gräfin Wachtmeister gelesen?

G. Flüchtig durchgeblättert, ja! Ich gebe auch zu, daß man durch dieses Buch ein etwas günstigeres Bild von Frau Blavatsky bekommt. Allein Sie werden doch von mir nicht verlangen, daß ich auf das Zeugnis einer Dame hin, die vielleicht hypnotisiert wurde, die wir also gar nicht als exakte Beobachterin anerkennen, an Mahâtmâs glauben soll, weil die Gräfin Wachtmeister behauptet, greifbare Spuren eines solchen in Würzburg gesehen zu haben! Ja, warum kommen denn diese Mahâtmâs nicht öfter auf so wunderbare Weise zu uns, wie es dort geschildert wird? Warum kam der Mahâtmâ, den die Gräfin Wachtmeister damals gesehen haben will, nicht auch zu den Professoren der Universität Würzburg und stellte sich diesen vor? Das wäre ja leicht gewesen, wenn er doch einmal so regelmäßig in Würzburg war! Dann hätte die Sache

der Frau Blavatsky auch in Deutschland rasch Boden gewonnen. Dann wären alle diese Behauptungen, die zum Ergötzen der Naturforscher und Aerzte seit Jahren von den Spiritisten und Theosophen aufgestellt werden, z. B. die Behauptung von dem Astralkörper, den der Mensch besitzen soll, von der offiziellen Wissenschaft nicht blos einer Beachtung für würdig gehalten, sondern auch auf Grund exakter Beobachtung endgiltig erklärt worden. Dann wäre vielleicht das goldene Zeitalter der Spiritisten und Theosophen angebrochen.

L. Zu gütig, Herr Geheimrat, wirklich zu gütig. Ich möchte mir nur noch eine Frage erlauben. Als Sanskritist werden Sie vielleicht von dem Buch Dzyan gelesen haben? D . . z . . y . . a . . n?

G. Ach Sie meinen das Buch, aus welchem die Blavatsky in ihrer Secret Doctrine Auszüge gemacht haben will. Ja sehen Sie, auch hier gilt wieder dasselbe: „Die Botschaft hör' ich wohl; allein mir fehlt der Glaube!" Daß die Blavatsky von einem solchen Buch redet, weiß ich wohl und zwar aus den „Lotosblüten", die ja Auszüge aus der Geheimlehre gebracht haben. Aber für mich und für jeden wissenschaftlich forschenden Orientalisten ist doch die erste Frage die: Wo existiert ein solches Buch? Niemand hat diese Frage bis jetzt beantwortet. Der beste Kenner der altindischen Litteratur, Max Müller in Oxford, erwähnt nirgends etwas davon. Ich weiß recht wohl, daß die Indier behaupten, sie besäßen da und dort in ihrer Heimat unterirdische Bibliotheken voll uralter Manuskripte. Ja behaupten kann man so etwas leicht. Aber Beweise, wo bleiben die? Wenn aber ein solches Buch Dzyan in der That existiert, ja warum geben es die Theosophen dann nicht vollständig heraus, daß sich Jedermann von dessen Existenz überzeugen kann? Statt dessen berufen sich diese Leute einfach auf die zweifelhafte Autorität der Blavatsky, die ein 2bändiges Werk über den vermeintlichen Inhalt dieses sagenhaften Buches geschrieben hat. Wir Sanskritisten verlangen Quellenforschung! Wenn aber eine Quelle erforscht werden soll, so muß sie vor allen Dingen zugänglich sein. Solange sich die moderne Theosophie nicht auf solche Quellenforschung stützt, muß ich sie einfach für Schwindel erklären.

L. Herr Geheimrat, Sie regen sich auf!

G. Kein Wunder, daß man sich ärgert, wenn man es erleben muß, daß diese Schwärmer, mit denen sich mein Oxforder Kollege vergeblich in englischen Zeitschriften herumstreitet, plötzlich mit Sang und Klang auch bei uns ihren Einzug halten! Ich kann hinkommen, wohin ich will, so bestürmt man mich mit Fragen, natürlich das Ewig-Weibliche am meisten: „Was halten Sie von diesem Okkultismus, dieser Theosophie?" Was ich davon halte? Nichts, gar nichts! Hirngespinst, unbewiesene Behauptungen, Schwindel!

L. Wie merkwürdig! Denken Sie, Herr Geheimrat: Seitdem ich die „Sphinx" und einige englische und amerikanische theosophische Zeitschriften studiere, seitdem ich den Inhalt der Geheimlehre kennen gelernt habe, sietdem es mir klar geworden ist, daß diese Lehre die schwierigen Rätsel

des Lebens thatsächlich löst, seitdem ich mit ihrer Hülfe alle geheimnisvollen Thatsachen des Seelenlebens mir erklären kann, bin ich ganz ruhig und kühl gegen jeden Angriff auf die „Sphinx" und die ganze theosophische Bewegung. Von den Lehren der Theosophie gilt das Goethe'sche Wort:

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen".

Wer an der Wahrheit des Okkultismus zweifelt, der kann sich das berühmte Wort in Goethe's Faust merken:

„Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
„Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
„Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar;
„Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr! usw.

Sie kennen ja diese Stelle, Herr Geheimrat? Im Uebrigen bitte ich nur, auch die Entgegnung zu lesen, die von theosophischer Seite auf den Aufsatz von Max Müller in der „Zukunft" erfolgen und wohl auch dort abgedruckt werden wird. Ich habe die Ehre . . . ."



Gott

ist das Wesen alles Daseins. Man kann daher sagen, daß alle Erkenntnis ein Erkennen Gottes ist. Wenn z. B. die Kirchenchristen und die angelsächsischen „Spiritualisten" sich die Weltordnung, insonderheit das Menschendasein, ohne die Thatsache der Wiederverkörperung zu erklären suchen, so zeigen sie damit in ihrem Gottbegriffe ein geringeres Maß von Gerechtigkeitsgefühl und ein beschränkteres Kausalitäts-Bedürfnis als die romanischen Spiritisten und die Theosophen. **H. S.**





„Karma, das Gesetz Gottes und Christi".

Zur Verständigung.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

✱

Unter obiger Ueberschrift findet sich in dem uns befreundeten Blatte „Das Wort" ein Aufsatz, dessen gute Absicht leider daran gescheitert ist, daß dem Verfasser das Verständnis des Begriffes „Karma" abgeht. Wie vortrefflich hätte sich sonst dieses Thema mit nur einiger philosophischer Vorschulung für klar denkende Leser behandeln lassen!

Karma oder Karman (vom Stamme kṛ: machen, wirken) heißt im leiblichen (physischen) Sinne: Handlung, im geistigen (metaphysischen) allgemeiner: Wirkung und insbesondere das Gesetz der geistigen und ethischen Kausalität (Ursachen-Wirkung) des Wollens und Denkens bei jeder Individualität, sei diese nun ein einzelner Mensch oder ein Volk, eine Rasse oder gar ein ganzes Menschengeschlecht. Dies kann man im gewissen Sinne allerdings als „das Gesetz Gottes und Christi" bezeichnen. Es ist nämlich — recht verstanden — ganz richtig, wenn es in jenem Aufsatz heißt:

„Der christliche Theosoph fügt zu dem Satze: „Kein Gesetz über der Wahrheit", noch den Nachsatz hinzu: „Keine Wahrheit außer Christus". Giebt es also für den christlichen Theosophen keine Wahrheit außerhalb Christus, so sind notwendiger Weise auch alle Wahrheiten, die uns indisch-buddhistische und bramahnische, wie auch jüdische Weisheit und Philosophie bringen kann, in Jesu Christo eingeschlossen (Kol. 2, 3)."

Was heißt aber „Christus"? — Bekanntlich ist es kein Eigenname, sondern ein Titel. Es ist ein griechisches Wort und bedeutet „der Gesalbte", ebenso wie das hebräische Wort „Messias". Mit dem Worte Christus wird keine Person, sondern ein Zustand bezeichnet. Ob nun Jesus von Nazareth die einzige Person war, von der man weiß und anerkennt, daß sie den Zustand eines „Gottmenschen" oder „Christus" erreicht hatte, hängt nur von dem geistigen Gesichtskreise des Urteilenden ab, ist aber für die Thatsache selbst unerheblich.

„Christus“ oder „Gottmensch“ bezeichnet die Bewußtseinsstufe „göttlicher“ Erkenntnis der Wahrheit und zugleich der Offenbarung des „göttlichen“ Wirkens. Wird irgend eine Wahrheit ausgesprochen, so hört sie auf absolut, d. h. unbedingt zu sein, sie wird, wie alles Gestaltete, relativ, bedingt durch das Verhältnis ihrer Form zu andern Formen. Im Bewußtsein oder im Gefühl eines Christus aber ist die Wahrheit von aller menschlichen, gestalteten Bedingtheit frei, daher „göttlich“. Ebenso ist es mit dem Wirken des „göttlichen“ Naturgesetzes durch einen „Christus“. Man kann sagen, das Naturgesetz der Geisteswelt ist die allein wirkende Willens-Kraft auf der Daseinsebene eines „Christus“, und sie kommt einem solchen auch, wann immer er will, zum klaren Bewußtsein ihrer Kausalität (Ursächlichkeit, Verursachung) und ihres Zweckes.

Dieses selbe, eine, all-umfassende Naturgesetz wirkt ebenso uneingeschränkt auch in dem geistigen und ethischen Dasein jeder Individualität. Der Unterschied der Wirkung bei den Menschen und bei einem zum „Christus“ Gewordenen ist nur der, das ihm vollkommen bewußt ist, was wir nur erst unvollständig durch unsre Vernunft ahnen und durch unser Gewissen fühlen. Vor allem aber schließt sich hieran auch der Unterschied an, daß ein „Christus“ vollkommen mit seinem Willen in das Naturgesetz aufgeht, während wir aus Selbstsucht und aus anderer Mißerkenntnis fortwährend zu unserm eigenen Nachteile dagegen fehlen.

In sofern alle Naturgesetze „göttlich“ genannt werden können, kann man jedenfalls die Kausalität in der Geisteswelt und im sittlichen Leben ganz vor allem als „Gesetz Gottes“ bezeichnen; und das „Gesetz Christi“ ist auch dies Naturgesetz in ganz besondern Maße, insofern die Geistesebene, auf welcher das „Karma“ wirkt, die eigene Bewußtseinsebene und Willensthätigkeit des Christus-Zustandes ist.



Wiederverkörperung.

Die Vorstellung der heutigen europäischen Kultur, daß das gegenwärtige, persönliche Leben eines Menschen das einzige seiner eigentlichen Individualität sei, ist ganz entsprechend dem Irrtume der Alten und des Mittelalters, daß unsere Erde, einzig in ihrer Art, der Mittelpunkt der Welt sei. **H. S.**





Nietzsche, Grün-Deutschlands Verführer.

Nach einem Vortrage am 13. April im Esoterischen Kreise.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

✲

> Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt! — Das ist Freiheit des Geistes!
>
> Nietzsche („Genealogie der Moral", 167).

Man hat den Teufel den Affen Gottes genannt. Er ist der fratzenhafte Nachäffer, der das Ideal durch blendende Darstellungskunst in sein widriges Gegenteil verkehrt. Als ein solcher Teufel stellt in unserer Gegenwart Friedrich Nietzsche sich selber vor, oder vielmehr sein Ideal, den „Zarathustra" (II, 95). An anderer Stelle bezeichnet er ihn auch als „Antichrist" und als „den Gottlosen" (Genealogie der Moral, S. 93). Ja, er ergeht sich in noch vielen anderen cynischen Namen.

Nietzsches Lehren sind das fratzenhafte Zerrbild aller Theosophie, d. i. alles Idealismus in der Wissenschaft und im religiösen Empfinden. Dieses Zerrbild ist so abschreckend in seiner boshaften Rohheit, daß man es kaum zu berücksichtigen brauchte, wenn es nicht gerade mit so blendender Verführungskunst von Nietzsche dargestellt worden wäre. Beruht doch darauf hauptsächlich der Nietzsche-Kultus unter unsern sogenannten „gründeutschen" Naturalisten, trotzdem Nietzsches trauriges Ende als ein Warnungsmal für sie dienen könnte. In demselben Maße, wie seine Druckschriften mehr und mehr jenes tier-menschliche Zerrbild ausgestalteten, das jetzt zum Ideal unserer jüngsten Propheten geworden ist, in demselben Maße nahm seine Geistesstörung zu, bis er zuletzt am Ende der achtziger Jahre völlig im Irrsinn zusammenbrach. Leider kann ihm heute keine Psychiatrie mehr helfen, sodaß für ihn und für die Seinigen seine baldige Erlösung nur zu wünschen wäre. Dann wird ihm nach seinem Tode

die Erkenntnis seines Irrtums werden und darnach in neuer Verkörperung auch die Gelegenheit sich aus seinen Irrwegen herauszuarbeiten.

So trübe solches Ende für ihn an sich ist, so ist es doch — vom theosophischen Standpunkte aus geurteilt — ein gutes Zeichen für seine Individualität, daß ihn dieses unvermeidliche Karma so bald ereilt hat, ehe sich — bildlich gesprochen — die „Zinseszinsen“ seiner verderblichen Wirksamkeit noch mehr aufhäufen konnten. Jetzt hat die große Schar der deutschen Jugend, die durch seine Teufelei verführt worden ist und noch wird, an seinem trostlosen Ende ein laut redendes Warnungszeichen vor sich. Wer durch dieses Ende Nietzsches nicht stutzig wird über den ethischen und intellektuellen Wert seiner Lehren, den würde auch wohl selbst deren ausdrückliches Widerrufen durch Nietzsche selbst nicht zur Vernunft gebracht haben.

Um hier nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß ich es selbstverständlich nicht im dogmatischen Sinne meine, wenn ich sage, Nietzsches Ende hebe für jeden gesund empfindenden und klar denkenden Menschen die Gefahr der Verführung durch seine Lehren auf. Natürlich soll Niemand darin die Strafe einer richtenden oder gar sich rächenden Gottheit erkennen. Aber freilich meine ich dies auch nicht blos im Sinne der Materialisten und der zweifelsüchtigen Schulwissenschaftler. Diese sehen in Nietzsches Ende nur die Wirkung körperlicher Ursachen, eine Gehirnkrankheit, und in den Schriften Nietzsches auch nur deren Wirkung. Wir Theosophen aber werden uns der innerlichen individuellen Ursachen und Wirkungen des Karma bewußt. Wir greifen causal weiter zurück. Wir gehen auf die Ursachen der körperlichen Ursachen ein, auf die Ursachen, welche sowohl die Gehirnkrankheit wie auch sein Irrstreben bewirkten; und wir finden sie allein in Nietzsches eigener Seele, in dem vorzeitigen Begehren seines inneren Wesens bei der Unreife seines Verständnisses. Sein Willensstreben eilte seiner Erkenntnisfähigkeit voraus und ging irre.

Es liegt mir also völlig fern, auf Nietzsche einen Stein werfen zu wollen, um so mehr, da seine Seele selbst ihn schon so hart gerichtet hat und er so schwer an der Last seines unglücklichen Karma trägt. Für uns handelt es sich nur darum, seine Denkirrtümer und seine Willens-mißgriffe nachzuweisen, die noch heute schädigend auf seine Anhänger suggestiv einwirken. Und wir wollen von seinem traurigen Beispiele lernen, indem wir uns über die geistig-seelischen Ursachen klar werden, die seine Persönlichkeit zu solchem Untergange führten, früher oder später führen mußten.

Die Gründe, warum Nietzsche zum gefährlichen Verführer für so manchen von unserer „grün-deutschen“ Generation geworden ist, sind nicht nur in der Formvollendung seiner geistreichen Darstellungsweise zu suchen. Allerdings ist seine Meisterschaft im Aphorismus und in der Paradoxie den jüngsten Deutschen vielfach zum Vorbild geworden, wie sie auch sonst sein „Räuspern und Spucken ihm trefflich abgucken“, ohne

an seinen Geist hinanzureichen. Die Aphorismen mit ihrer Geistreichelei wirken ja unter Umständen recht anmutig, obwohl sie in der Regel nur bequeme Eselsbrücken für ernsteres Denken sind[1]).

Gefährlicher jedoch als diese Form ist jenen „Grün-Deutschen" Nietzsches geistiges Aufwärtsstreben geworden, sein kühnes Hinauswollen über die Alltäglichkeit des heutigen Durchschnittsmenschen. Denn zweifellos ist ihm ein guter Trieb seiner Strebensrichtung auf das Höhere und Geisteskräftigere nicht abzusprechen. Mit diesem Triebe hat er das geistige Streben seiner Anbeter für sich gewonnen, denn auch diesen fehlt der Zug zum Geistigen und Idealen nicht; ihnen fehlt aber die Urteilsfähigkeit für die klägliche intellektuelle und ethische Verirrung solches Strebens bei ihrem Meister.

Die Hauptstelle in Nietzsches Schriften, in der er sein hochstrebendes Wollen klar und bündig ausspricht, findet sich im Anfange seines besten Werkes: „Also sprach Zarathustra" (I, S. 9). Zarathustra nennt er das Ideal seiner Phantasie. Es ist nicht der Zoroaster der Religionsgeschichte, sondern ein moderner Weiser, welcher in der Bergeinsamkeit geistig groß geworden ist. Dieser steigt in das Thal hinab zur nächsten Stadt, tritt vor das Volk hin und spricht also:

„Ich lehre euch den Uebermenschen! Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr gethan, ihn zu überwinden?

Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehen, als den Menschen überwinden?

Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham! Und eben das soll der Mensch für den Uebermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.

Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht, und Vieles in euch ist noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe.

Seht, ich lehre euch den Uebermenschen!

Der Uebermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: der Uebermensch sei der Sinn der Erde!

Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt Denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht".

---

[1]) Ganz anders lehrte freilich Nietzsche seine Jünger, wenn er schrieb (Götzendämmerung, 1. Aufl. 129, 2. Aufl. 103): „Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der „Ewigkeit"; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt, — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt . . . Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste". Und mehr als die paradoxe Form des Meisters ahmen seine Jünger diese seine Selbstüberhebung nach.

(Und IV, 77:) „Wohlan! Wohlauf! Ihr höheren Menschen! Nun erst kreist der Berg der Menschen-Zukunft. Gott starb: nun wollen wir, — daß der Uebermensch lebe.

Die Sorglichsten fragen heute: „wie bleibt der Mensch erhalten?" Zarathustra aber fragt als der Einzige und Erste: „wie wird der Mensch überwunden?"

Der Uebermensch liegt mir am Herzen; der ist mein Erstes und Einziges, — und nicht der Mensch: nicht der Nächste, nicht der Aermste, nicht der Leidenste, nicht der Beste. —" [1]).

Mehr als so kurze Absätze lassen sich freilich aus Nietzsches Schriften nicht zu seinen Gunsten anführen; denn treten in ihnen auch auf Augenblicke seine cynische Bosheit und seine krankhafte Verbitterung zurück, so bricht eine oder die andere gleich darauf wieder in zügelloser Fratzenhaftigkeit hervor. Dennoch sind edle und gute Keime bei ihm überall verstreut zu finden. So tritt er sogar noch in seiner „Genealogie der Moral" (112 u. 117) in maßvoller Weise für die asketischen Ideale, Armut, Demut, Keuschheit, ein; und noch in seiner „Götzendämmerung" (99) äußert er ein ganz richtiges Gefühl, daß alles Streben nach der Selbstvervollkommnung zuerst für uns Kulturmenschen ein Natürlichwerden erfordert, zwar nicht ein Rückwärts, sondern ein Vorwärts zur Natur!

„Auch ich rede von Rückkehr zur Natur, obwohl es eigentlich nicht ein Zurückgehen, sondern ein Hinaufkommen ist — hinauf in die hohe, freie, selbst fruchtbare Natur und Natürlichkeit, eine solche, die mit großen Aufgaben spielt, spielen darf . . ."

Es fehlt in Nietzsches Schriften auch nicht an feineren Seelenstimmungen, die freilich auch nicht gerade ungewöhnlich sind, so seine Forderung, daß man den Menschen unnötige Beschämung ersparen solle [2]), dies ist freilich schon eine praktische Maßregel der Zweckmäßigkeit, um so dem Gegner die Brücke frei zu lassen, auf der er um so leichter von seinem Irrtume zurückkommen kann.

Am Schlusse seines dritten Teils vom „Zarathustra" hat er einen sieben-strophigen Dithyrambus, in dem folgende mystische Schluß-Sätze

---

[1]) Beiläufig mag hier auch darauf hingewiesen werden, wie Nietzsche unbewußt sich esoterisch ausdrückt, wenn er sagt: „Einst wart ihr Affen". Zwar ist das unmittelbare Hervorgehen der Menschenform aus der Affengestalt, wie es die darwinistische Entwicklungsformel lehrt, ein Irrtum, denn das „fehlende Glied" liegt nicht in der morphologischen Evolutions-Reihe, sondern in den sechs höheren Daseins- und Bewußtseins-Ebenen, in denen sich die Zwischenzustände der Individualitäten bei ihrem Uebergange von einem Naturreiche in ein anderes abspielen. Aber Nietzsches Ausdrucksweise hier, wie am Ende seines 3. Teils, ist ganz so, daß er die Entwickelung nicht als ein pantheistisches Formenspiel einer „all-einen" Kraft auffaßt, sondern als eine der wiederkehrenden Individualitäten. — Man vergleiche darüber Sinnett, „Die esoterische Lehre" (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung) oder meine kleine Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe; Die indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung; Ein Beitrag zum Darwinismus". Mit vielen Zeichnungen. (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.)

[2]) Zarathustra I, 97; vrgl. auch II, 9.

wiederkehren, deren esoterischen Sinn zu verstehen allerdings Nietzsche selber viel zu unwissend war [1]):

„Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe — dem Ringe der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!"

Wenn ich nun einige der hauptsächlichsten Irrtümer und Mißgriffe Nietzsches hervorhebe, so sind dabei die seiner Erkenntnis und die seiner Willensrichtung zu unterscheiden. Der Wille, das Streben jedes Menschen wird mehr oder weniger bestimmt durch die Vorstellungen, die ihn beherrschen, sei es, daß ihm diese ganz klar zum Bewußtsein kommen oder erst noch Gefühlswerte für ihn sind. Bei der Ausgestaltung der Vorstellungen wirken allerdings die Charaktereigenschaften sehr wesentlich mit. Den Anfang dieses Ausbildungsprozesses und jeden großen Fortschritt oder Rückschritt in demselben bewirkt stets das Auftauchen von neuen Vorstellungen im Bewußtsein des Menschen. Deshalb sind oft intellektuelle Irrtümer von so verderblicher Wirkung auch im Seelenleben; dafür ist uns Nietzsche ein beklagenswertes Beispiel.

In seinen ersten Schriften „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und „Menschliches und Allzumenschliches" war Nietzsche noch ganz Metaphysiker und Idealist. Wie er aber in allem, was er schrieb, beständig allem möglichen, was je behauptet worden, widersprach, vor allem auch seinen eigenen Behauptungen aus krankhafter Sucht zur paradoxen Geistreichelei, so wechselte er auch verschiedentlich seine Grundanschauungen und Strebensrichtungen. In seinen letzteren Schriften, seit seinem Hauptwerke „Zarathustra", die ein wahrer Rattenkönig von Irrtümern sind, ist er ganz Materialist und fast naiver Realist. Da nur diese letzteren Arbeiten Nietzsches auf unsere jüngste Generation den verderblichen Einfluß ausüben, so kommen hier für uns auch nur diese in Betracht.

Am schärfsten zusammengefaßt hat Nietzsche seine kindlich-thörichte Weltanschauung im dritten und vierten Abschnitte seiner „Götzendämmerung". Es giebt für ihn nur einen Wirklichkeitsbegriff, den der Bauern und der Kinder, deren Vorstellungsbereich nur die äußere, sinnliche (die sogenannte „objektive") Bewußtseinsstufe umfaßt [2]).

Dagegen, daß er auf diese objektive Wirklichkeit des Daseins auch in der grob-stofflichen Welt so sehr großes Gewicht legt, und gegen die Vertröstungen auf ein nebelhaftes „Jenseits" auftritt, habe ich nichts einzuwenden; denn die höchste „göttliche" Vollendung haben wir uns

[1]) Man vergleiche hierzu die Anmerkung 1 auf S. 424. — Auch die Versinnbildlichung des „Ewigen", oder vielmehr der höchsten Geistesebene, auf der das Karma wirkt, als etwas „Weiblichen", Gebärenden, ist esoterisch richtig.

[2]) Man vergl. hiergegen über die drei neben einander vollkommen berechtigten Bewußtseinsstufen oder Wirklichkeitsbegriffe den Schluß-Abschnitt meines „Lust, Leid und Liebe" S. 155 ff.

allerdings in dieser äußern Wirklichkeit zu erringen und unsere Individualität muß in diese zurückkehren, bis sie hier ihr Ziel erreicht hat. Alle höheren, inneren, „subjektiven" Daseins- oder Bewußtseinszustände dienen nur diesem Zwecke und müssen alle auch auf Grundlage des äußern „objektiven" Daseins sich entwickeln. Das ist die Lehre aller Weisen aller Zeiten, auch die des Christentums, denn ein Gottmensch muß eben auch ein Mensch sein, und das „Ebenbild Gottes" wird nur in der Menschengestalt verwirklicht, nicht in irgend einem geisterhaften Daseinszustande; auch wenn Paulus fordert, daß wir den „Christus in uns" anziehen und ein vollkommener Mann von der vollen Größe Christi werden sollen (Eph. IV 13 u. 23), so ist das nicht etwa für ein Dasein nach dem Tode gemeint, sondern hier für dieses Erdenleben. Aber freilich können dieses Ziel nur wenige von uns jetzt in ihrem gegenwärtigen Leben auf Grundlage ihrer jetzigen unvollkommenen Geburtsanlagen erreichen, und jede Individualität muß so oft als neue Persönlichkeit in dieses Leben zurückkehren, bis sie es erreicht; und ehe solche Rückkehr möglich ist, müssen sich auch inzwischen die in jeder menschlichen Persönlichkeit bereits entwickelten Kräfte des seelischen Bewußtseins ausleben. Daß Nietzsche diese durch Vernunft und durch Erfahrung aller Weisen aller Zeiten erkannte Thatsache nicht begriff, das war sein Unglück; und dieser materialistische Irrtum entstellt alle seine Lehren und seine Bemühungen zu klarer Erkenntnis zu gelangen.

So versucht sein Zarathustra (I, 19) einen Sterbenden zu trösten mit den Worten: „Deine Seele wird noch schneller tot sein als dein Leib: fürchte nun nichts mehr!" Völlig konfus sind dabei seine spintisierenden Versuche dem Worte „Seele" irgend einen materialistischen Begriff unterzuschieben, so im Anfang seines unglücklichsten Buches „Jenseits von Gut und Böse" (S. 16). — Ihm selbst war durch sein führerloses Studieren gelehrter Vielwisserei das Bewußtsein seiner eigenen (individuellen) „Unsterblichkeit" abhanden gekommen und infolgedessen selbstverständlich auch die Hoffnung auf die Möglichkeit dereinst im Erdenleben selbst die göttliche Vollendung zu erlangen. Hätte Nietzsche nur einmal in seinem Leben den Grundgedanken der esoterischen Weltanschauung kennen gelernt, daß nämlich alles Dasein aus dem subjektiven, geistigen Wesenszustande hervorgeht und in diesen wieder zurückkehrt, so würde ihn vielleicht ein logisches Bedürfnis doch genötigt haben, anzuerkennen, daß der auffsteigenden „Entwickelung", die von unserer „Wissenschaft" heute als „Evolution" anerkannt wird, eine niedersteigende Entwickelung des Daseins, zu immer tieferen Stufen der Verstofflichung hinab, vorangegangen sein muß. Dann würde er sich auch gesagt haben, daß das Bild des „Uebermenschen", das er in seinen Ideen auszugestalten suchte, schon vorhanden sein müsse, daß alle Daseinsstufen, die uns als die höheren erscheinen, in der absteigenden Entwickelung schon vor unserer eigenen dagewesen sein müssen. Endlich würde ihm auch klar geworden sein, was Platon meinte, wenn er sagte, „die Ideen seien ewig", nämlich das vollständige Schema aller

Gestaltungen des Daseins sei beständig da, und nur die Flutwelle der sich jetzt aufwärts „entwickelnden" Individualitäten fließe mehr und mehr in die höheren Stufen hinüber. Wenn also Jemand zum Streben nach der Stufe des „Uebermenschen" auffordert, so kann für die Wissenden und Einsichtigen keinen Augenblick ein Zweifel darüber obwalten, was diese nächst höhere Stufe sei und wie die Gestalt eines solchen „Uebermenschen" aussieht — ebensowenig, wie etwa ein Sachverständiger darüber im Zweifel sein kann, was ein „König" sei. Das Streben einer Individualität, ein „Uebermensch" zu werden, ist auf geistigem Gebiete ganz entsprechend dem, wie wenn Jemand im politischen Leben danach streben wollte, König zu werden. Wenn aber Nietzsche dicke Bücher darüber schreibt, um den „Grün-Deutschen" klar zu machen, was ein „Uebermensch" sei, so hat all' dies Geschreibsel nicht mehr Wert, wie wenn ein Bauernjunge oder auch ein Fibelschüler seinen jüngeren Genossen in umständlicher Ausmalung auseinandersetzt, wie er sich denkt, was wohl ein „König" sei.

Nur ein Unterschied ist zwischen Nietzsche und seinen heutigen Mit-Schulwissenschaftlern einerseits und jenem Bauernjungen oder Fibelschüler andererseits. Diese streben in kindlicher Einfalt nach bestmöglicher Erkenntnis; jene aber sind in ihrem Streben zu sehr im Stolz auf ihr ganz einseitiges angelerntes Wissen verblendet, um ihrer Intuition für das viel weitere Gebiet der „übermenschlichen" oder „göttlichen" Weisheit Raum zu gönnen, jener Weisheit, die ihnen alle echte Religiosität bietet und deren wissenschaftlich exakte Ausgestaltung am vollendetsten in der indischen Geisteskultur zu finden ist. Dort würden sie auch lernen (was freilich die höchsten Weisen unsrer europäischen Kultur auch immer gewußt haben), daß alle Entwickelungsstufen bis zur höchsten geistigen Vollendung in der Gottheit stets vorhanden sind, und daß es nur die Aufgabe jeder einzelnen Individualität ist, diese „Jakobsleiter" zu erklimmen.

Schon in dem einen Satze, den ich oben anführte: „Zarathustra fragt als der Einzige und Erste: Wie wird der Mensch überwunden?" zeigt Nietzsche seine fast unglaubliche Unwissenheit. Eine Unwissenheit, die so unglaublich ist, daß man den Ausspruch fast für Bosheit nehmen könnte. Ist doch die ganze Theosophie, die so alt ist wie die Menschheit überhaupt und die in jeder Kulturreligion enthalten ist, nichts anderes als die Beantwortung eben dieser Frage: Wie wird der Mensch überwunden? Wie entwickelt und vollendet sich der Mensch zum Gottmenschen? — Und die Mystik aller Zeiten hat auch stets dies Ziel praktisch erreicht — natürlich in der ganz entgegengesetzten Richtung strebend als die, nach der Nietzsches tier-menschliches Wollen und Erkennen sich hinwendete.

Noch verhängsvoller als solche hochmütige Unwissenheit ist für Nietzsche und seine Geistesgenossen, deren traurige Begriffsverwirrung hinsichtlich des Gewissens und seines Inhaltes. Sie verwechseln die Thatsache des Gewissens an sich mit dessen zeitweiligem, sich allmählich erst entwickelndem, veredelndem Vorstellungs-Inhalte. All die giftigen

Bosheiten, die Nietzsche gegen das Gefühl des Gewissens und gegen alle Gewissenhaftigkeit geschleudert hat, betreffen garnicht diese selbst, sondern nur das, was ihm in den Vorstellungen, die der heutige Alltagsmensch damit zu verknüpfen pflegt, verwerflich dünkte. So kommt er zu so kindischen Begriffsverwechselungen wie die folgenden [1]):

„Im Obligationen-Rechte hat die moralische Begriffswelt „Schuld", „Gewissen", „Heiligkeit der Pflicht" ihren Entstehungsheerd. — Thatsächlich hat zu allen Zeiten der aggressieve Mensch, als der Stärkere, Mutigere, Vornehmere, auch das bessere Gewissen auf seiner Seite gehabt. — Die Feindschaft, die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, an der Zerstörung: Alles gegen die Inhaber solcher Instinkte sich Wendende, das ist der Ursprung des „schlechten Gewissens". Der Mensch, der sich, eingezwängt in eine drückende Enge und Regelmäßigkeit der Sitte, ungeduldig selbst zerriß, verfolgte, annagte, aufstörte, mißhandelte, dies an den Gitterstangen seines Käfigs sich wundstoßende Tier, das man „zähmen" will, dieser Entbehrende und vom Heimweh nach der Wüste Verzehrte — dieser Narr, dieser sehnsüchtige und verzweifelte Gefangene wurde der Erfinder des „schlechten Gewissens". Mit ihm aber war die größte und unheimlichste Erkrankung eingeleitet, von welcher die Menschheit bis heute nicht genesen ist. — Dieser gewaltsame zurückgedrängte, zurückgetretene . . . Instinkt der Freiheit: das, nur das ist in seinem Anbeginn das schlechte Gewissen".

Man sollte danach fast glauben Nietzsche selbst hätte wohl nie empfunden, was „Gewissen" ist, hätte nie an sich selbst beobachtet, daß das Gewissen sich im Menschen auch dann regt, und gerade dann am reinsten und am stärksten regt, wenn er nur mit der Gottheit in seinem eigenen Innersten zu thun hat, wenn er jenem Ideale, dem sein Innerstes nachstrebt, nicht getreu ist und sich gegen sein eigenes innerstes Wollen versündigt, ohne daß Jemand anders etwas davon weiß und ohne daß Jemand anders irgend wie dadurch geschädigt wird. Aber selbstverständlich hat Nietzsche das selbst gewußt und selbst empfunden; er hat nur so lange seinen niedrern tierischen Instinkten in seinen Schreibereien Raum gegeben, und so geflissentlich all seine feineren geistigen Regungen mit seiner teuflischen Widerspruchslust und mit seinem stelbstischen Machtkitzel unterdrückt, daß er das sich in seinem Innersten gegen diese seine tierischen Rohheiten und Bosheiten auflehnende „Gewissen" vom Standpunkte dieser niedrern atavistischen Instinkte aus für eine Schwäche und Krankhaftigkeit erklärte. Indessen weiß ja jeder klar Denkende, daß der Vorstellungs-Inhalt dessen, was dem einen und dem andern Menschen sein Gewissen anrät oder verbietet, sehr verschieden ist mit der Entwickelungsstufe. Jeder weiß, wie uns die Völkerkunde und die Kulturgeschichte unserer eigenen europäischen Rasse lehren, daß die Ideale dessen, was die Menschen für „gut" und die Begriffe von dem, was sie für „böse" halten, sich wie alles Werden

[1]) Genealogie der Moral, S. 51, 64, 77, 78, 81.

und Erkennen erst sehr langsam steigern, veredlen und vergeistigen. Irgend eine zeitweilige Vorstellung von dem, was Menschen zu irgend einer Zeit an irgend einem Orte für „gut“ oder „böse“ halten, darf aber durchaus nicht mit der Thatsache verwechselt werden, daß in jedes Menschen Innersten der Trieb liegt, das, was er für sittlich „gut“ hält, thun zu sollen, und was er für „böse“ hält, zu unterlassen auch dann, wenn es seinem äußern Vorteil widerstreitet. Das ist das „Gewissen“.

Dieser Erkenntnis-Irrtum hat nun leider Nietzsche auch verleitet zur blamabelsten von all seinen Parolen, die er ausgegeben hat — sogar als Titel einer eigenen Schrift[1]): „Wir höheren Menschen sind jenseits von Gut und Böse“. Wenn nicht dieser Wahnwitz der fast unglaublichen Selbstverherrlichung so manches Jungen unter den „Grün-Deutschen“ frevelhaften Vorschub geleistet hätte, so läge ja der Irrtum dieser kindischen Begriffsverwechslung viel zu offen da, als daß man dazu mehr zu sagen hätte, als es Gabriel Max gethan hat. In einem seiner köstlichen Affenbilder malt dieser mit seiner unübertrefflichen Technik einige niedliche Aeffchen, die „menschlich, allzumenschlich“ um einander herumhocken. Oben in der rechten Ecke des kleinen Gemäldes steht für den genauen Beobachter deutlich erkennbar „Jenseits von Gut und Böse“. Nur ein Affe kann sich noch „jenseits von Gut und Böse“ fühlen und statt des „Gewissens“ nur Furcht vor Strafe oder vor sonstiger persönlicher Benachteiligung kennen. Das aber ist gerade das, was irgend ein Wesen erst zum Menschen macht, daß es in sich den Trieb zum Guten um des Guten selber willen fühlt, ganz einerlei was immer ihm zeitweilig noch oder schon als Ideal des Guten vorschweben mag. Und das allein ist auch der Maßstab für das Aufsteigen eines „Kulturmenschen“ zum „Gottmenschen“, daß er in seinem Innersten immer mehr ganz „Gewissen“ wird, daß er immer vollkommner in sich das Ideal des Guten, „Gottes Ebenbild“, verwirklicht und immer vollständiger in seinem Bewußtsein und in seinem Willen das göttliche Naturgesetz zum Ausdruck kommen läßt.

Gegenüber diesem Grund-Irrtume Nietzsches verschwinden alle seine sonstigen Mißverständnisse; diese sind meistens nur ähnliche Begriffsverwechselungen, wenn er z. B. Religion und Religiosität mit einander verwirrt und verwirft. Auch leitet ihn hier, wie sonst, seine klägliche Unwissenheit und sein auf Philologie bornierter Gesichtskreis irre. Bis zur unfreiwilligen Komik steigert sich seine boshafte Gehässigkeit, wenn er die Religiosität, d. h. das Streben des Menschen nach Vergeistigung, Verinnerlichung und Vergöttlichung seines Wesens, als „Sklavenmoral“ und diese als eine Erfindung des Judentums bezeichnet, auch das „Evangelium der Liebe“, das uns Jesus von Nazareth gebracht hat, als den Gipfel „jüdischer Rachsucht“ darstellt.[2]) Seine Ausführungen

[1]) „Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“.

[2]) Genealogie der Moral, S. 10—15, 34—36 und sonst. — Jenseits von Gut und Böse, 2. Aufl. S. 116, 207 u. s. w. — Götzendämmerung, 1. Aufl. S. 101, 2. Aufl. S. 81.

dieser Widersinnigkeiten tragen zu sehr den Stempel des Irrsinnes an sich, als daß deren wörtliche Wiedergabe hier erwünscht sein könnte. Alles dies hat für uns auch nur in sofern Bedeutung, als es erst verständlich macht, wie ein nach Hohem strebender Geist als seine Willensziele schließlich so handgreiflich unsinnige Vorbilder erwählen konnte, ohne dabei irgendwie noch durch seine Vernunft gezügelt und gemahnt zu werden.

Unter der „Herrenmoral", die Nietzsche empfiehlt, versteht er jede beliebige Art von Brutalität und Gewaltmißbrauch. Jedes geistige Streben, alle Rücksichtnahme auf die Mitmenschen und vor allem die sich selbst vergessene Liebe verachtet er als unsere „Sklavenmoral". [1])

> „Die Schwachen haben mehr Geist (als die Starken). Man muß Geist nötig haben, um Geist zu bekommen; man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nötig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes". [2])
>
> „Der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele; ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, wie „wir sind", andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben usw." [3])
>
> „Unsere Mitgefühls-Moral, vor der ich als der Erste gewarnt habe, ist der Ausdruck der physiologischen Ueberreizbarkeit, die Allem, was décadent ist, eignet. Jene Bewegung, die mit der Mitleids-Moral Schopenhauer's versucht hat, sich wissenschaftlich vorzuführen, ist die eigentliche Décadence-Bewegung in der Moral, sie ist als solche tief verwandt mit der christlichen Moral. Die starken Zeiten, die vornehmen Kulturen sehen im Mitleiden, in der „Nächstenliebe", im Mangel an Selbst und Selbstgefühl, etwas Verächtliches". [4])
>
> Eine „altruistische" Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert —, bleibt unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. Es ist zu Ende mit dem Menschen, wenn er altruistisch wird. Auf dem ganzen morbiden Boden der Gesellschaft wuchert solche Moral bald zu tropischer Begriffs-Vegetation empor, bald als Religion (Christentum), bald als Philosophie (Schopenhauer). Unter Umständen vergiftet eine solche aus Fäulnis gewachsene Giftbaum-Vegetation mit ihrem Dunste weithin, auf Jahrtausende hin, das Leben. [5])

---

[1]) Eine Hauptstelle hierfür findet sich in „Jenseits" rc." S. 228—241. — In ganz entgegengesetztem Sinne könnte man wirklich Herren- und Sklavenmoral unterscheiden. Gerade die Herrenseele handelt aus Liebe, die Sklavenseele aus niederen Beweggründen. Sklavenarbeit sind z. B. alle Dienste, welche um des Geldes oder sonstigen Lohnes willen geleistet werden. Was dagegen eine geistig freie Herrenseele thut, geschieht immer aus Liebe und mit Liebe.

[2]) Götzendämmerung, S. 67.

[3]) „Jenseits rc." S. 241.

[4]) Götzendämmerung, 2. Aufl. S. 86.

[5]) Ebenda S. 81.

Keiner der sämtlichen wahnwitzigen Frechheiten Nietzsches wäre so treffend auf diese selbst anzuwenden wie der letzte hier citierte Satz, obwohl freilich bei einer auch nur einigermaßen noch lebens- und denkfähigen Kultur-Generation das Wuchern solcher giftigen Verrücktheiten nie zu befürchten sein würde.[1]) — Was aber sind denn nun die idealen „Uebermenschen", welche Nietzsche seinen Anhängern als nachahmenswerte Vorbilder empfiehlt?

„Auf dem Grunde dieser vornehmen Rassen ist das Raubtier, die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie nicht zu verkennen. Die vornehmen Rassen sind es, welche den Begriff „Barbar" auf all den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind. Alles faßte sich für die, welche unter ihnen litten, in das Bild des „Barbaren", des „bösen Feindes", etwa des „Gothen", des „Vandalen" zusammen.

Ich meine irgend einen Rudel blonder Raubtiere, eine Eroberer- und Herren-Rasse, welche kriegerisch organisiert, unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene Bevölkerung legt".[2])

„Der Verbrecher-Typus, das ist der Typus des starken Menschen. Die Gesellschaft ist es, unsere zahme mittelmäßige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, notwendig zum Verbrecher entartet. Oder beinahe notwendig: denn es giebt Fälle, wo ein solcher Mensch sich stärker erweist als die Gesellschaft: der Corse Napoleon ist der berühmteste Fall. — Fast jedes Genie kennt als eine seiner Entwickelungen die „Catilinarische Existenz", ein Haß-, Rache- und Aufstands-Gefühl gegen Alles, was schon ist, was nicht mehr wird . . . Catilina — die Präexistenz-Form jedes Cäsar.[3])

„Wie ein letzter Fingerzeig erschien Napoleon, jener einzelste und spätestgeborene Mensch, den es jemals gab, und in ihm das fleischgewordene Problem des vornehmen Ideals an sich — man überlege wohl, was es für ein Problem ist; Napoleon, diese Synthesis von Unmensch und Uebermensch".[4])

„Man mißversteht das Raubtier und den Raubmenschen (z. B. Cesare Borgia) gründlich, solange man noch nach einer „Krankhaftigkeit" im Grunde dieser gesündesten aller tropischen Untiere und Gewächse sucht, oder gar nach einer ihnen eingeborenen „Hölle". — Cesare Borgia ist, im Vergleich mit uns, durchaus als ein „höherer Mensch", als eine Art Uebermensch, wie ich es thue, aufzustellen".[5])

[1]) Dann würden auch selbst die weniger krassen und darum verführerischen Auslassungen Nietzsches, wie die über „Wollust, Herrschsucht und Selbstsucht" (Zarathustra VII., 53 ff.) weniger gefährlich sein.

[2]) Genealogie rc., S. 21 u. 79.

[3]) Götzendämmerung, 2. Aufl. 95. —

[4]) Genealogie rc. 36—37.

[5]) Jenseits rc. 117; Götzendämmerung 81.

„Es genügt, sich einmal wieder die Johanneische Apokalypse zu Gemüte zu führen, jenen wüstesten aller geschriebenen Ausbrüche, welche die Rache auf das Gewissen hat".[1])

Das soll heißen: die gegen Nero gerichtete „Offenbarung" des Evangelisten Johannes, des Apostels der Liebe, war ein Frevel gegen Nero, der für Nietzsche selbstverständlich auch ein idealer „Uebermensch" ist. — Diese Stellen habe ich wörtlich angeführt, weil, wer sie nicht gelesen hat, wohl sonst kaum glauben würde, daß so etwas heuzutage gedruckt werden kann. Es hat auch meines Wissens noch kein Nachäffer Nietzsches sich hinreißen lassen, seine Bosheit durch solche Tollheiten bloszustellen; aber freilich liegen solche Ideale wohl dem jüngst-deutschen Anarchismus zu Grunde, der sich von der Sozialdemokratie losgesagt hat, weil in dieser noch das Mitleid mit der leidenden Arbeiter-Bevölkerung und das Gefühl der Solidarität Aller zur Geltung kommt. Und doch ist gerade Nietzsches Lehre die entschiedenste Verteidigung aller Ausbeutung der Schwächern durch die Stärkeren, könnte also vom Kapitalismus noch weit mehr für sich in Anspruch genommen werden als vom Anarchismus."[2])

Jene eben angeführten Ungeheuerlichkeiten hat Nietzsche selbst nur noch durch einen einzigen Satz überboten, durch jenen Satz den ich schon oben als sein Motto hinsetzte:

„Das sind keine freien Geister, die noch an die Wahrheit glauben. — Als die christlichen Kreuzfahrer im Orient auf jenen unbesiegbaren Assassinen- (Meuchelmörder-) Orden stießen, bekamen sie einen Wink über jenes Symbol, das nur den obersten Graden vorbehalten war: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt". . . . Wohlan, das war Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt."[3])

In stärkerer Weise kann man wohl kaum seine Verachtung gegen alles Streben nach Wahrheit und Göttlichkeit aussprechen. Damit aber nicht etwa dem Zweifel Raum gelassen sei, als ob er damit etwa nur die selbstverständliche Erkenntnis hätte wiedergeben wollen, daß alle

---

[1]) Genealogie 34—35. — Hell-blond scheint also Nietzsches Bestien-Ideal nicht sein zu müssen, denn das waren jedenfalls weder Napoleon I, noch Catilina, noch Cesare Borgia, noch auch Nero.

[2]) Vielleicht wird doch durch diesen Hinweis auf Nietzsches Denk- und Gefühls-Roheiten noch der eine oder der andere von den Jüngsten zur Einsicht gebracht. Was Nietzsche selbst geschrieben hat, wird heute kein verständiger Mensch sehr ernst nehmen — und die psycho-pathologischen Gefühlsduseleien seiner jugendlichen Nachäffer noch weniger. Solange noch die menschliche Vernunft und ideales Streben einige Geltung in unserm Kulturleben behalten, liegt auch keine sonderliche Gefahr vor. Sollten aber unruhige Zeiten kommen, dann erwächst aus solchen Ueberspanntheiten jugendlicher Egoisten allerdings Gefahr, und zwar um so mehr, als die meisten unter ihnen zu unwissend und materialistisch verdummt sind, um wirkliches Geistesleben fassen zu können, zu faul und lernträge, um sich die nötige Kenntnis und Erkenntnis aneignen zu wollen, zu frech und hochmütig, um irgend welche Weisheit anzunehmen, als die sie in ihrem kleinen Hirn ergrübelt haben.

[3]) Genealogie 2c. 167.



menschlichen Begriffe von Wahrheit immer nur relativ und unzulänglich seien und daß als unbedingte, absolute Wahrheit nur das Ewige, Gestaltlose gelten könne, erklärt Nietzsche jenen Satz noch durch folgende Anführung aus seiner Schrift „die fröhliche Wissenschaft“.[1])

„Das Wahrhaftige, in jenem verwegenen und letzten Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andere Welt als die des Lebens, der Natur und der Geschichte; und insofern er diese „andere Welt“ bejaht, wie? muß er nicht eben damit ihr Gegenstück diese Welt, unsere Welt — verneinen?[2]) . . . Es ist immer noch ein metaphysischer Glaube, auf dem unser Glaube an die Wissenschaft ruht — auch wir Erkennenden von Heute, wir Gottlosen und Antimetaphysiker, auch wir nehmen unser Feuer noch von jenem Brande, den ein Jahrtausende alter Glaube, jener Christen-Glaube, der auch der Glaube Plato's war, daß Gott die Wahrheit ist, daß die Wahrheit göttlich ist. . . . Aber wie, wenn gerade dies immer mehr unglaubwürdig wird, wenn Nichts sich mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrtum, die Blindheit, die Lüge, — wenn Gott selbst sich als unsere längste Lüge erweist?“[3])

Schärfer als in allen diesen Worten kann sich wohl kaum der vollständigste Bankerott alles Wissens und Wollens, die Verzweiflung an allem Erkennen und Können, das Zusammenbrechen des Bewußtseins und des Daseins kennzeichnen. Nur die zunehmende Umnachtung seines Geistes und die stets weiter ausschweifende Verirrung seiner Willensrichtung in das Thierisch-Selbstische erklären solches Geschreibsel. Wäre doch sonst gerade unsere deutsche Litteratur so reich wie keine andere gewesen, um ihm Führer oder Warner auf seiner abschüssigen Bahn zu bieten. Wohl konnte er mit Recht an Stelle Schopenhauers „Willens zur Lebensbejahung“ das Wort „Wille zur Macht“ setzen, auch sogar „zur Macht des Selbstes“; aber daran als was der strebende Wille das „Selbst“ erkennt, daran ermißt sich nicht allein dieses Bewußtsein, sondern gerade auch die Macht des Willens. Unter unsern ältern Dichtern hätte Nietzsche sich darüber Aufklärung verschaffen können etwa bei Angelus Silesius und unter den neueren etwa bei Rückert, der verschiedentlich den Gedanken ausführt:

Aufgeben sollst du nur nur das Selbst, das du nicht bist
Nicht jenes, das in dir die Gottheit selber ist.

[1]) Fünftes Buch, S. 263, und Genealogie rc. 169.

[2]) Keineswegs, wie ich dies bereits im Schluß-Abschnitte meiner Schrift „Lust, Leid und Liebe“ nachgewiesen habe. Bei den Gedankenstrich vor „verneinen“ sieht man förmlich den Effekthascher sich umschauen, ob man auch ja durch seine Paradoxie überrascht wird.

[3]) Hier kopiert Nietzsche in seiner Schreibweise Lessing, z. B. in den letzteren Paragraphen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“. Das ist auch in andern Stellen bei Nietzsche unverkennbar, so besonders da, wo er die Zeit des Kommens seines Uebermenschen verkündet (Genealogie, 93). Ihm steht dabei eine anarchistische Revolution vor Augen.

Das ist die Richtung der Entwicklung auf das Innere, Geistige und All-Umfassende. Nietzsche dagegen strebte nur nach der Veräußerlichung und Kraft-Verrohung und erkannte nicht, daß eben darin die Beschränkung und Erniedrigung der Macht des Selbstes liegt. Deshalb wurde aus seinem Uebermenschen nicht ein Gottmensch, nicht einmal ein Untermensch, sondern ein Uebertier. Es ging ihm wie dem sagenhaften Faust. Er strebte nach göttlicher Macht, ohne die göttliche Erkenntnis zu besitzen oder nur zu wollen; so verschrieb er sich dem „Teufel", denn ein solches Zerrbild ist sein „Uebermensch".

Doch solches Streben ist an sich schon krankhaft und muß immer mit dem Zusammenbruche der Persönlichkeit enden. Es sagt gleich viel, ob man diese Thatsache so ausspricht, daß der geistig gesunde Mensch seinem Gewissen und seiner Vernunft folgt, oder so, daß alle Selbst-Entwickelung zu höherer Erkenntnis und zu größerer Macht nur dadurch möglich ist, daß man sich immer mehr zur Offenbarung des göttlichen Bewußtseins in sich selbst befähigt und den Willen der göttlichen Allmacht immer mehr in sich und durch sich zur Wirksamkeit bringt. Soviel aber ist gewiß, das Ziel solcher Vollendung als Gottmensch ist das gerade Gegenteil von Nietzsches „Uebermenschen". Jener ist völlig eins mit dem Naturgesetz, ist ganz Gewissen, ganz Vernunft geworden; er ist nicht jenseits der Unterscheidung zwischen Gut und Böse, wohl aber jenseits der Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen, denn sein Wesen ist Gerechtigkeit und Liebe.



Gut und Böse.

Alles Geschehen geht nach „göttlichem" Naturgesetze vor sich. Auch jede böse That, das Unrecht, ist ein notwendiger Vorgang; und ein Weiser wird sich über eine Bosheit nie entrüsten. Dennoch bleibt ein Unrecht, das man thun muß, um Erfahrung zu erwerben, immer Unrecht für den Thäter selbst, d. h. weniger gut für ihn als das, was er künftig thun wird, nachdem er die Folgen solches Unrechtes erfahren hat. Und auch dem Geschädigten gegenüber bleibt das Unrecht stets ein Unrecht, trotzdem für ihn dadurch nur ein notwendiges Karma erfüllt wird. Wie alles Dasein nur auf Gegensätzlichkeit beruht, so sind auch gut und böse stets verhältnismäßige Begriffe. Sie entwickeln sich im Menschen mit der Ausdehnung seines Ideenbereiches und seines Willensumfangs auf das immer größere Ganze.

H. S.



Manas.

Besprochen von

Dr. Max Kaltenborn.

✻

August Niemann, der geistvolle Novellist hat vor kurzem ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „Manas, Gedanken über das Seelenleben unserer Zeit". [1]) Der Verfasser ist Platoniker und hat sich als solcher schon in seinen Beiträgen zu unserer Monatsschrift eingeführt [2]). Auch in diesem Buche behandelt er das Seelenleben unserer Zeit in einer Reihe von kurzen Aufsätzen aus dem Gesichtspunkt der platonischen Weltanschauung. Die einzelnen Themata lauten:

Natur und Erziehung. Alter und Jugend. Die Nervosität unserer Zeit. Moderner Pessimismus. Moderner Naturalismus. Die platonische Liebe. Das Orakel. Die Koketterie. Die Mode. Großstadt und Kleinstadt. Unsere moderne Jugend. Gesellschaftliche Stellung. Die Gewinnsucht. Die Beredsamkeit. Der Mut. Die Ehe. Intelligenz und Moral. Zeitgeist und Glücksgefühl. Freier Wille und Schicksal. Glück und Unglück. Gut und Böse. Die Religion. Vom Wesen des Todes. Der Wert der Dichtkunst.

Man sieht, es ist eine reichhaltige Speisekarte, und jeder findet darauf wohl einen Gegenstand, der ihn gelegentlich interessiert. Das Buch kann nicht gut im Zusammenhang gelesen werden, und dies ist auch wohl nicht die Absicht des Verfassers. Je nach Zeit und Stimmung wird der Leser, der überhaupt in unserer Zeit noch das Bedürfnis hat, gelegentlich derartigen Reflexionen zu folgen, und den die einfache „antik-attische" Schreibart des Verfassers anmutet, gern den einen oder andern Aufsatz von diesem Buche lesen und überdenken. Vielleicht finden sich sogar Leserinnen dafür, rühmliche Ausnahmen von der mit Romantik und No-

[1]) Bei R. Salinger, Philosoph.-histor. Verlag, Berlin (308 S.).

[2]) Sphinx, IV S. 145 und 233, September und Oktober 1887.

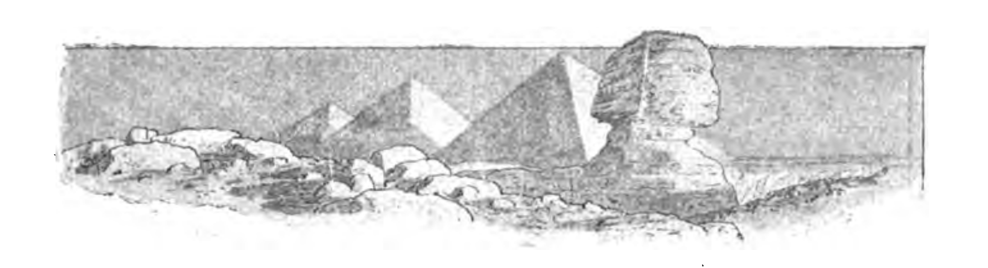
vellestik überladenen modernen Damenwelt. Solchen Damen, die eine Probe verhältnismäßiger Gesundheit in der Geistesnahrung ablegen wollen, empfehlen wir die zeitweilige Lektüre der Niemannschen Aufsätze ganz besonders. Trotz des platonischen Hintergrundes, der ja heutzutage, selbstverständlich ganz irriger Weise, leicht den Gedanken an mythologische Metaphysik erweckt, handeln sie von sehr positiven Dingen, und ihre Gemeinverständlichkeit setzt keinerlei philosophische Vorbildung oder gar besonders abstraktes Denkvermögen voraus. Auch wo, wie nicht selten am Ende eines Aufsatzes, die metaphysische Ansicht des Verfassers vom Menschenwesen, die den letzten Maßstab der Werturteile über sein Seelenleben bildet, zum Durchbruch gelangt, geschieht dies in einer schönen verständlichen Ausdrucksform. So heißt es S. 8 zur Erklärung des Charakters: „Ein jeder Mensch kann ein besonderer fleischgewordener Gedanke Gottes genannt werden, und was wir die Natur eines Menschen nennen, ist eben diese Besonderheit, wodurch das Individuum im Unendlichen wurzelt und zur Unendlichkeit veranlagt ist — nicht im irdischen Dasein beschlossen und zu diesem allein bestimmt, sondern eine Persönlichkeit von metaphysischer Bedeutung". Besonders gefallen hat mir der Dialog mit einer glücklich verlobten Dame über platonische Liebe, in dem der plotinische Gedanke, derselbe, den auch Giordano Bruno in seinen eroici furori so vielfach variirt, daß alle Liebe nichts anderes ist, als Sehnsucht zur Unsterblichkeit und zur Schönheit, klar entwickelt wird. (Vergleiche hierfür auch Liebe — Bürgin der Unsterblichkeit, oder das Mysterium von Eros und Psyche von L. Kuhlenbeck). Auch das Orakel: „Heirate oder heirate nicht, du wirst es auf jeden Fall bereuen!" ist ein klassisches, an Plato erinnerndes und sokratischen Humor atmendes Gespräch.

Es gebricht hier an Raum, auf alle einzelnen Aufsätze einzugehen.

Wie Schopenhauers Parerga und Paralipomena, so werfen auch diese Aufsätze August Niemanns philosophische Streiflichter auf die alltäglichsten Angelegenheiten des Menschendaseins. Ihre Beleuchtung aber ist keine pessimistische, sondern durch und durch optimistisch. Und fast scheint es uns, als ob eben darin ihre einzige Schwäche liege. Denn mag auch der Optimismus des Jenseits noch so sehr begründet sein, so muß gleich wohl der Pessimismus im Diesseits zu seinem vollen Rechte kommen. Der Verfasser scheint uns etwas gar zu hellenisch zu denken.

Mit diesem vorchristlich platonisch-hellenischen Charakter des Buchs vereinigt sich schlecht der übrigens auch unseres Erachtens rein buchhändlerisch nicht glücklich gewählte Gesamttitel des Buchs. Manas ist ein Sanskrit-Wort für den Menschengeist auf seiner normalen Entwicklungsstufe. Wünschenswert wäre es gewesen, die Bedeutung des Leides für die Weiterentwicklung der Menschenseele hin und wieder stärker betont zu sehen.





Die Sphinx der Theosophie.

Ein Vortrag*)

von

Annie Besant.

Ihnen Allen ist ohne Zweifel die ägyptische Sphinx bekannt, entweder durch Abbildungen, oder vielleicht sogar im Original selbst. Für mich, und ich wage zu sagen, auch für Viele unter Ihnen sicherlich, hatte sie immer etwas Faszinierendes, diese mächtige Sphinx in ihrer so absolut ruhigen Heiterkeit; sie erschien mir immer so eindrucksvoll in ihrer Ruhe mit jenem leidensfreien Ausdruck auf ihrem Antlitz, auf dem alle Weisheit ganzer Zeitalter eingemeißelt zu sein scheint. Wenige nur unter Ihnen, glaube ich, werden dieselbe betrachtet haben, ohne den Zauber des Geheimnisvollen dieser weise blickenden Augen, dieser fest geschlossenen Lippen zu empfinden; wenige nur werden in dieses Antlitz geblickt haben, ohne daß in ihnen ein traumhaft fantastisches Ahnen aufstieg, es könnte uns vielleicht doch auf so viele dunkle Probleme dieser Welt noch eine Antwort werden. Mir ist manchmal der Gedanke gekommen, ob nicht jener, Vielen so seltsam erscheinende Glaube, — der zu uns allerdings aus dem Osten gekommen, der aber nicht nur im Osten allein verbreitet ist, sondern Gedanken enthält, die wir bei allen Völkern zu allen Zeiten finden, — ob nicht jene Gedanken-Welt, die wir heute mit dem Wort Theosophie bezeichnen, so manche Aehnlichkeit besitzt mit diesem Sphinx-Bildnis, welches so viel verspricht in der Beantwortung tiefer Rätselfragen, und so starres Schweigen über die Weltfragen bewahrt, ein Jahrhundert langes, tiefes, jetzt wieder gebrochenes Schweigen. Und so möchte ich denn jetzt versuchen, Ihnen eine Skizze von dem zu liefern, was diese Sphinx auf jene Rätselfragen zu sagen weiß; ich will mich bemühen, sie, wenn auch nur in großen Zügen zu beantworten, indem ich mich dabei an das halte, was uns von den Denkern des Ostens als Antwort gegeben worden ist.

*) Uebersetzt von Ludwig Deinhard in München.

Theosophie ist ein weitreichendes, das ganze Dasein des Menschen umfassendes Gebiet, sie ist gleichzeitig Philosophie, Wissenschaft und Religion. Wenn man sie in einem Vortrage behandeln will, so kann man nur allgemeine Umrisse liefern und darf nur die Hoffnung hegen, daß durch diese Umrisse der eine oder andere ernster Denkende zum Studium angeregt wird und durch eigenes Studium die Lücken ausfüllt, welche ja in einem solchen Vortrage geradezu unvermeidlich sind. Vielen von uns, die ihr ganzes Leben in unermüdlicher geistiger Arbeit zugebracht haben, vielen solchen ist die Einsicht gekommen, daß gleichwohl Jahre gewissenhaftesten Studiums und Nachdenkens uns eigentlich nur an die Schwelle des Gegenstandes zu bringen vermögen, den ich heute vor ihnen besprechen will. Und wenn selbst Solchen, die diese Studien schon so lange betreiben, noch immer viele Probleme ungelöst, viele Fragen unbeantwortet bleiben, dann können wohl Sie, denen ja diese Dinge zum Teil noch ganz fremd sind, sicher kaum anders erwarten, als daß auch Ihnen während meines einstündigen Vortrages viele Fragen werden aufsteigen müssen, die unbeantwortet bleiben, daß Ihnen Vieles unklar, Manches geradezu unmöglich vorkommen wird; denn nur durch eigenes Studium, und zwar Jahre lang fortgesetztes Studium können Sie hoffen, volles Verständniß für einige der Probleme zu gewinnen, die ich Ihnen jetzt vortragen werde.

Heute Abend also ist es meine Absicht, Ihnen in großen Zügen ein Bild zu entwerfen von dem, was die Theosophie lehrt in Bezug auf das Universum, dann in Bezug auf den Menschen und dessen Bestimmung, und endlich in Bezug auf die Pflichten des Menschen. Ueber diese drei Punkte werde ich mehr als genug zu sagen haben und darf vielleicht die Hoffnung hegen, daß dieses Sie veranlaßt, tiefer in diese Fragen einzudringen.

Nun denn zuerst zu der Frage: Was lehrt uns die Theosophie in Bezug auf das Universum? wie stellt sie uns das Universum dar? welchen Gedanken entwickelt sie uns über dieses große Problem? Dem Theosophen ist das Universum Nichts anderes als das ausgeatmete ewige, universelle Leben. Ist Ihnen jemals der Rhythmus aufgefallen, der sich in der Natur überall findet? Wenn Sie die niedersten Formen der belebten Natur betrachten, jene winzigen Infusorien, welche Sie nur durch das Mikroskop beobachten können, so bemerken Sie in diesen winzigen Klümpchen lebender Materie einen Rhythmus des Ein- und Ausatmens, einen Teil des wirklichen Lebens. Ein solcher Rhythmus zeigt sich auch im Universum: überall ein Steigen und Fallen, überall ein Sich-ausdehnen und Zusammenziehen, überall Ebbe und Flut, wohin sie Ihren Blick wenden, in Welten und in Atomen; und so pulsiert für den Theosophen dieses Universum als ein Ganzes im gleichen Rhythmus. Das Ausatmen des universellen Lebens ist das Universum; sein Einatmen ist das dereinst wieder eintretende Verschwinden dieses Universums; und so erblicken wir durch endlose Zeiten ewigen Lebens hindurch, durch die Ewigkeit, die sich hinter und vor uns ausdehnt, das Ausatmen und Ein-

atmen des Lebens, die Bildung und das Verschwinden von Welten. Das Universum selbst können wir wohl studieren, dagegen nicht die Quelle seines periodischen Lebens; für die Betrachtung dieser zentralen Quelle alles Existierenden besitzen wir keine Worte; alle hierauf angewandten Ausdrücke sind unzulänglich und leiden an innerem Widerspruch. Wir können jene Urquelle nicht etwa blos als Leben bezeichnen; denn nur von einer Seite aus gesehen erscheint sie als Leben; allein sie umfaßt Alles; wir können von ihr nicht, als der Ur-Intelligenz sprechen, denn Intelligenz ist nur eine Phase ihres Wesens; sie aber ist ja Alles. Angesichts des Unerforschlichen also bleibt dem Menschen Nichts übrig, als zu schweigen. Stellen Sie sich vor, das Infusorium wollte seinen Mit-Infusorien begreiflich machen, auf welche Art der intelligente Mensch denkt und urteilt. Sie können sich wohl vorstellen, wie es dabei im Dunkeln tappen würde, welche Thorheiten, welche Widersprüche dabei herauskommen müßten.

Tiefer als dieses Infusorium unter uns stehen wir unter jenem Mittelpunkte, jener Quelle alles Lebens; und vor ihr, aus welcher das Universum entspringt, können wir uns nur in stillem Schweigen beugen, im Bewußtsein, daß all' unser Nachdenken hierüber fruchtlos, jedes unserer Worte Nichts als Vermessenheit ist, ohne irgend etwas Wirkliches auszudrücken. Von diesem Unerforschlichen also, das nur von einer Seite gesehen, Leben ist, strahlt das Universum aus.

Stellen Sie sich nun weiter vor, wie dieses Leben, wie wir der Klarheit wegen jenes große Unbekannte nennen wollen, in den unendlichen Raum hinausstrahlt; wie es sich dann selbst gliedert und zwar nach der Auffassung der Theosophen in sieben Stufen oder Ebenen des Daseins; stellen sie sich vor, wie dieses Leben, während es durch diese sieben Stufen pulsiert, nach und nach mehr und mehr materiell wird, wie wir sagen, ganz innen fein-ätherischer Geist, ganz außen grob-materieller Stoff. Sie beginnen die Grundgedanken dieser Lehre zu verstehen: die siebenfache Ebene des Daseins und mit dieser siebenfachen Ebene des Daseins die siebenfältige Reihe von Organismen, wie sie jeder dieser Ebenen entsprechen, und deren siebenfältiges Bewußtsein. Sie haben nun überall im Universum folgenden Hauptsatz: sieben Existenz-Stufen; obere Grenze: Geist im subtilsten Sinne; untere Grenze: Materie im gröbsten Sinne, und zwischen diesen beiden Endpolen von Geist und Materie findet sich jede Art belebten Daseins, jede Daseinsstufe, wie sie ihren Lebewesen entspricht, alle Gattungen von Organismen in der Anpassung an die Ebene, auf welcher sie leben. Und diese Auffassung eines siebenfältigen Daseins ist nicht etwa ein bloßer Traum. Ist es Ihnen niemals aufgefallen, daß Ihnen überall die Zahl sieben begegnet? Beim Licht, das doch eine Einheit bildet, haben Sie sieben Farben, welche vereinigt das Weiß darstellen. Im Reiche der Töne, der Musik, haben Sie sieben Töne in der Tonleiter, und der achte ist nur eine Wiederholung des ersteren auf höherer Ebene. Und so erhalten Sie durch die gesammte Natur hindurch so zu sagen die Suggestion einer siebenfachen Existenz: bei dem Licht und der Farbe er-

kennt sie das Auge, beim Ton das Ohr. Dieses Gesetz gilt auch im ganzen Universum, welches in siebenfach verschiedener Existenz eine mächtige Einheit bildet. Haben sie aber einmal diesen Fundamentalsatz verstanden, dann erscheint Ihnen auch die Vorstellung verschiedener Wesensreihen begreiflich, deren jede sich ihrer eigenen Existenz-Ebene anpaßt. Sie werden beginnen, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es wohl noch andere Existenz-Formen giebt, als Ihre eigene; daß es Intelligenzen geben mag, die unter ganz anderen Bedingungen leben als den Sie umgebenden. Ueberhaupt hat jede Daseinsstufe ihre eigene Bewußtseinsform. Und wenn Sie der Welt, in der Sie leben, der irdischen Materie, dieser niedersten von allen uns bekannten Daseins-Ebenen, angepaßt sind, so muß es in andern Ebenen, andern Lebensformen, auf anderen Stufen auch andere Bewußtseinsformen geben. Diese anderen Formen von Leben und Bewußtsein sind nicht übernatürlich, wohl aber übermenschlich. Denn sie sind ebenso natürlich wie die Ihrigen; jene Wesen leben und denken, wie Sie, nur auf einer anderen Stufe der bewußten Existenz. Sind Sie einmal in Ihrem Denken an diesem Punkt angelangt, so wird es Ihnen klar, daß auch die Entwickelung des Universums auf diesen verschiedenen Linien voranschreitet. Sie sehen dann, wie das, was Sie Geist nennen, nach und nach herabsteigt zu dem, was wir als Materie bezeichnen, und wie es durch Materie hindurch wieder aufwärts zum Selbstbewußtsein gelangt und auf diese Weise das Ziel und den Ausgangspunkt wiederum erreicht. So bildet jede Existenz für uns einen Cyclus, und als eigentlicher Zweck solcher Existenz erscheint das Gewinnen und Sammeln von Erfahrung und Erkenntnis: Geist kommt zum Selbstbewußtsein durch seine Verbindung mit Materie und gelangt durch weiteres Aufwärtsschreiten dahin, woher er kam. Indem er diesen mächtigen Cyclus, diese verschiedenen Stufen durchläuft, nimmt er alle Erfahrung, alle Erkenntnis in sich auf, vervollkommnet sich durch sie und bringt alles im Laufe der Jahrtausende auf seiner Wanderschaft Gewonnene mit.

Wenn diese Auffassung des Universums in Ihrem Denken Wurzel gefaßt, wenn Sie einsehen, daß Sie ein Teil dieses mächtigen Ganzen sind, daß Ihr individuelles Selbst ein Teil dieses sich entwickelnden Lebens ist, daß Ihr Menschentum das verkleinerte Abbild des Universums ist, daß die Entwickelung der Menschheit das große Ziel jener cyclischen Entwickelung durch die Ewigkeit ist, dann ist Ihnen das erste Licht aufgegangen über diese großartige Philosophie des Lebens, dann haben Sie den ersten Schritt auf jenem Erkenntnispfad gethan, welcher uns eben so weit in die Zukunft führt, wie er vor uns alle Schätze der Vergangenheit bietet.

Nachdem ich Ihnen so in großen Zügen ein Bild des Makrokosmos, eine Skizze des universellen Lebens in seinem großen Entwickelungs-Gang durch die sieben Stufen hindurch entworfen habe, bitte ich Sie, Ihren Blick auf den Mikrokosmos, den Menschen zu lenken, der gewissermaßen das eigentliche Wesen dieser ganzen Entwickelung wiederspiegelt, in seiner

siebenfachen Stufenfolge, wie das Universum, indem jede Stufe des menschlichen Lebens einer Stufe des Universums entspricht.

Ich brauche Sie nicht zu ermüden durch die Sanskrit-Ausdrücke, welche wir zur Bezeichnung der sieben Grundteile des Menschen brauchen. Ich will mehr die Sache selbst, als die Worte dafür ins Auge fassen, indem ich es für eine dankbarere Aufgabe halte, Ihnen klare Begriffe beizubringen, als Ihr Gedächtnis mit einer schwierigen Terminologie zu belasten.

Denken Sie sich also die Natur des Menschen siebenfältig und jede dieser Stufen mit den Stufen des Universums übereinstimmend. Denken Sie sich die höchste, die siebente Stufe als den Funken des universellen Geistes als das, was als Teil des universellen Lebens im Menschen eigentlich lebt, als Funken des universellen Feuers im eigentlichen Zentrum des Menschenwesens, als Pulsschlag des ewigen Lebens. Von der Vorstellung dieses höchsten Teiles im Menschen gelangen Sie dann zu der des menschlichen Geistes als seines Trägers; wie eine Flamme von einer Lampe umschlossen ist, so bildet dieser Geist in Vereinigung mit dem ewigen Funken und in Vereinigung mit der höheren Seele im Menschen, die obere Trias (Dreiheit), von welcher Theosophen so häufig sprechen. Die Vereinigung des göttlichen Elements mit dem menschlichen Geist und mit der höchsten Vernunft bildet die eigentliche Individualität des Menschen, welche in der Vergangenheit existierte und in der Zukunft existieren wird. In Verbindung mit dieser höheren Dreiheit im Menschen steht die vierfache Stufenreihe seines niederen Lebens: der physische Körper, den er mit dem Tier teilt, und dessen astrales Seitenstück; dann das Leben, welches diesen Körper erfüllt, das rein animalische Leben, welches wie beim Tier erscheint; endlich die Leidenschaften und Triebe und die unteren intellektuellen Fähigkeiten. Sie finden sie bei Ihrem Pferd, Ihrem Hund gerade so wie beim Menschen, nur im Grade verschieden. Sie haben also hier den unteren Teil des Menschen vor sich, sein physisches Leben mit seinen Trieben, seinem niederen Intellekt mit seinem physischen Körper. Sie erhalten so den niederen und vergänglichen Teil des Menschen, dessen Leben auf dieser Erde, von woher es stammt, abläuft und welches zur Erde zurückkehrt, und das sich mit dem Tode auflöst, nicht in einem Augenblick, sondern nach und nach, aber sicher. Denn das, was im Menschen ewig ist, ist nicht sein physischer Körper, ist nicht seine tierische Seele: es ist seine höhere Trinität, die Dreiheit, von der ich sprach: der Funke des ewigen Lebens, dessen Träger der menschliche Geist ist, und endlich jener höchste und edelste Teil seines Intellektes, welcher ihn mit dem göttlichen verknüpft, der nicht untergehen kann, sondern ewige Dauer haben muß.

Betrachten Sie also den Menschen so, dann haben Sie unsere theosophische Auffassung vom Menschenwesen: die höhere Dreiheit und die niedere Vierheit, und alles menschliche Leben auf dieser Erde ist nichts anderes, als der Versuch, das höhere Selbst in ihm zur Entwickelung, zum

Vorschein zu bringen und das niedere, von dieser Erde stammende Leben zu unterwerfen und im Zaume zu halten.

Wir kommen nun zu demjenigen Teil unserer Lehre, der vielen Widerspruch von denen erfährt, die nicht denken, sondern das nur zu verspotten und zu verlachen pflegen, was sie nicht verstehen. Die Theosophie sagt zu Jedem von Ihnen: in Ihnen, ob Sie es wissen oder nicht, wohnt diese höhere Dreiheit, welche ein Teil Ihres Erbes als Mensch ist. Ihre Aufgabe ist es, sie zu entwickeln, wenn Sie wollen, und das zur Aktivität zu bringen, was bei den Meisten heute verborgen bleibt. Aber, wenn Sie wollen, können Sie es zu wirksamer Entfaltung bringen. Verborgen in Ihnen ruht jenes wunderbare Vermögen, welches jedem Menschenkind zur Verfügung steht, das Niedere zu unterwerfen und das Höhere zu entwickeln in der vollen Bedeutung der Worte Unterwerfung und Entwickelung. Diese höheren Kräfte dessen, was wir mit den Worten Manas, Seele (Mind) bezeichnen, diese bei der Mehrzahl verborgenen Kräfte beginnen bei Vielen unserer eigenen Rasse in der Gegenwart sich zu zeigen: nicht jener Funke des unvergänglichen Lebens, noch der eigentliche Geist, in welchem derselbe lebt, sondern die unterste der von mir erwähnten Dreiheit, diese höhere Seele des Menschen. Es fehlt nicht an Spuren, die Jeder von Ihnen entdecken kann. Nicht im normalen Leben müssen Sie Belehrung suchen über diese im Menschen erwachsenden Kräfte; nicht im Normalen, sondern im Anormalen müssen Sie Umschau halten nach weiterer Entwickelung. Denn nur in denjenigen, welche in ihrer Entwickelung etwas weiter voraus sind, finden Sie diese schlummernden Kräfte; durch Anwendung gewisser künstlicher Hilfsmittel, welche dadurch, daß sie die niederen Grundbestandteile des Menschen in Unthätigkeit und Schlaf versetzen, dem inneren Selbst das Durchleuchten ermöglichen. Studieren Sie nur einmal die wissenschaftlich anerkannten Thatsachen des Hellsehens, die Sie in Verbindung mit mesmerischen und hypnotischen Trancezuständen erhalten, worin Sie einige dieser Kräfte teilweise entwickelt finden. Das wird Ihnen eine Idee von dem geben, was Sie einst sein werden, wenn diese Kräfte zur vollen Entwickelung gelangt sind.

Betrachten Sie einmal die bekannten hypnotischen Erscheinungen, bei denen, während der Körper sich in einem Zustand von Trance befindet, die niederen Organe unthätig sind. Ihr körperliches Auge ist geschlossen; Ihre Ohren sind für jeden von außen kommenden Ton taub; alles Physische in Ihnen ist in Schlaf versenkt, hülflos und unbewußt; aber eben dann, wenn das Physische vollkommen unbewußt ist, kann das Seelische seine wirkliche Existenz beweisen, und gerade dann, wenn alle unteren Seelen-Organe stumpf und hülflos sind, kann die Seele selbst ihr Uebergewicht zeigen. Dann können Sie Dinge wahrnehmen ohne das Auge; dann können Sie hören ohne das Ohr; Sie können hunderte von Meilen weit sehen; Sie können über einen Kontinent hinweg hören, Sie können über einen Ozean hinüber sprechen, denn die Seele kennt keine Grenzen von Zeit und Raum; sie kann mit anderen Seelen verkehren, sobald ein-

mal das niedere Leben zur Ruhe und Stille gekommen ist. Und in den hypnotischen Erscheinungen werden Sie dieses Sehvermögen, diese seelische Thätigkeit, ohne körperliches Organ finden; oder Sie können, wenn Sie wollen, Ihre seelische Wahrnehmung unter Bedingungen ausüben, bei denen alles körperliche Sehen unmöglich ist, z. B. um eine Diagnose für unaufgeklärte Krankheiten zu stellen oder um innere Organe zu beschreiben, deren genaue Angabe von Aerzten häufig und wiederholt konstatiert wurde und deren Richtigkeit bezüglich des durch den Hellseher Geschauten durch Untersuchungen nach dem Tode des Kranken festgestellt wurde. Es handelt sich hier nicht, wie Sie vielleicht denken, um bloße theosophische Phantasien, sondern um das Zeugnis des Laboratoriums und des Seziertisches von Männern der Wissenschaft, deren Namen überall geehrt wird, wo die Zivilisation ihren Weg gebahnt hat. Sie können zu Richet oder zu Liébault gehen, Sie können zu vielen anderen Gelehrten in Frankreich und Deutschland gehen, die Ihnen Beweise liefern für diese ungewöhnliche Fähigkeit der Seele ohne körperliches Organ, für dieses Sehen ohne Auge, wobei die Seele es ist, die sieht und ohne körperliche Beihilfe wahrnimmt. Sie können noch weiter gehen und einem Menschen unter den oben geschilderten Bedingungen Ihre eigenen Gedanken übertragen, so daß diese Gedanken für ihn sichtbar und hörbar werden. Sie können ein Stück weißes Papier nehmen und auf dieses Papier Ihr eigenes Gedankenbild werfen; und diese Person, welche Sie hypnotisiert haben, wird dann sehen, was Sie aufzeichneten. Der Hypnotisierte wird sehen und ihre Vorstellung wird für ihn materiell, weil hier Seele zu Seele spricht.

Denken Sie an das, was ich über die sieben Bewußtseinsstadien und über die sieben Daseins-Ebenen sagte. Wenn Sie die vierte Ebene ins Auge fassen, auf welcher die untere Seele ihre Thätigkeit entfaltet, wenn Sie von der ersten, welche Ihre Materie darstellt, zur vierten übergehen, in welcher die untere Seele in ihrer eigenen Umgebung lebt, so wird für diese Seele dort das materiell, was Ihnen immateriell erscheint, für diese Seele das sichtbar und hörbar, was für die gröberen körperlichen Sinne unsichtbar und unhörbar ist.

Und so hören wir von dieser trockenen Wissenschaft des Hörsaals, von unserer Gedankenwelt des Westens eine Bestätigung des Okkultismus durch unsere moderne Wissenschaft. Wir erfahren, daß das, was seit Jahrhunderten in den Schulen des Ostens gelehrt wurde, in den Hospitälern des Westens endlich eine Erfahrungsthatsache zu werden beginnt; und wenn aus diesem und manchem andern Beweis der wirklichen Existenz des Gedachten und der Seele sich eine andere Existenz erschließt als die, die wir auf unserer Erde kennen gelernt haben und die innerhalb unseres normalen täglichen Lebens verläuft, wenn wir einmal begreifen, was das heißt, dann wird sich vor unseren Augen die Bestimmung des Menschen in glänzendstem Lichte entfalten, als jemals Dichter sie besungen, als etwas erhabeneres, als jemals Propheten geträumt haben. Denn das, was

heute noch anormal ist, wird morgen allgemein; das, was heute hier und dort schüchtern zu keimen beginnt, wird zur Blüte werden in einer nicht allzu fernen Zukunft, wenn wir, statt nach Zeit, nach Ewigkeit rechnen; und das, was heute nur durch sorgfältiges Studium und ebenso sorgfältiges Leben errungen werden kann, wird dann das Erbe jedes Kindes werden, welches in dieser Welt und für ein höheres Leben geboren wird.

Allein, wenn Sie sich selbst den Beweis für das wirkliche Dasein von etwas Höherem verschaffen wollen, als Ihnen der Hypnotismus liefern kann, und wenn Sie Ihre eigene Entwickelung steigern wollen, wenn Sie über die Seele hinaus in den Geist, in eine noch höhere Bewußtseins-Ebene sich erheben wollen, so wird dieses nur möglich sein durch Besiegung und Unterjochung der niederen Natur, bis das, was die hypnotisierte Person im Trance und unbewußt ausführt, im vollen Bewußtsein als eigene freie That durch Sie selbst geschieht, ohne daß Sie die Herrschaft über sich aufgeben. Das kann nur durch eigenes Emporsteigen, durch eigene Anstrengung geschehen. Wenn es intelligente Wesen auf jenen Höhen giebt, so können Sie dieselben nicht zu sich herunterziehen, sondern dann müssen Sie zu ihnen emporstreben. Das Bewußtsein, welches Sie mit ihnen teilen wollen, muß das jener höheren Wesen, nicht das Ihres niederen Lebens sein, und das kann nur durch äußerste Anstrengung, durch vollkommene Selbst-Hingabe und durch den Adel eines heroischen Lebens erreicht werden.

Wenn der Bergtourist, um eine Bergspitze erklimmen zu können, sich Wochen oder gar Monate lang trainieren, und dann beim Ansteigen alle Muskeln und Körperkräfte anstrengen muß, um den Gipfel zu erreichen, den er ersteigen will, glauben Sie dann wohl, daß es keine Anstrengungen erfordert, um seelische und geistige Höhen zu erklimmen? Doch vergessen Sie nicht: es werden Ihnen, wenn Sie aufwärts klimmen, frische Kräfte zur Verfügung stehen, und mit Erweiterung Ihrer Erkenntnis auch mehr Gewalt über die Natur zu teil werden. Der Naturforscher gewinnt immer neue Macht über die Natur, je mehr er ihre Geheimnisse entschleiert, so auch erwirbt der Forscher auf dem Gebiet der psychischen Wissenschaft jene natürlichen Kräfte, die heutigen Tages noch für die Mehrzahl verborgen sind, denen aber offen daliegen, welche sie zu erforschen und zu erlangen verstehen.

Es wird manchmal gesagt: in eurer Theosophie ist zu viel Geheimnisvolles. Wo sind jene Kräfte, die Ihr immer andeutet, jene Kräfte über die Natur? Warum zeigt Ihr sie nicht offen aller Welt? Warum verschafft Ihr nicht Jedermann die Möglichkeit, sie kennen zu lernen, sie zu erwerben und zu benutzen? — Geben Sie vielleicht Ihren Kindern Dynamit als Spielzeug? Lassen Sie Ihre Schulknaben im Laboratorium mit Giften spielen? Antworten Sie hierauf nicht einfach, daß erst der Erfahrung des Mannesalters auch dessen Kräfte zur Verfügung stehen, und daß das, was nützliche Dienste leistet, auch mißbraucht und zur Zerstörung von Leben



angewandt werden kann? So war es in der Vergangenheit, und so ist es in der Gegenwart. Jene höheren Kräfte können nur von denen errungen werden, die den guten Willen haben, sich durch jahrelanges geduldiges Studium und unaufhörliches Streben in sich zu entwickeln. Sie kommen dann gewissermaßen als Begleiter der Entwickelung höheren Lebens, sie erscheinen als Ergebnis des natürlichen Wachstums des Menschenwesens, seiner Höherentfaltung während dieses Aufwärtsklimmens; nicht als um seiner selbst Willen erstrebtes und erreichtes Ziel, sondern als natürliche Blüte höheren Menschentums, das sich gleicherweise entfaltet bei Männern, wie bei Frauen, die geistig arbeiten und für Andere leben. Allein solche Kräfte bringen eine große Verantwortung mit sich; sie können wohl angewandt, aber auch mißbraucht werden; und ich frage Sie: wäre es wohl weise, die Kräfte aufs Geratewohl dem Volk preis zu geben, dem Mann und der Frau dieser Welt, dem Mann und der Frau von heute? Frauen, die alle Fassung verlieren möchten, wenn ihre Kleider nicht recht sitzen, und Männern, die fluchen möchten, wenn ihr Kutscher sie zu spät zu einem Diner fährt? Kann man solchen Menschen Kräfte anvertrauen, vermöge deren sie durch einen bloßen Gedanken einen anderen Menschen von Krankheiten befreien, aber auch töten können? Kann man solchen Leuten Kenntnisse anvertrauen, deren Anwendung Segen, aber auch Fluch und Vernichtung als Wirkung eines nach der einen oder anderen Richtung ausgeübten bloßen Willens bringen kann? Das ist der Grund, warum diese Seite der Theosophie nicht dem großen Haufen erschlossen wird. Wenn Sie von Phänomenen reden hören, wenn Sie dem thörichten Verlangen der Menschen nach irgend etwas Wunderbarem, etwa dem Kunststück eines Zauberers begegnen, dann lautet die Antwort hierauf: diese Kräfte sind nur als Zeichen geistigen Wachstums von Interesse; zur momentanen Unterhaltung dagegen, vor neugierigen Leuten eine Stunde lang Zaubereien vorzuführen, dazu dienen sie nicht. Sie werden davon gehört haben: ja, solche Kräfte existieren in der That, aber sie existieren bloß für diejenigen, die würdig sind, sie anzuwenden; sie stehen jederzeit auch Jedem von Ihnen zu Gebote, der willig ist, Zeit daran zu wenden und der die Geduld hat, sich zu üben; es sind nicht übernatürliche, sondern vollkommen natürliche Kräfte; sie können auch nur dienstbar gemacht werden wie alle anderen Naturkräfte durch Solche, welche die Geduld zum Studium haben und den Mut besitzen, selbst zu forschen und selbst zu handeln.

Und hier möchte ich nun auf jenes Licht hinweisen, das uns über die Bestimmung des Menschen aufklärt, indem ich Sie daran erinnere, daß dem Menschen erst dann das Los zufallen wird, über die Natur wirklich zu herrschen sobald er erst sich selbst beherrschen gelernt hat, und daß die Natur seine Dienerin sein wird, sobald er sein eigener Meister geworden ist. Wenn er sich einmal selbst bezwungen hat, wird er auch alles andere bezwingen; sobald dieser Sieg gewonnen ist, wird auch die Bestimmung des Menschen erfüllt und besiegelt sein. Aber Sie werden

wohl den Einwurf erheben: „Wie kann das kurze Leben Zeit gewähren für ein solches Ziel, Raum für eine solche Entwickelung?“ Ein kurzes Leben allerdings wäre nicht ausreichend für ein solches Wachstum, ungenügend zur Erreichung solchen Zieles; allein die Theosophie lehrt uns, daß es nicht ein Leben ist, durch welches wir hindurchgehen, sondern viele Leben. Sie, die Sie heute hier sind, leben nicht zum ersten Mal; hinter Ihnen liegen weite Strecken menschlicher Erfahrung; und die Fähigkeiten, die Sie besitzen, die Anlagen, deren Sie sich erfreuen, die Kräfte, die Sie ausüben, sind die Trophäen Ihrer vergangenen Siege, Zeugnisse für die Art und Weise Ihrer Lebensführung in der Vergangenheit. Nicht eines, sondern viele Leben kommen für jeden Menschengeist auf seiner Wanderung durch Zeit und Raum; nicht einmal, sondern oftmals erneuert der Mensch seine Erfahrung, sammelt er mehr und mehr Kenntnis mit jedem Leben, fügt er neue Seiten der Erfahrung ein in das Buch seines Daseins und schreibt Linie für Linie jener Geschichte des Menschen, welche er zum Schluß zu lesen im Stande sein wird. Und so wird uns gelehrt, daß der Mensch wiedergeboren wird gemäß der Vergangenheit, die er sich selbst nach seinem Verdienst gestaltet. Die Theosophie lehrt Sie, daß Sie das sind, zu dem Sie sich selbst gemacht haben. Das Leben, welches Sie führen, die Kräfte, über welche Sie verfügen, haben Sie sich selbst geschaffen durch Ihre eigene Vergangenheit, durch Ihre Mühe. Denn die Ethik der Theosophie ruht auf dieser Auffassung des Menschen; die Ethik der Theosophie spricht von einem Gesetz, dem Niemand entgehen, von einem Los, dem Niemand entrinnen kann: dem Gesetz der Kausalität, d. h. dem Gesetz von Ursache und Wirkung im Gebiet der Moral, demzufolge Jedem dasjenige Lebenslos zufällt, das er sich in früherer Existenz verdient hat. Entsprechend diesem Gesetz des Karma, dem Gesetz der ethischen Kausalität, ist die Gegenwart das Resultat und die Frucht der Vergangenheit. Ihre Gegenwart ist verursacht und gebildet durch Ihre Vergangenheit. Ihre Zukunft wird die Frucht Ihrer Gegenwart sein. Schatten, die auf eine Wand fallen, sagt Professor Draper, lassen einen Eindruck auf ihr zurück, so daß Sie, wofern Sie nur die richtigen Mittel anwenden, den Schatten wiederum auf derselben Wand, auf welche er gefallen war, entwickeln können. Wenn das bei der Materie der Fall ist, soll es dann nicht auch beim Geiste zutreffen? Und wenn ein geeignetes Mittel auf der Wand den Schatten wieder entwickeln kann, den Ihre vorbeigehende Gestalt darauf geworfen hat, sollte dann nicht der auf Ihren Charakter geworfene Schatten Ihrer Handlungen durch die kraftvolle Alchimie der Natur entwickelt werden können, diesen verändern und einen Eindruck hinterlassen, den Nichts mehr verwischen kann? Daraus folgt unser Glaube, daß die Menschen in Verhältnissen geboren werden, welche sie sich selbst bereitet haben. Und wenn Sie hierauf den Einwurf machen: „Gut, nun betrachte dir aber Reich und Arm, schaue einmal auf diese Verschiedenheit der menschlichen Verhältnisse, des menschlichen Glücks. Willst Du wirklich behaupten, daß Alle, die Armut



leiden, ihre frühere Existenz schlecht angewandt haben und daß die durch Erfolg und Wohlstand Bevorzugten den Lohn für ein früheres Leben ernten?" Dann antworten wir Ihnen: „Wenn Sie ein Menschenleben betrachten, müssen Sie nicht nur auf die Oberfläche, sondern darunter blicken. Dieses Ihr irdisches Leben ist weiter nichts, als ein großer Augenblick jenes großen Lebens, durch welches Sie hindurchgehen; jedes Leben ist nur eine einzige Stunde im Vergleich mit den vielen Jahren Ihrer Wanderschaft durch Zeitalter hindurch. Wenn Sie Reichtum und Armut in Betracht ziehen, so müssen Sie den Wertmesser anlegen, den Ihnen der Ausblick in die Ewigkeit, nicht der Blick in eine flüchtige Gegenwart liefert. Es mag sein, daß jene im tiefsten Elend und in der größten Armut Dahinlebenden, deren Los sie in irgend einen Winkel dieser Weltstadt schleuderte, dort irgend einen unbedeutenden Irrtum abzubüßen haben und daß sie durch ein Leben von Selbstverleugnung, durch echte Menschenliebe, durch Edelmut und Selbstlosigkeit, die man häufiger unter den Bewohnern dürftiger Hütten als glänzender Paläste antrifft, sich selbst die ruhmvollste Zukunft sichern und schnellere Fortschritte machen, als sie in ihrer gegenwärtigen Finsternis sich träumen lassen. Es mag andrerseits sein, daß dieser oder jener Reiche, Mann oder Frau, durch irgend ein Ereignis eines früheren Lebens in solche Lage versetzt, in seinem Egoismus, der aus diesem Wohlstand herauswächst, in seiner Isolierung, wie sie der Reichtum mit sich bringt, in seiner Gleichgültigkeit gegen andere Lebenslagen, welche eine Folge eigener Behaglichkeit ist, es mag sein, daß solche Menschen geistig und seelisch weit mehr verlieren, als sie durch ihre bloße körperliche Bequemlichkeit gewinnen, und daß sie gerade durch diesen Müßiggang ihres täglichen Lebens in ihrer Weiterentwickelung gehemmt werden."

Denn, vergessen Sie nicht, die größte Schuld des Menschen ist seine Selbstsucht; das, was ihn von seinen Brüdern isoliert, das, was ihm vom allgemeinen Menschenlos trennt, das, was ihn von den übrigen absondert, ist oft der größte Fluch, der auf ein Menschenleben fallen kann. Wenn es wahr ist, was wir lehren, daß alle Menschen Brüder sind, — wenn es wahr ist, daß diese vielköpfige menschliche Familie ein großes Band der Brüderlichkeit zusammenhält, welches sich von Leben zu Leben, von Herz zu Herz knüpft, — dann frage ich Sie: was ist mehr im Stande das ganze Leben des Menschen herabzuwürdigen, als wenn man es in Selbstsucht und bequemer Abgeschlossenheit verbringt, während Not und Elend an die Thüre solcher Egoisten pochen? Denn denken Sie ja nicht, der Arme leide allein; denken Sie nicht, die Brutalität und das Elend, die Erniedrigung und das Verbrechen eines Teils von London lasse die Atmosphäre des übrigen Teiles unverpestet!

Ich sprach von der Haltung der Theosophie gegenüber der menschlichen Lebensführung; die Botschaft, welche die Theosophie der Welt des Westens bringt, ist die der Brüderlichkeit, einer Brüderlichkeit, die tagtäglich in dieser Metropole verlästert, zu einem leeren Wort, einer nich-

tigen Phrase im Munde der Meisten herabgesetzt wird. Allein für uns, die wir an diese universelle Brüderlichkeit glauben, besteht die Erkenntnis, daß kein Fortschritt des Geistes gemacht werden kann, außer durch Selbstaufopferung für das allgemeine Wohl der Menschheit. Jede Idee des Fortschritts durch den Intellekt, jede Hoffnung auf Erreichung dieses Zieles mittelst des bloßen Verstandes bleibt nur ein Traum neben dem Fortschritt durch Hingabe an die Menschheit und durch jene Dienste, die wir durch Aufopferung unseres eigenen Glücks für das Wohl unserer Brüder leisten.

So mündet denn die Botschaft der Theosophie mehr in die Ethik als in die Philosophie oder Wissenschaft. Sie hat ihre Philosophie, deren Umrisse ich Ihnen zu skizzieren versucht habe; sie besitzt ihre Wissenschaft, ihre Psychologie des Menschen, die ich Ihnen ebenfalls angedeutet habe; und gleichzeitig empfingen Sie von mir Andeutungen über den Weg, den wir beim Studium einzuschlagen haben. Allein von durchgreifenderer Bedeutung als dieses Wissen ist jene ethische Pflicht der Brüderlichkeit zwischen allen Gliedern der menschlichen Rasse, wobei man Elend nur sieht, um auch sofort zu helfen, von Leiden nur hört, um die Qualen zu mildern. Und so lehrt uns die Theosophie: Niemand kann allein aufwärts steigen; die Erniedrigung eines Einzigen bedeutet die Herabwürdigung Aller; solange es unterstützungsbedürftige Arme giebt, dürfte es keine verschwenderischen Reichen geben; während man hier Hunger leidet, darf dort nicht ein träger Luxus getrieben werden.

Diese Botschaft der Brüderlichkeit ist es gerade, welche unserer selbstsüchtigen westlichen Zivilisation am meisten Not thut; denn hier hat der Luxus seinen höchsten Gipfel erreicht, hier herrscht gegenwärtig in den Köpfen der Menschen der reine Materialismus mehr, als er jemals früher geherrscht hat. In diesem 19. Jahrhundert mit seiner Jagd nach Reichtum, mit seinen Triumphen der materialistischen Wissenschaft, mit seinem Stolz auf seinen materiellen Fortschritt war mehr als je in der Weltgeschichte diese Botschaft der Verbrüderung aller Menschen nötig. Manchmal ist mir schon der Gedanke gekommen, dort im fernen Osten möchten wohl die, welche wir Meister und Lehrer nennen, weil sie vermöge ihrer Studien weiser sind als wir, das von Einem unter ihnen so genannte Schweigen der Jahrhunderte darum gebrochen haben, weil es für unsere westliche Welt höchst notwendig war. Wir mögen Fortschritte machen in der Wissenschaft und im materiellen Besitz, in Kenntnissen und intellektuellen Erfolgen; allein nutzlos, nein schlimmer als das: schädlich wird solcher Fortschritt wirken, wenn er die Kluft zwischen Reich und Arm erweitert und die menschliche Verbrüderung unmöglich macht. Denn zusammen müssen wir emporsteigen und zusammen müssen wir fallen. Keiner von uns kann gerettet werden durch seine eigenen Anstrengungen, ohne daß sein Bruder an seiner Seite sich mit ihm erhebt. Unser Werk ist ein Werk gemeinschaftlicher Rettung; unser Werk hier ist ein Werk gemeinschaftlicher Pflicht gegen gemeinschaftliche menschliche Not; und wenn wir

dieses thun, wenn wir uns dieser Aufgabe hingeben, dann sind wir wahre Theosophen, dann arbeiten wir im Sinne dieser Philosophie und steigen empor zu einem höheren Dasein.

An Sie, die Sie heute Abend aus lachenden Szenen des Lebens hierher gekommen sind, um diese aus dem Osten herübertönende Botschaft zu vernehmen, richte ich als mein letztes Wort das Kern-Wort: „Brüderlichkeit!" Sich zu befreien von der Selbstsucht, vorwärts zu schreiten im Nutzenstiften und Wohlthun, Ihre Erziehung zur Hilfe für die Unwissenden geltend zu machen, Ihre Bildung zur Unterweisung der Ungebildeten anzuwenden, Ihre Stimme für die Leidenden zu erheben: das ist die Forderung, welche die Theosophie an die Reichen dieser westlichen Welt stellt. Und wenn Sie diese Philosophie lernen wollen, dann müssen Sie sich auch unter ihr sittliches Gebot beugen; wenn Sie ihre Wissenschaft erfassen wollen, dann müssen Sie auch ihre ethische Lehre in sich aufnehmen; denn Ethik kommt vor Wissenschaft, und Pflicht vor Erreichung eines Erfolges. Wenn Sie das Eine annehmen, dann wird auch sofort das Andere in Ihrem Besitze sein, und dann werden wir alle zusammen, nicht vereinzelt, nicht Einer ohne den Anderen, Alle, als eine durch Bande der Liebe verknüpfte große Familie aufwärts klimmen auf jener Leiter der Menschheit, deren Fuß hinabreicht in den Schlamm tierischen Lebens und deren höchste Spitze sich im ewigen Lichte verliert — jener Leiter, auf deren Sprossen wir heute unseren Fuß setzen, die wir aber nicht ersteigen können, ohne unsere Brüder mit hinaufzuziehen und ohne unsere Stärke als Stütze ihrer Schwäche, unsere Kraft zur Hilfe für ihre Hilflosigkeit zu brauchen.





Aus dem Traumleben der Chinesen.

Mitgeteilt von

Dr. Julius Stinde.

*

Vor einiger Zeit hat Herr Dr. A. Pfizmaier in dem LXIV Bande der Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Abhandlung unter obigem Titel veröffentlicht, die eine Anzahl denkwürdiger von alten chinesischen Schriftstellern verzeichneter Träume bringt. Was an diesen für den Okkultisten beachtenswert ist, habe ich für die Leser der Sphinx ausgezogen; es sind Stellen, die keines Kommentares weiter bedürfen.

Das Buch Hoai-nau-tse sagt:

Während man träumt, weiß man nicht, daß man träumt. Erst wenn man erwacht, weiß man, daß man geträumt hat. Jetzt wird es Dinge geben, bei denen ein großes Erwachen ist. Dann erst wird man wissen, daß das Gegenwärtige ein großes Träumen ist.

An der südlichen Ecke der westlichen Gipfelung befindet sich ein Reich Namens Ku-mang, wo Hitze und Kälte keinen Unterschied machen, das der Glanz der Sonne und des Mondes nicht erleuchtet, wo Tag und Nacht keinen Unterschied machen. Sein Volk verzehrt keine Speise und kleidet sich nicht, aber es schläft viel. In fünfzig Tagen wachen die Menschen einmal auf. Was sie im Traume thun, ist Wirklichkeit. Was sie im wahren Zustande sehen, ist eitel. (Hier scheint ein Zustand vor- oder nachirdischen Daseins gemeint zu sein).

Träumt man, daß man Wein trinkt, so wird man am Morgen wehklagen und weinen. Träumt man, daß man wehklagt und weint, wird man am Morgen auf die Jagd gehen. Dies ist die Veränderung des Wachens und Schlafens. Während man träumt, weiß man nicht, daß man träumt. In dem Traume deutet man noch den Traum. Erst wenn man erwacht, weiß man, daß man geträumt hat.

Einst träumte Tschuang-Tscheu, daß er ein Schmetterling sei. Er war mit Freuden Schmetterling. Er wußte nicht, daß er Tscheu sei. Als er erwachte, war es handgreiflich, daß er Tscheu war. Er wußte nicht, ob Tscheu träumte, daß er ein Schmetterling sei, oder ob der Schmetterling träumte, daß er Tscheu sei.

Ein alter Handlanger hatte die Kraft der Sehnen erschöpft. In der Nacht war er ermattet und schlief fest. In der Nacht träumte ihm, daß er Gebieter des Reiches sei. Er lustwandelte, hatte Festlichkeiten, Obrigkeiten, Aussichten, alles, was er sich wünschen konnte. Wenn er erwachte, war er wieder Handlanger. Jemand äußerte sich anerkennend über seinen Fleiß. Der Handlanger sprach: Wenn der Mensch hundert Jahre lebt, so hat er die Teilung von Tag und Nacht. Ich bin am Tage ein Handlanger; wenn ich mich abmühe, mühe ich mich ab. In der Nacht bin ich ein Gebieter der Menschen. Die Freude, die ich empfinde, hat nicht ihresgleichen. Warum sollte ich mich betrüben?

Das Buch Lie-tse sagt:

Das Wachen hat acht Bestätigungen; das Träumen hat sechs Erspähungen. Die erste heißt: richtige Träume. Die zweite heißt: schreckhafte Träume. Die dritte heißt: gedankenvolle Träume. Die vierte heißt: wache Träume. Die fünfte heißt: freudige Träume. Die sechste heißt: bange Träume. Diese sechs Dinge sind es, mit denen die Götter sich verbinden. Fülle und Leere, Vernichtung und Ruhe des ganzen Leibes stehen im Verkehr mit Himmel und Erde, sie entsprechen den Arten der Dinge. — —. Soll man sich verbergen, so träumt man von Feuer. Soll man erkranken, so träumt man von Speise. Weintrinken ist Kummer; Singen und Tanzen Wehklagen. Deswegen kommt der Geist entgegen und das ist der Traum. Die Gestalt (der Körper mit den Geschehnissen) trifft zusammen und ist eine Sache. Die wahren Menschen des Altertums, wenn sie wachten, vergaßen sich selbst. (Trance?) Wenn sie schliefen, träumten sie nicht.

Es fragte Jemand Tscheu-siuen, der ein großer Vermerker (Traumkundiger) war, dreimal nach der Deutung ein und desselben Traumes und die Deutungen trafen. Hierauf sagte er: Zu drei verschiedenen Zeiten, wo ich dich fragte, habe ich nicht geträumt; ich wollte dich nur auf die Probe stellen. Wie kommt es, daß deine Worte jedesmal eintrafen: Siuen antwortete: Hier hat der Geist der Götter dich angeregt und dich bewogen zu sprechen. Deshalb war es nicht anders als bei einem wirklichen Traum. (Das Ergebnis magischen Einflusses kam auch ohne den Traumzustand zum Austrag).

Das Buch der Träume sagt:

Der Traum ist ein Bild. Er ist die Bewegung der geistigen Luft. (πνεῦμα?) Die Seele trennt sich vom Leibe, der Geist kommt und geht, das Glückbringende und das Unglückverkündende wird bestätigt. Der Traum spricht zu den Menschen. Er läßt ihn vorläufig sehen die Fehler, gleichwie der Weise sie erkennt und sich bessert. Der Traum ist eine Kundgebung, er giebt seine Gestalt kund. Das Auge sieht nichts, das Ohr hört nichts, die Nase riecht nichts, der Mund spricht nicht. Die Seele tritt aus und wandelt umher, der Leib allein ist vorhanden. Wenn im Herzen etwas nachgedacht wird, vergißt sie den Leib. Sie empfängt die Ermahnungen der Götter des Himmels, kehrt zurück und giebt es dem Menschen kund. Wenn sie die Ermahnungen empfängt und nicht aufmerksam ist, vergißt sie die Worte der Götter. Man nennt dieses das Erwachen. Es ist die Kundgebung des Eintreffens der Beglaubigungsmarke. Im Altertum gab es Obrigkeiten der Träume. Die Zeitalter vererbten sie aufeinander.

Hieran läßt sich der Ausspruch Zeno's knüpfen, von dem Plutarch in der Abhandlung „wie man seine Fortschritte in der Tugend bemerken könne" Kap. 12 sagt: „Er behauptet nämlich, Jeder könne aus den Träumen seine Fortschritte gewahr werden, wenn er sähe, daß er im Schlafe an keiner schändlichen Handlung Gefallen finde, nichts Schlechtes und Ungerechtes billige oder verübe, sondern, wenn, wie in dem klaren Grunde eines ruhigen Wassers die Einbildungskraft und das Empfindungsvermögen der Seele geläutert durch die Vernunft durchschimmere". Plato, der dies wohl zuerst eingesehen, hat es gleichsam bildlich in der Natur einer tyrannischen Seele dargestellt (Republik IV:) „Starke Triebe, Schrecknisse, Furcht, kindisches Vergnügen und Klagen in ängstlichen und sonderbaren Träume gleichen den Brandungen und Wogen des Meeres, in sofern die Seele noch nicht die natürliche Ruhe behaupten kann, sondern sich nach Meinungen und Gesetzen bildet und im Schlafe davon entfernt, von Leidenschaften hingerissen, in den Zustand der Schwäche verfällt". —

Wie alt das chinesische Buch der Träume ist, weiß ich nicht, konnte daher auch nicht ermitteln, ob die Lehrhaftigkeit des Traumes erkannt zu haben den Chinesen oder den genannten griechischen Philosophen zugesprochen werden muß, oder ob Beide dieselbe Anschauung unabhängig von einander gewannen. So viel aber steht fest, daß die Schatzkammern des Ostens sowie die Gräber Aegyptens noch zahlreiche Kleinode tiefer Erkenntnis bergen.





Die Essäer und Therapeuten.

Von

Carl Kiesewetter.

✻

Die Sittenlehre der alexandrinischen Theosophen ist das Gesamtprodukt des väterlichen Glaubens, der platonischen Philosophie und der Zeitverhältnisse, insofern der politische Druck, welcher auf den Juden lastete, ihre besten Leute zwang, im eigenen Inneren den Trost und die Befriedigung zu suchen, die ihnen die Außenwelt versagte. Daher ihre Mystik.

Als Anhänger Platos flüchteten sich so die Mystiker unter den alexandrinischen Juden in die innere Geisteswelt; und die Entfremdung von der Welt, die Abtötung des Leibes wurden zur höchsten Tugend. Doch als Juden, die im unerschütterlichen Glauben an ihr Gesetz aufgewachsen waren, gaben sie nur die irdischen Hoffnungen der nächsten Zeit auf und erwarteten nach den alten Verheißungen eine herrliche Zukunft voll Glück, in welcher ihr Glaube die ganze Welt beherrschen werde. So wurde die Hoffnung, daß einst bessere Zeiten kommen würden, der Glaube, daß der Gott ihrer Väter sein Volk nicht verlassen werde, das Merkmal der echten Juden, und wenn ihr in der Fremde von allen irdischen Genüssen abgekehrtes Gemüt nicht ersterben sollte, mußte jene tiefe, in allen Systemen der Mystik wiederkehrende Liebe die Leere des von der Außenwelt unbefriedigten Gemüts ausfüllen.

Nur aus diesen allgemeinen Verhältnissen läßt es sich erklären, warum wir in beinahe allen übriggebliebenen Denkmälern der alexandrinischen Theosophie neben den platonischen Tugenden den Glauben, die Liebe, die Hoffnung und die Befreiung von den Fesseln des Fleisches als die höchsten Güter genannt finden. — So viel über die jüdischen Mystiker in Alexandria.

Es ist nun der Nachweis zu führen, daß die alexandrinische Theosophie, die Lehre Philo's, nach Palästina verpflanzt wurden. Dieser Be-

weis ergiebt sich daraus, daß die Sekte der Therapeuten der alexandrinischen Mystik zugethan war und daß die Essäer, wenn sie nicht von ihnen abstammen, doch auf das Engste mit ihnen zusammenhängen.

Daß die Therapeuten die theosophischen Anschauungen Philo's teilten, geht aus dem großen Lob hervor, welches dieser ihnen spendet; denn in einer religiös so bewegten Zeit, wie die Philo's war, wird nicht leicht ein Mystiker von so ausgeprägten Anschauungen wie Philo eine religiöse Partei loben, deren Lehren nicht mit den seinen harmonieren. Philo sagt von den Therapeuten:[1])

„Das an das Schauen gewöhnte Geschlecht der Therapeuten möge fortwährend nach der Erkenntnis des Höchsten streben, es möge die sichtbare Sonne übersliegen und nie seinem Berufe untreu werden, welcher zur vollkommenen Glückseligkeit führt. Denn diejenigen, welche sich der Beschauung weihen, — nicht aus Gewohnheit oder durch äußere Anforderungen bewogen, sondern von himmlischer Liebe ergriffen, — sind wie Korybanten höherer Begeisterung voll, bis sie das Ersehnte erschauen. Und weil sie aus heiliger Sehnsucht nach dem seligen und ewigen Leben schon hier dem sterblichen abgestorben zu sein glauben, überlassen sie freiwillig alle Habe ihren Söhnen, Töchtern, sonstigen Verwandten und Freunden".

Zeugt nun schon dieser und mancher andere Ausspruch Philo's für die Wahrscheinlichkeit der Gleichheit seiner religiösen Anschauungen mit denen der Therapeuten, so läßt sich dieselbe auch thatsächlich nachweisen. Dazu ist jedoch notwendig, daß wir Philo's Nachrichten von den Therapeuten vollständig wiedergeben. Er sagt:[2])

„Wenn sie ihr Vermögen Andern abgetreten haben, fliehen sie — von keinem Reize mehr zurückgehalten — unaufhaltsam weg von Brüdern, Kindern, Weibern, Eltern, von ihren Verwandten und Freunden, von dem Orte, wo sie geboren und erzogen wurden. Denn sie kennen den verderblichen Einfluß, welchen die Gewohnheit auf bessere Entschlüsse ausübt. Sie wandern auch nicht nur in eine andere Stadt wie unglückliche oder schlechte Sklaven, die ihren seitherigen Herrn um Verkauf bitten und damit keine Freiheit, sondern nur einen Wechsel der Knechtschaft erreichen: vielmehr eilen sie hinweg von allen Städten (denn jede — auch die besser eingerichtete — ist voll Lärm, voll Unheil und Unruhen aller Art, welche ein Mann nicht mehr ertragen kann, der einmal die Weisheit gekostet hat), in Gärten und entlegene Landhäuser, um die Einsamkeit zu genießen, nicht als ob sie die Menschen haßten, sondern weil sie wissen, daß der Umgang mit Andersgesinnten, der in der Welt nicht vermieden werden kann, Verderben bringt.

„Das Geschlecht der Therapeuten ist über die ganze Erde verbreitet, denn Hellas und die Länder der Barbaren sollten einer so edeln Anstalt nicht entbehren. In größter Anzahl aber finden sie sich in Aegypten, in

[1]) De vita contemplativa II. 473. ed. Mangey.

[2]) De vita contemplativa II. 474.

jedem der sogenannten νομά, und endlich in der Nähe von Alexandria. Die besten unter allen Therapeuten eilen — als in die gemeinsame Heimat — an einen schönen Ort, der über dem See Möris auf einer sanften Anhöhe liegt und hinsichtlich der Sicherheit wie der gesunden Luft alle Vorzüge vereinigt. Für die Sicherheit sorgen nämlich die umherliegenden Höfe und Dörfer, und seine gesunde Luft verdankt der Ort den Winden, die sowohl vom See her, welcher ins Meer ausmündet, als auch von dem nahen Ozean wehen. Die Lüfte vom See her sind fein, die vom Meer her dichter, die Mischung beider ist der Gesundheit sehr zuträglich. Die Häuser dieses Ortes sind sehr einfach und nur auf die notwendigsten Bedürfnisse berechnet, nämlich zum Schutz gegen die Kälte, sowie gegen die Glut der Sonne. Sie stehen nicht so nahe an einander wie in den Städten, denn Nachbarschaft ist beschwerlich für die, welche die Einsamkeit suchen; aber sie sind auch nicht sehr weit von einander entfernt, teils weil ihre Bewohner Gemeinschaft mit einander haben wollen, teils zur Sicherheit und gegenseitigen Unterstützung bei Angriffen von Räubern. In jedem Hause ist ein Heiligtum, das sie Semneion oder Monasterion nennen, in welchem Jeder in tiefer Einsamkeit die Geheimnisse des geweihten Lebens übt. Sie bringen nichts in dieselben, was zur Notdurft des Lebens gehört, keine Speise, keinen Trank; sie beschäftigen sich dort allein mit Gesetzen und Orakeln, von Propheten erteilt, mit Lobgesängen auf Gott und solchen Dingen, durch welche Wissenschaft und Frömmigkeit gefördert werden. Das Denken an Gott weicht nie aus ihren Seelen, so daß sie auch im Traume nichts anderes als die hohe Schönheit der göttlichen Tugenden und Kräfte schauen. Viele reden selbst im Schlafe von den herrlichen Lehren heiliger Philosophie.[1]) Zweimal beten sie täglich, mit der Morgenröte und gegen den Abend. Wenn die Sonne emporsteigt, flehen sie um einen wahrhaft guten Tag, daß nämlich das himmlische Licht in ihren Seelen aufgehe. Wenn sie untergeht, bitten sie, daß ihre Seelen, gänzlich befreit von der Last der Sinnesorgane und der äußern Welt, in ihr innerstes Heiligtum versenkt, die Wahrheit erschauen mögen. Die Zeit zwischen Morgenröte und Abend wird von ihnen religiöser Uebung geweiht. Mit den heiligen Schriften beschäftigt, suchen sie Weisheit, indem sie den heiligen Urkunden einen tieferen Sinn unterlegen, denn sie glauben, daß die Worte Sinnbilder einer tiefer liegenden Wahrheit seien, die nur angedeutet, nicht ausgesprochen ist. Sie besitzen auch Schriften alter Weisen, der Stifter ihrer Sekte, welche viele allegorische Denkmale hinterlassen haben. Nach Anleitung dieser suchen sie die verborgene Weisheit auf. Außerdem aber dichten sie selbst auch Gesänge und Loblieder auf Gott in mannigfachem Metrum, je nachdem es der Gegenstand erfordert. Sechs Tage lang sind sie, jeder für sich in der Einsamkeit, in den oben beschriebenen Monasterien beschäftigt, ohne je die Schwelle des Hauses zu überschreiten, ja selbst ohne hinauszusehen. Am siebenten kommen sie zusammen und setzen sich nieder nach ihrem Alter in anständiger Stellung,

[1]) Also als somnambule Seher.

die Hände einwärts gekehrt, die Rechte zwischen Brust und Kinn, die Linke an die Hüfte geschmiegt. Der Aelteste und Erfahrenste tritt auf und spricht mit ruhigem Blick und gelassener Stimme, nicht wie die heutigen Rhetoren und Sophisten auf künstliches Gerede bedacht, sondern gründlich den höhern Sinn der heiligen Schriften entwickelnd, in einem Vortrag, der nicht blos am Ohr vorübereilt, sondern in die Seelen eindringt und bleibend wirkt. Die Andern hören ruhig zu und geben ihren Beifall nur im Winken der Augenlider und des Hauptes zu erkennen. Das gemeinschaftliche Semneion, in welchem sie sich am siebenten Tage versammeln, besteht aus zwei getrennten Flügeln, deren einer für die Männer, der andere für die Weiber bestimmt ist. Denn auch Weiber, die von demselben Eifer beseelt sind und die gleiche Lebensart erwählt haben, hören zu. Die Mauer zwischen beiden Betsälen erstreckt sich drei oder vier Ellen hoch nach Art einer Schutzwehr. Der obere Raum bis zum Dach ist freigelassen. Diese Einrichtung hat zwei Gründe: Erstlich, daß der Anstand, der sich für Weiber ziemt, gewahrt werde; und zweitens, damit Letztere doch die Stimme des Sprechenden leichter vernehmen können.

„Die Enthaltsamkeit erachten sie für den Grund aller Tugenden, auf welchen die andern gebaut werden müssen. Vor Sonnenuntergang nimmt keiner von ihnen Speise oder Trank zu sich, denn sie betrachten die Beschäftigung mit Weisheit als das einzige würdige Werk des Lichts, die körperliche Notdurft dagegen als eine Sache der Finsternis, weshalb sie jener die Tage, dieser einen kurzen Teil der Nacht widmen. Einige von ihnen, die inbrünstiger nach Weisheit streben, denken erst nach drei Tagen an Nahrung; andere sind so ganz den Tiefen des Wissens hingegeben, welches reichlich ihre Seelen nährt, daß sie doppelt so lange ausharren und kaum am sechsten Tage notdürftige Kost zu sich nehmen. Sie gleichen hierin den Cicaden, die, wie man sagt, sich von Luft nähren, weil — wie ich glaube — der Gesang ihre Bedürfnisse stillt. Den siebenten Tag betrachten sie als das heiligste Fest und feiern ihn hoch. Nächst der Seele gönnen sie an demselben auch dem Leibe bessere Pflege, als wollten sie selbst dem tierischen Teile unseres Wesens Ruhe von der anhaltenden Anstrengung gewähren. Ihre Kost ist einfach: Brot und als Zusatz etwas Salz; wer sich recht gütlich thun will, nimmt ein wenig Ysop dazu. Ihr Trank ist Quellwasser. Sie begnügen sich, die zwei Gebieter, welche die Natur über uns verhängt, den Hunger und Durst, zu befriedigen, ohne ihnen zu schmeicheln. Nur das Nötigste, ohne welches man nicht leben könnte, gewähren sie ihnen. Deshalb essen sie, um nicht zu hungern und trinken, um nicht zu dürsten. Ueberfüllung betrachten sie als gleich schädlich für Leib und Seele.

„Zur Bedeckung gehören Kleider und Wohnung; von letzterer haben wir schon gesagt, daß sie schmucklos, ohne besondere Zurüstung und nur auf das Bedürfnis berechnet sei. Ebenso verhält es sich auch mit ihrer Kleidung. Sie dient ihnen blos zum Schirm gegen Hitze und Kälte; im Winter ein dichtes Oberkleid aus zottigem Fell, im Sommer ein Gewand

mit Aermeln oder ein Stück Leinwand. Denn auf alle Weise sind sie dem Prunke feind, wohl wissend, daß Lüge Quell des Prunkes, Wahrheit Quell der Prunklosigkeit ist. Aus der Lüge strömen die vielfachen Arten des Bösen, aus der Wahrheit dagegen der Reichtum himmlischer und irdischer Güter.

„Der Ueppigkeit der andern Nationen will ich die gemeinsamen Mahle der Therapeuten entgegenstellen, welche sich und ihr ganzes Leben der Weisheit und Forschung nach den heiligen Vorschriften des Propheten Moses geweiht haben. Am siebenten Sabbat kommen sie zusammen, indem sie nicht nur die einfache Siebenzahl, sondern auch deren Kraft (Quadrat) ehren; denn sie wissen, daß sie ewig rein und jungfräulich ist. Dieser Tag wird begangen als Vorfeier des hocherhabenen Festes der Fünfzig (Tage—Pfingsten) dieser heiligsten und mit der Natur der Dinge innigst verbundenen Zahl, die aus der Kraft des rechtwinkeligen Dreiecks entstanden, Urquell der Schöpfung aller Wesen ist. Wenn sie in weißen Gewändern, heiter, doch mit Ernst, versammelt sind, so stellen sie sich auf ein Zeichen des Ephemereuten (so heißen diejenigen, denen dieses Geschäft obliegt) in größter Ordnung längs der Wand hin auf, heben die Augen und Hände zum Himmel empor; jene, weil sie gelehrt wurden, das wahrhaft Sehenswerte zu schauen; diese, weil sie rein von Frevel und durch keinen ungerechten Erwerb befleckt sind, und flehen zu Gott, daß ihr Mahl ihm angenehm sein möge. Nach dem Gebet legen sie sich nieder in einer Reihenfolge, welche die Zeit des Eintritts in die Gesellschaft bestimmt; denn nicht das natürliche Alter halten sie in Ehren — vielmehr gilt ihnen der Greis, der erst spät die geweihte Lebensart ergriff, für ein Kind —, sondern diejenigen haben den Vorzug, welche sich von Jugend auf der theoretischen Weise, dem schönsten und göttlichsten Leben geweiht haben und darin erstarkt sind. Auch Frauen feiern das Mahl mit, meist alte Jungfrauen, die nicht — wie gewisse Priesterinnen unter den Griechen — blos aus äußerem Zwang ihre Jungfräulichkeit bewahrten, sondern aus heiligem Eifer die Weisheit sich zur Gefährtin auserkoren und die Lüste des Körpers bei Seite setzten, nicht nach sterblichen Sprößlingen begierig, sondern nach unsterblichen, welche nur eine gottliebende Seele gebären kann, wenn der Vater der Welt seine geistigen Strahlen und mit ihnen die Erkenntnis höherer Weisheit über sie ergießt.

„Die Teilnehmer des Mahles sind in zwei abgesonderte Reihen geordnet: rechts die Männer und links die Weiber. Zum Lager dienen ihnen weder prächtige noch weichliche Teppiche, sondern ganz gewöhnliche Decken mit einer Unterlage von Papyrus, welche auf der Seite, wo die Ellenbogen zu liegen kommen, etwas erhöht ist, damit man sich leichter aufstützen kann. Denn eben so weit von spartanischer Strenge entfernt als von Schwelgerei und Nachgiebigkeit gegen die Lüste, bewahren sie die Mittelstraße, wie es sich für freie Menschen geziemt. Sie werden nicht von Sklaven bedient, denn sie glauben, die Knechtschaft sei der Natur zuwider. Diese hat alle Menschen zur Freiheit bestimmt, und erst die Un-

gerechtigkeit und Habsucht und der wilde Trieb, mehr zu sein als Andere, aus welchem alles Böse entstanden ist, hat die Herrschaft über diese Schwachen den Gewalttigen in die Hände gespielt. Bei diesen heiligen Mahlen dagegen ist keiner Knecht, sondern Freie dienen, nicht aus Zwang, noch auf Befehle harrend, sondern mit bereitwilligem Eifer den Wünschen zuvorkommend. Denn auch nicht der erste beste wird zu diesem Dienst auserkoren, sondern die vorzüglichsten Jünglinge aus der Gesellschaft warten den älteren Mitgliedern wie Söhne ihren Vätern und Müttern mit der größten Freudigkeit auf. Dieselben treten auch nicht aufgeschürzt, sondern mit hängendem Gewande in den Saal, um jede Spur zu vertilgen, die an Sklavendienste erinnern könnte. Ich weiß, daß Manche hierüber lachen werden, aber freilich nur Solche, die selbst der Thränen wert sind. Wein wird an diesen festlichen Tagen nicht aufgetragen, sondern nur klares Wasser, kalt für die Mehrzahl, warm für diejenigen unter den Aeltern, die sich gütlich thun wollen. Auch keine blutige Speise kommt auf den Tisch, sondern Brot als Hauptgericht, Salz als Zugemüse, und bisweilen essen die Ueppigsten etwas Ysop dazu. Denn wie die Priester nur nüchtern opfern dürfen, so hat diese die Vernunft gelehrt, nüchtern zu leben. Der Wein verleitet zu Unverstand, und üppige Speisen reizen die Begierden, diese unersättlichen Tiere".

Im Originaltext befindet sich hier eine Lücke, dann heißt es weiter:

„Die tiefste Stille herrscht; Keiner wagt einen Laut von sich zu geben oder stark zu atmen. Sofort wirft einer die Frage auf über Stellen aus den heiligen Schriften oder löst eine solche von andern gegebene, ohne sich im geringsten brüsten zu wollen. Denn er strebt nicht nach dem Ruhm der Beredtsamkeit, sondern er will tiefere Belehrung von Andern oder, wenn er diese schon schon besitzt, so beabsichtigt er, dieselbe denjenigen mitzuteilen, die zwar nicht so scharf sehen wie er, aber doch dieselbe Wißbegierde haben. Deshalb verweilt der Redende auch länger bei seinen Sätzen, um seine Gedanken den Zuhörern einzuprägen. Denn wenn die Erklärung zu schnell forteilt, so kann der Zuhörer nicht gleichen Schritt halten und muß zurückbleiben, wodurch ihm der Sinn des Vortrags entgeht. Die Uebrigen hängen am Munde des Redners und hören ihm in ruhiger Haltung zu. Wenn sie seine Worte verstehen, so geben sie dies mit einem Blick oder einem Wink zu verstehen; den Beifall drücken sie durch heitere Mienen oder durch eine sanfte Wendung des Gesichts, den Zweifel durch ruhiges Schütteln des Hauptes oder durch ein Zeichen mit der Fingerspitze der rechten Hand aus. Die zum Dienst herumstehenden Jünglinge geben übrigens so gut Acht wie die zum Mahl gelagerten Alten. Bei Erklärung der heiligen Schriften bedienen sie sich immer der allegorischen Weise, denn sie betrachten die ganze Gesetzgebung als ein organisches Wesen, indem sie mit den Worten den Leib, mit der Seele aber den tiefern unter den Worten verhüllten Sinn vergleichen; in diesem schaue die vernünftige Seele, durch die Worte wie durch einen Spiegel hindurchblickend, hohe verborgene Gedanken.

„Wenn der Wortführer genug gesprochen und seinen Zweck erreicht hat, so klatschen alle mit den Händen zum Zeichen ihrer Zufriedenheit. Sofort steht ein Anderer auf und singt einen Lobgesang auf Gott, der entweder von ihm selbst gedichtet oder von alten Dichtern der Gesellschaft verfaßt wurde. Denn dieselben haben viele Hymnen in allen Versmaßen und Weisen hinterlassen. Wenn der erste geendet hat, singt ein Anderer der Reihe nach, während die Uebrigen in größter Stille zuhören; nur die Endsilben der Verse und den Chor singen sie mit. Wenn Alle fertig sind, so bringen die Jünglinge den oben genannten Tisch herein, auf welchem die hochheilige Speise liegt, nämlich gesäuertes Brot mit Salz und Ysop, zur Unterscheidung von dem geweihten Tisch im heiligen Vorhof zu Jerusalem. Auf diesem nämlich liegt ungesäuertes Brot mit Salz ohne Beimischung von Ysop. Denn es ist billig, daß die reinsten und einfachsten Speisen ausschließliches Eigentum des auserlesenen Priestertums seien zur Belohnung der heiligen Dienste; die Andern dagegen mögen immerhin nach Aehnlichem streben, aber ohne jenes ungesäuerte Brot zu genießen, welches nur den Besten, den Priestern zu Jerusalem, zum Zeichen des Vorrangs gebührt.

„Nach dem Mahle begehen sie die heilige Nachfeier und zwar auf folgende Weise: Alle erheben sich gleichzeitig und bilden mitten im Saale zwei Chöre, deren einer aus Männern, der andere aus Frauen besteht. Zu Führern und Vorsängern werden für beide die Tüchtigsten und Melodienreichsten gewählt. Sofort stimmen sie Hymnen an in allen Versmaßen und Weisen, bald zusammen singend, bald im Wechselgesang sich ablösend. Nachdem jeder der beiden Chöre für sich zur Genüge gesungen hat, so mischen sich Männer und Weiber wie bei den bacchischen Festen, trunken von göttlicher Liebe, durcheinander und werden aus zweien e i n Chor, ebenso wie dies einst am roten Meere geschah wegen des dort geschehenen Wunders. Damals nämlich vereinigten sich die israelitischen Männer und Frauen zu einem Chorus, Danklieder auf Gott den Erretter singend, wobei Moses die Männer und die Prophetin Mirjam die Frauen anführte. Diesen alten Chorus haben die Therapeuten zum Vorbild genommen bei dieser Feier, in deren Wechselgesängen der tiefe Ton der Männer mit den hohen weiblichen Stimmen zur schönen Harmonie verschmilzt. Schön sind die Gedanken, schön sind die Ausdrücke, ehrwürdig die Teilnehmenden. Denn das gemeinschaftliche Ziel der Worte, der Gedanken und der Sänger ist Frömmigkeit. So bringen sie die ganze Nacht hin in heiliger Trunkenheit, auf welche keine Beschwerde des Leibes noch Schlafsucht folgt; sondern lebhafter als sie waren, da sie die heilige Feier begannen, wenden sie sich morgens mit dem Gesicht und dem ganzen Körper gen Aufgang, und sobald die Sonne emporsteigt, heben sie die Hände gen Himmel empor und flehen um hellen Schein der innern Sinne, um Wahrheit und Schärfe des geistigen Auges. Nach diesem Gebet zieht sich jeder in seine stille Zelle zurück, um sich wiederum mit der gewohnten Philosophie zu beschäftigen".

Das ist, was Philo über die Lebensweise der Therapeuten mitteilt. Ueber ihre Dogmen erfahren wir sehr wenig. Gott ist ihnen das Urlicht; Ebenbild desselben und intelligibler, die menschlichen Seelen erleuchtender Abglanz ist die Sophia oder der Logos, dessen sichtbares Abbild wiederum die Sonne ist. Wie Gott Licht ist, so ist die Materie der Quell aller Finsternis und alles Bösen. Die Seelen sind präexistierend und kehren nach dem Tode in ihre himmlische Heimat zurück. Die höchste Tugend ist ἐγκράτεια, die Entfernung vom Fleische. Deshalb enthalten sich die Therapeuten so sehr als möglich der Speisen und genießen nur die einfachsten. Fleisch verabscheuen sie, und nur Pflanzenkost ist erlaubt; darum fliehen sie auch die Ehe und alle Lust. Neben der Enthaltsamkeit preisen sie die göttliche Liebe. Das Ersehnte ist die wahre „innere Erkenntnis Gottes und des Himmels".[1])

Wie offen am Tage liegt, huldigen die Therapeuten den gleichen Grundsätzen wie Philo, nur daß sie dieselben auch bis zu ihren äußersten Konsequenzen praktisch durchführen, ähnlich wie die mit ihnen eng verwandten oder identischen Essäer in Palästina.

Die Essäer entäußern sich des persönlichen Eigentums wie die Therapeuten und leben in Gütergemeinschaft.[2]) Josephus äußert sich darüber u. a.:[3])

„Sie haben sich nicht nur in einer Stadt gesammelt, sondern in jeder Stadt wohnen viele. Den Ordensmitgliedern, die von auswärts kommen, steht das Haus eines jeden offen, und er kann darin schalten wie in seinem Eigentum; sie gehen deshalb bei solchen Ordensgenossen, die sie nie sahen, so ein, als wären es ihre nächsten Verwandten. Darum nehmen auch die Essäer keine Bedürfnisse irgend welcher Art mit sich, sondern tragen nur Waffen wegen der Räuber. Außerdem ist in jeder Stadt vom Orden ein Verwalter ausdrücklich wegen der Fremden angestellt, welcher ihnen Kleider und Lebensbedürfnisse reicht".

Die Essäer enthielten sich der Ehe, ebenso wie die Therapeuten und duldeten wie diese keine Sklaven.[4]) — Beide Genossenschaften haben eine Rangordnung ihrer Mitglieder nach der Zeit ihres Eintritts in die Gesellschaft und machen einen Unterschied zwischen Novizen und älteren Mitgliedern. Josephus unterscheidet vier Stufen oder Grade![5]) Ὁ ζηλῶν, der Neuling, der sich zur Aufnahme meldet und zwei Jahre lang ohne Verbindung mit den Ordensmitgliedern leben muß; ὁ προσιών, der Novize, welcher noch zwei Jahre lang Prüfungen bestehen muß; endlich ὁ συμβιωτής, welcher an den heiligen Mahlen Anteil nimmt. Dieser Grad zerfiel nach Josephus in zwei nicht namhaft gemachte Unterabteilungen.[6])

[1]) De vita contemplativa II. 475 ff. „γνῶσις τῶν θείων καὶ οὐρανίων."
[2]) Josephus: De bello Jud. II. cap. 8. Philo: Quod omnis probus liber. II. 458.
[3]) An derselben Stelle.
[4]) Josephus: Antiq. Jud. Lib. XVIII, 1. — Philo: A. o. O. 457.
[5]) Josephus: Antiq. Jud. Lib. II. cap. 8. § 7.
[6]) Den höheren Grad bildeten die innerlich Erleuchteten, Vollendeten.
(Der Herausgeber.)

Beide Sekten stehen mit strengen Regeln unter Vorgesetzten, die bei Josephus[1]) ἐπιμεληταὶ und bei Philo — wie schon gesagt — ἐφημερευταὶ heißen. Beide Sekten tragen dieselbe Kleidung; beide beten zu gleicher Zeit und auf dieselbe Weise, nämlich bei Sonnenaufgang mit gegen die Sonne gewandtem Gesicht. Beide feiern geheimnisvolle heilige Mahle; Josephus beschreibt die Essäer folgendermaßen:[2])

„Wenn sie von ihren Geschäften zurückkommen, waschen sie den ganzen Leib sorgfältig ab; erst nach diesen Weihungen betreten sie den Speisesaal; von welchem alle Nichtessäer sorgfältig ausgeschlossen sind. Denn rein müssen sie sein, ehe sie in dieses Heiligtum eingehen dürfen. Vor dem Mahle spricht der Priester ein Gebet; vorher darf Niemand eine Speise berühren. Dasselbe geschieht auch nachher; denn am Anfang und am Ende verehren sie Gott als Geber der Speisen. Nach dem Mahle ziehen sie die Kleider, die sie während desselben als heilige Gewänder getragen haben, wieder aus. Ebenso halten sie es mit dem Abendessen. Kein Geräusch noch Lärm herrscht bei diesen Mahlen, ein Jeglicher tritt dem Andern das Wort ab, so daß niemals zwei zu gleicher Zeit reden; darum erscheint den Außenstehenden das im Saale herrschende Schweigen als ein schauerliches Geheimnis."

Daß die Mahle der Essäer im höchsten Ansehen standen, beweist folgende Stelle Philo's:[3])

„Die blutigsten Tyrannen Judäas, welche ihre Unterthanen mit unsäglicher Grausamkeit wie wilde Tiere zerfleischten, konnten den Essäern nichts anhaben. Sie mußten ihre Mahle und ihre über alles Lob erhabene Gemeinschaft ehren."

Die auffallende Gleichheit der Gebräuche beider Sekten beweist ihre innige Verwandtschaft, die sich auch in ihren Dogmen nachweisen läßt: Sie verehren beide Gott als das höchste Licht und nehmen ein Mittelwesen, den Logos, bei den Essäern Memra di Jaweh an.[4])

Die Essäer halten wie die Therapeuten den Leib für die größte Unreinigkeit und nehmen eine Präexistenz der Seelen an. In diesem Sinne heißt es bei Josephus:[5])

„Der Glaube steht bei ihnen fest, daß die Leiber vergänglich seien, die Seelen dagegen ewig und unsterblich fortdauern. Dieselben steigen nämlich, von einem natürlichen Reize herniedergezogen, aus dem reinsten Aether herab und werden in die Leiber wie in ein Gefängnis eingeschlossen. Sie (die Essäer) lehren, daß die Seelen, wenn sie aus des Leibes Banden erlöst sind, voll Wonne in die Höhe emporschweben gleich Gefangenen, die aus langer Knechtschaft erlöst werden. Dabei denken sie sich das Schicksal der hinübergegangenen Seelen als verschieden: Den Guten weisen sie ihren

[1]) Josephus: A. a. O. § 8.
[2]) A. a. O. § 9.
[3]) Philo: Quod omnis probus liber 459.
[4]) Josephus: Antiqu. Jud. Lib. II. cap. 8. § 7.
[5]) A. a. O. § 11.

Aufenthalt an einem Ort an, der nicht durch Regen, Kälte oder Hitze belästigt wird und fortwährend von einem vom Meer her säuselnden Zephyr Kühlung empfängt; den Bösen dagegen eine finstere unfreundliche Behausung unter der Erde, wo sie unablässige Strafe erdulden".

(Diese Vorstellung involviert die Annahme eines Astralleibes, weil sonst die Seele keine Ortsempfindung haben könnte.)

Es bleibt noch übrig, die Identität der Moral bei den Therapeuten und Essäern nachzuweisen. Philo sagt über erstere:[1])

„Richtschnur bei allem, was sie lehren und ausüben, sind ihnen folgende drei Dinge: Liebe zu Gott, zur Tugend und zu den Menschen. Beweis für die Liebe zu Gott ist die makellose Heiligkeit ihres ganzen Lebens, ihre Scheu vor Eiden und der Lüge, sowie die Ueberzeugung, daß Gott nur Urheber des Guten und nicht des Bösen sei. Ihre Liebe zur Tugend bekunden sie durch Gleichgültigkeit gegen Gewinn, Ruhm, Vergnügen, durch Mäßigkeit und Ausdauer, außerdem noch durch Genügsamkeit, Bedürfnislosigkeit, Demut, Biedersinn und Geradheit. Ihre Liebe zu den Nebenmenschen beweisen sie durch Wohlwollen, durch Anspruchslosigkeit und endlich durch ihre Gütergemeinschaft."

Aehnlich sagt Josephus von den Essäern:[2])

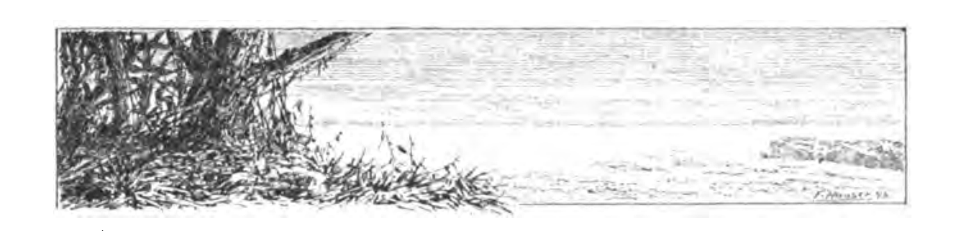
„Sie dürfen nichts ohne die Einwilligung ihrer Vorsteher thun. Nur zwei Dinge sind ihrem eigenen Gutdünken überlassen, nämlich Unterstützung des Nächsten und Erbarmen. Den Gutgesinnten beizuspringen, wenn sie in Not sind und den Hungrigen Brot zu reichen, steht Jedem frei. Dagegen dürfen sie ihren Verwandten nichts geben ohne Erlaubnis ihres Vorgesetzten. Sie sind gerechte Verwalter des Hasses; sie bezähmen den Jähzorn, üben Glauben und sind Diener des Friedens. Ihr gegebenes Wort halten sie gewissenhaft. Auch sie feiern die Liebe über Alles; sie ist der wahre Quell des gottgefälligen Handelns. Das Ziel ihres Strebens aber ist die Heiligkeit, zu welcher sie durch Entfernung vom Fleische, durch Herrschaft der Vernunft und echten „Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit gelangen".

Aber selbst bis auf die Namen erstreckt sich die Uebereinstimmung beider Genossenschaften, denn das Wort Ἐσσαῖος stammt von den syrochaldäischen Verbum אסא, heilen, verpflegen, ab und ist also nichts als die wörtliche Uebersetzung von θεραπευτής.

Ohne die innigste Verwandtschaft, ja ohne gleichen Ursprung wäre die nachgewiesene Uebereinstimmung zwischen den Therapeuten und Essäern nicht möglich, wie schon Philo sich äußerte,[3]) indem er beide Orden für Zweige eines Stammes erklärt, nur mit dem Unterschiede, daß die einen mehr Theoretiker und die andern mehr Praktiker seien.

[1]) Quod omnis probus liber II. 458.
[2]) A. a. O. § 6.
[3]) De vita contemplativa II. 471.





Aberglaube?

Von

A. Vogel vom Spielberg.

✻

Seit ich denken kann, bin ich zu dem, was man mit dem vulgären Worte: „Aberglauben“ bezeichnet und aburteilt, geneigt.

Wenn man jedoch bedenkt, daß nahezu ausschließlich und zu allen Zeiten die gesamte Menschheit — Wilde und Barbaren ebenso wie Culturmenschen und nicht zum geringsten die großen Geister — seien es nun Helden, Denker, Dichter oder Künstler — damit behaftet ist, so muß man untrüglich zur Annahme kommen, daß das Unerforschte, dasBöswillige und Zweifelsüchtige mit dem verwerfenden Worte: Aberglauben benennen, eine tiefere Bedeutung hat, die wohl mit dem in der Menschenseele unausrottbaren Hange zum Mysticismus identisch ist.

Ohne Ursache keine Wirkung. Die Ursache nun ist unbekannt, allein die Wirkung ist vorhanden — sie lebt in unserer Seele; demnach muß es außer dem, was wir mit den uns bekannten fünf Sinnen in uns aufnehmen können, auch noch ein anderes Etwas geben, das der in uns gleichfalls vorhandene, nur nicht entwickelte, vielleicht aber einer langsamen Entwicklung entgegenreifende sechste Sinn — dunkel nur, aber doch — empfindet.

Folglich ist unser Aller Hang zum Mysticismus die Wirkung der Ursache, das ist nichts Anderes als die Reflexbewegung der Weltseele, der wenn auch noch nicht, oder doch nicht genügend erhärtete Beweis, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

Mögen die Alles absprechenden Skeptiker das immerhin „Aberglauben“ nennen — das Factum wird darum nicht aus der Welt geschafft, und einer späteren Zukunft wird es vorbehalten sein, mehr Licht in diese dunkle, rätselhafte Sache zu bringen.

Zu dem, was vor Allem nüchterne Spötter mit „Aberglauben“ abfertigen, gehört in erster Linie das Kapitel der sogenannten „Anmeldungen“ — der Seelentelepathie.

Einiges davon will ich berichten.

Es war im Sommer des Jahres 1870 — ich war damals noch nicht ganz zehn Jahre alt, und doch erinnere ich mich heute noch — nach fast 24 Jahren — so genau daran, als wäre es erst gestern geschehen.

In Brünn trug sich das zu, in meiner Geburtsstadt, wo mein Vater, bevor er nach Wien versetzt wurde, als Professor an einer staatlichen Mittelschule wirkte — in einem alten einstöckigen, langgestreckten Hause, dessen ganze Etage wir bewohnten.

Die Sonne war untergegangen, die Dämmerung ließ sich langsam hernieder, aber noch war es hell genug, um des Lampenlichtes entraten zu können, und in der Gasse war es still, fast gänzlich menschenleer.

Papa war nicht daheim, sonst aber die ganze Familie — Mama, Großmutter und Großtante, wir vier Kinder und die Bonne — im Wohngemach versammelt, als plötzlich — genau 10 Minuten nach 7 Uhr ein dreitöniges, heftiges, wie in Angst hervorgebrachtes Klopfen an dem einen Fenster, das geschlossen war, erscholl.

Alle, wie wir da waren, fuhren erschreckt zusammen — bange Blicke wurden getauscht — die zwei alten Frauen bekreuzten sich ängstlich, und die gute Großmutter sagte halblaut, in bedrücktem Tone:

„Gelobt sei Jesus Christus! Wenn sich nur Niemand angemeldet hat.“ . . . .

Etwas mehr als eine halbe Stunde später schlug die alte Wohnungsglocke an, und alsbald meldete das eintretende Stubenmädchen Jemand an — der Name ist mir entfallen.

Mama gab den Befehl, den späten Besuch vorzulassen, und wenige Augenblicke später trat ein uns Allen wohlbekannter junger Mann — ein Student — ein, der bei dem meinen Eltern intim befreundeten jungen Ehepaare Professor M. in Pension war.

Sein Gesicht war ungewöhnlich blaß, seine Mienen verstört.

„Gnädige Frau,“ wandte er sich an meine Mama, „erschrecken Sie nicht -- ich komme als Ueberbringer einer traurigen Botschaft.“

Ob sie über diese Einleitung erschrak!

Sie wurde leichenblaß, zitterte am ganzen Leibe und wir Alle mit ihr . . . . Papa war noch nicht daheim, und wir wußten, daß er Tag für Tag um dieselbe Zeit mit seinem Kollegen und Busenfreunde Professor M. im Kaffeehause weilte.

War ihm etwas geschehen? War er es etwa, der sich angemeldet hatte?

„Was ist's?“ brachte meine junge und sehr hübsche Mutter mühsam hervor.

„Herr Professor M. ist soeben gestorben,“ entgegnete der Unheilsbote gepreßt.

Mama und die beiden lieben alten Frauen waren wie erstarrt.

„Um Gotteswillen! Das kann ja gar nicht sein,“ riefen sie dann wie aus einem Munde. „Wann ist es denn geschehen? Wann?“

„Vor etwas mehr als einer halben Stunde — es war einige Minuten nach 7 Uhr.“

In die allgemeine Betroffenheit herein kam in diesem Augenblicke Papa.

Als er die einem Blitz aus heiterem Himmel gleichende Trauerbotschaft vernahm, konnte er's nicht glauben, war er wie vernichtet.

„Unmöglich! Ganz unmöglich!“ rief er fassungslos. „Punkt 7 Uhr haben wir uns erst im Kaffeehause getrennt, und er war frisch und gesund.“

Der Student nickte.

„Ja, er kam ganz wohl nach Hause, wollte sich gleich an den Schreibtisch setzen, um noch etwas zu arbeiten, doch bevor er sich noch auf dem Sessel niederließ, wurde er blau im Gesichte, stürzte zu Boden, röchelte ein paarmal und verschied .... Ein Schlagfluß.“ ....

Wie gesagt, war der kaum 36jährige Mann meines Vaters intimster Freund gewesen. Und die letzte Stunde seines so kurz bemessenen Erdenwandels, hatte er mit ihm verbracht — — darum wohl hatte auch sein letzter Gedanke ihm gegolten — ihm, dem Herzensfreunde — und sein Geistergruß am Fenster galt meinem Vater. ....

Das ist der einzige Fall, der sich mir selbst in Erscheinung brachte, und alle meine Angehörigen, die davon Zeugen waren, treten mit mir für die Wahrheit dieses Vorfalles ein. — — —

Ein anderer Fall, dessen Wahrhaftigkeit gleichfalls verbürgt ist.

Eine mir sehr gut bekannte Frau, erwachte — es war vor Jahren — um 2 Uhr Morgens aus tiefem Schlafe, weil sie ganz deutlich verspürt hatte, daß eine Männerhand ihr liebevoll und zärtlich die Wange gestreichelt habe. Sie kannte diese Liebkosung, die sie schon viele Jahre lang vermißt — seit sie das Elternhaus in einem böhmischen Städtchen verlassen, um sich nach Wien zu verheiraten. — — — Nur ihr alter Vater streichelte so innig und so zart, und nur sie — sein Lieblingskind.

Am nächsten Nachmittag erhielt sie ein Telegramm aus der Heimat: „Vater heute 2 Uhr nachts gestorben.“ — — —

Ein dritter Fall, mir von glaubwürdiger Seite als selbsterlebt erzählt:

Eine Dame — Frau M. — mit der ich früher befreundet war, hatte bei ihrer Vermählung von ihrer geliebten Mutter eine kostbare, altertümliche Uhr — ein Familienerbstück — als Hochzeitsgeschenk erhalten. Dieselbe befand sich in ihrem Salon, wurde hoch in Ehren gehalten und von den Kindern, die kamen und heranwuchsen, beinahe als Fetisch verehrt.

Nach fünfzehnjähriger Ehe feierte die Familie eines Abends im Salon ein kleines Fest, als Schlag 9 Uhr plötzlich ein starkes Klirren, ein Schlag und darauf folgendes Gepolter vernehmbar wurden.

Die alte Uhr war ganz in sich zerfallen und herabgestürzt. . . . Und zur selben Stunde war die in Schlesien lebende Mutter meiner Freundin gestorben. . . . .

Das sind die mir bis jetzt bekannt gewordenen Fälle von Anmeldungen.

Ein anderes Kapitel des sogenannten Aberglaubens bilden die Träume, ein drittes die Ahnungen.

Meinen Standpunkt nun in dieser Sache habe ich bereits in Kurzem angegeben; so sei es mir gestattet, die beiden Letzteren mit einigen Beispielen zu belegen. — Vorerst die Träume.

In der Regel erfreue ich mich eines gesunden traumlosen Schlafes. Zeitweilig freilich habe ich auch schwere, unheimliche Träume. Doch nicht von diesen will ich sprechen — sie sind bedeutungslos, weil sie niemals weder eine Warnung, noch eine Drohung oder sonstige Prophezeiung enthielten. Wahrträume wieder habe ich noch nicht gehabt; wohl aber ziemlich häufig symbolische Träume, die mir aber in der gleichen Weise das Gleiche vorher verkündigten. Es sind ihrer Drei.

Träumt mir von einem großen Geldbrief, der für mich bestimmt ist, so bedeutet das regelmäßig irgend eine arge Enttäuschung, die meiner harrt. — Träumt mir, daß ich auf einem weißen Pferde sitze und von demselben über reinen, frischgefallenen Schnee wie im Flug dahingetragen werde, so deutet das untrüglich auf Erfüllung einer sehnsüchtig gehegten Hoffnung, eines großen Wunsches. Und endlich: träumt mir von einem bunten, farbenprächtigen Vögelchen — meist einem kleinen, märchenhaften Papageien, der sich vor meinen Augen, während ich ihn noch bewundere, anstaune, in einen großen wunderherrlichen Schmetterling verwandelt, dann steht mir immer bald eine große Veränderung in meinen Verhältnissen bevor.

Diesen drei Träumen also glaube ich so unbedingt, so wahr ich eine gute Christin bin. Und das regelmäßige Eintreffen ihrer Deutungen spricht klar und deutlich dafür, daß das Seelenleben ein doppeltes ist: das bekannte Bewußte, das unbekannte Unbewußte — — — ja, ja, es giebt mehr, als die Schulweisheit sich träumen läßt.

Nun zu den Ahnungen!

In aller Kürze: ich weiß es stets, so oft sich Jemand in Gedanken intensiv mit mir beschäftigt — die qualvolle Unruhe, die man „Nervosität“ schilt, sagt mir das bestimmt. Auch dann ist das der Fall, wenn mir irgend etwas — meist Freudiges — bevorsteht. Da ist mein Inneres so in Aufruhr, daß ich oft krank zu werden glaube.

Aber was bedeutungsvoller und mir selbst ganz unbegreiflich ist: ohne daß ich meines Wissens somnambul bin, habe ich doch, um das einzige, größte Beispiel, das von allgemeinerem Interesse ist, anzuführen, den Tod des Battenbergers vorausgeahnt.

Im Jahre 1887 — ich weiß nicht mehr, ob es im Jänner oder später war, kam in einer Gesellschaft, die ich bei mir hatte, die Rede auf den heldenhaften Alexander I von Bulgarien, von dem es hieß, er sei seit seinem siegreichen Feldzuge etwas leidend und müsse nach Karlsbad oder sonst wohin — ich entsinne mich dessen nicht mehr. Da sagte Etwas in mir ganz klar und bestimmt: „Er wird in 7 Jahren sterben.“ Um mich, die ich ohnehin schon in meiner Familie den Beinamen „Unglücksrabe“, „Todtenvogel“ habe, nicht auslachen zu lassen, behielt ich das für mich, sagte es aber später einem bewährten Freunde, der mir jedoch auch ins Gesicht lachte.

Im Jahre 1889, als die unebenbürtige Heirat des unglücklichen Helden ganz Europa in Athem hielt, und wohl viele Frauen und Mädchen die junge Gräfin Hartenau um ihr Glück beneideten, kam ein tiefes Mitleid über mich, denn wieder sagte es in mir:

„Er stirbt doch in fünf Jahren!“

Und diese Stimme behielt recht — der Held von Slivnitza starb unerwartet rasch und früh — nicht einmal ganz 7 Jahre später, als ich es vorgeahnt. — —

Und nun ein Letztes — Anderes, das Unheimlichste, was mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist.

Ein Fall von Levitation? Ich weiß es nicht — ich will nur kurz berichten, was sich zutrug.

Im Sommer letzten Jahres war's — Ende August, in einer heißen, schwülen Nacht.

Ich hatte viel gelesen und legte mich vor Mitternacht ermüdet zu Bette, konnte aber der Hitze wegen nicht so bald einschlafen und warf mich im Finstern unruhig von einer Seite zur anderen.

Endlich übermannte mich doch der Schlaf.

Plötzlich war es mir, als höben unsichtbare, unfühlbare Hände mich in die Höhe und trügen mich dem Fenster zu. . . . . . Es war kein Fliegen, war kein Gleiten — ein Schweben war's — ein Ruhen in der Luft mit horizontal gestrecktem Körper.

Erschreckt erwachte ich — es war kein Traum.

Gerade ausgestreckt, wie ich mich ins Bett gelegt, ruhte mein Leib ohne Unterlage da. . . . Mechanisch streckte ich den Arm aus, und meine Hand tastete im Finstern nach einem festen Halt — — — ich griff nur Luft. Da streckte ich den Arm nach abwärts — senkrecht, langsam, und Gottlob! endlich berührten meine Fingerspitzen etwas Kompaktes: die Matratze! Ich aber wußte nun, daß ich mehr als 2 Fuß hoch in der Luft schwebte — den Kopf nicht in der Richtung über den Polstern, wo ich ihn zur Ruhe hingelegt, sondern in einer Linie weit über die Mitte der Bettstatt hinaus.

Und mit diesem Bewußtsein kam plötzlich ein Gefühl tödlicher Unsicherheit, wahnsinniger Angst über mich — ich wollte schreien, aber der Hals war mir wie zugeschnürt — — nur ein dumpfer gurgelnder Laut drang hervor — ein Laut, der aber gleichwohl im Nebenzimmer gehört wurde, wie man mir später sagte.

Und mit diesem Laute schien der Zauber gebrochen, denn langsam, fast unmerklich und unfühlbar sank mein gleichsam erstarrter Leib wieder auf das Bett. . . . .

War es ein Traum? Ein sehr lebhafter Traum?

Ich weiß es nicht genau, ich glaube nicht — — Traum war's, vielleicht zum Teil, als es mich in die Höhe hob, aber dann — später — — nein, es war kein Traum! — Wer kann es mir wohl besser sagen?





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Das Lebewohl des Sterbenden.

In den „Memoires du Général Thiébault" wird erzählt, daß die Familie Thiébault während ihres Berliner Aufenthaltes im Hause des späteren Kriegsministers von Kamecke verkehrte. Dort trafen sie mit dem Fürsten Dolgorucki zusammen. Bei einem Morgenbesuche machte dieser auf die Anwesenden einen deprimierten Eindruck. Man fragte ihn, ob er gut geschlafen habe. Nach einigen Umschweifen erzählt nun der Fürst die folgende Geschichte:

Wenn ich nicht hier im Hause schon zwanzig Jahre verkehrte, würde ich nicht so sicher wissen, wie man mich hier beurteilte, und ich würde großes Bedenken tragen Ihnen mitzuteilen, was mich eigentlich letzte Nacht um meinen Schlaf gebracht hat. Ich habe einen Bruder, den ich ganz besonders liebe, und der auch mir in gleicher Liebe verbunden ist. Wir sind zusammen aufgewachsen. Als wir uns nun das letzte Mal trennten, gaben wir einander feierlichst das gegenseitige Versprechen, daß wenn einer von uns sterben sollte, ehe wir uns in diesem Leben wieder sähen, er dem andern sich kund thun solle, um ihm „Lebewohl" zu sagen. Nun, gnädige Frau", wandte sich der Fürst an Frau von Kamecke, „in der vergangenen Nacht gegen zwölf Uhr wurde ich aufgeweckt durch die Stimme meines Bruders, die mich ganz deutlich bei meinem Namen rief und ein „Lebewohl!" hinzufügte. Ich versuchte mich zu überreden, daß dies wohl nur eine Täuschung meiner Phantasie gewesen sei und legte mich wieder zum Schlafen nieder. Gleich darauf rief mir dieselbe Stimme abermals das „Lebewohl!" zu. Danach konnte ich keinen Schlaf mehr finden".

Alle Anwesenden thaten ihr Möglichstes, den Fürsten von dem traurigen Eindrucke zu befreien, den dieses Erlebnis auf ihn gemacht hatte. Man erzählte eine Reihe von ähnlichen Fällen, die sich als Sinnestäuschung erwiesen haben sollten und man behauptete selbst die Möglichkeit der Wiederholung einer solchen Hallucination. Man versuchte auch, ihm seine Vermutung, daß sein Bruder gestorben sein müsse, durch allerhand Verstandes-Erwägungen auszureden und wollte ihn überzeugen, daß alles nur Folge einer nervösen Indisposition gewesen sei.

Zwei oder drei Wochen später aber erhielt der Fürst thatsächlich die Nachricht von dem Tode seines Bruders. Dieser war ein General in

russischen Diensten gewesen. Auf dem Marsche mit seinen Truppen hatte er zu Pferde einen Fluß durch eine Furt zu überschreiten. Dabei zog er sich eine ernste Erkältung zu; eine Lungenentzündung folgte und machte seinem Leben ein Ende. Er starb an eben jenem Abende, an welchem ihn sein Bruder hatte ihm „Lebewohl!" sagen hören. **M. F. S.**

Hellsehen.

Mehr und mehr öffnen sich die Spalten der Zeitungen nun den übersinnlichen Vorgängen — ein Zeichen, daß es zu tagen beginnt. Selbst der „Berl. Lok.-Anz." (vom 25. Januar 1894, Unterhaltungs-Beilage) entnimmt aus einem englischen Blatte einen interessanten Fall von Hellsehen, den wir dem Wortlaute nach wiedergeben:

„Die Handlung spielt in Colaba, einer Feld-Station der englisch-indischen Artillerie, zwei Meilen von Bombay. Die Hauptperson ist Madame B., Frau eines Artillerie-Majors. Sie hatte sich viel mit dem tierischen Magnetismus beschäftigt und bereits verschiedene Experimente an ihren indischen Dienern versucht; besonders auf die Bonne ihrer Kinder, eine Mestize, übte sie großen Einfluß. Diese Mestize hatte in einer protestantischen Stadt eine gute Erziehung erhalten und sprach und schrieb korrekt englisch. Sie hatte bereits, unter dem Einfluß des Magnetismus, Dinge gesagt, deren Richtigkeit man später feststellte. „Ich ließ sie häufig in ein Glas Wasser blicken", erzählt Madame B., „das ich magnetisiert hatte und erfuhr auf diese Art Neuigkeiten über entfernte Freunde. Ein wirkliches Zauberglas, wenn es jemals eins gegeben hat!"

Eines Tages landete Lord Reay in Bombay, und der Major hatte Ordre erhalten, seiner Ankunft an der Spitze seines Regimentes in großer Gala beizuwohnen. Er beauftragte seinen Burschen, ihm die Uniform zurechtzulegen, aber dieser kam schnell zurück und stotterte mit bestürzter Miene: „Ich, Sahib, nicht können finden Degenkoppel". „Du bist wohl blind!" ruft der Major, und in seiner Ungeduld geht er selbst die Degenkoppel zu holen, aber — nirgends ist sie zu finden. Wer hatte sie genommen? — Jeder der Diener weist den Verdacht von sich. „Ich, Sahib, ehrlicher Mensch, kein Dieb!" so schreien sie in wirklich ohrenzerreißender Weise durcheinander, so daß der Major, halb verzweifelt über diesen Lärm, sich wieder in den Speisesaal begab, den er vor Kurzem verlassen. „Da hätten wir nun eine herrliche Gelegenheit, die Hellseherei Deiner Bonne auf die Probe zu stellen", sagte er zu seiner Frau, „laß Ruth kommen, damit sie uns berichtet, wer meine Degenkoppel genommen". — Ruth trat zitternd herein, weil sie sich einbildete, daß man sie des Diebstahls beschuldigte. Man beruhigte sie und setzte ihr auseinander, was man von ihr verlange, doch weigerte sie sich unter dem Vorgeben, daß die anderen Diener es ihr niemals verzeihen würden, wenn mit ihrem Beistande der Dieb entdeckt werde. Madame B. bestand auf ihrem Willen und ließ einen großen Becher mit Wasser kommen. Gewöhnlich kannte Ruth das magnetisierte Wasser am Geschmack, es war bitter, und sie hatte sich darin noch niemals getäuscht, obgleich man schon versucht hatte, sie durch List irre zu führen. Einmal wandte Madame B., statt durch Streichen auf das Wasser einzuwirken, einen Magneten an, und Ruth, welche nichts davon wußte, weigerte sich, auf das Wasser zu sehen, weil, wie sie sagte, Flammen daraus hervorbrächen, welche ihr das Gesicht zu versengen drohten. — Das Experiment begann, Ruth neigte sich über den Becher. „Nun, was siehst Du? Suche den Dieb!" befahl die Frau Major und strich ihr wiederholt mit der Hand über Hals und Kopf. — „Ich sehe nichts!" — „Suche!" — Aber Ruth blieb dabei, sie sähe nichts. Der Major, etwas skeptisch, brummte verdrießlich vor sich hin, daß seine Frau zu naiv sei und wahrscheinlich immer der Spielball ihrer Bonne gewesen wäre. Plötzlich änderte Madame B. ihr System. — „Ruth", sagte sie, „suche den Major auf, wie er zum letzten Male die Degenkoppel zur großen Gala angelegt hatte. Vorwärts, suche!" Nach einigen erwartungsvollen Minuten rief Ruth aus: „Jetzt sehe ich den Sahib, er legt seine Uniform und seine Degenkoppel an — er

geht — nun sitzt er im Sattel und reitet fort!" Verlasse ihn mit keinem Schritt". — „Ach, er reitet so schnell, ich bin müde", keuchte Ruth außer Athem. „Laufe, laufe!" — „Sahib ist mit anderen Sahibs, es sind viele Soldaten da, sie sind ganz nahe am Wasser" — — „Siehe, was sie thun!" — „Der Sahib tritt in ein großes Haus, er begiebt sich in ein Garderoben-Zimmer — dort wechselt er die Kleider und hängt die Degenkoppel an einen Kleiderrechen" — — — „Der Yacht-Klub", fiel der Major ein und rief sofort seinen Burschen. „Patilla", befahl er diesem, „schicke doch sofort zum Yacht-Klub und lasse nachsehen, ob ich meine Degenkuppel dort gelassen habe! — — Es wäre doch seltsam, wenn ich sie da unten vergessen hätte. Ich trug sie allerdings zum letzten Male an dem Tage, an welchem Lord Ripon sich nach England einschiffte". — Der Bote kam nach einiger Zeit in hastigem Laufe zurück und brachte die Degenkoppel, die richtig an dem Kleiderrechen eines Garderoben-Zimmers gehangen hatte, wie Ruth es angegeben. Nun war aber das junge Mädchen erst einige Monate im Dienste und hatte ihre Stellung lange nach der Abreise des Lord Ripon angetreten. —

„Im Frühling desselben Jahres", erzählt Madame B. weiter, „interessierte ich mich lebhaft für das Poloturnier[1]), das in Meerut stattfinden sollte. Einer meiner Verwandten, ein guter Reiter und ausgezeichneter Spieler, sollte daran teilnehmen; aber es pflegt bei solchen Gelegenheiten nicht immer ohne Unfall abzugehen, und durch diesen Gedanken beunruhigt, schloß ich mich mit Ruth in meinem Zimmer ein und versuchte zu erfahren, was in Meerut vorging. Ich begann das Glas Wasser zu magnetisieren, und Ruth bat mich, ein Stückchen braunes Papier darunter zu legen, da sie dann besser sehen könnte. Sie streckte ihre Hände rund um das Glas, um das Licht durchfallen zu lassen. „Nun, geh nach Meerut!" — Es vergingen mindestens 10 Minuten, bis sie antwortete: „Ich bin da". — „Suche den Sahib!" und ich nannte ihr den Namen meines Verwandten. „Ich sehe einen großen, schlanken, dunklen Mann mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbart und großen, wilden Augen". — „Folge ihm und erzähle mir, wie es ihm ergeht!" — „Ihm geht es ganz gut, aber er gewinnt nicht. — Ach", schrie sie erschreckt auf, „ein Herr ist von einem Pferde ins Bein gebissen worden — er leidet Schmerzen" — „Mein Verwandter?" — „Nein, nein, ein blonder Mann von roter Gesichtsfarbe und sehr hellen Haaren". — „Suche seinen Namen zu erfahren!" sagte ich und ließ meine ganze Willenskraft auf sie einwirken. — „Ich kann nicht!" — „Thue, was ich befehle!" — „Ich werde seinen Diener fragen, wenn Sie es dahin bringen können, daß ich ihn sehe". — Noch energischer versuchte ich meinen Willen geltend zu machen, aber umsonst. — „Ach, still, still, ich höre seinen Namen, es ist der Kapitän Y". — Ruth hatte weder den Namen dieses Mannes jemals gehört, noch ihn selbst gesehen, während sie meinen Verwandten nach einer vorhandenen Photographie hätte erkennen können.

Was Madame B. betrifft, so hatte sie an den Kapitän nicht im entferntesten gedacht, da sie ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. Als ihr Mann Abends vom Dienste zurückkam, fragte sie ihn, ob er Nachrichten vom Poloturnier habe. „Nein, die können wir erst morgen haben". — „Nun, ich habe heute schon welche!" rief Madame B. und berichtete ihm, was vorgefallen, daß der Kapitän Y. von einem Pferde ins Bein gebissen sei u. s. w. Der Major lachte darüber und erzählte seine Neuigkeiten in der Offiziersmesse, wo man über die Wasserglas-Depesche spottete. Das schmeckte doch etwas stark nach Prophezeiungen aus dem Kaffeegrunde. Am nächsten Morgen aber war es vorbei mit dem Lachen, denn das eingetroffene Telegramm bestätigte in allen Punkten Ruths Erzählung. — Auf dieselbe Weise erhielt Madame B. auch durch Ruths Vermittelung ein Stück Seidenzeug wieder, das ihr ein eingeborener Schneider gestohlen hatte. Der Schuldige bekannte und lieferte das Seidenzeug aus. Als er aber erfuhr, wie man auf seine Spur gekommen war, verbreitete er das Gerücht, Madame B. sei eine Zauberin". —

F. E.

[1]) Ein dem englischen Football ähnliches Spiel, in welchem zwei Parteien zu Pferde sich bemühen, mittels Pritschen einen Ball nach einem bestimmten Ziele hinzutreiben, während sie zugleich den Gegner an Erreichung seines Ziels zu hindern suchen.



Anregungen und Antworten.



Der Beweis des Christentums.

An den Herausgeber. — Im 3. Bande der „Theosophischen Bibliothek", in J. Kerning's „Christentum", wird darauf hingedeutet, daß es Proben des wahren Christentums gebe, worüber uns die Verse 15 bis 18 im 16. Kap. des Evangeliums nach Markus berichten.

Es heißt dort:

„Und Jesus sprach zu Ihnen: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur". „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden;" Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden!" Die Zeichen aber, die folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, und es wird besser mit ihnen werden".

Nun findet man aber im Evangelium nach Matthäus Kap. 7, Vers 22 und 23 Folgendes:

„An jenem Tage werden viele zu mir sagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, in deinem Namen Teufel ausgetrieben, in deinem Namen viele Wunder gethan?

Alsdann werde ich ihnen frei heraussagen: Ich habe euch nie anerkannt; weichet alle von mir ihr Uebelthäter!"

Demnach genügen also die Proben allein nicht. Solche können vorhanden sein und dennoch nicht dem wahren Christentume angehören. Welches sind aber nun die weiteren Unterscheidungsmerkmale, welche mit Sicherheit erkennen lassen, ob man es mit einem wahren oder falschen Christenthum zu thun hat?

Köln, 21. März 1894. F. H.

Das hier Gesagte erkennt auch Kerning an und spricht es selbst in seinem Vorwort aus. Er nannte deshalb seine Schrift nicht das „Christentum" sondern nur „Christentum", weil sie nicht dessen ganzen, auch nicht einmal dessen wesentlichen Inhalt wiedergiebt, sondern nur den Gesichtspunkt seines praktischen Beweises hervorhebt. Was aber der eigentliche Inbegriff und Zweck des Christentumes ist, das setzt Kerning bei seinen

Lesern als bekannt voraus. Es ist in jenen Worten des Markus-Evangeliums (16, 16) bezeichnet als das „Christi Worten glauben und ihm nachfolgen (getauft werden),“ d. h. streben immer mehr und mehr das „Ebenbild Gottes“ in sich zu verwirklichen, das göttliche Bewußtsein in seiner Erkenntnis zur Geltung zu bringen und sich zum Werkzeuge des göttlichen Willens zu gestalten. Als „Zeichen“ aber, d. h. als Beweise, daß man diesem Ziele sich nähert, müssen eben jene übersinnlichen Kräfte, die bei Markus angeführt sind und die auch von den Aposteln und von vielen Menschen zu allen Zeiten und bei allen Völkern zweifellos bethätigt wurden, vorhanden sein, — zwar nicht so, daß durch die Bethätigung solcher Seelenkräfte auch bewiesen würde, daß das geistige Wesen des sich so Bethätigenden jedenfalls ein gutes sei, denn es giebt auch eine böse Geistigkeit; wohl aber setzt jede Vergeistigung das Menschenwesen in den Stand, auch seine Seelenkräfte übersinnlich zu bethätigen. Wo dieses daher nicht der Fall ist, kann auch selbst die Vergeistigung eines Menschen im guten, ja im besten Sinne, noch keinen sehr hohen Grad erreicht haben. Aber freilich ist jeder Wille zum Guten unendlich viel besser als das größte übersinnliche Können des Bösen. **H. S.**



Zur Litteratur des Hypnotismus.

An den Herausgeber. — Durch welches Werk wird man am besten in den Hypnotismus eingeführt? Ist das im Juliheft 1887 empfohlene Buch von Mrs. Wallace (Private Instruktions in organic magnetism) schon in deutscher Uebersetzung erschienen?

Wien, April 1894. **F. K.**

Für Laien sind wohl am empfehlenswertesten die kleinen in Wien bei A. Hartleben erschienenen Werke von Geßmann: „Magnetismus und Hypnotismus“ (3 Mk,) und Manetho: „Aus übersinnlicher Sphäre“ (6 Mk.). — Zur wissenschaftlichen Einführung in dies Gebiet sind unter der großen Anzahl von geeigneten Werken wohl das von Dr. Albert Moll: „Der Hypnotismus“ (Berlin, Fischers Medicinischer Verlag, H. Kornfeld, 2. Aufl. 1890) und das von Schmidkunz und Gerster: „Psychologie der Suggestion“ (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1892) am besten. Von dem Buche der Frau Wallece ist noch keine deutsche Uebersetzung erschienen; im englischen Original kostet es je nach dem Einbande von 22 Mk. bis 30 Mk. **H. S.**







Bemerkungen und Besprechungen.

Annie Besants Rückkehr aus Indien.

Ueber Frau Besants überaus erfolgreiche Vortragsreise durch Indien während des vergangenen Winters bringen wir im nächsten Hefte einen Aufsatz von Henry S. Olcott, dem Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft. Im April ist Frau Besant wohlbehalten nach London zurückgekehrt. Das Maiheft ihrer Monatsschrift „Lucifer" eröffnet sie mit folgenden Begrüßungsworten:

„Von Indien heimgekehrt nach England, von den Ufern des Ganges zu denen der Themse — ein gewaltiger Wechsel, ein erschütternder Gegensatz, seelisch ebenso sehr wie leiblich. Von dem stillen See der reinen Geisteslehren zu den brandenden Wogen die hier gegen den Felsen der „Gesellschaft" anstürmen — auch das ist eine völlige Umwälzung für die ganze Geistesatmosphäre. Aber nichts kann den dauernden Frieden stören, der für immer in den Herzen aller Derer herrscht, die ihre Geistesaugen auf den Stern gerichtet halten, dessen Strahlen sie selbst sind, den Flammen-Stern, dessen Licht im goldnen Glanz des Geistes leuchtet, jenes Feuer, welches brennt, doch nicht verbrennt. Für immer ist die Hand des Mächtigen ausgestreckt über alle seine Jünger; und Zeit und Raum giebt es nicht für Die, auf deren Geist die Welt beruht. Wechsel des Daseins ist freilich in dem einen Sinne der große Feind; er ist aber auch der große Lehrer. Denn wer sein geistiges Gleichgewicht bewahren kann inmitten alles Wechsels, wer durch Lob und Tadel unbewegt bleibt, wer auch ungestört unter Freunden, Feinden und Gleichgültigen dastehen kann, der gewinnt jene Gelassenheit, die erst das Zeichen jedes echten Jüngers ist; und indem sein ganzes Sinnen sich nur auf das Ewige richtet, wird ihm selber auch die Ruhe und die Kraft des Ewigen zu Theil".

Ein Gespräch mit Tolstoi

verdient immer Beachtung, auch dann wenn man die Form seiner Ausdrucksweise nicht billigt. Ueber den Besuch eines russischen Journalisten bei Tolstoi brachte der Londoner „Standard" einige Mitteilungen, aus denen hier das Folgende wiederholt werden mag. Auf die Frage des Interviewers: „Welcher Ursache, Herr Graf, teilen Sie die schnelle Entwickelung der lasterhaften Bestrebungen zu, welche Sie selbst in den zivili-

sierteften Klassen der Gesellschaft wahrnehmen?" gab Tolstoi zurück: „Der Abwesenheit von Verstand und Liebe; ich betrachte die zivilisierte Gesellschaft als eine anormale Sache. Der Menschenverstand hat den Halt verloren, und die Liebe macht sich nicht mehr bemerkbar. Das ist traurig. Die angeborene Sünde hat schreckliche Folgen, weil es unmöglich ist, die Form, unter welcher sie sich zeigt, wie die Opfer, die sie nach sich ziehen kann, zu erraten. Wenn ein sterbendes Pferd auf der Straße nach hinten ausschlägt, so kann eben jeder Passant von ihm getroffen werden". „Sie sagten sterbend?" „Ja, sterbend oder auch in der Wut oder im Durchgehen — das bleibt sich immer gleich. — Eigentlich meine ich ein anormales Pferd; ganz wie ein anormaler Mensch mit lasterhaften Neigungen".

✻

Das Bewußtsein der Unsterblichkeit in Indien.

Sir Edwin Arnold, der berühmte Verfasser des „Licht Asiens", hielt kürzlich, als Präsident des „Birmingham und Midland Institut", eine Eröffnungsrede über „die Ansichten vom Leben". Wir geben aus dieser die folgenden Ausführungen nach dem Berichte der „Birmingham Daily Post" vom 11. Oktober 1893 wieder, weil sie in der Idee so wahr wie schön sind; wir müssen aber anerkennen, daß diese Darstellung nur der Wahrheit, nicht der Wirklichkeit entspricht. Bei der Behandlung des Themas „die Geheimnisse des Lebens und des Todes" sagte Edwin Arnold ungefähr folgendes:

„In dieser Hinsicht ist Asien, von dem ihr alle eure religiösen Gedanken hergenommen habt, und von dem ihr noch Vieles zu lernen haben werdet, Asien ist unserm Westen weit voraus. Des Paulus zuversichtliche Behauptung, daß es nicht nur sichtbare vergängliche Dinge giebt, sondern auch unsichtbare unvergängliche, wird hier nur von den Frommen anerkannt, von den Materialisten als bloße Phrase betrachtet; in Indien ist dies ein Gemeinplatz von alltäglicher Gewißheit. Niemand bezweifelt dort, die Fortdauer des Lebens — ebensowenig wie jemand bezweifelt, daß die untergehende Sonne morgen, als derselbe Feuerball, wieder aufgehen wird.

Indien würde allerdings niemals die Lokomotive und den Hinterlader erfunden haben; aber ihre ärmsten Bauern haben dort soviel tiefsinnige Philosophie ererbt, daß sie schon vermöge der religiösen Geistesatmosphäre ihres Landes eine Weltanschauung besitzen, die an feinster und eingehendster Abstraktion die eines Priestley oder eines Hegel übertrifft. Und würden diese Volksklassen dort auch noch so sehr vertraut werden mit den glänzenden Ergebnissen und mit den großartigen Forschungen der modernen Wissenschaft, so würden sie doch darum nicht im geringsten ihren festen Glauben an das Unsichtbare verlieren. Sie würden es viel eher unbegreiflich finden, daß abendländische Gelehrte das Gesetz der Erhaltung der Kraft lehren können und es doch nicht anerkennen in betreff der höchsten und entwickeltsten aller Kräfte, des menschlichen Geistes.

Ich möchte nicht behaupten, daß Asien reicher sei als Europa oder als unsere berühmten Professoren agnostischer Denkungsart, aber zweifellos leben Indiens Kinder glücklicher und sterben leichter. Da es nicht das Auge ist, was sieht, und nicht das Ohr, was hört, sondern das Selbst hinter diesen Sinneswerkzeugen, so glauben sie auch an dies Selbst und gewinnen Frieden in der Ueberzeugung seiner Fortdauer.

Als Meister der Metaphysik setzen sie sich über die letzten Schwierigkeiten menschlichen Verständnisses des Daseinsrätsels mit dem Grundsatze hinweg: „Nie kann der Gedanke den Denker begreifen". In dem aber, was uns beständig quält und schreckt, die Geheimnisse der Unendlichkeit des Weltalls, sind ihrem ruhigen Geiste zur täglichen Freude geworden, da ihnen trotz der menschlich-beschränkten Kräfte die auf-

wärts strebende Seele sich ihres unbeschränkten Sehnens bewußt ist. Sie haben die zwei höchsten ewigen Gesetze der Weltordnung erkannt: Dharma die Liebe und Karma die Gerechtigkeit. In diesem Lichte ist es ihnen klar, daß unter einer unwandelbaren, wenn auch manchmal unbarmherzig scheinenden Gesetzmäßigkeit alle Dinge vom Gutem zum Bessern und vom Besseren zum Besten fortschreiten, bis die Zeit für eine neue und höhere Ordnung der Dinge reift. — Ahinsa, d. i. „kein Unrecht zu thun", ist daher ihr hauptsächlichstes Gebot, wie es auch Christi „Goldene Regel" war, und wie es auch das letzte Wort des Hafis in seinen persischen Versen war. Sie erwarten den Tod, nicht wie manche unter uns gleichsam als klagende Gefangene, die nach einem tyrannischen Gesetze ohne Zulassung einer höheren Instanz verurteilt sind und nun mit bitterm Mute den letzten Tag in der Gefängniszelle ihres Leibes bis zur Hinrichtung erwarten, sondern vielmehr wie fröhliche Kinder einer großdenkenden Mutter, deren Wille süß und gut ist, deren Wege weise sind, und die sie demnächst einlullen wird, aus dem sie dann mit voller Frische wieder erwachen, bereit zu einem glücklicheren Leben in dem neuen Sonnenscheine eines anderen schönern Tages". **W. D.**

Das ABC der Theosophie.

Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ist kürzlich wieder eine kleine theosophische Schrift unter obigem Titel erschienen. Daß sie viel zu teuer ist, nämlich gerade sechsmal soviel kostet, wie das englische Original, also weniger Verbreitung finden wird, als es der Zweck einer solchen Flugschrift sein muß, ist die natürliche Folge der deutschen Zersplitterung, die es bis jetzt noch nicht zu einem eigenen theosophischen Verlage gebracht hat, der nur der Sache und keiner Person dient. Derselbe Uebelstand machte sich schon bei dem „Schlüssel der Theosophhie" von H. P. Blavatsky geltend. Indessen beklage ich dies nicht etwa ohne Einschränkung. Wie oft, so decken sich auch hier zwei Uebelstände und heben einander teilweise auf, oder das Uebel trägt seine eigene Regulierung in sich selbst.

Das englische Original des „Schlüssels der Theosophie" weist viele Schwächen und Mängel auf, die den gebildeten deutschen Leser noch mehr verletzen als den englischen. Diese hätten sich durch eine geschickte Uebersetzung völlig überwinden lassen, ohne das Original irgendwie zu beeinträchtigen. — Ebenso ist von den fünf bis sechs Dutzend kleinen Schriften und Aufsätzen, welche die erste Einleitung in die Theosophie geben, das ABC von Snowden Ward eines der am wenigsten zu empfehlenden, da es vor Jahren von einem Anfänger geschrieben wurde und manche Irrtümer und Ungeschicklichkeiten enthält. Auch diese Schwächen hätten sich durch die Uebersetzung beseitigen lassen, wenn der Uebersetzer aus irgend einem Grunde sich scheute, nicht lieber eine von den 6 oder 7 tadellosen Einführungs-Broschüren von Frau Besant für das deutsche Publikum zu bearbeiten. (Allerdings sind den Deutschen ja die Frauen leider nicht „gelehrt" genug.)

Angesichts dieses Umstandes ist wohl der beschränkte Absatz solcher Bearbeitungen nicht so sehr zu beklagen. Zu tadeln ist höchstens der deutsche National-Charakter, der sich nicht, wie das englische, die Weltkultur tragende Wesen, freiwillig im Dienste einer gemeinsamen Sache zu organisieren versteht, sondern nur durch militärische oder sozialdemokratische Dressur

auf Grund von Furcht, Not und Rachedurst zu einem gemeinsamen Handeln gezwungen werden kann. In der übrigen Welt fügt man sich gerne dem Sachkundigen und wenn deren mehrere sind, so setzen sie sich in Einvernehmen und wirken zusammen. In Deuschland liebt es jeder auf eigene Hand zu arbeiten, und es ist fast ein Wunder, daß dabei die Einzelnen nicht gegen einander anarbeiten.

Findet sich erst unter uns Jemand, der die Führung unserer Bewegung übernehmen kann und dem die zahlreichen Hülfskräfte unserer Geistesrichtung sich freiwillig anschließen, dann wird sich auch in Deutschland Besseres als bisher leisten lassen.

H. S.

✻

Unsere Kunstbeilagen-Mappe.

Die Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfennigstorff) in Braunschweig hat aus den Kunstbeilagen unserer Jahrgänge 1892 und 1893 die folgende Auswahl zu einer hübschen Sonderausgabe zusammengestellt: Von Fidus: Die Sphinx des Lebens — Weihnacht — Niemand kann zween Herrn dienen! — Im Morgenwinde — Du sollst nicht töten! — Der verlorene Sohn — Zu Gott! — Hebe dich weg von mir, Satan! — Viktoria Regia —; und von Diefenbach: Musizierender Knabe — Kastagnetten-Mädchen — Musizierendes Mädchen. — Diese Kunstbeilagen-Sammlung ist in zwei verschiedenen Ausgaben zu haben und entweder direckt von den Verlegern oder durch jede beliebige Buchhandlung zu beziehen. In einer festen Mappe mit Leinwand-Rücken von der Farbe unserer Original-Einbände kostet diese Sammlung: 1 Mk. 50 Pf., dagegen in einem festen Umschlage so wie der unserer monatlichen Hefte: 1 Mk. Beide Ausgaben eignen sich sehr zur Einführung unserer Monatsschrift bei ferner Stehenden wie auch zu Geschenken. Einer besonderen Empfehlung bedürfen dieselben hier wohl nicht. Wir denken aber in unserem nächsten Hefte eine Besprechung dieser Bilder zu bringen.

H. S.

✻

Kiesewetters Geschichte des neueren Okkultismus

wird durch einen zweiten Band erweitert, welcher im Herbst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint und in 5 Kapiteln folgenden Inhalt bringt: Die Alchemie, die Astrologie und das Divinationswesen, das Hexenwesen, die Magie und eine Vergleichung der spiritistischen Phänomene mit den geheimwissenschaftlichen. Das Werk wird viele Abbildungen aus seltenen Büchern und das Bild des Verfassers enthalten.

✻

Andrew Jackson Davis' Werke[1])

gehören zu den ersten, welche für den 1848 in Amerika aufgetretenen „Spiritualismus“ das Wort ergriffen haben. Seitdem deutsche Uebersetzungen

[1]) Verlag von Wilhelm Besser in Leipzig. „Der Lehrer“ 4 Mk. 50 Pf.; „Penetralia“ 3 Mk.; „Der Tempel“ 6 Mk.; „Die Philosophie des geistigen Verkehrs“ 1 Mk.; „Der Kulturkampf und seine Wirkung auf die nächste Zukunft“ 1 Mk. 50 Pf.

derselben von Dr. G. von Langsdorff, Gregor Constantin Wittig und Wilhelm Besser vorliegen, werden sich diese Schriften auch bei uns einbürgern, zumal der Verlag von Wilhelm Besser in Leipzig dieselben zu überaus billigen Preisen hergestellt hat. Aus diesen Werken spricht ein edler, vornehmer Geist, der mildernd, bessernd und Liebe bringend auf unsere Mitmenschen wirken will. Das Hauptwerk von Davis, „Die große Harmonie" umfaßt eine Reihe von Bänden, in welchen sich der Verfasser die Aufgabe stellt, die Harmonie des Weltalls, des Menschenlebens und der Natur von ihren größten Erscheinungen bis zu den kleinsten Regungen als Endzweck der göttlichen Absicht und des menschlichen Verlangens nachzuweisen und aus dieser Erkenntnis die Gesetze unseres sittlich-religiösen Wollens abzuleiten. Für unsern Leserkreis haben diese Werke, in denen sich auch eine gereifte Lebenserfahrung und tiefe Menschenkenntnis ausspricht, zunächst den Wert, daß sie die positive Gewißheit einer persönlichen Unsterblichkeit geben. Dr. H. G.

*

Die hebräische Poesie.

Unter diesem Begriff faßt Prof. Dr. Eduard Reuß im fünften Bande seiner prächtigen Uebersetzung des Alten Testamentes[1]) den Psalter, die Klagelieder und das Hohelied zusammen. Es ist nicht nur für den Kenner des Hebräischen ein Vergnügen, die Sorgfalt und den dichterischen Feinsinn auf sich wirken zu lassen, die der zu früh verstorbene Bibelexeget verewigt hat, um ein Kunstwerk der Uebersetzung mit jenem Fleiße zu schaffen, den selbst Goethe als Genie rühmt. Auch der gebildete Laie wird den Segen einer solchen Arbeit empfinden. Man muß die Schwierigkeiten kennen, die ein richtiges Verständnis des hebräischen Textes erfordert, um die Riesenleistung von Reuß zu würdigen. Ich kann keinen Tag an diesem Bande vorübergehen, ohne einige Seiten darin zu lesen und voll Pietät des Uebersetzers und Erklärers zu denken. Wer sich ein Bild von den Schwierigkeiten der Aufgabe machen will, die Reuß durch gewissenhafte Treue und ungewöhnliche Kenntnisse überwunden hat, muß einige Psalmen in den allgemein verbreiteten Bibeln mit dieser Uebersetzung vergleichen. Er wird über die unglaublichen Abweichungen des Wortlautes dieses Textes von dem Lutherschen staunen. Es ist begreiflich, daß in 300 Jahren die Bibelforschung Fortschritte gemacht hat. Man sieht aber auch, wie Luther oft manches Rätsel der Septuaginta und Vulgata, nicht des Hebräischen, durch feine Intuition gelöst hat.

An die Psalmen schließen sich die fünf Elegien oder Trauergesänge an, die als „Klagelieder" bekannt sind, sich auf die Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer um das Jahr 588 v. Chr. beziehen und ohne Grund dem Jeremias zugeschrieben wurden.

Das hohe Lied, hebräisch „Lied der Lieder", welches nur einem Miß-

[1]) Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig.

verständnisse seine Aufnahme in die Bibel verdankt, auch nicht zum jüdischen Kanon gehört hat oder irgendwie zur Erbauung diente, diese poetische Darstellung eines Liebesverhältnisses, schließt den Band ab. Die gediegene Gründlichkeit seiner Forschung zeigt Reuß wie in den Einleitungsabhandlungen und Anmerkungen zu den Psalmen und Klageliedern so auch in seiner erschöpfenden Darstellung der symbolisierenden Auffassungen, welche dieses weltliche Liebeslied erfahren hat, und in der Wiedergabe der literargeschichtlichen Versuche eines Jacobi, Staeudlin, Ewald, Böttcher, Hitzig und Renan, aus dem Hohen Liede ein Drama herauszuklügeln. Daß Reuß bei der Begründung seiner Uebersetzung und Erklärung bei aller sachlich unentwegten Festigkeit mitunter auch ein scharfes Wort gegen die tändelnden und gedankenlosen Sinnverdreher braucht, nimmt uns nur noch mehr für den ernsten Forscher ein, der als Uebersetzer eines heiligen Amtes waltet.

Nicht nur Theosophen, sondern alle Verehrer der Religion und Freunde der Dichtung, Theologen und Laien werden zu diesem Werke greifen müssen, wenn sie in den tieferen Sinn des Alten Testamentes eindringen wollen, um seine Lehre zu erfassen als Vorstufe des Christentums.

Dr. H. G.

Sammlung Göschen.

Für dieses Unternehmen habe ich nur Worte des unbedingten Lobes. Ich freue mich über jedes neue Bändchen. Jedes ist mir eine neue angenehme Ueberraschung. Man denke: Buch für Buch in schöner Ausstattung, in Ganzleinband fest und dauerhaft gebunden, in dem bequemen Format von 16,11 Centimetern zu dem Preise von 80 Pf.! Die „Sammlung Göschen" erweitert sich zu einer bequemen Bibliothek für die Interessen der allgemeinen Bildung. Die Bearbeiter der verschiedenen Wissensgebiete sind tüchtige Gelehrte, welche selbst die Ergebnisse neuer Forschungen in diesen Darstellungen zur Geltung bringen, dadurch zuverlässige Führer werden und vor manchem Irrtum, Vorurteil und veralteten Begriffe schützen, wie solche sich von Jahr zu Jahr einschleppen. Wer es versäumt hat, sich das notwendigste Schulwissen anzueignen, dem bietet die „Sammlung Göschen" die beste Gelegenheit dazu. Man kann nicht in der übersinnlichen Welt leben, wenn man nicht die Thatsachen der sinnlichen begriffen hat. Für den Schul- und Selbstunterricht kenne ich keine Büchersammlung, die ich mit gleich gutem Gewissen und gleicher Wärme empfehlen könnte. Die Anthropologie behandelt z. B. Realschuldirektor Rebmann in Bd. 18 mit einer Klarheit und Präzision, wie sie für dieses dem Dilettantismus gefährlich ausgesetzte Gebiet nahezu musterhaft erscheint; geschickt führt A. F. Möbius in die Astromomie (Bd. 11) ein; übersichtlich behandelt Dr. R. Brauns, Privatdozent in Marburg, die Mineralogie (Bd. 29); Dr. E. Fraas stellt die Thatsachen der Geologie zusammen (Bd. 13); Prof. Dr. Siegm. Günther bearbeitet die Physikalische Geographie (Bd. 26); ergänzend schließt sich daran mit etwa 100

Abbildungen, an denen auch die anderen Bändchen reich sind, die Kartenkunde von Direktor Gelcich und Prof. Sauter an (Bd. 30). Von Geschichtsdarstellungen wird die Römische Geschichte vom Gymnasial-Rektor Dr. Bender (Bd. 19) und die Griechische Altertumskunde von Dr. R. Maisch (Bd. 16) mit Anerkennung zu nennen, weil sie den überreichen Stoff mit didaktischem Geschick fast künstlerisch zu gestalten verstanden.

Meine besondere Freude ist endlich die kleine Bibliothek der deutschen Literatur, in der ich die 278 Seiten umfassende, sehr geschickt, mit gründlicher Präzision skizzierte Geschichte der deutschen Litteratur von Prof. Dr. Max Koch (Bd. 31) und die prächtige Deutsche Mythologie von Prof. Dr. F. Kauffmann (Bd. 15) obenan stelle. Was ich von Textausgaben für Schulen und für Autodidakten seit 20 Jahren vermißt habe, das bietet uns in „Sammlung Göschen" die Althochdeutsche Litteratur mit Grammatik, Uebersetzung und Erläuterungen von Prof. Th. Schauffler (Bd. 28), welche von den Runen, dem Gotischen und einer kurzen Geschichte und Grammatik des Althochdeutschen ausgeht und den Wortlaut der Zaubersprüche, des Hildebrandsliedes, Stellen aus der St. Galler Rhetorik, das Wessobrunner Gebet, Verse aus Muspilli, aus dem herrlichen Heliand und vieles Andere bringt, was ein deutsches Gemüt erhebt und die Ehrfurcht vor unsern Vätern belebt. In diesem Bande 28 ist Vieles von der esoterischen Weisheit unserer Vorfahren zu finden. Ebenso anerkennenswert ist die Auswahl aus Nibelungen und Kudrun nebst Grammatik und Wörterbuch von Dr. W. Golter, schon in 2. Auflage (Bd. 10), die taktvollste Schulausgabe beider Dichtungen, die nicht langweilt; Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg faßt Dr. Marold mit Geschick (Bd. 22) zusammen; Walther von der Vogelweide nebst Minnesang und Spruchdichtung bietet Prof. O. Günther (Bd. 23); Seb. Brand, Hans Sachs und Fischart stellt Dr. L. Pariser (Bd. 24) zusammen; das Kirchenlied und Volkslied hat Dr. G. Ellinger bearbeitet (Bd. 25). Zum Ganzen sind noch die Aufsatz-Entwürfe von Prof. Dr. L. W. Straub (Bd. 17) zu nennen.

Damit auch das nicht fehlt, was über den Spezialwissenschaften als führende Disziplinen steht, weise ich auf die geschickte Bearbeitung der Psychologie und Logik von Dr. Th. Elsenhans (Bd. 14) hin, die freilich nicht im Sinne der Theosophie, sondern der Schulwissenschaft gehalten ist, und auf die in ihrer Kürze recht instruktive Pädagogik von Prof. Dr. Wilhelm Rein in Jena, die sich schon allgemeiner Anerkennung erfreut und bereits in 2. Auflage vorliegt. Mit einem Worte: unbedingtes Lob für „Sammlung Göschen"! Dr. H. G.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik.

Unter diesem Titel erscheint die Verschmelzung zweier Zeitschriften, welche den Kreisen der Herbartischen Richtung als zuverlässige Führer ge-

dient haben: „Zeitschrift für exakte Philosophie“ von Allihn und Ziller, später von Flügel und „Pädagogische Studien“ von Rein.

Die neue „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“ wird herausgegeben von O. Flügel, Pastor in Wansleben bei Halle und von Dr. Wilhelm Rein, ord. Prof. der Pädagogik an der Universität Jena und erscheint im Verlage von Hermann Beyer und Söhnen in Langensalza zu dem Preise von 6 Mark für den ganzen Jahrgang. Es liegen mir die zwei ersten Hefte vor, die durch ihren Inhalt Vertrauen zu dem Unternehmen erwecken. Lic. H. Schoen in Paris entwirft ein gut durchdachtes Charakterbild von Ernest Renan unter Berücksichtigung tüchtiger Vorarbeiten. Dr. E. Thrändorf in Auerbach weist die Mißgriffe in P. V. Schmidts Kirchengeschichte nach. Dr. Karl Kehrbach, der bekannte und verdienstvolle Herausgeber der „Monumenta Germaniae paedagogica“, in Berlin stellt in einem sehr interessanten Originalberichte die Geschichte und Verfassung des pädagogischen Seminars von Herbart in Königsberg dar. Als Herausgeber der kritischen Ausgabe Herbarts hat er in jahrelang mühsamer Arbeit das zerstreut liegende Material an Manuskripten und amtlichen Aktenstücken gewissenhaft gesammelt, welches ihm die quellenmäßige Darstellung dieses ebenso wichtigen wie fesselnden Gegenstandes möglich machten. Eine Abhandlung von Dr. Otto W. Beyer in Leipzig-Gohlis „Zur Errichtung pädagogischer Lehrstühle an unseren Universitäten“ ist geeignet, in den Wirrwarr der Verhandlungen über diese Lebensfrage der Schulerziehung Licht zu bringen. Der erschienene erste Teil giebt zunächst eine geschichtliche Uebersicht über die Vorschläge zur Errichtung von Universitätsseminaren nach Wittstock, Schiller, Hofmann, Stoy und Ziller. In Preußen ist die Angelegenheit so verfahren, daß eine Mahnung zur Reform gerade in letzter Stunde vielleicht noch dem Schaden Einhalt thun könnte. Prof. W. Rein in Jena spricht „Zum Renzensententum in der Pädagogik“ Grundsätze aus, die so ziemlich von jeder Zeitschrift beachtet werden sollten, die sich nicht mit Lobhudeleien über Bücher nach Lektüre des Titels und eines Vorwortsatzes begnügt. Weitere Abhandlungen und kleine Mitteilungen nebst vielen mit Sachkenntnis geschriebenen Bücher-Besprechungen zeichnen die neue Zeitschrift aus.

Dr. **H. G.**

Gedichte von Ina Gutfeldt.[1])

„Warum?“ nennt die Dichterin ihre Balladen, Romanzen und Lieder, weil sie sich um die Frage nach dem Werte des Lebens und dem Rätsel des Leides bewegen. Aus allem spricht ein ernster Sinn und ein tiefes Gemüt, welches im fremden Lande die Liebe zu deutschem Wesen und Sinnen bewahrt hat.

Dr. **H. G.**

[1]) Reval, Kluge und Strochen; Leipzig, Rudolf Hartmann. 1894. 1 M.



Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland.

So nennt Dr. Julius Duboc, der Verfasser des nicht atheistischen Buches „Das Leben ohne Gott“ seine Betrachtungen über die geistige Entwickelung Deutschlands im letzten Jahrhundert. Der vorliegende zweite Band „Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende“[1]) faßt vorwiegend die philosophischen und ästhetischen Verhältnisse ins Auge. Es ist nicht immer ein erfreuliches Bild, welches er von dem Ringen Deutschlands nach politischer und geistiger Größe entwirft. Oft ist es ein Spiegel, der etwas zurückwirft, dessen man sich schämt. Vielseitig ist die düstere Farbe, welche Duboc aufträgt. Man wird etwas deprimiert, wenn man sich in dieses Buch vertieft. Aber wer wollte auch vom 19. Jahrhundert schon die Rosenfinger der Morgenröte geistigen Lebens verlangen? Dr. H. G.

*

Glückliche Menschen.

So nennt Richard Fugmann in seiner gleichnamigen Schrift[2]) sich und diejenigen, welche denken und handeln wie er. Nicht die gewöhnliche Jagd nach dem zweifelhaften Glück des Besitzes und Genusses, sondern das Streben nach Selbstbeherrschung ist sein Ziel. Aus der kleinen Schrift spricht ein edler Sinn und ein warmes Gemüt. Was der Verfasser über die Ausartung des Egoismus in der Ehe, über die Knechtung der Frau, über die Entwürdigung des Weibes durch den Mann und über das Martyrium der Mann und Weib entehrenden Prostitution sagt, kommt aus reinem Herzen. Dr. G.



Wir werden wieder geboren.

Eine Schrift, die diesen Titel führt, oder diese Thatsache zum Gegenstande ihrer Darstellung hat, sollte stets unsern Lesern bekannt gegeben werden; denn unserer Überzeugung nach hat der Nachweis dieser Thatsache gerade für die Gegenwart einen hohen Erkenntniswert, und zwar nicht bloß einen theoretischen, sondern für Alle, die nicht mehr ganz ausschließlich in ihrem kleinen augenblicklichen, persönlichen Selbst leben, einen unmittelbar praktischen, lebendigen. Diese Erkenntnis bedeutet für uns im höheren Sinne das, was Paulus als den Inbegriff seiner höchsten Gefühlswerte bezeichnete: Glaube, Hoffnung, Liebe.

Carl Andresen hat bei Lucas Gräfe in Hamburg kürzlich eine Schrift unter obigem Titel herausgegeben und fügt dem zur Erklärung hinzu: „Theïstischer Monismus, eine mit der Lehre Christi harmonierende philosophische Weltanschauung.“ Unsere Gesinnungsgenossen werden diese Schrift gerne lesen, da sie mit Liebe zur Sache und mit guter Material-Kenntnis geschrieben ist.

Freilich läßt sie vielfach an Klarheit zu wünschen übrig, und wir können dem Verfasser nicht in allen seinen philosophischen Ausführungen zustimmen, nicht einmal in allen seinen geschichtlichen Urteilen. So u. a. auch nicht in seiner Auslegung der Aussprüche in den Evangelien.

---

[1]) Leipzig, Otto Wigand, 1893. — Preis 4 Mk.

[2]) Verlag von R. Fugmann in Vogtsberg-Oelsnitz i. V. 1894. — 50 Pf.

Zweifellos war allerdings die Lehre der Wiederverkörperung auch den schriftgelehrten Juden bekannt, sie war sogar ein Glaubenssatz der Pharisäer; aber Jesus legte auf sie sehr mit Recht zu seiner Zeit wenig Gewicht, wie seine Abweisung dieser Anschauung bei der Frage nach dem Blindgeborenen beweist. Eben dadurch wurde gerade seine Lehre so eminent geeignet für die ersten zwei Jahrtausende der Entwickelung unserer europäischen Rasse; denn solange ein Kulturbewußtsein (wie es in den Anfängen desselben stets der Fall ist) noch ganz ausschließlich in dem Bewußtsein des kleinen äußern persönlichen Selbstes der Einzelnen lebt, naturgesetzlich leben muß, kann diese Lehre nur ausarten und die Menschen nur verirren. (Seelenwanderungsglaube!) Die Grundlage für höheres Streben muß erst durch Erweckung der Gottesliebe und der Menschenliebe verbreitert werden. Das that Jesus.

Deshalb scheint uns auch z. B. Andresens Auslegung der Stelle Markus X, 29, 30 und Parall. gezwungen und unrichtig. — Unter solchen Vorbehalten aber anerkennen wir gerne, was der Verfasser in den Schlußworten seiner Schrift sagt: „Ich denke hiermit einen meinen bescheidenen Kräften entsprechenden Teil beigetragen zu haben zur Beschleunigung der notwendigen Überführung des Paulinismus in ein einheitliches menschliches Christentum.“ — Nicht unterdrücken können wir jedoch den Hinweis, daß auch Paulus selbst erfüllt war von der esoterischen und geistigen Erkenntnis wahrer Religion; nur lehrte er dies nicht seinen noch ganz im Exoterismus befangenen Gemeinden, wie dieses u. a. das 2. und 3. Kapitel seines ersten Korintherbriefs beweisen.

H. S.

✱

Das Gebet

ist gerade so mannigfaltig in seinen Ausdrucksformen wie die Verschiedenartigkeit der Vorstellungen von der Gottheit. Wie roh und ursprünglich noch die Natur des Menschen sein mag, immer finden wir schon einen Trieb zu beten, ein Bedürfnis geistige Mächte für sich zu gewinnen, mehr oder weniger entwickelt. Alle Menschen beten; aber freilich würdigen nicht alle Menschen ihre innere Erhebung dieses Namens. Jeder aufrichtige Wunsch, jedes ernste Streben nach etwas Höherem und jenseits des gegenwärtigen Selbstes Gelegenen ist, seiner innersten Bedeutung nach, Gebet. Der geistige Begriff des Wortes ist nur durch die menschenähnliche Gottesvorstellung entwürdigt worden. Drummond aber sagt mit Recht: „Beten ist das Atmen der Seele“; und wirklich werden durch Gebet mehr Dinge bewirkt, als man sich träumen läßt, und doch geht dabei Alles auf natürliche Weise zu, wenn auch nicht gerade auf handgreiflich sinnliche.

Light.

Neue Bücher.

Ein Beitrag zur Lösung des Welträtsels oder die Hypothese eines Nichtgelehrten. (Leipzig, Kommissionsverlag von Greßner & Schramm.) — 2 Mk.

Mahnworte der hochehrwürdigen Greisin Gräfin Victorine Buttler-Haimhausen. Herausgegeben durch Freiherrn von Broich. (Berlin 1894, Verlag der Aktiengesellschaft Pionier.) —

Davis: Der Tod im Lichte des Spiritualismus und der harmonischen Philosophie. Ins Deutsche übersetzt von Georg Maaß. Herausgegeben von Wilhelm Besser. (Leipzig 1894, Wilhelm Besser.) — Zu Propagandazwecken gratis.

Paul Lanzky: Neue Gedichte. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — 2 Mk.

J. Lorch: Sechs Haupt-Kirchenlehren für denkende Protestanten. (Hagen i. W., Hermann Risel & Co.) — 50 Pf.

Schlichte Wahrheit aus 24jähriger stiller Arbeit unter Droschkenkutschern und Postillionen. Einem Tagebuch entnommen. (Als Manuskript für Freunde gedruckt.)

Hippolyt Haas: Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Zweiter Teil. Mit 163 Abbildungen. 11.—15. Tausend. (Berlin 1894, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) — 4 Mk, geb. 4 Mk. 75 Pf.

Johannes Wedde: Gesammelte Werke. Erster Band: Persönliches [Gedichte] (Hamburg 1894, Hermann Grüning.) —

Sammlung neutheosophischer Schriften. Nr. 12 B.
Arkana oder Seelenheilwinke zum ewigen Leben. Zusammengestellt aus zum Teil neuen Abschnitten und Zitaten aus unsern sämtlichen Werken als praktisches Handbüchlein für ernstere Wahrheitssucher, die da wirkliche Jünger der wahren Lebenskunst werden wollen. (Bietigheim a. E., Württemberg 1894, Neu-theosophischer Verlag.) — 1 Mk. 70 Pf.

Baronin von Reizenstein (Franz von Nemmersdorf): Das Rätsel des Lebens. Roman in zwei Bänden. (Leipzig 1894, Wilhelm Friedrich.) — 8 Mk.

Karl Henckell: Zwischenspiel [Gedichte]. (Zürich 1894, Verlags-Magazin; J. Schabelitz.) —

Ernst Rosmer: Madonna. Novellen. (Berlin 1894, S. Fischer Verlag). — 3 Mk., geb. 4 Mk.

Dr. **Ferdinand Maack**: Geeinte Gegensätze. III. Die Entstehung des menschlichen Geistes. (Leipzig 1894, Bacmeisters Verlag.) — 40 Pf.

Karl Wilhelm Diefenbach: Per aspera ad astra! Ein Lebens-Märchen. (Wien 1893, Komissionsverlag von V. A. Heck.) —

Otto von Leixner: Deutsche Worte. (Berlin, Otto Janke.) — 2 Mk.

Otto von Leixner: Randbemerkungen eines Einsiedlers. Ernst, Scherz und Satire. (Berlin, Otto Janke.) — 2 Mk.

Otto von Leixner: Herbstfäden. Scherz und Ernst. (Berlin, Otto Janke.) — 2 Mk.

E. Juncker (Else Schmieden): Die Klosterschülerin und andere Erzählungen. (Berlin 1894, Otto Janke.) — 6 Mk.

E. Juncker: Götterlose Zeiten. Roman. Drei Bände. (Berlin 1893, Otto Janke.) — 12 Mk.

Das neue Jahrhundert. Philosophische Studien von einem Ungekannten. (Leipzig 1894, Wilhelm Friedrich.) —

A. G. Trent: Die Seele und die Sterne. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. Vopel. (Leipzig 1894, Wilhelm Friedrich.) —

Josef Hafner: Spiritismus oder Philosophie. (Philosophische Kritik des Spiritismus.) An Kuns Fischer und Eduard von Hartmann. (Leipzig 1894, Wilhelm Friedrich.) —

H. Snowden Ward: Das ABC der Theosophie. Aus dem Englischen übersetzt von Julius Sponheimer, F. T. S.) (Leipzig 1894, Wilhelm Friedrich.) —

Papus: Peut-on envoûter? Édude historique anecdotique et cristique sur les plus récents travaux concernant l'envoûtement. Avec une planche inédite. (Paris 1893, Chamuel, rue de trévise 29.)

Papus: Le plan astral. L'état de trouble et l'évolution posthume de l'Ètre humain. Avec 10 figures. (Paris 1894, Chamuel, rue de trévise 29.) — 50 centimes.

Marco Wahltuch: Simbologia psicografica. Illustrata splendidamente da 30 Disegni. (Roma 1892, E. Perino. — Via del Lavatore 88.) — 2,50 Lire.

I. (Orion): I rette Tid. En Række Aandemeddelelser til Belysning af vor Tid og Fremtiden. (Kristiania 1893). — 1,50 Kronen.





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Prospekthefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Für die T. V. eingegangene Beträge im April 1894.

Von Franz Brixel in Mürzzuschlag: 2 Mk. 40 Pf. — Amtsrichter Bingel in Dierdorf: 10 Mk. — Gustav Müller in Berlin: 10 Mk. — Paulus in Hamburg: 5 Mk. — H. Bernhard in Charlottenburg: 5 Mk. — Max Gysi in Vevey: 4 Mk. — Carl Becker in Karlsruhe: 10 Mk. — Franz Geymayer in Rosenheim: 4 Mk. — Olga Plümacher in Beersheba Springs: 12 Mk. — Hermann Fröhbrodt in Berlin: 5 Mk. — Martha Rennert in Dresden: 6 Mk. — C. Ritscher in Altona 3 Mk. — Irma v. Bleyleben in Wien: 6 Mk. — Christine Hardt in Moskau: 15 Mk. — Carl Schroeder in Breslau: 5 Mk. — Dr. Josef Klinger in Kaaden: 10 Mk. — Richard Barth in Knauthhain: 5 Mk. — R. K. in Dresden-Striesen: 10 Mk. — Walter Hübbe in Hamburg: 7 Mk. 50 Pf. — Zusammen: 130 Mk. 90 Pf.

Ueber die für den E. K. eingegangenen Beträge wird hier nicht quittiert.

Steglitz bei Berlin, den 30. April 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Um genaue Angabe der Adresse

bitten wir dringend jeden, der an uns schreibt, sowohl unsere alten und neuen Mitarbeiter wie auch alle Freunde der Theosophischen Bewegung, da die Unterlassung dieser Angabe im Redaktionsbureau Mühe verursacht und oft eine Antwort unmöglich macht. Die Redaktion der „Sphinx".

An unsere Mitarbeiter.

Den Manuskriptsendungen, die wir nicht bestellt haben, bitten wir ein adressiertes und frankiertes Couvert zur etwaigen Rücksendung beizufügen. Ohne dieses können wir keine Rücksendung zusichern, da wir mit Manuskripten überhäuft werden. Die Redaktion der „Sphinx".

Verlagsbuchhandlungen,

die uns Bücher zuschicken, ersuchen wir wiederholt um Angabe des Preises, den jedes Buch hat, ferner um gebundene bez. um je zwei ungebundene Exemplare, wenn außer der Anzeige noch eine Besprechung erfolgen soll. Die Redaktion der „Sphinx".

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Hübbe-Schleiden in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.